

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Für den Verein für Volkskunde

herausgegeben von

Margot Schindler

Unter Mitwirkung von

Franz Grieshofer und Konrad Köstlin

Redaktion

**Birgit Johler (Abhandlungen, Mitteilungen und
Chronik der Volkskunde)**

Michaela Haibl (Literatur der Volkskunde)

Neue Serie
Band LXII

Gesamtserie
Band 111

150 N:80



WIEN 2008

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt
mit Unterstützung von**

Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur

Burgenländische Landesregierung

Kärntner Landesregierung

Niederösterreichische Landesregierung

Oberösterreichische Landesregierung

Steiermärkische Landesregierung

Vorarlberger Landesregierung

bm:uk Bundesministerium für
Unterricht, Kunst und Kultur



niederösterreich kultur



Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien, Österreich
www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at
Satz: Lasersatz Weismayer, 1080 Wien, Skodagasse 9
Druck: Novographic, 1230 Wien, Walter Jurmann-Gasse 9
AUSSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2008

Abhandlungen

- Franz Grieshofer*, Karl Lacher – ein „übergangener“ Volkskundler der Steiermark. Zum Gedenken an den bedeutenden Museologen zu seinem hundertsten Todestag am 15.1.2008 1
- Olaf Bockhorn*, Hopgarten – Metzenseifen – Blaufuß: Drei „deutsche“ Gemeinden in der heutigen Slowakei? Ein Werkstattbericht 25
- Zuzana Profantová*, Daheim, das sind Hände, über denen Du weinen darfst. Zu anthropologischen Aspekten des Studiums des Hauses und Heims . . 105
- Franz Dungal*, „Alles tot Ding?“ Anmerkungen zum Reliquienkult 125
- Hans Bayr*, Das „Samson-Fiasco“ 1898. Eine Episode aus der Frühzeit des Volkskundemuseums Wien 201
- Birgit Johler*, Das Österreichische Museum für Volkskunde in Zeiten politischer Umbrüche. Erste Einblicke in eine neue Wiener Museumsgeschichte 229
- Klara Löffler, Margot Schindler*, Aus dem Fundus. Skizzen zur Objektanalyse im Museum 377
- Bernhard Fuchs*, Verdächtige Minderheit. Roma im Fernsehkrimi *Tatort* . . 405

Mitteilungen

- Matthias Beitzl*, museum_inside_out. Ein museologischer Laborversuch . . . 145
- Margret Haider und Reinhard Bodner*, „Cultural Tendencies and Dominants in Modern Mining“. Der volkskundlich-kulturwissenschaftliche Projektteil des Spezialforschungsbereichs HiMAT („The History of Mining Activities in the Tyrol and Adjacent Areas: Impact on Environment and Human Societies“) der Universität Innsbruck 157
- Herbert Nikitsch*, Promulgation – vom Votivbild zum Graffiti. Beobachtungen zur „popularen Religiosität“? 265

neuerDings

Schlüssel aus dem Salzkammergut (<i>Claudia Peschel-Wacha</i>)	49
Ein Ölbild aus Dänemark (<i>Margot Schindler</i>)	165
Helmut Seethaler – die Aneignung des öffentlichen Raumes. Der „rebellische“ Zettelpoet von Wien (<i>Herbert Justnik, Stephanie Stübler</i>)	277
Die Rezepte des Dr. Bohr (<i>Birgit Johler</i>)	435

Chronik der Volkskunde

21. Generalkonferenz des Internationalen Museumsrates ICOM, 19. bis 24. August 2007 in Wien (<i>Kathrin Unterleitner, Veronika Plöckinger-Walenta, Claudia Peschel-Wacha, Margot Schindler</i>)	53
dgv-Studierendentreffen, 7. bis 10. Juni 2007 in Wien am Institut für Europäische Ethnologie (<i>Laura Hompesch, Martin Jonas, Judith Punz, Anna Stoffregen</i>)	64
Space Invasion. Drei Ausstellungen junger Kunst in der ehemaligen Portierswohnung des Österreichischen Museums für Volkskunde (<i>Herbert Justnik</i>)	171
Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2007 (<i>Margot Schindler</i>)	283
Jahresbericht Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee 2007 (<i>Margot Schindler</i>)	309
Bericht zur internationalen Tagung „Regional Culture as Reflected by Museum Collections. Analyses of the Collections of Rudolf Trebitsch (1876–1918) against the Background of European Regionalisation“, 18. April 2008, Österreichisches Museum für Volkskunde (<i>Matthias Beitzl</i>)	316
9 th SIEF-Congress Transcending „European Heritages“: Liberating the Ethnological Imagination, University of Ulster, 16.–20. Juni 2008 (<i>Michaela Fenske</i>)	322
Edith Hörandner (12.2.1939–20.6.2008) (<i>Helmut Eberhart</i>)	329
Friederike Prodingner (1913–2008) – ein Leben für die Volkskunde (<i>Erich Marx</i>)	334
25 Jahre Kommission für Frauenforschung (heute: Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung) in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Ein Gespräch mit Carola Lipp (Göttingen) (<i>Nikola Langreiter, Elisabeth Timm</i>)	441

41. Internationales Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Dresden, 21.9.–27.9.2008 (<i>Claudia Peschel-Wacha</i>)	448
Károly Gaál 1922–2007 (<i>Konrad Köstlin</i>)	453
Nachruf für PhDr. Josef Vařeka, DrSc. (<i>Vera Kapeller</i>)	459

Literatur der Volkskunde

Weber-Kellermann, Ingeborg, Andreas C. Bimmer und Siegfried Becker: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte (<i>Oliver Haid</i>)	71
Hörz, Peter F. N.: Kunde vom Volk. Forschungen zur Wiener Volkskultur im 20. Jahrhundert (<i>Anita Bagus</i>)	73
Wöhler, Karlheinz (Hg.): Erlebniswelten. Herstellung und Nutzung touristischer Welten (<i>Elisabeth Krims</i>)	77
Fugger, Dominik: Das Königreich am Dreikönigstag. Eine historisch-empirische Ritualstudie (<i>Petra Streng</i>)	80
Muttenthaler, Roswitha und Regina Wonisch: Gesten des Zeigens. Zur Repräsentation von Gender und Race in Ausstellungen (<i>Christian Stadelmann</i>)	83
Mattl, Siegfried, Elisabeth Timm und Birgit Wagner (Hg.): Filmwissenschaft als Kulturwissenschaft (<i>Monika Rabofsky</i>)	86
Rieken, Bernd: „Nordsee ist Mordsee“ – Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen (<i>Norbert Fischer</i>)	179
Binder, Susanne und Gebhard Fartacek (Hg.): Der Musikantenstadl. Alpine Populärkultur im fremden Blick (<i>Andreas Schmidt</i>)	182
Rösch, Paul: Meraner Badegeschichten. Vom Strandbad zum Lido (<i>Verena Lageder</i>)	186
Aggermann, Lorenz, Eduard Freudmann und Can Gülçü: Beograd Gazela. Reiseführer in eine Elendssiedlung (<i>Jan Hinrichsen</i>)	188
Beitl, Richard: Untersuchungen zur Mythologie des Kindes (<i>Elisabeth Timm</i>)	337
Krämer, Sybille, Werner Kogge und Gernot Grube (Hg.): Spur – Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst (<i>Martin Jonas</i>)	349
Walther, Christine: Siegertypen. Zur fotografischen Vermittlung eines gesellschaftlichen Selbstbildes um 1900 (<i>Bernd Rieken</i>)	352
Schmale, Wolfgang: Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000) (<i>Ralph Winkle</i>)	353

Pöttler, Viktor Herbert: Gebaute Urväter-Weisheit. Gründung, Planung und Aufbau des Österreichischen Freilichtmuseums zu Stübing bei Graz (<i>Helmut Eberhart</i>)	357
Petermayr, Klaus und Oberösterreichisches Volksliedwerk/Volksliedarchiv (Hg.): Schnopfhagen. Umfeld – Leben – Wirken (<i>Michaela Haibl</i>) . . .	360
Erratum	364
Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt (<i>Helmut Eberhart</i>)	465
Scharfe, Martin: Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850 (<i>Matthias Beitzl</i>)	469
Hägele, Ulrich: Foto-Ethnographie. Die visuelle Methode in der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Mit einer Bibliographie zur visuellen Ethnographie 1839–2007 (<i>Herbert Justnik</i>)	475
Brückner, Wolfgang: Lutherische Bekenntnisgemälde des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die illustrierte Confessio Augustana (<i>Konrad Köstlin</i>)	478
Bohlman, Philip V.: Jüdische Volksmusik. Eine mitteleuropäische Geistesgeschichte (<i>Erich Tremmel</i>)	481

Buchanzeige

Greger, Michael J. und Johann Verhovsek: Viktor Geramb 1884–1958. Leben und Werk (<i>Herbert Nikitsch</i>)	191
Eingelangte Literatur: Winter 2007/2008 (<i>Hermann Hummer</i>)	89
Eingelangte Literatur: Frühjahr 2008 (<i>Hermann Hummer</i>)	193
Eingelangte Literatur: Sommer 2008 (<i>Hermann Hummer</i>)	365
Eingelangte Literatur: Herbst 2008 (<i>Hermann Hummer</i>)	483
Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	103
Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	199
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	373
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	493

Karl Lacher – ein „übergangener“ Volkskundler der Steiermark

Zum Gedenken an den bedeutenden Museologen zu seinem
hundertsten Todestag am 15.1.2008

Franz Grieshofer

In der Institutionengeschichte der steirischen Volkskunde kommt Karl Lacher (1850–1908) nicht vor. Der als Professor an der Staatsgewerbeschule und als vielseitiger Künstler in Graz wirkende Sammler richtete jedoch innerhalb des von ihm gegründeten und geleiteten kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums am Joanneum in Graz eine eigene ethnographische Abteilung ein. Lachers Museumskonzept („Installationsplan“) folgte der Zielrichtung der Kunstgewerbemuseen. Angestrebt wurde von ihm aber eine Gesamtdarstellung der regionalen Kultur, innerhalb der der bäuerlichen Lebenswelt eine wichtige Stellung zugewiesen wurde. Durch die gleich nach dem Tod Karl Lachers in Angriff genommene Herauslösung der volkskundlichen Sammlung aus dem kulturhistorischen Museum kam es zur Umwandlung in ein reines „Bauernmuseum“ und zu einer damit verbundenen Ideologisierung des Bauerntums.

Volkskunde in Graz

Die Anfänge der Volkskunde in der Steiermark sind mit drei Namen verbunden: Weinhold, Meringer und Geramb.¹

¹ In diesem Zusammenhang wäre auch noch Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930) zu erwähnen, der 1915 aus Czernowitz nach Graz übersiedelte, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1930 das Amt eines Ordinarius für österreichische Geschichte bekleidete. Im Gegensatz zu seiner Zeit als Professor in der Bukowina, in der er durch seine zahlreichen und umfangreichen Arbeiten über die Huzulen, besonders aber durch seine Einführung in „Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methoden. Mit besonderer Berücksichtigung ihres

Karl Weinhold (1823–1901) gilt als typischer Vertreter einer von den Brüdern Grimm beeinflussten Volks- und Altertumskunde.² Er lehrte von 1851 bis 1861 als ordentlicher Professor für deutsche Philologie an der Universität Graz. In dieser Zeit veröffentlichte er eine Reihe wichtiger volkswissenschaftlicher Arbeiten, mit denen er den Boden für eine nachfolgende Volkskunde in Graz aufbereitete. Ihm verdankt die deutsche Volkskunde die Gründung des Vereins und der Zeitschrift für Volkskunde 1891.

Rudolf Meringer (1859–1931) war Indogermanist und von 1899 bis 1930 o. Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft in Graz.³ Für die Volkskunde wurde Meringer vor allem durch seine Studien zur germanischen Volkskunde I–III in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft (1891–1893, 1895) Bahn brechend. Es ist der Beginn seiner Beschäftigung mit Haus und Hausrat in der Steiermark, die schließlich in seiner Arbeit über „Das deutsche Haus und sein Hausrat“ (1906) gipfelte, womit Meringer zu den wichtigen frühen Vertretern der Hausforschung in Österreich avancierte. 1909 gründete er die Zeitschrift „Wörter und Sachen“ – und

Verhältnisse zu den historischen Wissenschaften“ (Leipzig–Wien 1903) hervortrat, exponierte er sich während seiner Grazer Zeit durch seine betont deutsch-nationale Einstellung. Es wäre interessant zu wissen, ob Kaindl in Graz Kontakt zur Volkskunde, insbesondere zu Viktor Geramb hatte. Zu Raimund Friedrich Kaindl siehe Klein, Anton Adalbert, Adolf Mais, Helmut J. Mezler-Andelberg: Raimund Friedrich Kaindl 1866–1930. Kulturhistorische Ausstellung Joanneum Graz. Graz 1966, 71 S., 1 Abb.; Klein, Anton Adalbert: Leben und Werk Raimund Friedrich Kaindls. In: Wagner, Rudolf: Alma Mater Francisco Josepina. München 1979, S. 293–307.

- 2 Eberhart, Helmut: Karl Weinhold in Graz. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. Jahrhundert. In: Sievers, Kai Detlev (Hg.): Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. und 20. Jahrhundert. Neumünster 1991, S. 23–40 (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig Holsteins, Bd. 26); Roedinger, Max: Karl Weinhold. Gedächtnisrede, gehalten am 25. Oktober 1901 im Verein für Volkskunde zu Berlin. Mit angefügtem Schriftenverzeichnis (Zeitschrift für Volkskunde, XI, 1901, S. 353–376).
- 3 Eberhart, Helmut: Von Karl Weinhold bis Rudolf Meringer: Zu den Anfängen der Volkskunde in Graz. In: Völkische Wissenschaft, hg. von Jakob Wolfgang, Hannjost Lixfeld und Olaf Bockhorn, Wien–Köln–Weimar 1994, S. 403–406; Hofrat Prof. Dr. Rudolf Meringer † Nachruf von M. Haberlandt (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, XXXVI. Jg., 1931, S. 82–83). Siehe auch den Nachruf und das Schriftenverzeichnis in: Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung, Bd. 14, 1932, S. III–VIII.

legte damit den Grundstein zur „Grazer Schule der Sachvolkskunde“.⁴

Viktor (von) Geramb (1884–1958) wird sein wichtigster Nachfolger.⁵ Ihm gelingt es, die Volkskunde in Graz zu institutionalisieren und zu etablieren.⁶ In seinen Lebenserinnerungen betont Viktor Geramb den Einfluss Rudolf Meringers auf seinen wissenschaftlichen Werdegang.⁷ Auch wenn Geramb 1902/03 nach zwei Semestern Germanistik zur Geschichte und Geographie wechselte, besuchte er weiterhin Meringers indogermanische und etymologische Vorlesungen und Übungen. Nach seiner Promotion 1907 verfasste Geramb eine Hausarbeit für das Lehramt über den „Stand der Hausforschung in den Ostalpen“. Besonderes Augenmerk widmete er den Rauchstuben. 1909 gelang es Viktor Geramb, die Stelle des Sekretärs am Joanneum zu bekommen. In dieser neuen Funktion beschäftigte er sich mit der Bedeutung Erzherzog Johanns für die Volkskunde. Sein Ziel war jedoch die Schaffung einer eigenen volkskundlichen Abteilung, was schließlich zur Gründung des steirischen Volkskundemuseums im ehemaligen Kapuzinerkloster führte. Über Drängen Meringers entschloss sich Geramb auch zur Habilitation mit der

4 Lochner von Hüttenbach, Fritz: Das Fach vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Graz. In: Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz, 5, Graz 1976, S. 25–45; ders.: Die Grazer Schule – Meringer und Schuchardt. In: Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Hg. von Beitzl, Klaus, Isac Chiva, Red. Eva Kausel (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 20; Österr. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 586. Bd.) Wien 1992, S. 61–84; Moser, Oskar: Wörter und Sachen. Die Geschichte der Sachen und die Grazer volkskundliche Schule. In: Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs, S. 85–104.

5 Greger, Michael J., Johann Verhovsek: Viktor Geramb (1884–1958). Leben und Werk. Wien 2007 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Band 22). Die beiden Grazer Autoren liefern in dieser neuen Biographie ein sehr differenziertes Bild von Viktor Geramb. Sie enthält auch erstmals ein lückenloses Schriftenverzeichnis Gerambs, das von J. Verhovsek erstellt wurde.

6 Eberhart, Helmut: Nationalgedanke und Heimatpflege: Viktor Geramb und die Institutionalisierung der Volkskunde in Graz. In: Jakobowitz Wolfgang, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien–Köln–Weimar 1994, S. 427–440.

7 Viktor von Geramb. In: Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Geleitet von Nikolaus Grass, II. Band, Innsbruck 1951, S. 78–92 (= Schlern Schriften, 69).

Arbeit über die Kulturgeschichte der Rauchstuben. Geramb avancierte damit an der Universität Graz zum ersten Dozenten für deutsche Volkskunde an einer österreichischen Universität.⁸

Viktor von Geramb bekleidete aber auch eine führende Rolle in der steirischen Volksbildung und mit dem Heimatwerk schuf er eine Pflegestätte für angewandte Volkskunde.

Zweifelloos zählt Viktor Geramb, der selbst mehrfach über seinen Werdegang berichtete, zu den bestimmenden Persönlichkeiten der Volkskunde in der Steiermark. Auch die Nachwelt hat seine Darstellungen fortgeschrieben und damit Viktor Geramb zu einem Mythos hochstilisiert.⁹

Es ist freilich bemerkenswert, dass sowohl in den diversen autobiographischen Schriften Geramb's als auch in den Würdigungen seines Werkes durch seine Nachfolger bei der Darstellungen der Geschichte des steirischen Volkskundemuseums der Name eines Mannes beharrlich übergangen wird, der innerhalb des steirischen Kulturlebens, insbesondere in der Museologie und als Wegbereiter der Volkskunde in der Steiermark eine entscheidende Rolle spielte: Karl Lacher. Ihm haben Graz und die Steiermark die Errichtung des kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums in der Neutorgasse zu verdanken. Für dieses neue Museum hatte Karl Lacher ein ganzheitliches, modernes Konzept entwickelt und dafür auf zahlreichen Sammelfahrten durch das Land u.a. eine beachtliche Kollektion an Zeugnissen der ländlichen Kultur zu Stande gebracht, die einen integrativen Bestandteil des neuen Museums bildeten.

8 Eberhart, Helmut: Die Entwicklung des Faches Volkskunde an der Karl-Franzens-Universität Graz. In: Brückner, Wolfgang (Hg.): Volkskunde als akademische Disziplin. Studien zur Institutionenbildung (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 12), Wien 1983, S. 35–50.

9 Koren, Hanns: Viktor von Geramb. Ein Lebensbild. Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 5, Graz 1974; Wopfner, Hermann: Viktor von Geramb. Nachruf. Sonderdruck aus dem Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 108. Jg. (1958), Wien 1959; Kundegrabner, Maria: Viktor von Geramb an seine Nachfolger. Ein Beitrag zur Geschichte des Steirischen Volkskundemuseums. (Blätter für Heimatkunde, 58. Jg., 1984, H. 1, S. 3–15); Eberhart, Helmut: Viktor Geramb und seine Bedeutung für die Österreichische Volkskunde. In: Pickl, Othmar (Hg.): 800 Jahre Steiermark und Österreich 1192–1992. Der Beitrag der Steiermark zu Österreichs Größe. Graz 1992, S. 681–702.

Lacher und das Kunstgewerbe

Karl Lacher (1850–1908) wurde am 23. Mai 1850 in Uttenhofen, einem westlich von Nürnberg gelegenen Dorf, geboren.¹⁰ Lacher wuchs in einem evangelischen Haushalt auf. Sein Vater war Lehrer, seine Mutter eine evangelische Pfarrerstochter. Nach der Pflichtschule und der Realschule, die er in Nürnberg absolvierte, besuchte er in dieser kunstsinnigen Stadt von 1867 bis 1872 die Kunstgewerbeschule, die damals einen guten Ruf besaß. Lacher belegte die Bildhauerklassen und die Fachschule für Architektur und Kunstgewerbe.

Gleich nach Beendigung seiner Schulzeit, während der er bereits durch etliche Preise ausgezeichnet wurde, brach er zu einer Reise nach Italien auf. 1873 machte er einen Abstecher zur Weltausstellung in Wien und im selben Jahr wurde er Assistent für Bildhauerei an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg.

Als August Ortwein (1836–1900),¹¹ ein geborener Steiermärker, von Nürnberg als Direktor an die Grazer Gewerbeschule berufen wurde, nahm er den erst 23-jährigen Lacher nach Graz mit, um ihn mit der freien Stelle eines Modelleurs zu betrauen. Hier hatte Karl Lacher mit seinen erstaunlichen pädagogischen Fähigkeiten nicht nur regen Anteil am Aufschwung der Gewerbeschule, sondern er entfaltete auch eine unermüdliche Tätigkeit zur Hebung des heimischen

10 Gawalowski, Karl W.: Karl Lacher. Aufsätze und künstlerische Arbeiten. Mit einer biographischen Einleitung. Graz 1911. Gawalowski zeichnet in seiner Erinnerungsgabe an den am 15.1.1908 Verstorbenen aus dem unmittelbaren Eindruck eines Mitarbeiters ein lebensvolles Bild eines tatkräftigen Mannes, das hier nur in knappen Zügen wiedergegeben wird. Es wäre zu wünschen, wenn dieses Lebenswerk durch eine umfassende Darstellung aus heutiger Sicht eine Ergänzung fände. Im Kulturfahrplan des Landes Steiermark für das 19. Jahrhundert (www.kultur.steiermark.at) wird das Geburtsjahr übrigens fälschlicherweise mit 1849 angegeben.

Karl W. Gawalowski (1861–1945) war neben seiner Tätigkeit in der Landesbibliothek (ab 1883), deren Direktor er zuletzt war, Dichter und Schriftsteller. Sein bekanntestes Werk ist ein Hand- und Reisebuch über die Steiermark (1911/1926). Er war im südsteirischen Volkstumskampf führend tätig. – Zu Gawalowski siehe Biographisches Lexikon der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, bearb. von Eva Obermayer-Marnach. Graz–Köln 1951, I. Band, S. 414; Ebd.: Lacher Karl, IV. Band, 1969, S. 393.

11 August Ortwein wurde durch die Herausgabe des mehrbändigen Werkes über die Deutsche Renaissance bekannt. Von ihm stammen etliche Entwürfe für Kirchenumgestaltungen in Graz. Die HTBLA in Graz trägt seinen Namen.

Kunstgewerbes, wobei er sich primär an den Werken und am Formschatz der Renaissance orientierte. Lacher wird zu einem Protagonisten des Historismus.

Zunächst wandte er sich der Ofenkunst zu. Er lehrte den Hafnern das Modellieren, Glasieren und Brennen der Kacheln und entwarf eine Reihe von Renaissanceöfen. Das führte zu einer Neubelebung der steirischen Ofenindustrie, die bald einen über die Grenzen hinausreichenden Ruf erlangte. Lacher experimentierte aber auch mit anderen Materialien, so mit der artifiziellen Bearbeitung von Zinn. Nach seinen künstlerischen Vorlagen entstanden zahlreiche Pokale und Kannen. Er bemühte sich um die Neubelebung der Eisenschmiedekunst, die vom Eisenguss verdrängt zu werden drohte, indem er Entwürfe für Gitter, Grabkreuze, Beschläge, etc. anfertigte. Er widmete sich der Schnitzkunst und der Holzintarsie, der Glaskunst, der Goldschmiedekunst und dem Bronzeguss. So wurde er bald ein gesuchter Künstler, der für alle historischen Gedenktage und öffentlichen Anlässe Becher, Plakate, Medaillen, Urkunden samt Mappen, aber auch figuralen Schmuck an öffentlichen Gebäuden, Brunnen, Grabdenkmälern etc. schuf.

Karl Gawalowski führt eine Reihe der wichtigsten Arbeiten an, ein Werkverzeichnis Karl Lachers, der das künstlerische Antlitz der Stadt Graz wesentlich prägte, steht freilich noch aus.

Darüber hinaus nahm Lacher regen Anteil am öffentlichen Leben des Landes. Er hatte hier rasch Fuß gefasst, so dass er bereits 1879 die österreichische Staatsbürgerschaft erlangte.

Er betätigte sich in den diversen Kunst- und Gewerbevereinen und wirkte bei vielen Ausstellungen als Organisator und Gestalter wie auch als Künstler mit. So bei der Weltausstellung 1878 in Paris, bei der steirischen Landesausstellung 1880, bei den Weihnachtsausstellungen im Museum für Kunst und Industrie in Wien. Hier erhielt er die Auszeichnung, dass Kronprinz Rudolf Zinnarbeiten ankauft, die von Lacher entworfen worden waren. Ausgeführt wurden die Zinnprodukte von der Firma Reimund Zamponi. Seine Kachelentwürfe wurden von den Keramikfirmen Wudia, Lipp und Kerl umgesetzt und seine Kreationen für Messing verwertete die Firma Samassa in Agram. Alle diese Produkte waren auf diversen weiteren Ausstellungen in Schwäbisch Gmünd, in Agram und Graz zu sehen. Das brachte ihm viele Auszeichnungen ein, u.a. verlieh ihm der Kaiser 1882 das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone.

„Noch war kein Jahrzehnt verflossen seit Lacher zum erstenmal steirischen Boden betreten hatte“, schreibt Karl W. Gawalowski,¹² „und schon war sein Name unauslöschlich mit der Geschichte des kulturellen Lebens seiner zweiten Heimat verknüpft. So namhaft indessen die Verdienste auch waren, die er sich damals erworben hatte, seine eigentliche Bedeutung für die grüne Mark sollte er erst in der Folgezeit auf einem Gebiete erringen, das zu bebauen er bisher noch keine Gelegenheit gefunden hatte. Es war dies das Gebiet des Musealwesens, das gerade damals in Graz in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses getreten war.“ Das 1811 von Erzherzog Johann gegründete „Joanneum“ befand sich zu dieser Zeit nämlich in einer merkbaren Krise.

Lachers Wirken als Museologe

Durch die Errichtung einer technischen Hochschule 1847 im Rahmen des Joanneums dienten die naturwissenschaftlichen Sammlungen weitgehend als Lehrmittelbehelfe. Die übrigen Abteilungen des Joanneums traten in den Hintergrund. Eine kulturgeschichtliche Sammlung war nur in sehr bescheidenen Anfängen, eine kunstgewerbliche Abteilung gar nicht vorhanden. Erst durch die Übernahme der Technischen Hochschule durch den Staat im Jahr 1873 bekam das Joanneum seine ursprüngliche Bedeutung als Museum wieder zurück und nach der Absiedlung der Hochschule auch mehr Raum. Andererseits bedeutete die Berufung August von Essenweins (1831–1892), der Professor an der Technischen Hochschule war, zum Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg einen argen Verlust. Es war nämlich besonders August Essenwein, der dem Germanischen Nationalmuseum, das 1852 von Hans von Aufseß gegründet worden war, ein neues umfassendes kulturhistorisches Konzept gab, in dem die bäuerliche Kultur einen hohen Stellenwert einnahm.¹³

Parallel zum Joanneum existierten zur damaligen Zeit sowohl beim Kunstindustrieverein als auch beim steirischen Gewerbeverein Pläne

12 Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), S. 13.

13 Deneke, Bernward, Rainer Kahsnitz (Hg.): Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg 1852–1977. Beiträge zu seiner Geschichte. München–Berlin 1978, darin Deneke, Bernward: Die volkskundlichen Sammlungen, S. 885–947.

zur Errichtung eines Kunstgewerbemuseums.¹⁴ Beide Vereine besaßen nämlich schon bescheidene Sammlungen, die man durch rezente Erzeugnisse zu ergänzen trachtete. Angestrebt wurde eine Vorbildsammlung, um das Stilempfinden an den Staatsgewerbeschulen und beim heimischen Kunstgewerbe zu heben.

1881 trat nun Karl Lacher – ehrenamtlich – an die Spitze des Komitees, das sich um die Erweiterung des Vereinsmuseums kümmern sollte. Lacher, der schon zuvor Sammelstücke in seinen Besitz gebracht hatte, begann nun für dieses Museum kunst- und kulturgeschichtlich wertvolle Objekte in der Steiermark anzukaufen – und zwar aus eigener Tasche. Der bereits 1876 erstandene Prunksaal des Schlosses Radmannsdorf in Weiz zählt zu den wichtigsten Erwerbungen dieser frühen Phase, die er dem „Kunstgewerbemuseum“ zur Verfügung stellte. Dank des Engagements und des Sammeleifers Lachers konnte das vom Kunstindustrieverein initiierte „Kunstgewerbemuseum“ 1883 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Anwesenheit des Kaisers bei der Eröffnung und die Bewilligung einer Subvention in der Höhe von 4000 Gulden seitens des Unterrichtsministeriums zum Ankauf von Sammlungsgegenständen für das Museum waren die sichtbare Anerkennung der Bemühungen Lachers.

Anlässlich der Feierlichkeiten der sechshundertjährigen Zugehörigkeit des Landes Steiermark zum Haus Habsburg wurde auf Initiative des Präsidenten des Kunstindustrievereins Heinrich Graf von Attems eine große kulturhistorische Sonderausstellung veranstaltet, an der Karl Lacher wiederum maßgeblich beteiligt war. Er bekam die Aufgabe übertragen, ganze Wohnräume, Möbel, Hauseinrichtungen und Gerätschaften der häuslichen Arbeit zur Darstellung zu bringen, wobei vor allem die aus diversen Schlössern und Ansitzen bereitgestellten „altsteirischen“ Wohnräume und Holzportale allgemeine Bewunderung erlangten. Das Gezeigte ließ den Wunsch wach werden, diese Objekte ständig für das Joanneum zu erwerben. Da diese aber großteils aus adeligem Privatbesitz stammten, war ein Ankauf nicht möglich. Immerhin gelang es Lacher aber, die „Kunstgewerblichen Arbeiten aus der Kulturhistorischen Ausstellung zu Graz 1883“ auf 100 Tafeln mit hochwertigen photographischen Wiedergaben zu doku-

14 Zur Geschichte der Kunstgewerbemuseen vgl. Mundt, Barbara: Die deutschen Kunstgewerbemuseen im 19. Jahrhundert. München 1974 (= Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 22).

mentieren.¹⁵ Laut Gawalowski lobte die Kritik die fotografischen Aufnahmen von Leopold Bude und den sorgfältigen Lichtdruck von Neumann und Schröder, Leipzig, und bezeichnete die Publikation „als eine monumentale Leistung“.¹⁶

Diese Landesausstellung wurde zum Auslöser einer Reorganisation des Joanneums und führte zur Gründung eines eigenen Landesmuseumsvereins. Dem bei der konstituierenden Sitzung am 30. Juni 1883 gewählten Exekutivkomitee gehörte neben Graf Franz Meran, Graf Heinrich Attems-Petzenstein, Graf Gundaker Wurmbrand auch Karl Lacher an, dem die Funktion des Kustos übertragen wurde. Lacher setzte in der Folge seine rege Sammeltätigkeit fort und zwar sowohl für den neuen Museumsverein des Joanneums wie auch für den Kunstindustrieverein. Für den einen erwarb er kulturhistorisch wertvolle Objekte, für den anderen kunstgewerbliche Musterprodukte.

In der von Karl W. Gawalowski 1911 herausgegebenen Erinnerungsschrift ist über diese Tätigkeit zu lesen:¹⁷ „Was nun Lacher für die beiden Vereine, insbesondere für den jetzt die Führung übernehmenden Landesmuseumsverein in den nächsten Jahrzehnten geleistet hat, das steht in der Geschichte des zeitgenössischen Musealwesens einzig da. Nur einer so überaus glücklichen Mischung von glühendem Feuereifer, gründlicher fachlicher Bildung, unermüdlicher Arbeitskraft und zäher Beharrlichkeit, wie er sie in sich vereinigte, war es möglich, in so kurzer Zeit und mit verhältnismäßig geringen Mitteln eine solche Menge kulturhistorischer und kunstgewerblicher Schätze im Lande ausfindig zu machen und zu erwerben. Während vor Beginn der Lacherschen Sammeltätigkeit das Land Steiermark mit Ausnahme einiger weniger Schaustücke so gut wie nichts an kunstgewerblichen Gegenständen besaß, konnte es schon wenige Jahre darauf als ausgemacht gelten, dass das in Bildung begriffene Museum nicht nur eines der reichhaltigsten, sondern auch der eigenartigsten und sehenswertesten Provinzmuseen des deutschen Kulturgebietes sein werde.“

Lacher bereiste unter großen Entbehrungen und Mühen die ganze Steiermark und begann um geringe Mittel eine reiche Ernte einzu-

15 Lacher, Karl: Kunstgewerbliche Arbeiten aus der Kunsthistorischen Ausstellung zu Graz 1883. 100 Tafeln (in 10 Lieferungen) mit Vorwort und besprechendem Text. Verlag Friedrich Goll, Graz 1884.

16 Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), S. 18.

17 Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), S. 18.

bringen. So zum Beispiel die vollständige Zimmervertäfelung aus Schönberg bei Oberwölz aus dem Jahr 1568, mehrere renaissancezeitliche Holzportale und zahlreiche Einrichtungsgegenstände. 1884 gelang ihm die Erwerbung einer Stube von 1607 aus Neumarkt, die Einrichtung einer Bauernstube aus dem 18. Jahrhundert und eines Salons aus der Empirezeit, 1885 kamen zwei weitere Stuben aus der Gegend von Stübing (1596) und aus Groß Sölk (1587) hinzu. „Es waren somit schon zwei Jahre nach Beginn der Sammeltätigkeit Lachers jene vier steirischen Stuben im Besitz des Landesmuseumsvereins, die neben dem Weizer Prunksaale, den Lacher ebenfalls dem Verein abtrat, später einen der einzigartigsten Anziehungspunkte des Museums und gewissermaßen den Grundstock der Ausstellung der kulturhistorischen Abteilung desselben bilden sollte.“¹⁸ Lacher folgte bei seiner Sammeltätigkeit einem Konzept, das er 1886 in einem Installationsplan zur Errichtung eines neuen Kunsthistorischen und Kunstgewerbemuseums schriftlich festgelegt hatte.¹⁹ Lacher hatte demnach beim Sammeln nicht nur stets den inhaltlichen, sondern auch den Raumplan für sein neues Museum vor Augen. Zu seinem Konzept gehörte nämlich auch die Realisierung eines entsprechenden Museumsgebäudes. Als Mitglied des 1887 gegründeten Joanneum-Kuratoriums verfolgte er konsequent dieses Ziel, wobei mit der 1890 durch den Kaiser erfolgten Grundsteinlegung an der Neutorgasse eine wichtige Etappe erreicht war.

1891 wurde Lacher, der all seine museologischen Tätigkeiten neben seinem Beruf an der Staatsgewerbeschule und neben seinen zahlreichen künstlerischen Aufträgen und Ausstellungstätigkeiten²⁰

18 Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), S. 19.

19 Karl Lacher hat sich bei seinem Installationsplan vermutlich vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg anregen lassen.

20 Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), S. 23, zählt eine Reihe künstlerischer Arbeiten Lachers aus dieser Phase auf, darunter die Neueinrichtung des Arbeitszimmers des Landeshauptmannes im Grazer Landhaus, die Pläne für die Neugestaltung der Wohnräume im gräflich Attemsschen Schloss in Gösting, zahlreiche Büsten bedeutender Persönlichkeiten und die plastische Fassadengestaltung am Grazer Rathaus. Die rege Ausstellungstätigkeit zeigt sich u.a. in der Mitwirkung an der steirischen Landesausstellung im Jahr 1890. Zu all dem kommt noch die umfangreiche Publikationstätigkeit Karl Lachers. Neben seinen selbständigen Veröffentlichungen und Beiträgen verweist Gawalowski auf die zahlreichen kleineren Arbeiten in in- und ausländischen Fachblättern und in Tageszeitungen. Eine genaue Zusammenstellung steht aus.

unentgeltlich ausübte, zum Direktor des neuen Museums bestellt. Um sich dieser Funktion voll widmen zu können, zu der 1892 auch noch die Verwaltung des Landeszeughauses kam, das er neu ordnete und für das er einen Führer verfasste,²¹ legte er seine Lehrtätigkeit nieder.

Am 5. Juni 1895 war es dann soweit: Kaiser Franz Joseph eröffnete persönlich das neue kulturhistorische und Kunstgewerbemuseum. Dazu erschien von Karl Lacher ein Führer.²² Dieser enthält nicht nur den Lageplan der drei Etagen, sondern eine Darstellung der Geschichte der Sammlungen und einen Wegweiser für die Besichtigung der Sammlungen mit ausführlichen Beschreibungen der Wohnräume und mit den entsprechenden Angaben zu den einzelnen Objekten. Auf diese Weise vermittelt der Führer einen genauen Einblick in das Museum.

Aber lassen wir nicht Lacher zu Wort kommen, sondern Michael Haberlandt, der 1895 in einem Feuilleton in der Wiener Zeitung seine persönlichen Eindrücke wiedergibt.²³ Haberlandt erinnert darin einleitend an die bedeutende Gründung Erzherzog Johanns im Jahr 1811, der das Museum als lehrreiche Schaustellung der Geschichte und der Natur für die Jugend verstand, aus der wichtige wissenschaftliche Institutionen hervorgingen. Nach über 10-jähriger unermüdlicher Arbeit und Sammeltätigkeit konnte nun das Projekt für ein neues Museum, „das seinerzeit den Beifall der größten Autoritäten, eines Essenwein, Eitelberger, Falke und Lübke gefunden hatte“, wie Haberlandt schreibt, in die Tat umgesetzt werden. „Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte man es nicht für möglich halten sollen, dass ein so vollständiges, echtes und reizendes Gemälde von der ursprünglichen Eigenart des steirischen Landes und Volkes zu Stande gebracht würde. ... Eine systematisch betriebene Durchforstung des Landes, bei der die mühseligsten Wanderungen in die entlegensten Gehöfte nicht gespart werden durften, hat all die Blüten und Schätze der Vergangenheit, auf welche das junge Museum in ihrer Reichhaltigkeit so stolz sein kann, zu Tage gefördert. Bei der überaus reichen Ausbeute, die vor Allem dem Sammeleifer des Directors Karl Lacher zu

21 Führer durch das Landes-Zeughaus in Graz von Karl Lacher, Graz 1898 (2. Aufl. 1907).

22 Führer durch das Kulturhistorische und Kunstgewerbe-Museum zu Graz von Karl Lacher, Graz 1895.

23 Haberlandt, Michael: Das steiermärkische Landesmuseum. In: Feuilleton der Wiener Zeitung, Juli 1895.

verdanken ist, konnte auf eine umfassende Eintheilung des eingesammelten Stoffes gedacht werden, und so gliedert sich das Museum zunächst in zwei Hauptgruppen: einer culturhistorischen Sammlung der Steiermark und einer allgemeinen kunstgewerblichen Sammlung.“ Und Haberlandt weiter: „Die erste Hauptabtheilung ist uns hier von ungleich größerem Interesse als die zweite. Sie giebt [sic!]) ein übersichtliches Bild von dem Wohnen, dem häuslichen Leben und Schaffen der Bewohner von Steiermark seit mittelalterlicher Zeit. Mit Recht ist der Begriff des Volkes hier in weitestem Sinn genommen, in welchem der Edelmann gerade so dazu gehört als der Bauer.“

Bei der Beschreibung des Museums im Zeitungs-Feuilleton folgt Michael Haberlandt dem von Lacher herausgegebenen Führer und bemerkt: „Höchst interessant gestaltet sich das Bild der steirischen Wohnung, welches durch zahlreiche Interieurs dem Besucher vermittelt wird.“ Gemeint sind die aus unterschiedlichen Epochen und Sozialmilieus aufgestellten Stuben. Bei der Präsentation des bauerlichen Wohnens bemängelt Haberlandt allerdings, dass dieses nicht durch eine besondere Stube veranschaulicht wird, sondern nur durch Gruppen von Einrichtungsstücken, bei denen die bemalten und geschnitzten Exemplare überwiegen. Er hätte die bauerlichen Wohnobjekte gerne zu vollständigen Einrichtungen zusammengestellt gesehen, denn: „Es ist unglaublich, um wie viel besser ein Möbelstück wirkt, wenn es an seinem Platze steht, als wenn es für sich ausgestellt ist.“ Aus heutiger Sicht erscheint diese Kritik freilich ungerechtfertigt. Ganz im Gegenteil, Lacher erweist sich mit seiner Präsentation als fortschrittlicher Museologe, indem er der Versuchung widersteht, die Möbel in sogenannten „Möbelstuben“ zusammenzustellen, wie es Haberlandt in Wien praktizierte.²⁴ Von Otto Lauffer erntet Lacher jedenfalls für seine Ausstellungsweise ausdrückliches Lob.²⁵

Als sehr sehenswert und reichhaltig stuft Michael Haberlandt im Feuilleton dafür die Sammlung der steirischen Kostüme ein. Hier hebt er als positiv hervor, dass dazu alte Aquarelle aufgelegt sind, etwa jene von Johann von Lederwasch aus dem Judenburger Kreis oder

24 Katalog der Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Wien 1897.

25 Lauffer, Otto: Rezension von Karl Lacher: Altsteirische Wohnräume im Landesmuseum zu Graz. Leipzig, K.W. Hiersemann, 1906, 32 Lichtdrucktafeln, 8 Seiten Text. In: Museumskunde, II. Jg., 1906, 4. H., S. 232–233.

jene von Matthäus Loder (in Kopien), die dieser im Auftrag von Erzherzog Johann gemalt hatte. „Man muss staunen, dass es gelungen ist, so viel charakteristische Costüme zusammenzufinden, die in hübschen Figurinen reichlich zu Ausstellung gebracht sind ... Sehr anziehend ist all das Kleinzeug, wie es zum Essen und Trinken oder sonst zur Nothdurft des Lebens erforderlich ist.“ Es handelt sich dabei, wie Haberlandt erkennt, häufig um Erzeugnisse der Hausindustrie.

„Gegenstände der steirischen Zünfte, die kirchliche Kunst-Industrie mit der rege entwickelten Wallfahrtskunst schließen sich weiterhin an, um schließlich den Mustersammlungen Platz zu machen, bei welchen in erster Linie jene Zweige des Kunstgewerbes berücksichtigt wurden, welche im Lande Pflege genossen.“ Sie umfassen vor allem Werke der Schmiede-, Keramik- und Textilkunst.

Mit der Errichtung des „Culturhistorischen- und Kunstgewerbemuseums“ in einem eigenen, speziell konzipierten Museumsneubau erhält das Joanneum eine neue Dimension. Den Sammlungen von historischen Altertümern der Steiermark sowie den Schöpfungen steirischer Kunst und Kultur wird nun nicht nur die gebührende Beachtung, sondern auch der nötige Rahmen geschenkt.

Später ergänzt Karl Lacher die bäuerliche Kultur noch um das Interieur einer Rauchküche, die er, der späteren Terminologie unkundig, als „Raustube“ bezeichnet. In der Zeitschrift für österreichische Volkskunde schreibt er darüber:²⁶ „Das bäuerliche Wohnen unserer Altvorderen im neuen steiermärkischen kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseum wäre unvollständig dargestellt, wenn es mir nicht gelungen wäre, den verschiedenen alten Bauernstuben aus Steiermark eine altsteirische Rauchstube mit all ihrem Zubehör anzureihen. Sie bildete ja im Bauernhause früher zumeist den Mittelpunkt des geselligen Lebens, und ihre schlichte, zweckmäßige Einrichtung läßt die Grundzüge unserer heimischen Volkskunst am klarsten erkennen.“ Die Küche stammt aus einem Haus bei St. Oswald im Freiland und besteht, wie man sich anhand des beigefügten Fotos (Tafel I) überzeugen kann, aus einem „gemauerten offenen Herd mit großem überragenden Funkenfänger, dem ein Backofen angeschlossen ist, dessen Öffnung mittels angelehnten Eisendeckels geschlossen

26 Lacher, Karl: Altsteirische Rauchstube im kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseum zu Graz (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, XIII. Jahrgang, 1907, S. 37–38, 1 Tafel).

wird. Ober der Herdfeuerstelle hängt an drehbarer Eisenstütze der Kupferkessel, in kleiner Nische befindet sich der grünglasierte Salzhafen, auf dem Herde stehen ein Feuerbock und eine Feuerkrücke und mehrere Dreifüße (Häfenstanderln), auf der Backofenmauer stehen ein Ölkrug und ein hölzerner Mörser, daran sind angelehnt einige Ofengabeln und ein Ofenwagen, unter dem Herd ist eine Nische für Holz und seitlich eine Nische mit eingebauter Hühnersteige. Der Schüsselkorb (Geschirrstelle) enthält Strohkörbe (Brotloazn), Holzteller, Milchsüsseln (Milchreindl), darunter eine Bank mit Kübel (Sechter) und ‚Mehlschaffeln‘, nebenan ein Löffelbrett mit Quirl, Nudellöffel, ein Hackmesser (Hackbarschtl) und ein ‚Nudelschupfbrettl‘. An Ketten hängend sehen wir eine ‚Spanrasn‘, darunter ein ‚Löffelbrettl‘ mit ‚Schmarrnschäufeln‘ (Sterz- und Muassschäufeln), ein ‚Krapfenradl‘, ein ‚Salzbagl‘, ein Wiegenmesser (Wiagen) und die ‚Schmarrnpfanne‘.

An den gesondert eingemauerten ‚Saukessel‘ zum Abkochen des Schweinfutters sind zunächst angelehnt: ein Broteinschubbrett (Ofenschüssel), eine ‚Krauthebe‘ und ein Butterfaß (Strodlkübl).“ An weiteren Geräten, die alle aus dem Bezirk Deutsch-Landsberg stammen, zählt Lacher noch ein Löffelkörbchen, Spanleuchter, einen Klapp Tisch mit Lade, einige Stühle, ein „Schaffl“ und einen Butterrührkübel auf einem Gestell auf. Abschließend schreibt Lacher: „Ihre Bedeutung für die Volkskunde wird immer mehr gewürdigt, aber auch der pädagogische Wert dieser schlichten Dinge des Alltags für unser handwerkliches Schaffen kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Diese scheinbar schmucklosen Sachen sind so gesund konstruiert, zeigen so klare und logische Grundformen, die es verdienen, recht gründlich studiert zu werden, um unsere moderne Produktion vor unzumutbarer, daher auch hässlicher Überladung zu bewahren.“ Hier spricht ein kunstgewerblicher Ästhet und kein Ideologe.²⁷

In einem Vortrag über „Die Aufgaben der Kunstgewerbemuseen auf kulturhistorischem Gebiete“, den Lacher 1901 auf der Tagung der Kunstgewerbemuseen in Graz hielt, formulierte er die Leitgedanken seiner Museumsarbeit:²⁸ „Mit der Ausgestaltung der Kunstgewerbe-

27 Übrigens wurde diese Rauchküche von Viktor Geramb eins zu eins ins Volkskundemuseum übertragen.

28 Lacher, Karl: Die Aufgaben der Kunstgewerbemuseen auf kulturhistorischem Gebiete. Im Selbstverlag des Verfassers, Graz 1901; Wiederabdruck in: Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), S. 81–87.

museen hielt in deutschen Landen die Localforschung, die Pflege der heimischen Volkskunde zumeist nicht gleichen Schritt. Wohl entstanden in den Weltstädten, z.B. Berlin und Wien, reich angelegte ethnographische Museen in eigenen Prachtpalästen, doch sie sind der Erforschung und Darstellung überseeischer Völker gewidmet – die reichen Sammlungen Virchows aus allen deutschen Gauen in Berlin, die volkstümlichen Schätze des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien sind kaum etwas mehr als deponiert und nur schwer zugänglich. Sie harren noch heute ihrer sachgemäßen Aufstellung, und welche Fülle von Anregungen könnten gerade diese Sammlungen geben.“

Abgesehen von seiner Feststellung über den Zustand des 1895 von Michael Haberlandt und Wilhelm Hein gegründeten Volkskundemuseums in Wien, das ab 1897 bekanntlich im Gebäude der Börse nur notdürftig und provisorisch untergebracht war,²⁹ spricht Karl Lacher dediziert von der Notwendigkeit der Pflege der heimischen Volkskunde. Die Kunstgewerbemuseen hätten zwar, da sie zumeist Werke ersten Ranges sammelten, die Kenntnis der alten Kunsttechniken und einen reichen Formenschatz verbreitet und so auf die Geschmacksbildung eingewirkt, doch habe das zu einer Überladung, zu einer Extravaganz und Exklusivität im modernen Schaffen geführt, die nicht den allgemeinen Verhältnissen entspräche. Lacher sieht daher in den volkstümlichen Arbeiten einen besonderen pädagogischen Wert. Darüber hinaus versteht er die ethnographische Abteilung im neuen Muserum als Bildungsstätte für das ganze Volk. Die Pflege der Volkskunde beschränkt sich bei Lacher, wie er schreibt, nur auf die Dingwelt, und zwar auf das, was der Mensch zu seinem Gebrauchszweck geschaffen hat. Die Pflege seiner geistigen Betätigung auf den Gebieten der Dichtung, Sage und Musik überlässt er der Bibliothek.³⁰

Mit Volkskunde meint Lacher aber „nicht nur das bauerliche Schaffen und Leben, das Volksleben im engeren Sinn, wie es die beiden Museen in Berlin und Wien anstreben, sondern dasjenige des ganzen Volkes in allen seinen Gesellschaftsschichten“.³¹ Für Lacher

29 Vergleiche dazu Schmidt, Leopold: Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums. Wien 1960.

30 In diesem Zusammenhang ist an Anton Schlossar (1849–1942) zu denken. In seinen „Cultur- und Sittenbildern aus Steiermark“, Graz 1885, liefert er, wie es im Untertitel heißt, „Skizzen, Studien und Beiträge zur Volkskunde“.

31 Lacher: Die Aufgaben der Kunstgewerbemuseen (wie Anm. 28), S. 6.

bedeutet Volk nicht „vulgus in populo“, sondern die Gesamtbevölkerung einer Region mit ihren jeweiligen sozialen Zugehörigkeiten. Im Gegensatz zu den Kunstgewerbe- und Nationalmuseen, in denen die Gliederung der Sammlungen nach Stilepochen vorgenommen wird, erfolgt bei Lacher die Einteilung nach ständischen Prinzipien, nach der jeweiligen Sozialschicht oder, wie Otto Lauffer in seiner Besprechung der von Lacher herausgegebenen Mappe „Altsteirische Wohnräume im Landesmuseum zu Graz“, Leipzig 1906, feststellt, nach wirtschaftlichen Verhältnissen.³² Auch für die museale Präsentation stellt Otto Lauffer Lacher ein gutes Zeugnis aus, indem er schreibt, dass der eine oder andere, der gerne in sogenannter kulturgeschichtlicher Ausstattung schwelgen möchte, die Stuben etwas kahl finden wird. „Was tut das? Echt sind sie! Das ist die Hauptsache, und in diesem Falle ist die Echtheit durchaus nicht so selbstverständlich, als es wohl scheinen könnte. Sie ist Lacher als besonderes Verdienst anzurechnen, denn man kann in vielen Museen Stuben finden, deren Einzelstücke zwar echt sind, die aber in ihrer Gesamtheit keinen Anspruch auf Echtheit erheben können. In dieser Erkenntnis hat Lacher denn auch verzichtet, aus vorhandenen Einzelstücken geschlossene Wohnräume herzustellen, eine Entsagung, die nur zur Nachahmung empfohlen werden kann.“³³ Soweit Otto Lauffer.

Wie Lacher auf der Tagung der Kunstgewerbemuseen in Graz betont, zählt auch eine umfassende Dokumentation zu seinen museologischen Prinzipien. Er vertritt die Meinung, dass es auf das Woher, auf den Zweck und den Zusammenhang ankomme. „So kann ein einfaches Costüm ohne künstlerische Ausstattung für uns ganz wertlos sein, dasselbe Stück als Anzug einer bestimmten Persönlichkeit oder aus einem bestimmten Orte herrührend, wird für unsere Zwecke ein nicht unwichtiger kulturgeschichtlicher Gegenstand.“³⁴ Die Auswahl müsse der Fachmann selbst an Ort und Stelle vornehmen. Bei seiner Sammlungsfahrt in die Ramsau besuchte er zum Beispiel Haus für Haus, notierte alle interessanten Objekte, um am Schluss von den „gleichzeitigen“, allgemein vorkommenden Stücken einzelne zu erwerben.

Nicht ohne Stolz vermerkt Lacher an anderer Stelle, dass er längst schon den Grundstock zu seiner ethnographischen Sammlung gelegt

32 Lauffer: Rezension (wie Anm. 25), S. 233.

33 Lauffer: Rezension (wie Anm. 25), S. 233.

34 Lacher: Die Aufgaben der Kunstgewerbemuseen (wie Anm. 28), S. 10.

hatte, „als im Jahre 1894 in Wien der Verein für österreichische Volkskunde ins Leben trat und die österreichische Volkskunde durch Haberlandt ein fachmännisch geleitetes Organ, die Zeitschrift für Österreichische Volkskunde erhielt und gleichzeitig eine ganz Österreich umfassende, auf Sachkenntnis beruhende Sammeltätigkeit zur Gründung eines Museums für Volkskunde begann“.³⁵

Lacher betrachtete es daher auch als seine Pflicht, die Wahl in den Ausschußrat des Wiener Vereins als Vertreter des Kronlandes Steiermark anzunehmen. Ihm verdankt das Wiener Museum seine frühen „Styriaca“,³⁶ und zwar „ohne schädliche Wirkung“ auf seine Sammlungen in Graz.

Diese Feststellungen macht Lacher übrigens in seiner Arbeit über „Die Hausindustrie und Volkskunst in Steiermark“, die in der Zeitschrift des historischen Vereins für Steiermark 1906 erschien und auf seinem Beitrag für die 1905/06 im k.k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie von Michael Haberlandt veranstalteten wichtigen Ausstellung über die österreichische Hausindustrie basiert.³⁷ Lacher bestritt für diese Ausstellung den steirischen Part.

Wie gesagt, Lacher erweist sich als hervorragender und unermüdlicher Museumsfachmann:

35 Lacher, Karl: Die Hausindustrie und Volkskunst in Steiermark (Zeitschrift des historischen Vereins für Steiermark, 4. Jg., 1906, 19–32); Wiederabdruck in: Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), S. 89–101, hier S. 91 f.

36 Die Widmungen Karl Lachers sind im Inventarbuch des Österreichischen Museums für Volkskunde im Jahr 1895 unter folgenden Nummern verzeichnet: 4329–4333: Männliches Costüm. Steiermark; 4334–4350: Weibliches Costüm. Steiermark; Aus Kirchberg an der Raab stammen 5312: Kasten, bemalt; 5313: Truhe, bemalt, 1804; 5314: Eckkästchen um 1700; 5315: Spanleuchter mit Holzständer; 5316 Handleuchter mit gedrehtem Holzfuß; 5317–18 Zwei Holzstühle mit geschnitzter Lehne aus Radkersburg bzw. aus Scheifling; 5319 Truhe, sehr reich bemalt, 1751; 5320: Wiege aus Voitsberg; 5321: kleines Kästchen; 5322: Spinnrad; 5323–24: Zwei Bilder auf Glas; 5325: Truhe, bemalt 1662; 5326: Bauernstuhl; 5327: Stuhl, aus 1600; 5328: Bett; 5329: Truhe, grüner Grund, 1785; 5330: Ofen mit Kugelhacheln; 5331: Kasten, 1730; 5332: Kasten, 1801; 5333–5399: 67 Stück Zeugdruckmodel; 5401: Teller; 5402: Weihbrunnen; 5403 Umhängtuch, bedruckt. Die Inv.Nr. 5400, eine Mehlspeisform aus Kupfer, wurde an die Kriegsmetallsammlung abgegeben. Insgesamt 112 Objekte!

37 K.k. österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien. Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst, November 1905 – Februar 1906, darin Beitrag über die Steiermark von Prof. Karl Lacher, Graz, S. 6–15.

Er betrachtete seine Sammlung weiterhin als Lehrstoffsammlung, wovon er Teile immer wieder an Schulen verlieh. Zudem stand er jederzeit für Auskünfte, Führungen und künstlerische Beratungen bereit. Er hatte für das Museum Sonderausstellungsräume vorgesehen, eine ständige Präsentationsstelle und einen Verkaufsraum für das zeitgenössische Kunstgewerbe. „Ganz besondere Fürsorge“, schreibt Gawalowski, „widmete Lacher auch den wechselnden Ausstellungen, die in den eigens dazu bestimmten Räumen des Museums veranstaltet wurden, indem er von der Ansicht ausging, daß die Anziehungskraft, die derartige zeitweise stattfindende Ausstellungen erfahrungsgemäß auf die Bevölkerung ausüben, gewiß dazu beitragen werde, das Interesse am Museum selbst zu steigern.“³⁸ Wichtig war ihm auch die Beteiligung an auswärtigen Ausstellungen.³⁹

Die ständig anwachsende Sammlung machte es notwendig, dass der von Lacher im Installationsplan bereits vorgesehene Erweiterungsbau in den Jahren 1901/02 zur Ausführung gelangte. In die zusätzlichen Räume im 2. Stock sollte die Bildergalerie übersiedeln. Hier zeigte sich abermals das museologische Durchsetzungsvermögen von Lacher, denn nach einigen personellen Querelen wurde sein Konzept angenommen und er mit der Hängung der Bilder betraut. Zur Eröffnung im Dezember 1903 überraschte Lacher die Besucher abermals mit einem Ausstellungskatalog, nachdem er sämtliche Bilder wissenschaftlich bearbeitet, katalogisiert und den Rest im Depot übersichtlich geordnet hatte.⁴⁰ Die durch die Übersiedlung der Bilder frei gewordenen Räume im 1. Stock nützte Lacher zur Ausweitung der kulturhistorischen beziehungsweise der kunstgewerblichen Sammlung. Nun konnte er seine bereits im Installationsplan von 1886 konzipierte Gesamtaufstellung des Museums in Angriff nehmen, die er im Dezember 1905 der Öffentlichkeit präsentierte. „Gleichzeitig mit den Installationsarbeiten hatte Lacher eine einheitliche wissenschaftliche Bearbeitung, namentlich der alten Bestände begonnen. Die bisher ihrer verschiedenen Herkunft nach in vier getrennten Inventaren verzeichneten Musealgegenstände wurden einer fortlau-

38 Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), S. 35 f.

39 Lacher, Karl: Das steirische Kunstgewerbe Paris 1900. Beilage zum Rechenschaftsberichte des steiermärkischen Kunstgewerbe-Vereines pro 1900–1901. Graz.

40 Katalog der Landesbildergalerie in Graz, von Karl Lacher, Graz 1903.

fenden Numerierung unterzogen.⁴¹ Außerdem begannen er und seine Mitarbeiter sämtliche Objekte in einem Zettelkatalog zu erfassen. Mit der Neueröffnung Ende des Jahres 1905 hatte Lacher sein Werk zur Vollendung gebracht.⁴²

Bei dieser gewaltigen, selbstausbeuterischen Arbeitsleistung, für die er mehrmals vom Kaiser ausgezeichnet wurde, nimmt es nicht Wunder, dass sich ab 1907 bei Lacher ein Herzleiden einstellte, dem er am 15. Jänner 1908 erlag.⁴³

In einem Nachruf in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde schreibt Michael Haberlandt:⁴⁴ „Unserem Verein und seinem Museum ist der Verewigte von ihren Anfängen an ein warmer und hilfsbereiter Freund gewesen, der dem Unterzeichneten oft mit willkommenem Rat und Zuspruch zur Seite gestanden hat. Die Einrichtung der altsteirischen Stube und Trachten in unserem Museum [gemeint ist das Volkskundemuseum in Wien, Anm. d. Verf.] ist fast zur Gänze von ihm beschafft worden. So bleibt uns sein Bild als das eines tatkräftigen, selbstlosen Künstlers und Forschers lebendig, dem Volkskunde und Volkskunst die nachhaltigste und tiefgreifende Förderung zu verdanken haben.“

Umso erstaunlicher ist es, dass dieser Mann von der steirischen Volkskunde bis heute eigentlich übersehen wurde. Weder Koren noch Maria Kundegraber, noch Helmut Erberhart, der sich so intensiv mit der Institutionengeschichte der Volkskunde in der Steiermark beschäftigte, erwähnen Karl Lacher als einen Wegbereiter der Volkskunde in der Steiermark.

Der Grund liegt nicht zuletzt darin, dass Viktor Geramb – dem es mit Billigung des Landeshauptmannes 1913 gelingt, die volkskundlichen Sammlungen aus dem kulturhistorischen Museum herauszulösen, und damit im ehemaligen Siechenspital in der Paulustorgasse ein eigenes Volkskundemuseum zu schaffen – beharrlich den Namen Karl Lacher verschweigt. So in seiner Broschüre, die 1916 zur Eröff-

41 Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), S. 40.

42 Dazu erschien eine neue Ausgabe des „Führer(s) durch das steiermärkische kulturhistorische und Kunstgewerbe-Museum zu Graz“. Von Karl Lacher. Vierte neubearbeitete Auflage. Graz 1906.

43 Museumsdirektor Karl Lacher †. Nachruf im XCVII. Jahresbericht des steiermärkischen Landesmuseums Joanneum 1908, Graz 1909, S. 37–39.

44 Karl Lacher †. Nachruf von Michael Haberlandt in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, XIV, 1908, S. 35.

nung des „neuen steirischen Volkskunde-Museums“ erscheint.⁴⁵ Karl Lacher wird nicht genannt. In dem 1911 gedruckten Verzeichnis über „Die volkskundlichen Sammlungen im neuen Museumsgebäude. Ein Führer und ein Programm“, das den Teilnehmern am Historikertag in Graz überreicht wurde, kommt der Name Lacher nicht vor.⁴⁶ Allerdings gesteht Geramb hier ein: „Unser Joanneum hat alle diese Dinge gesammelt, vielfach zu einer Zeit, wo von Volkskunde noch beinahe keine Rede war. Es ist ein nicht genug zu lobendes Verdienst [Hervorhebung im Original] der betreffenden Vorstände, daß sie, ohne noch den Gedanken einer volkskundliche Abteilung zu kennen, solche Gegenstände aus rein persönlich richtiger Auffassung und ohne alle Hilfsmittel gesammelt haben und dadurch neben ihrer sonstigen, keineswegs leichten Aufgabe von selbst den Grund dafür gelegt haben, aus dem heute der Gedanke an eine volkskundliche Abteilung fruchtbringend erwachsen konnte.“ Und an anderer Stelle schreibt er im Rückblick auf die Katalogerstellung: „Es fand sich viel mehr, als ich erwartet hatte.“⁴⁷ Tatsächlich war am Joanneum bereits eine ansehnliche volkskundliche Sammlung – Lacher spricht von einer ethnographischen Abteilung am kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseum – vorhanden, ehe Geramb daran ging, sie zu erfassen. Die Verdienste Karl Lachers daran erwähnt Viktor Geramb mit keiner Silbe. Vielmehr tat er alles, um die Öffentlichkeit im Glauben zu lassen, die Volkskundesammlung „sei sein Kind“.⁴⁸ In seinen Lebenserinnerungen gedenkt er aller seiner Förderer und Lehrer, nur nicht Karl Lachers. Geramb ist offensichtlich sehr daran gelegen, die alleinige Vaterschaft für das steirische Volkskundemuseum im öffentlichen Bewusstsein geltend zu machen. Sicher, Karl Lacher war bereits ein Jahr verstorben, als Viktor Geramb seine Stelle als Sekretär im Joanneum antrat, aber das Werk Lachers war doch unübersehbar.

Im Gegensatz zu Graz hat man die Genese der Sammlungen, die Geramb ab 1911 durch eigene Sammelfahrten zu vermehren trachte-

45 Geramb, Viktor R. v.: Das neue steirische Volkskunde-Museum. Bäuerliche Abteilung des steierm. Landes-Museums, Graz 1916.

46 Geramb, Viktor Ritter v.: Die volkskundlichen Sammlungen im neuen Museumsgebäude. Ein Führer und ein Programm. Verlag des Museums, Graz 1911.

47 Viktor von Geramb. In: Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Geleitet von Nikolaus Grass. II. Band, Innsbruck 1951, S. 78–92, hier S. 81.

48 Kundegraber: Viktor von Geramb (wie Anm. 9), S. 3.

te – als seine Haupterwerbung ist die Rauchstube aus dem Lippbauernhaus anzusehen⁴⁹ – nicht vergessen. Denn Michael Haberlandt berichtete anlässlich der Eröffnung des steirischen Volkskundemuseums in der Paulustorgasse in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde:⁵⁰ „Die Sammlungen sind teilweise durch Übergabe aus den Beständen des Grazer Kulturhistorischen Museums (dort durch den unvergeßlichen Direktor K. Lacher und seinen eifrigen Nachfolger A. Rath seit vielen Jahren zustande gebracht), teils durch persönliche unermüdliche Aufsammlungstätigkeit V. v. Germabs unmittelbar unter der bäuerlichen Bevölkerung der Steiermark zustandegebracht worden. Darüber belehrt der Jahresbericht der Volkskundlichen Abteilung am Joanneum 1913.“

In besagtem Jahresbericht gedenkt Geramb ein einziges Mal Karl Lachers, indem er feststellt:⁵¹ „Die Anfänge volkskundlicher Sammlungen am Joanneum gehen auf Karl Lacher zurück, der im 2. Stockwerk des neuen Museumsgebäudes eine Abteilung „bäuerliches Wohnen“ geschaffen und der auch schon im Jahre 1906 im IV. Jahrgange der Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark eine Arbeit über „Die Hausindustrie und Volkskunst in der Steiermark“ veröffentlicht hat. Lachers Nachfolger, Herr Vorstand Kaiserl. Rat Anton Rath hat die begonnenen bäuerlichen Sammlungen mit Erfolg fortgesetzt; er erwarb namentlich die Herd- und Küchengeräte aus der Gegend von Freiland bei Deutschlandsberg und eine größere Zahl von Trachten- und Einrichtungsstücken. Sein besonders und in der Geschichte der heimischen Volkskunde sowohl als auch in allen wissenschaftlichen Volksforscherkreisen für alle Zeiten bleibendes und hoch anzuerkennendes Verdienst aber ist die Schöpfung der großen Sammlung steirischer Votivfiguren (bäuerliche Weihgaben), die durch ihn auf eine von keinem anderen Museum erreichte Höhe gebracht wurde.“ Viktor Geramb zeigt hier, dass er sehr wohl wusste, wer der Urheber der volkskundlichen Sammlung war. Das

49 Buchner, Rudolf, Alexandra Malik: Feuer, Rauch und Licht. Zur Geschichte einer Rauchstube. Herkunft, Charakteristika und Werdegang der in der Paulustorgasse 13 eingebauten Rauchstube des „Lippenbauern“. Führer, Abteilung für Volkskunde des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum, Graz 1991.

50 Haberlandt, Michael: Die volkskundliche Abteilung am Joanneum in Graz. (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, XXI/XXII. Jahrgang, 1915/16, S. 66).

51 CII. Jahresbericht des steiermärkischen Landesmuseums Joanneum über das Jahr 1913, Graz 1914. Darin unter D. Volkskundliche Abteilung, Zur Geschichte der neuen Sammlung, S. 58–73. Die volkskundliche Sammlung tritt damit zum ersten Mal als eigene Abteilung in Erscheinung.

belegen auch die Zahlen: von den 1949 Inventarnummern, die die Volkskundeabteilung Ende des Jahres 1913 aufwies, waren 1356 Nummern am 7. Juli 1913 vom kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseum abgetreten worden, „wobei man sich auf ausgesprochen steirisch-bäuerliche Gegenstände beschränkte und auch von diesen, soweit sie für die kulturhistorische Abteilung von vergleichendem oder sonstigem Wert waren, zahlreiche doppelt vorhandene Formen zurtickließ“.⁵²

Viel gravierender als die Verschleierung der Sammlungsursprünge war jedoch die Tatsache, dass mit der Herauslösung der „bäuerlichen“ Sammlung aus dem Kontext des kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums Lachers Modell eines gesamtgesellschaftlichen Museums, in dem alle Stände der Steiermark gleichrangig vertreten sein sollten, zerschlagen wurde. Während Lacher die Zeugnisse bäuerlicher Kultur als integrativen Bestandteil einer ganzheitlichen Kultur der Steiermark begreift und durch die Darstellung ein Gesamtbild des Landes liefern möchte, stört es Geramb, dass die bäuerliche Kultur im Rahmen dieses Konzeptes nur in ihrem Verhältnis zur allgemeinen Kulturgeschichte Berücksichtigung findet, wo sie mehr oder minder nur einen interessanten Gegensatz zum Kunstgewerbe und zur hohen Kunst darstellen durfte. Geramb empfindet die Rolle, die Karl Lacher den bäuerlichen Erzeugnissen in seinem Konzept zuerkennt, als eine Missachtung der bäuerlichen Kultur.⁵³ Mit der Herauslösung der „ethnographischen Abteilung“ aus dem kulturhistorischen Kontext zerschlägt Geramb das moderne Konzept Lachers und webt so an der Idealisierung des Bauerntums.

Mit der Separierung der volkskundlichen Sammlung verleiht Viktor Geramb der bäuerlichen Kultur nämlich einen Ausschließlichkeitscharakter und Absolutheitsanspruch, der zu jener unheilvollen Ideologisierung und Mythisierung des Bauernstandes führt, die zu einem Stigma der Volkskunde wird. Er stilisiert das Bauerntum zum Mutterboden der deutschen Kultur.

Karl Lachers kulturgeschichtliches und Kunstgewerbemuseum hatte in eine andere Richtung gezeigt.⁵⁴ Von Seiten der steirischen

52 CII. Jahresbericht (wie Anm. 51), S. 68.

53 CII. Jahresbericht (wie Anm. 51), S. 58.

54 In seinem Beitrag über „Die Kunstindustrie in Steiermark“. In: Kulturbilder aus Steiermark, Graz 1890 (Wiederabdruck in: Gawalowski: Karl Lacher (wie Anm. 10), 63–79) zeigt uns Karl Lacher, dass er auf der Höhe der modernen Museumsentwicklungen in Europa stand.

Volkskunde fehlt darüber aber jegliche Auseinandersetzung. Es ist jedenfalls erstaunlich, wie wenig man sich in der Steiermark dieses Erbes bewusst ist und wie wenig man der Verdienste dieses Mannes gedenkt, dessen Todestag sich am 15. Jänner zum hundertsten Mal jährt.

Publikationen von Karl Lacher (Auswahl)

Kunstgewerbliche Arbeiten aus der Kulturhistorischen Ausstellung zu Graz 1883. 100 Tafeln mit Vorwort und besprechendem Text, Graz 1883.

Wohnräume aus Steiermark. Drei vollständige Holztäfelungen aus den Jahren 1568, 1596 und 1607. 7 Blatt in Lichtdruck mit Text. Graz 1886.

Mustergültige Holzintarsien der deutschen Renaissance aus dem 16. und 17. Jahrhundert. 30 Tafeln mit erklärendem Text, Leipzig 1889.

Kunstbeiträge aus Steiermark. Blätter für Bau- und Kunstgewerbe, 3 Jahrgänge, Verlag Heinrich Keller, Frankfurt a. Main 1893, 1894, 1895, zu je 12 Heften und Tafeln.

Führer durch das Culturhistorische und Kunstgewerbe-Museum in Graz. Mit drei Plänen. Graz 1895.

Führer durch das Landes-Zeughaus in Graz. Graz 1898 (2. Aufl. 1907).

Die Aufgaben der Kunstgewerbemuseen auf culturhistorischem Gebiete. Vortrag gehalten in der zweiten Conferenz österreichischer Kunstgewerbemuseen in Graz am 12. April 1901. Graz. Im Selbstverlag des Verfassers, 1901.

Führer durch das steiermärkische kulturhistorische und Kunstgewerbe-Museum zu Graz. Vierte neubearbeitete Auflage. Graz 1906.

Altsteirische Wohnräume im Landesmuseum zu Graz, Leipzig, Verlag Karl W. Hiersemann, 1906. Text und 32 Lichtdrucktafeln.

Das steirische Kunstgewerbe Paris 1900. Beilage zum Rechenschaftsberichte des steiermärkischen Kunstgewerbe-Vereines pro 1900–1901. Graz.

Katalog der Landesbildergalerie in Graz. Graz 1903.

Beiträge

Die Kunstindustrie in Steiermark. In: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bd. Steiermark, 1889, 345–352.

Die Kunstindustrie in Steiermark. In: Kulturbilder der Steiermark, Graz 1890.

Das neue steiermärkische culturhistorische und Kunstgewerbe-Museum zu Graz. In: Kunstbeiträge aus Steiermark. Blätter für Bau- und Kunstgewerbe, Leipzig 1893, 1. Jg. H. 2 und 3..

Steiermark. In: K.k. österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien. Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst, November 1905 – Februar 1906, Graz 1905, 6–15.

Die Hausindustrie und Volkskunst in Steiermark. (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark. IV. Jahrgang, Graz 1906, 19–32).

Herausgeber

Publikationen des steiermärkischen Landesmuseumvereines Joanneum, 1886, 1888, 1889, 1890, 1891, 1892.

Vereinspublikation des steiermärkischen Vereines zur Förderung der Kunstindustrie in Graz, 1889.

Franz Grieshofer, Karl Lacher – Styria's "Neglected" Folklorist. Commemorating the Eminent Museologist on the 100th Anniversary of his Death on 1/15/2008

Karl Lacher (1850–1908) does not appear in the annals of Styrian folklore institutions. And yet Lacher – a professor at Austria's government trade school [Staatsgewerbeschule] as well as a collector who was also active in Graz as a multitalented artist – not only founded and ran the art history and arts and crafts museum at the Joanneum in Graz, but also set up a section devoted to ethnography. Lacher's museum concept ("installation plan") basically followed the aims of arts and crafts museums, but he also stressed the overall depiction of the regional culture, especially that of the farmers and peasants. Since the folklore collection was separated from the applied art collection at the Joanneum immediately following Karl Lacher's death, it turned into a purely "peasant museum" and consequently to an ideologization of rural peasant life.

Hopgarten – Metzenseifen – Blaufuß: Drei „deutsche“ Gemeinden in der heutigen Slowakei?

Ein Werkstattbericht¹

Magdaléna Paríková zum 60. Geburtstag zugeeignet

Olaf Bockhorn

Der vorliegende Bericht beschäftigt sich mit der Situation der deutschen Sprachgruppe in der Slowakei und basiert größtenteils auf drei je einwöchigen Forschungsaufenthalten, die 1994, 1996 und 1998 stattfanden. Den untersuchten und strukturell unterschiedlichen Orten (Hopgarten/Chmelnica, Metzenseifen/Medzev und Blaufuß/Krahule) sind zentrale Kapitel gewidmet, in denen auch ausgeführt wird, dass sich damalige Prognosen zur weiteren Entwicklung zum Teil nicht bewahrheitet haben. Abschließend wird zum einen der Begriff „Ethnizität“ kritisch hinterfragt, zum anderen vorgeschlagen, nicht von „deutschen Gemeinden“, sondern von „deutschsprachiger Bevölkerung“ in slowakischen Gemeinden zu sprechen.

1. Zur Situation der deutschen Sprachgruppe in der Slowakei

Im Gegensatz zu manch anderen Staaten im östlichen Mitteleuropa, in denen schon in Zeiten sozialistischer Alleinregierungen volkskundliche Aufnahmen bei der nach 1945 in den Ländern verbliebenen deutschsprachigen Bevölkerung gemacht werden konnten,² waren

1 Mit Anmerkungen versehene Fassung eines Vortrags, der am 9.10.2000 im Institut für Volkskunde der Universität Freiburg/Breisgau sowie am 14.6.2007 in überarbeiteter Form am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien gehalten wurde. Für mannigfache Hilfe und die Übermittlung der Daten der Volkszählung von 2001 sei Frau Prof. Dr. Magdaléna Paríková, Comenius-Universität Bratislava, herzlich gedankt.

2 Beispielsweise in Rumänien und Ungarn.

derartige Vorhaben in der Tschechoslowakischen Republik kaum möglich. Anfänglich gab es weder in der tschechischen noch in der slowakischen Landeshälfte in offizieller Diktion „Deutsche“, denn für die verbliebenen Deutschsprachigen war die Staatsbürgerschaft mit dem Bekenntnis zur tschechischen bzw. slowakischen „Nation“ verbunden – und die Wiedererlangung bürgerlicher Rechte und die Rückgabe von 1945 enteignetem Haus- und Grundbesitz an jene, die der Aussiedlung, oder, aus anderer Sicht, der Vertreibung entgangen waren, erforderte diese „freiwillige“ Zuordnung. Da es daher folgerichtig gar keine „deutsche“ Minderheit gab, existierten für diese vorerst auch keinerlei vom Staat garantierte Minderheitenrechte wie etwa Sprachunterricht oder behördlich sanktionierter Sprachgebrauch. Die in der Slowakei gebliebenen „Karpatendeutschen“, um diesen von Raimund Friedrich Kaindl geprägten Ausdruck zu verwenden,³ unterwarfen sich nach 1945 der notwendigen „Reslowakisierung“ und galten lange Zeit als „assimiliert“, also als Angehörige der slowakischen Nation, auch wenn sie privat weiterhin ihre deutschen Ortsmundarten verwendeten.

An dieser Stelle ist es erforderlich, einige Sätze zur Terminologie anzubringen. In Österreich etwa, aber auch anderswo, wird von „Volksgruppen“ gesprochen, worunter das 1976 beschlossene erste Volksgruppengesetz „in Teilen des Bundesgebietes beheimatete Gruppen österreichischer Staatsbürger mit nichtdeutscher Muttersprache und eigenem Volkstum“ versteht.⁴ Es ist hier nicht der Ort, um die Diskussion um Begriffe wie „Volk“, „Volkstum“ und „Nation“ erneut aufzugreifen; was bleibt, ist die resignative Feststellung, dass die in der Volkskunde geäußerte Kritik derartiger „Grundbegriffe“ die gesetzgebenden Institutionen niemals erreicht hat. Wie auch immer: „Volksgruppe“ steht in der Alpenrepublik jedenfalls für „sprachliche Minderheit“ oder besser „Sprachgruppe“, bei welchem Begriff ich bei den folgenden Ausführungen über die Deutschsprachigen in der Slowakei bleiben werde. Dort allerdings ist „Nationalitäten“ („národnosti“) die Bezeichnung für inzwischen anerkannte Sprachgruppen, so dass in der heutigen Slowakischen Republik außer den Mitgliedern der slowakischen auch StaatsbürgerInnen mit ungarischer, ukrainischer, polnischer, tschechischer und deutscher „Na-

3 Kaindl, Raimund Friedrich: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. 3 Bde., Gotha 1907–1911.

4 Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich 1976/396.

tionaltät“ leben – Teile der Bevölkerung, die, wie es in sozialistischer Zeit hieß, „zu einem integralen Zusammenleben mit der tschechischen und slowakischen Nation gefunden haben“.⁵

Trotz der schon in der Verfassung von 1948 ohne Rücksichtnahme auf eben diese Nationalität garantierten Gleichheit aller im Staate lebenden Menschen⁶ war es gerade für Angehörige der deutschen Sprachgruppe die längste Zeit nicht opportun, sich zur „deutschen Nationalität“ zu bekennen. Daher wurde das Recht bzw. die Pflicht,⁷ sich bei den alle zehn Jahre durchgeführten Volkszählungen einer anderen als der slowakischen „Nationalität“ zuzuordnen, gerade von ihr nicht bzw. kaum genutzt – schließlich hatte, wie Katharina Richter-Kovarik in ihrer Diplomarbeit über Metzenseifen betont, „schon allein der Begriff ‚Nemci‘ [Deutsche, Anm. OB] eine negative Konnotation und wurde gleichgesetzt mit ‚FaschistInnen‘, worunter die in der Tschechoslowakei verbliebenen deutschen MitbürgerInnen lange Zeit zu leiden hatten“.⁸ Selbst nach der „sanften Revolution“ von 1989 wurden in der damals noch slowakischen Teilrepublik anlässlich der 1991 veröffentlichten Volkszählung von 1990 lediglich in zwei Ortschaften jene 20% an Einwohnern mit „deutscher Nationalität“ erreicht, die notwendig waren, um eine zweisprachige Ortstafel zu erlangen. Es waren dies Kunešov/Kuneschau und Krahule/Blaufuß in der Mittelslowakei, also im Gebiet der auch „Hauerland“ genannten ehemaligen „Kremnitz – Deutsch-Probener Sprachinsel“,⁹ vor 1945 neben dem Raum um Preßburg und der Oberen und Unteren Zips die dritte große Siedlungsregion der deutschen Sprachgruppe. Wie ich zeigen werde, wären in anderen Gemeinden, vor allem in Medzev/Metzenseifen und Chmelnica/Hopgarten, die Gegebenheiten für eine derartige Ortstafel ungleich besser gewesen, nur war die deutschsprachige Bevölkerung in diesen Orten noch nicht so weit oder auch gewillt, ein derartiges „Bekenntnis“, um beim oben gewählten Ausdruck zu bleiben, abzulegen. Meine im Jahre 2000 ge-

5 Zvara, Juraj: Nationalitätenpolitik der ČSSR. Praha 1983, S. 7.

6 Encyklopédia Slovenská. 4. Bd., Bratislava 1980, S. 444.

7 Richter-Kovarik, Katharina: Metzenseifen – Medzev – Meczenzéf. Eine karpatische deutsche Gemeinde in der Slowakei. Interkulturelle Beziehungen seit 1945. (Diplomarbeit) Wien 2000, S. 2.

8 Ebenda, S. 12, Anm. 18.

9 Zur Kremnitz – Deutsch-Probener Sprachinsel vgl. etwa: Hanika, Josef: Siedlungsgeschichte und Lautgeographie des deutschen Haulandes in der Mittelslowakei. München 1952.

äußerte Prognose, dass sich das bei der nächsten – und diesmal rein slowakischen – Volkszählung von 2001 ändern würde, sofern man am Prinzip der Nationalitätenzuordnung festzuhalten gedachte, hat sich allerdings als falsch herausgestellt.

Die Voraussetzungen für eine solche Änderung des Zuordnungsverhaltens waren, wie ich zeigen werde, in der seit 1.1.1993 zum zweiten Male selbständigen Slowakischen Republik als gut anzusehen – vor allem nach dem Regierungswechsel und unter dem Präsidenten Rudolf Schuster, der aus einer Metzenseifener „mantakischen“ [ortsüblicher Ausdruck für „deutschsprachig“, Anm. OB] Familie stammt: 1990 konnte der Karpatendeutsche Verein in der Slowakei (KDV) gegründet werden;¹⁰ seit 1992 erscheint monatlich das „Karpatenblatt“, das als Kommunikationsorgan der deutschen Sprachgruppe dient; ein Sprachunterricht in den Schulen war und ist problemloser als früher möglich; eine Stärkung der Minderheitenrechte war – auch im Hinblick auf den damals erhofften und inzwischen erfolgten Beitritt der Slowakei zur Europäischen Union – zu konstatieren; in Bratislava/Preßburg wurde ein „Museum der Kultur der Karpatendeutschen“ als Abteilung des Slowakischen Nationalmuseums eröffnet; die bestehenden Kontakte zu karpatendeutschen Verbänden in Deutschland und Österreich konnten ausgebaut und mit deren Hilfe u.a. Kulturhäuser und/oder Bibliotheken mit deutschsprachiger Literatur eingerichtet bzw. erweitert werden ...

Hatte der in Prag ansässige „Kulturverband der Bürger deutscher Nationalität der ČSSR“ (KVD), 1968 in Zeiten des „Prager Frühlings“ auf Grund eines Verfassungsgesetzes über die staatstragende Funktion aller Nationalitäten initiiert und 1969 offiziell gegründet,¹¹ in der Slowakei lediglich zu einer einzigen Ortsgruppe in Metzenseifen geführt¹² (auch deshalb, weil die slowakische Regierung dem KVD ablehnend gegenüberstand und sich eine von Prag unabhängige Organisation „deutscher Werktätiger“ in der Slowakei wünschte, zu der es allerdings nie kam), so sind die Bemühungen des vergangenen Jahrzehnts auf ungleich fruchtbareren Boden gefallen: bereits 1991 hatte der neue KDV 1400 Mitglieder und eine Reihe von örtlichen

10 Schmögner, Matthias: Karpatendeutsche in der Slowakei. Ihre Geschichte und gegenwärtige Lage. In: Globus, September/Oktober 1991, S. 5–7, hier S. 6f.

11 Staněk, Tomáš: Německá menšina v českých zemích. 1948–1989. Praha 1993, S. 167.

12 Richter-Kovarík, Katharina: Metzenseifen (wie Anm. 7), S. 118–139.

Gruppierungen,¹³ deren Zahl inzwischen weiter angewachsen ist. Und in eben diesem Jahrzehnt war es erstmals wieder problemlos möglich, volkskundliche Forschungen bei der deutschen Sprachgruppe in der Slowakei durchzuführen.

2. Das Seminarprojekt „*Deutsch‘ in der Slowakei*“

Ich habe bereits an anderer Stelle über das am bzw. vom Institut für Volkskunde (heute: Institut für Europäische Ethnologie) der Universität Wien mit studentischer Beteiligung durchgeführte Seminarprojekt berichtet, das Feldforschungen in slowakischen Ortschaften mit zahlenmäßig größerer deutschsprachiger Bevölkerung zum Ziel hatte.¹⁴ Absicht des seit 1992 gemeinsam mit Magdaléna Paríková vom Lehrstuhl für Ethnologie der Comenius-Universität Bratislava geplanten Vorhabens war ursprünglich die Analyse des Spannungsfeldes zwischen Assimilation und Akkulturation in gemischtsprachigen Gemeinden, wobei österreichische und slowakische Studierende mitarbeiten sollten. Letztere einzubeziehen erwies sich aus finanziellen Gründen als undurchführbar, so dass lediglich StudentInnen aus Wien teilnahmen. Das bedeutete, dass vorerst nur Deutschsprachige befragt werden konnten und wir uns auf deren Sicht der (kulturellen) Entwicklung ab 1945 konzentrieren mussten. Als „die andere Seite“ einbeziehendes Korrektiv wirkte von Anfang an M. Paríková; ab der zweiten Forschung war mit Katharina Richter-Kovarík auch eine Studentin mit perfekten slowakischen Sprachkenntnissen beteiligt. Ihre im Jahre 2000 fertiggestellte Studie über Metzenseifen¹⁵ entspricht daher jenem interkulturellen Ansatz, den wir eigentlich verfolgten.

Methodisch orientierten wir uns zuerst an Ingeborg Weber-Kellermanns 1959 veröffentlichtem Aufsatz über „Interethnische Beziehungen in der ‚Sprachinselvolkskunde‘“ sowie an weiteren Beiträgen

13 Schmögner, Matthias: Karpatendeutsche in der Slowakei (wie Anm. 10), S. 6f.

14 Bockhorn, Olaf: Die Jahre 1944/45 und danach ... Biographische Erzählungen aus Hopgarten/Chmelnica. In: Kalinke, Heinke M. (Hg.): Brief, Erzählung, Tagebuch. Autobiographische Dokumente als Quellen zu Kultur und Geschichte der Deutschen in und aus dem östlichen Europa (= Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 3). Freiburg 2000, S. 63–84, hier S. 63–65.

15 Richter-Kovarík, Katharina: Metzenseifen (wie Anm. 7).

zur Interethnik;¹⁶ als thematische Einführungen standen hingegen fast nur veraltete deutschsprachige Beiträge zur Verfügung, zumeist aus dem Umfeld der von der genannten Autorin zurecht kritisierten „Sprachinselvolsk Kunde“.¹⁷ Diese erwiesen sich, da wir nicht vorhatten, die Periode vor 1945 stärker zu berücksichtigen, als ebenso wenig hilfreich wie viele von Ausgesiedelten verfasste Heimatbücher, die in der Regel mit der Vertreibung enden, vermittelten uns jedoch einen allgemeinen Einblick in die regionale Geschichte sowie in das, was in besagter Sprachinselliteratur als „karpatendeutsches Volkstum“ beschrieben worden war. Ein Rückgriff auf Ergebnisse jüngerer Forschungsarbeiten von slowakischen KollegInnen bei der deutschsprachigen Bevölkerung war nicht möglich, denn solche gab es nicht. Zwar hatte schon 1968 Michal Markuš in einem ein Jahr später veröffentlichten Vortrag die Notwendigkeit betont, sich mit der Erforschung der Volkskultur der deutschen „Enklave“ (auch der noch bestehenden) in der Slowakei zu beschäftigen,¹⁸ doch geschehen war wenig. Erst gut zwanzig Jahre später verwies Soňa Kovačevićová wiederum auf die Bedeutung der deutschsprachigen Bevölkerung für Geschichte und Kultur der Slowakei;¹⁹ sie war es auch, die mich auf den Ort Chmelnica/Hopgarten aufmerksam machte, in dem immer noch auffallend viele Deutschsprachige leben würden.

16 Weber-Kellermann, Ingeborg: Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvolsk Kunde“. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 62/XIII (1959), S. 19–47; Weber-Kellermann, Ingeborg: Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn. Frankfurt am Main 1978; Schenk, Annemie: Interethnische Forschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1994, S. 335–352 (Buch und Aufsatz sind 2001 in dritter, überarbeiteter Auflage erschienen).

17 Genannt seien nur: Gréb, Julius: Zipser Volkskunde. Kesmark – Reichenberg 1932; Grothe, Hugo: Das deutsche Volkstum der Slowakei in Vergangenheit und Gegenwart. Eine volks-, siedlungs- und kulturkundliche Skizze (= Deutsche Kultur in der Welt, 20. Jg., H. 1/2; Archiv für Wanderungswesen und Auslandskunde, 1. Jg., H. 1/2). München–Starnberg 1943. Vgl. auch die umfangreiche Bibliographie in: Hanika, Josef: Siedlungsgeschichte und Lautgeographie des deutschen Haulandes (wie Anm. 9), S. IX–XXI.

18 Markuš, Michal: Slovenská ľudová kultúra a jej vzťahy k iným etnickým skupinám. In: Slovenský národopis 17/2–3 (1969), S. 401–406.

19 Kovačevićová, Soňa: Príspevok k poznaniu charakteru ľudovej kultúry bývalých nemeckých sídiel na Slovensku. In: Slovenský národopis 38/4 (1990), S. 515–541.

Dorthin führte denn auch im Jahre 1994 unsere erste einwöchige Forschungsfahrt, wobei zwar der Hinweis auf die Deutschsprachigen, nicht aber die „offizielle“ Erklärung für diese Tatsache stimmte: dass nämlich viele Hopgartner den slowakischen Nationalaufstand von 1944 unterstützt hätten.²⁰ Dieselbe Begründung fand sich auch für den Verbleib von Angehörigen der deutschen Sprachgruppe in Medzev/Metzenseifen, dem Städtchen, das wir 1996 besuchten. Schwieriger erwies sich schon die Suche nach einem dritten Ort; nach der zweimal aufgesuchten Zips (in deren historischen Grenzen Metzenseifen zwar nicht liegt, der die Gemeinde aber zumeist zugerechnet wurde) sollte er im mittelslowakischen „Hauerland“ sein. Die Wahl fiel, nicht zuletzt wegen der dort gegebenen Unterbringungs- und Verpflegungsmöglichkeiten, auf Krahule/Blaufuß, wo wir 1998 wiederum eine Woche verbrachten. Eine abschließende Forschung im ehemaligen dritten großen Siedlungsgebiet, dem Raum um Bratislava/Preßburg, war in vergleichbarer Form kaum durchzuführen, so dass sich, nach einer notwendigen Vorbemerkung, der folgende Werkstattbericht lediglich auf die drei im Titel genannten Ortschaften bezieht.

3. Hopgarten – Metzenseifen – Blaufuß: Drei Ortsbilder

Die fehlende jüngere Literatur und auch die Dauer unseres Aufenthaltes hatten Auswirkungen auf die Vollständigkeit der behandelten Einzelthemen;²¹ auf sie ist bei den folgenden Ortsbildern jedoch nicht einzugehen. Vorwegzunehmen ist, dass sich nicht unbeträchtliche Unterschiede gezeigt haben – Unterschiede, die ökonomisch, aber auch durch die uneinheitliche historische Entwicklung der deutschen Siedlungsgebiete in der Slowakei begründet sind. Auf letztere hat Max Matter in seiner trefflichen Analyse des „Deutsch-Seins“ im östlichen Mitteleuropa am Beispiel der Slowakei hingewiesen;²² es erübrigt sich daher (wiewohl auf diesen Aufsatz noch zurückzukom-

20 Vlastivedný slovník obcí na Slovensku. Bratislava 1965, S. 480.

21 Sämtliche Seminararbeiten einschließlich der Transkriptionen der geführten Interviews befinden sich im Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien.

22 Matter, Max: „Deutsch-Sein“ in Ostmitteleuropa – an Beispielen des Zusammenlebens verschiedener ethnischer Gruppen in der Slowakei. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 42 (1999), S. 44–57.

men sein wird), seine Feststellungen für die Zeit bis 1945 hier zu wiederholen, zumal es – und ich lasse das Fragezeichen im Titel dieses Beitrags einmal stehen –, um drei „deutsche“ (?) Gemeinden in der *heutigen* Slowakei geht. Eine detaillierte Geschichte dieses Landes ist nicht Gegenstand meines Berichts, und ebensowenig die der deutschen Sprachgruppe, deren Zahl sich nach weitgehend übereinstimmenden Angaben im Jahre 1938 auf rund 150.000 belief²³ – im Jahre 2001 waren es gerade einmal 6.343 Personen, die Deutsch als Muttersprache, und gar nur 5405, die Deutsch als Nationalität angaben.

Dennoch sind einige allgemeine historische Daten und Fakten vor auszuschicken, weil sie zum Verständnis der Lage der in der Slowakei verbliebenen „Deutschen“ beitragen und auch für die drei zu behandelnden Orte Gültigkeit besitzen. In der im März 1939 gegründeten ersten „Slowakischen Republik“, die bereits wenige Tage später mit dem „Großdeutschen Reich“ einen Schutzvertrag abschloss und damit ein Staat von Hitlers Gnaden war, wurde – aus den politischen Gegenheiten heraus verständlich – „die kulturelle und wirtschaftliche Autonomie der [deutschen, Anm. OB] Volksgruppe weiter ausgebaut, aber die Deutschen waren dabei in allen Punkten den Gesetzen der Slowakischen Republik unterworfen bis zum Militärdienst ...“.²⁴ Den leisteten die wehrpflichtigen Männer anfangs in zwei eigenen „volksdeutschen“ Bataillonen der slowakischen Armee; 1944, als die deutsche Wehrmacht verstärkt in der Slowakei tätig wurde, um den von August bis Oktober dauernden „Aufstand“ (also den „Nationalaufstand“ der slowakischen Nachkriegsgeschichtsschreibung) niederzuschlagen, wurden die meisten deutschsprachigen Soldaten der Wehrmacht bzw. SS eingegliedert.

Als unmittelbare Folge des Aufstands, vor allem aber als die des Näherrückens der Sowjetarmee ist die von deutscher Seite betriebene „Evakuierung“ von Schulen, Frauen, und Kindern, aber auch ganzer Familien aus den deutschsprachigen Gebieten anzusehen. Sie erfolgte zum Teil nach Österreich, in die damalige „Ostmark“, überwiegend aber in die von Deutschsprachigen bewohnten Teile des „Protektorats Böhmen und Mähren“, also ins „Sudentenland“. Die Evakuierten

23 Schmögner, Matthias: Karpatendeutsche in der Slowakei (wie Anm. 10), S. 6.

24 Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei (Hg.): Leidensweg der Karpatendeutschen 1944–1946. Eine Dokumentation. Stuttgart ²1995, S. 5.

wurden nach Kriegsende „rückgeführt“ und kamen (vielfach gleich) in Internierungslager. Dieses Schicksal traf auch einen Großteil der „Daheimgebliebenen“, von denen zudem nicht wenige, vor allem Männer, in die Sowjetunion verschleppt wurden. Aus den Lagern erfolgte dann die planmäßige Deportation in die Besatzungszonen Deutschlands. Weniger „geregelt“ waren die deutschsprachigen BewohnerInnen des Preßburger Raums nach Österreich, je nach Sichtweise, geflüchtet oder vertrieben worden.²⁵

Es scheint mir verfehlt, abermals die Frage nach Schuld und Sühne zu stellen oder gar zu beantworten; das ist ohnehin, wenn auch mit unterschiedlichen Ergebnissen, hinlänglich geschehen, wobei jedoch die „Wurzeln“, die Ideen des im 19. Jahrhundert „geborenen“ Nationalismus und dessen für alle Seiten unheilvolle Entwicklung zu wenig Berücksichtigung fanden und finden – Max Matter hat darauf hingewiesen und betont, dass die Geschichtsschreibung immer noch gefordert ist, das Verhältnis zwischen Slowaken und Karpatendeutschen neu aufzuarbeiten.²⁶ Uns Volkskundlern, Europäischen Ethnologen usw. sollte es, so Matter, um „das Miteinander der verschiedenen ethnischen Gruppen“ gehen²⁷ – und das war ja auch das Ziel unseres Projekts, das wir allerdings aus dargelegten Gründen nur zum Teil erreicht haben. Die Absicht aber sollte bei den anschließenden drei Berichten zumindest mitgedacht werden.

3.1. Hopgarten

Hopgarten, slowakisch Chmelnica, 1315 erstmals urkundlich erwähnt, liegt vier Kilometer östlich der Kreisstadt Stará L'ubovňa/Alt-lublau am Ufer des Flusses Popper/Poprad am nordöstlichsten Rand der Zips. Auf diese Randlage – bezogen auf die anderen deutschsprachigen Siedlungen – ist schon in der älteren volkskundlichen Literatur hingewiesen worden.²⁸ Sie hat zweifelsohne engere Kontakte zu den übrigen „Zipserdeutschen“ zumindest nicht begünstigt. Wegen der vor 1945 nahezu ausschließlich landwirtschaftlichen Struktur des Dorfes waren solche Beziehungen aus ökonomischen Gründen auch

25 Ebenda, S. 5f.

26 Matter, Max: „Deutsch-Sein“ in Ostmitteleuropa (wie Anm. 22), S. 53f.

27 Ebenda, S. 54.

28 Gréb, Julius: Zipser Volkskunde (wie Anm. 17), S. 80.

nicht nötig – sie bestanden vielmehr zu den benachbarten Ortschaften mit polnischer, ukrainischer und slowakischer Umgangssprache. Das katholische Hopgarten verfügte überdies, sieht man von Pfarrer und Lehrpersonal ab, über keine nennenswerte Bildungsschicht; die örtliche Volksschule war demnach die beinahe einzige Bildungsstätte der heimischen Bevölkerung. Dort haben jene, die sie vor 1945 besuchten, auch ihre der Hochsprache angenäherten Deutschkenntnisse erworben, die uns 1994 eine etwas problemlosere Kommunikation mit dieser Altersgruppe ermöglichen. Die nachher Geborenen sprachen weitgehend nur den schwer verständlichen Hopgartner Dialekt, der keineswegs, wie früher vermutet, nur „schlesisch“, sondern eine Mischung von nieder-, mittel- und oberdeutschen Mundarten ist und eine Fülle von Slawismen aufweist.²⁹ Erst die jüngste Generation, soweit sie eine höhere Schule besucht oder gar studiert hat, besaß bzw. besitzt wieder bessere Kenntnisse der deutschen Verkehrssprache (die sich zunehmend auch wirtschaftlich nutzen lassen und deshalb auch gezielt erworben werden). Allerdings haben die Besuche von nach 1945 Ausgesiedelten und Begegnungen mit Vertretern der karpatendeutschen Verbände in Deutschland und Österreich auch viele der Dialektsprechenden in ihrem Sprachverhalten gegenüber Besuchenden beeinflusst.

Die Entwicklung Hopgartens ist an anderer Stelle eingehender dargestellt worden (vor allem die Zeit vor und um 1945),³⁰ so dass darauf nicht nochmals einzugehen ist. Wichtig sind lediglich die Bevölkerungszahlen der vor und nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert von starker Auswanderung geprägten Gemeinde. Wie sich die 1869 gezählten 1021 Einwohner sprachlich zusammensetzten, wissen wir nicht;³¹ 1921 deklarierten sich jedenfalls bei 603

29 Ebenda, S. 80f. – Zu Mundart und Slawismen vgl. auch: Valiska, Juraj: Die zipserdeutsche Mundart von Chmelnica (Hopgarten) (= Acta facultatis philosophicae Universitatis Šafarikanae Prešovensis Philologica, Bd. 2). Bratislava 1967.

30 Bockhorn, Olaf: Die Jahre 1944/45 und danach (wie Anm. 14); Páriková, Magdaléna: Zur Alltagsgeschichte eines deutschen Dorfes in der Slowakei aus der Sicht der Chronisten. Die Pfarrchronik von Hopgarten/Chmelnica als volkskundliche Quelle. In: Kalinke, Heinke M. (Hg.): Brief, Erzählung, Tagebuch. Autobiographische Dokumente als Quellen zu Kultur und Geschichte der Deutschen in und aus dem östlichen Europa (= Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 3). Freiburg 2000, S. 51–61.

31 Im Jahre 1855 sollen im Ort nur deutschsprachige Bewohner gelebt haben (Grothe, Hugo: Das deutsche Volkstum der Slowakei (wie Anm. 17), S. 103).

Bewohnern 499 als Deutsche, 72 als Slowaken.³² 1930 waren es – bei gestiegener Gesamtzahl – 562 Deutsche und 81 Slowaken. Letztere Zahl schrumpfte 1940 auf 5,³³ wiewohl von einer Abwanderung in den existierenden zeitgenössischen Quellen³⁴ nirgendwo die Rede ist. Angela Káňová nimmt an, dass sich die übrigen aus gesellschaftlich-politischen Gründen zum „Deutschtum“ bekannten und daher in den damals erhobenen 701 Deutschen aufgingen.³⁵ Ob diese „Regermanisierten“ auch von der – von der deutschen Wehrmacht – betriebenen Evakuierung betroffen waren (der man sich in Hopgarten einigermaßen erfolgreich widersetzte) bleibt unklar; mit Sicherheit waren sie nicht unter den später Zwangsausgesiedelten. Die Aussiedlung setzte 1946 ein und betraf in Hopgarten lediglich 37 (hauptsächlich aus dem Sudetenland zurückgekehrte) Familien mit etwas über 100 Personen. Grund für diese vergleichsweise geringe Zahl war nicht die Unterstützung des Nationalaufstands, denn der hatte die Ortschaft gar nicht erreicht; er ist vielmehr einer Reihe von Faktoren zu verdanken: dem nunmehr wieder slowakischen Bevölkerungsanteil; vorhandener slowakischer Verwandtschaft; dem Einsatz des Pfarrers, der eine Rückführung vieler bereits in Lagern Inhaftierter ermöglichte; einer Solidarität der schon erwähnten anderssprachigen Nachbarschaft; der gewisses Verständnis zeigenden Regionalverwaltung und nicht zuletzt einer geschickten Strategie des Warnens und Versteckens vor dem das Dorf immer wieder heimsuchenden Militär – eine Strategie, die man sich schon beim Widerstand gegen die vorangegangenen Evakuierungsmaßnahmen angeeignet hatte.

Die Volkszählung von 1948 ergab jedenfalls 707 Einwohner³⁶ und somit nahezu keine Veränderung gegenüber 1930 und 1940. Zieht man die vorher zu „Deutschen“ mutierten SlowakInnen und die Ausgesiedelten ab (deren leerstehende Häuser von zugezogenen slowakischen Familien bezogen wurden), so verbleiben immer noch etwa 500 Deutschsprachige, die auch weiterhin ihre Mundart ver-

32 Káňová, Angela: Soziologische Erkundung der Ortschaft Hopgarten und der zipserdeutschen Mundart. (Diplomarbeit) Prešov 1995, Tabelle nach S. 16.

33 Grothe, Hugo: Das deutsche Volkstum der Slowakei (wie Anm. 17), S. 103.

34 Pfarrchronik von Hopgarten (1865–1945); Gedenkbuch der Gemeinde Hobgard, beginnend mit dem Jahre 1926; Kozak, Stefan: Chronik des Dorfes Hopgarten (Chmelnica) in der Slowakei. 2. Teil, (Typoskript) o.O. 1992.

35 Káňová, Angela: Soziologische Erkundung der Ortschaft Hopgarten (wie Anm. 32), S. 34.

36 Bockhorn, Olaf: Die Jahre 1944/45 und danach (wie Anm. 14), S. 78.

wendeten und zwischen 1955 und 1975 sogar gemischtsprachige Gottesdienste besuchen konnten. Einen Unterricht der deutschen Sprache gab es hingegen nicht, galten doch alle als „slowakisiert“.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse änderten sich grundlegend: die Kollektivierung der Landwirtschaft ermöglichte zwar immer noch Arbeitsplätze, machte aber aus ehemaligen Bauern Landarbeiter. Viele fanden in der Schraubenfabrik von Stará Ľubovňa Beschäftigung oder waren in auswärtigen Gewerbe- und Handelsbetrieben tätig. Zugleich kam es, vor allem durch Eheschließungen mit Slowakinnen und Slowaken, zu einer weiteren Zuwanderung, die sich, nimmt man die Ergebnisse der ersten Volkszählung nach 1989 zur Hand, in der Bevölkerungszahl von 880 niederschlägt. Die Nationalitätenerhebung ergab 787 Slowaken und nur 87 Deutsche,³⁷ was für eine zweisprachige Ortstafel zu wenig war. Die Zählung jedoch, die A. Káňová 1994 für ihre „Soziologische Erkundung der Ortschaft Hopgarten und der zipserdeutschen Mundart“ durchführte, korrigierte, zumindest was den Sprachgebrauch betrifft, obiges Bild einer nunmehr weitgehend „slowakischen“ Gemeinde. Sie ergab, dass von den damals 900 Einwohnern 664 die deutsche Mundart beherrschten³⁸ – das sind etwas mehr als 70% der Ortsbevölkerung (ein Wert, der in der oben angestellten Hochrechnung für 1948 ebenfalls erreicht wird). Das bedeutet einen relativ geringfügigen Wandel des örtlichen Sprachverhaltens, auch wenn berücksichtigt werden muss, dass ursprünglich nur slowakischsprachige EhepartnerInnen inzwischen im Hopgartner Dialekt kommunizieren können.

Insgesamt wird man das Jahr 1989 als Wendepunkt bezeichnen können. Danach gab es erstmals einen dreistündigen Deutschunterricht in der Volksschule; die schon in den siebziger Jahren existierende und „deutsche“ Trachten, Lieder und Tänze pflegende Folkloregruppe „Marmon“ wurde wieder wiederbelebt, ein Kinderensemble gegründet; weiters wurde eine Ortsgruppe des KDV etabliert, die Bibliothek mit deutschsprachiger Literatur ausgebaut, der Kontakt zum westlichen Ausland verstärkt. Eine Fernsehsendung machte den Ort auch in Deutschland bekannt und damit zum Ziel von Reisegruppen – und nicht zuletzt wurde er von der volkskundlichen Forschung

37 Okresné oddelenie. Slovenského štatistického úradu v Starej Ľubovni v Septembri 1992, S. 27f.

38 Káňová, Angela: Soziologische Untersuchung der Ortschaft Hopgarten (wie Anm. 32), S. 34.

(aber auch von Literaten wie Karl-Markus Gauß³⁹) wiederentdeckt. Dass sich auch Vertreter deutsch-nationaler Gruppierungen als Besucher einstellten, soll nicht unerwähnt bleiben und wurde von der alten Generation in deren Sinne interpretiert: „deutsche Kultur“, „deutsches Volkstum“ sollten dadurch gestärkt, deren örtliche Bewahrer unterstützt werden. Zum Zeitpunkt unseres Aufenthaltes fielen derartige Bestrebungen bei den Jungen nicht auf fruchtbaren Boden: die von uns Befragten sahen etwa ihre Teilnahme an Aktivitäten von „Marmon“ weitgehend als bloße Unterhaltung, ihre Sprachkenntnisse hingegen als nützlichen Vorteil an. Sicher schien, dass unter den gegebenen Umständen deutscher Sprachgebrauch nicht ab-, Spracherwerb hingegen zunehmen würde; ob dadurch, wie A. Káňová vermutet, aus dem Dialekt einmal ein „genormtes Hochdeutsch“ wird,⁴⁰ bleibt abzuwarten. Eine andere Erwartung hat sich hingegen nicht erfüllt: Der Anteil derer, die sich als „Deutsche“ deklarierten, stieg 2001, bei geringfügig höherer Bevölkerungszahl, lediglich von 9,66% auf 11,71%.

Trotz manchen späteren Anfeindungen hatte sich das Leben in Hopgarten ab 1948 zunehmend normalisiert; die Veränderungen durch den totalitären Sozialismus betrafen schließlich beide Sprachgruppen gleichermaßen – und auch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten nach 1992 differierten nicht nach „Nationalitäten“, sondern nach Regionen. Ein ökonomischer Aufschwung wurde bei unserem Besuch von allen herbeigesehnt; von ihm werden à la longue wohl auch die meisten OrtsbewohnerInnen profitieren – und nicht wenige werden den Vorteil besitzen, auch noch über Kenntnisse einer zweiten Sprache zu verfügen.

3.2. Metzenseifen

Dieser letzte Satz gilt gleichermaßen für Metzenseifen. Dem Ort ist inzwischen ein weiterer Aufsatz gewidmet;⁴¹ dennoch erscheint es angebracht, auf Eckdaten und Entwicklung einzugehen, die auch die

39 Gauß, Karl-Markus: Die versprengten Deutschen. Unterwegs in Litauen, durch die Zips und am Schwarzen Meer. Wien 2005.

40 Káňová, Angela, Soziologische Untersuchung der Ortschaft Hopgarten (wie Anm. 32), S. 37.

41 Richter-Kovarík, Katharina: Kultúra mantáckej minority v období socializmu. In: Slovensky národopis 51/3, Bratislava 2003, S. 321–341.

Unterschiede zu Hopgarten zeigen. Hatten wir für jene Gemeinde für die jüngere Ortsgeschichte lediglich hand- bzw. maschinschriftliche Quellen zur Verfügung, so existierten für Metzenseifen ein die Zeit bis 1946 umfassendes Heimatbuch und weitere gedruckte, teilweise slowakischsprachige Literatur.⁴²

Metzenseifen, slowakisch Medzev, ungarisch Meczenzéf ist ungefähr 30 Kilometer westlich von Košice im Tal des Flusses Bodwa gelegen. Die Stadtgemeinde mit 1996 ungefähr 4000 Bewohnern, als Verwaltungseinheit erst 1960 durch Zusammenlegung entstanden, bestand zum Zeitpunkt unseres Aufenthaltes aus dem kleinstädtischen Untermetzenseifen, der Bergwerkssiedlung Lucia Baňa sowie dem bäuerlich geprägten Obermetzenseifen (das mit 1.1.2000 wieder selbständig wurde). Zumindest die Hälfte der EinwohnerInnen sprach noch eine deutsche Mundart, das „Mantakische“, das primär aus ostmitteldeutschen und bairischen Elementen besteht,⁴³ begründet durch die unterschiedliche Herkunft der Siedler und die in mehreren Phasen ablaufende Besiedlung des Gebietes um das Slowakische Erzgebirge. Eine Reihe von Entlehnungen aus dem Slowakischen und Magyarischen weist nicht nur auf die oberungarisch-slowakische Geschichte, sondern vor allem auf die in der Zwischenkriegszeit mehrsprachige Bevölkerung in Metzenseifen hin, auch wenn in den bei Grothe wiedergegebenen Zahlen die ungarische Sprachgruppe nicht aufscheint; die deutsche besaß zwischen 1880 und 1940 stets die – allerdings sinkende – Mehrheit.⁴⁴

Im 14. Jahrhundert erstmals erwähnt, war Metzenseifen eine Siedlung, deren Bevölkerung vom Bergbau, mehrheitlich aber von der Eisenverarbeitung in einer Unzahl von Hammerwerken lebte, die

42 Kauer, Josef, Johannes Schürger, Klement Wagner: Unter- und Ober-Metzenseifen. Stoß. Unterzips – Ostslowakei. Stuttgart 1986. – Zu erwähnen sind weiters die Geschichte der Pfarre (Jablonovský, Roman: Dejiny farnosti Medzev. (Diplomarbeit) Spišské Podhradie 1998) und der Hammerwerke (Wagenhuberová, Adela: Nižný Medzev 600 rokov. Z histórie vodných hámrov na Slovensku. Bratislava 1966) sowie kleinere volkskundliche Beiträge über die Metzenseifener Liedtradition, die Hochzeitszeremonie ... Vgl. dazu das Literatur- und Quellenverzeichnis in: Richter-Kovarík, Katharina: Metzenseifen (wie Anm. 7), S. 162–170.

43 Gedeon, Rudolf: Besonderheiten der deutschen Mundart von Untermetzenseifen. (Diplomarbeit) Bratislava 1961, S. 61–68.

44 Grothe, Hugo: Das deutsche Volkstum der Slowakei (wie Anm. 17), S. 111, S. 120.

schon 1376 in einer Urkunde aufscheinen. Erzvorkommen, Holzreichtum und ausreichend Wasserkraft sowie die Versorgung durch die heimische Landwirtschaft schufen lange Zeit eine sichere wirtschaftliche Basis für die Schmiede, die vor allem für ihre Hauen in vielen Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie bekannt und geschätzt waren.⁴⁵ Deren Ende sowie die zunehmende Mechanisierung der Landwirtschaft nach 1918 führten zu einem allmählichen Niedergang der noch über einhundert Hämmer, dem man mit der Gründung einer Produktionsgenossenschaft für Eisenwaren zu begegnen suchte, welcher 1938 eine „Warenzentrale“ nachfolgte.⁴⁶

In beiden Metzenseifen bestand jedenfalls zu dieser Zeit bereits eine gewissermaßen „industrielle Arbeitswelt“ mit den entsprechenden politischen, also sozialistisch-kommunistischen Einstellungen – und in der Grube Lucia sowie der zugehörigen slowakisch-ungarischen Bergwerkssiedlung selbstverständlich ebenfalls. Das bewirkte zur Zeit des Aufstands zum einen eine aktive Beteiligung etlicher deutschsprachiger Metzenseifener am Widerstand gegen Tiso-Regime und deutsche Wehrmacht, zum anderen eine nachweisbar relativ geringe Sympathie für deutsch-nationale Institutionen und „volkstumskämpferische“ Umtriebe. Die männlichen Metzenseifener standen zwar nach 1944 auf unterschiedlichen Seiten, doch waren die „Deutschen“ mit ihren nur teilweise evakuierten Familien nach Kriegsende politisch leichter integrierbar als die übrige deutschsprachige Bevölkerung der Slowakei. Das ersparte den „Mantaken“, wie sich die Deutschsprachigen hier nennen, zwar nicht das auch in Hopgarten geübte „Verstecken“, nicht die fallweise Deportation in die Sowjetunion, nicht Verfolgung und Lageraufenthalt, etlichen auch nicht die folgende Aussiedlung, führte aber dazu, dass die Mehrheit letztlich doch im Ort bleiben konnte und sich zur Wiedererlangung von Eigentum und Staatsbürgerschaft der „Reslowakisierung“ unterwarf.⁴⁷ Dass man spezialisierte Arbeitskräfte, Facharbeiter, weniger leicht ersetzen kann als gehobenes Bürgertum oder in der Landwirtschaft Tätige mag – vergleicht man Metzenseifen mit anderen karpatischen Ortschaften – ein weiteres wichtiges, wenn auch nie ausgesprochenes Argument für diesen Verbleib, aber auch für ein

45 Kauer, Josef, Johannes Schürger, Klement Wagner: Unter- und Ober-Metzenseifen (wie Anm. 42), S. 24–33.

46 Ebenda, S. 151–154.

47 Richter-Kovarík, Katharina: Metzenseifen (wie Anm. 7), S. 41–64.

gewisses Selbstbewusstsein gewesen sein. 1948 gab es hier demnach zwar nur noch „Slowaken“, von denen aber viele als Umgangssprache weiterhin ihre deutsche Mundart verwendeten. Ohne auf die Zeit bis 1989/1993 hier näher eingehen zu müssen, seien die Bemühungen um einen deutschen Sprachunterricht erwähnt, der schon 1959/60 zumindest als Wahlfach eingerichtet werden konnte.⁴⁸ Erinnerung sei auch an die einzige Ortsgruppe des „Kulturverbandes der Bürger deutscher Nationalität“, die von 1970 bis 1974 bestand und eine Reihe von kulturellen Aktivitäten setzte.⁴⁹

Trotz dieses „mantakischen Selbstverständnisses“ gaben 1989 lediglich 675 EinwohnerInnen „deutsch“ als Nationalität an (79 deklarierten sich als Ungarn).⁵⁰ Das mag noch immer aus Vorsicht, aber auch aus ökonomischen Gründen, aus Sorge um den Arbeitsplatz geschehen sein, denn zu diesem Zeitpunkt beschäftigte die Metallwarenfabrik, die in Fortsetzung der örtlichen Schmiedetradition entstanden ist, nur noch 200 statt früher über 600 Personen – Arbeitsplätze waren wohl wichtiger als die Frage der Nationalität.

Die Situation der Deutschsprachigen in Metzenseifen hat sich nach 1989 erwartungsgemäß geändert. Zwar waren alle vom wirtschaftlichen Niedergang betroffen, mussten viele verstärkt Arbeit außerhalb der Gemeinde suchen, doch konnte – mit Hilfe aus der BRD – der Unterricht in deutscher Sprache verstärkt, Kulturhaus und Bibliothek des KDV (der 1990 in Untermetzenseifen gegründet worden war⁵¹) ausgebaut, ein deutschsprachiges Kulturprogramm (etwa der Chor „Goldseifen“) angeboten und 1993 auch wieder eine regelmäßige deutschsprachige katholische Sonntagsmesse eingeführt werden.⁵² Der der slowakischen Sprachgruppe angehörige, aber über deutsche Sprachkenntnisse verfügende Bürgermeister verhandelte in den 1990er Jahren mit deutschen Investoren und vermutete 1996, dass bei einer Nationalitätenerhebung etwa 2000 Personen „deutsch“ angeben würden. Katharina Richter-Kovarik vertrat ein halbes Jahrzehnt später die durch Mundarterhebungen und ihre Befragungen abgesicherte Meinung, dass es rund 3000 sein würden.⁵³ Dem widerspricht aller-

48 Ebenda, S. 107.

49 Ebenda, S. 118–139.

50 Volkszählungsbogen Nr. 9 des Slowakischen Statistischen Amtes.

51 Schmögner, Matthias: Karpatendeutsche in der Slowakei (wie Anm. 10), S. 6.

52 Richter-Kovarik, Katharina: Metzenseifen (wie Anm. 7), S. 146.

53 Ebenda, S. 9.

dings die Statistik deutlich: ein solches „Bekenntnis“ erfolgte 2001 nicht – der Anteil der „Deutschen“ sank vielmehr von 17,26% auf 13,5% (wohl auch deshalb, weil das bäuerliche Obermetzenseifen nicht mehr mitgezählt wurde).

Um die zwar statistisch nicht deutsche, dafür aber mantakische Mehrheit in den beiden nunmehr wieder getrennten Metzenseifen braucht man sich hingegen (noch) keine Sorgen zu machen. Bleibt nur zu hoffen, dass sie aus ihrem Schicksal gelernt hat und – gemeinsam mit den Slowakisch- und Ungarischsprachigen) in der Lage bzw. bereit ist, auch der abseits siedelnden und diskriminierten Gruppe der Roma (die hier etwa 10% der Gesamtbevölkerung ausmacht und die, da es keinen Staat der Roma gibt, nicht als eigene „Nationalität“ gilt) künftig ein menschenwürdiges Dasein in einem nicht nur, aber auch deutschsprachigen Ort in der demokratischen Slowakei zu ermöglichen.

3.3. Blaufuß

Blaufuß, slowakisch Krahule, wohl schon Ende des 14. Jahrhunderts gegründet und 1442 erstmals urkundlich erwähnt,⁵⁴ liegt etwa drei Kilometer nordöstlich von Kremnica/Kremnitz auf beinahe 900 Meter Seehöhe. Das ehemalige Waldhufendorf war eine für die Mittelslowakei typische Bergarbeitersiedlung, deren männliche Bewohner durch Jahrhunderte überwiegend in den Kremnitzer Goldgruben Beschäftigung gefunden hatten. Die im rauen Klima wenig ertragreiche Landwirtschaft diente nahezu ausschließlich der Selbstversorgung; mit dem Niedergang des Bergbaus und steigenden Einwohnerzahlen kam es in Blaufuß nicht zur für andere Regionen typischen Abwanderung, sondern zu einer gerade für das Hauerland kennzeichnenden starken Verarmung der Bevölkerung,⁵⁵ für die hier lediglich die nahe Eisenbahn, einige kleinere Fabriken in und um Kremnitz sowie die Nutzung des großen Waldreichtums keineswegs ausreichende Beschäftigungsmöglichkeiten boten.

Der Ort galt als rein deutschsprachig, wobei der Dialekt, wie schon Josef Hanika festgestellt hat, eine Mischmundart mit ostmitteldeutschen (schlesischen) und im Kremnitzer Gebiet besonders ausgepräg-

54 Grosch, Wilhelm: Blaufuß. Ein Dorf der Gold- und Münzstadt Kremnitz. Entstehung, Untergang und Neubeginn. Stuttgart 1996, S. 261.

55 Ebenda, S. 66.

ten bairischen Zügen ist.⁵⁶ 1921 erklärten sich von 589 Einwohnern 584 für „deutsch“, 1930 von 720 715, 1940 von 849 alle 849.⁵⁷ Die Lage in der Mittelslowakei, in Nähe des Ausgangszentrums des Aufstands von 1944, führte in Blaufuß zu einer Reihe von Übergriffen, Verschleppungen und Toten.⁵⁸ Nach dessen Niederschlagung und wegen der näherrückenden Ostfront kam es Ende 1944 zu im Vergleich mit Hopgarten und Metzenseifen umfangreichen Evakuierungen, großteils ins Sudetenland: zuerst der Schulkinder, dann der Frauen mit Kleinkindern, schließlich der Frauen und jener Männer, die nicht zum „Heimatschutz“ eingezogen worden waren. Außer diesen blieben weitgehend nur zu Alte und Kränkliche sowie eine kleine Minderheit, die weltanschaulich dem Kommunismus nahestand, im Dorf.

Nach Kriegsende wurden die Evakuierten zurückgebracht; ein Teil kam unverzüglich, der Rest im Frühjahr 1946 ins Lager Nováky. Von den 178 Familien mit 882 Personen, die 1945 als Blaufüßer galten,⁵⁹ entging nur ein kleiner Teil der Aussiedlung: 121 Einwohner – Sympathisanten, jedenfalls aber keine Feinde der neuen politischen Machhaber – waren es, die bleiben konnten, viele von ihnen von einem ehemaligen Partisanen namens Prihoda namhaft gemacht, der in Blaufuß das Sagen hatte und Arbeitskräfte für die Feldbestellung benötigte. Die vielen leerstehenden Häuser wurden von slowakischen Familien, nicht nur aus der Umgebung, in Besitz genommen, die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen in einer Produktionsgenossenschaft zusammengezogen.

Der Mangel an Arbeitsplätzen führte in der Folge zu einer kontinuierlichen und bis in die neunziger Jahre anhaltenden Abwanderung. Bestand das Dorf unmittelbar nach dem Krieg aus mehr als 130 Häusern, so standen 1998 im eigentlichen Ort nur noch 49, von denen etwa 30 aus der überwiegend durch Blockbau geprägten Vorkriegszeit stammten. Diese Reduktion der Bevölkerung betraf Deutsch- und Slowakischsprachige gleichermaßen und veränderte die Ortsstruktur grundlegend: seit 1960 ist das mehrheitlich katholische Dorf keine eigene Pfarre mehr; 1962 wurde die nach 1945 nur noch einklassige Volksschule geschlossen, die Kinder nach Kremnitz eingeschult (wo-

56 Hanika, Josef: Siedlungsgeschichte und Lautgeographie des deutschen Haulandes (wie Anm. 9), S. 143.

57 Grothe, Hugo: Das deutsche Volkstum der Slowakei (wie Anm. 17), S. 96.

58 Grosch, Wilhelm: Blaufuß (wie Anm. 54), S. 284–289.

59 Ebenda, S. 67.

hin sie bis 1968 zu Fuß gehen mussten); 1980 verlor die Gemeinde ihre Selbständigkeit, doch löste sie sich 1991 wieder von Kremnitz. Um 1970 war einerseits ein privater Baustopp verhängt, andererseits der Ausbau von Blaufuß zu einem Wintersportort beschlossen worden: Schilifte wurden errichtet, die Gewerkschaften investierten in Erholungszentren, eine Feriensiedlung entstand (deren Häuser und zeitweilige Bewohner in den offiziellen Zählungen nicht berücksichtigt werden); ab diesem Zeitpunkt waren auch erste Kontakte zu 1946 ausgesiedelten Ortsbewohnern wieder möglich.

Die daheimgebliebenen Angehörigen der deutschen Sprachgruppe hatten es allerdings – zum Teil aus Angst vor Denunzianten, zum Teil aus politischer Vorsicht – anders als in Hopgarten und Metzenseifen vorgezogen, ihre nach 1945 geborenen Kinder fast ausschließlich slowakischsprachig zu erziehen, was die mündliche Kommunikation in deutscher Sprache auch mit der mittleren Generation erschwerte – einer Schätzung von Theresia Zangl zufolge sprachen 1998 nur noch acht bis neun Personen ein vor 1945 in der „deutschen Schule“ erworbenes, wenn auch mundartlich gefärbtes Hochdeutsch; die restlichen beherrschten nur „bluberrisch“ oder, wenn ein Elternteil aus Kuneschau stammte, „kuneschaierisch“.⁶⁰ Insgesamt aber war die Zahl der Deutschsprachigen im Jahre 1991 aber ausreichend für die schon erwähnte zweisprachige Ortstafel: von 55 Familien bekannten sich 18 zur „deutschen Nationalität“.⁶¹ Dass darunter auch Personen waren, die uns zwar einigermaßen verstanden, aber nicht mit uns sprechen konnten, sei hier immerhin erwähnt. Daraus ließe sich allenfalls ableiten, dass in Blaufuß mit seiner überalterten deutschsprachigen Bevölkerung mit dem Tod dieser Alten das „Deutschsein“ ein Ende hätte. Gerade sie sahen bei unserem Besuch auch keine Vorteile in der Rückgabe ihrer einstigen landwirtschaftlichen Flächen – sie konnten sie weder ordentlich bewirtschaften noch benötigten sie deren Ertrag; sie hatten, so könnte man sagen, resigniert (aber das galt für die in ähnlichen Verhältnissen lebenden Slowakischsprachigen derselben Altersgruppe auch).

Ein spürbares Engagement des KDV war hier nicht zu konstatieren; die Aktivitäten seiner bestehenden Ortsgruppe mit circa 20 vorwiegend weiblichen Mitgliedern beschränkten sich auf Singen, Tan-

60 Zangl, Theresia: Blaufuß/Krahule. Veränderungen in einem zweisprachigen slowakischen Dorf von 1944–1998. (Seminararbeit) Wien 1998, S. 12.

61 Grosch, Wilhelm: Blaufuß (wie Anm. 54), S. 321.

zen, fallweise Ausflüge und seltene Auftritte; der Nachwuchs fehlte und konnte eben auch kaum Deutsch. Dessen Kenntnis wäre allerdings, so sah es jedenfalls der Bürgermeister, günstig, wenn die Gemeinde die schon weit gediehenen Pläne eines Ausbaus der touristischen Einrichtungen umsetzte: Errichtung eines Freizeitentrums und zusätzlicher Ferienhäuser, weitere liftmäßige Erschließung des Hausbergs Skalka, Verbesserung der Nächtigungsmöglichkeiten ... Schon im Hinblick auf die erhofften westlichen Investoren wäre es, so das Gemeindeoberhaupt damals, von Vorteil, als „deutsches Dorf“ zu gelten.

Ob und wie die Entwicklung in Blaufuß weitergehen würde, war vor neun Jahren noch nicht abzuschätzen; wir vermuteten, dass sie zum einen von der künftigen „Nationalitätenzuordnung“ der 15 „Hausgemeinschaften mit gemischter Nationalität“ abhängen würde, die 31% der Bevölkerung umfassten,⁶² zum anderen von jener in der Stadt Kremnitz, wo entsprechende Bildungseinrichtungen vorhanden waren und ebenso Personen, die aus ehemals deutschsprachigen Hauerländer und Kremnitzer Familien stammten.⁶³ Deren Einstellung hätte, so unsere Erwartung, bei der nächsten Volkszählung die Entwicklung der gesamten Region und ihrer (noch oder wieder) deutschsprachigen Bevölkerung zumindest beeinflussen können. Die Zahlen von 2001 lassen derlei Schlüsse allerdings nicht zu – weder die oben angesprochene Resignation noch andere Umstände führten offenbar zu einschneidenden Veränderungen; dass sich von 144 Ortsbewohnern 24,3%, also 35 Personen als Deutsche sahen, sicherte der Ortschaft jedenfalls weiterhin eine zweisprachige Ortstafel.

4. „Deutsch“ in der Slowakei?

Matthias Schmögner, der für die Zeit nach 1945 von „Zwangs-“ statt „Reslowakisierung“ spricht, vertrat die Ansicht, dass diese „die Karpatendeutschen“ auf ein kleines Grüppchen von etwas über 10.000 zusammenschrumpfen [ließ]“ und schätzte, dass sich bis 1991 deren Zahl durch Assimilationsprozesse auf kaum mehr als 5000 verrin-

⁶² Ebenda, S. 321.

⁶³ Grothe, Hugo: Das deutsche Volkstum der Slowakei (wie Anm. 17), S. 106 (zwischen 1900 und 1930 sank hier der Anteil der deutschen Sprachgruppe von 65 auf 13%, um 1940 wieder auf über 40% zu steigen).

gerte.⁶⁴ Zum Zeitpunkt unserer Erhebungen war jedenfalls nicht abzusehen, dass die nächste Volkszählung dieses „kaum mehr als 5000“ (siehe die oben wiedergegebenen Zahlen) bestätigen würde. Unsere Annahme einer – durch Förderung des Deutschunterrichtes in Grundschulen und eines insgesamt pfleglichen Umgangs mit Sprachminderheiten – nicht unwesentlichen Erhöhung des Anteils der „Deutschen“ in der Slowakei sowie speziell in Hopgarten und Metzenseifen ist somit nicht eingetreten; auch in Orten der Mittelslowakei kam es nicht zu einem sich in der Statistik abzeichnenden deutlichen Zuwachs.

Den Einfluss des Faktors „Sprache“ zur Stärkung dessen, was gerne als Merkmal „nationaler“ oder „ethnischer“ Identität charakterisiert wird, haben wir seinerzeit jedenfalls überschätzt, vielleicht auch, weil man wegen der überwiegenden Einsprachigkeit den Tücken des „guten“ Gewährsmann- oder -frauprinzips“ auch bei großer Vorsicht nicht entgeht. Nicht bewahrheitet hat sich zudem meine noch 2000 ausgesprochene Befürchtung, dass auch in der Slowakei über erneut aufgegriffene Begriffe wie „Deutschtum“, „deutsches Volkstum“ (die im Umfeld von einschlägig tätigen Organisationen weiterhin unhinterfragt Verwendung finden) die Gefahr bestünde, dass aus einem historisch nachweisbaren weitgehenden (wenn auch nicht ungebrochenen) „Miteinander“ der Sprachgruppen wieder das „Neben-“ und „Gegeneinander“ der Periode des Nationalismus würde, denn (und ich erlaube mir, bei einem Zitat von Max Matter den von ihm verwendeten Konjunktiv „hätten“ durch „haben“ zu ersetzen) „erst mit der Herausbildung von Nationalstaaten *haben* sich Minderheitenlagen ergeben“, ⁶⁵ zumindest von Sprachgruppen, wie hinzugefügt werden darf.

Mit „Lagen“ sind wohl auch die „Probleme“ angesprochen: „Ethnische“ Minderheitenprobleme sind grundsätzlich gesellschaftspolitische Probleme“, so Helmut Paul Fielhauer 1978.⁶⁶ Er setzte „ethnisch“ unter Anführungszeichen, weil er den Begriff für ebenso

64 Schmögner, Matthias: Karpatendeutsche in der Slowakei (wie Anm. 10), S. 6.

65 Matter, Max: Wanderung, Nationalstaatenbildung, Grenzverschiebungen – Minderheiten. In: Drobek, Felicitas (Hg.): Polen in Deutschland – Deutsche in Polen (= Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 1). Freiburg 1999, S. 59–77, hier S. 66.

66 Fielhauer, Helmut Paul: Das Ende einer Minderheit. Zuwanderung und Eingliederung slowakischer Landarbeiter in einer niederösterreichischen Grenzgemeinde. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 22/2 (1978), S. 97–151, hier S. 149.

ideologieverdächtig hielt wie „Ethnos“ und „Volk“. Dem schließe nicht nur ich mich an; auch der Wiener Ethnologe Karl R. Wernhart, der schon 1979 gefordert hat, „Ethnos“ als offenen Begriff für unterschiedliche Gruppen zu interpretieren,⁶⁷ hat ihn jüngst wieder als einen jeweils neu zu definierenden Rahmenbegriff mit großer Variationsbreite umschrieben.⁶⁸ Der Kulturwissenschaftler Roland Girtler schlug ebenfalls schon früh, 1982, vor, statt „Ethnos“ und „Volk“ den Begriff „soziale Gruppe“ zu verwenden.⁶⁹

Wenn Max Matter die Deutschsprachigen in Gebieten der Slowakei nicht als einheitliche ethnische Gruppe, sondern als verschiedene Ethnien sieht⁷⁰ (und die drei oben vorgestellten Gemeinden bestätigen für die Gegenwart diese Verschiedenheit), so scheint mir auch das (trotz der Verwendung des kritisierten Begriffs) als eine Bestätigung der Vorbehalte gegen den Einheitlichkeit vermittelnden Ethnizitätsbegriff gelten zu können.⁷¹ „Ethnizität“ ist eine Sache des Glaubens, nicht nur des an eine gemeinsame Geschichte, wie Friedrich Heckmann in seiner Definition von „Ethnie“ oder „ethnischer Gruppe“ meint. Die von ihm zur Begriffsbestimmung herangezogenen weiteren verbindenden „Gemeinsamkeiten“, ausser Geschichte Kultur und aktuelle Erfahrungen,⁷² werden mit der Zeit ebenfalls, wenn auch nicht ausschließlich, Glaubensangelegenheiten. Deren „Prediger (nicht nur die längst verstorbenen volkswissenschaftlichen Sprachinselsforscher, sondern heutige Volkstumskämpfer und -erhalter) und ihren

67 Wernhart, Karl R.: „Ethnosnotiz“. Bemerkungen und Überlegungen zu einem Zentralbegriff der anthropologischen Disziplinen. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 109 (1979), S. 173–179.

68 Wernhart, Karl R.: Ethnos – Identität – Globalisierung. In: Wernhart, Karl R. und Zips, Manfred (Hg.): Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien 1998, S. 81–98, hier S. 86.

69 Girtler, Roland: „Ethnos“, Volk und soziale Gruppe. Zum Problem eines zentralen Themas in den anthropologischen Wissenschaften. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 112 (1982), S. 42–57.

70 Matter, Max: „Deutsch-Sein“ in Ostmitteleuropa (wie Anm. 22), S. 50f.

71 Bockhorn, Elisabeth und Olaf: Who Benefits from „Ethnicity“? In: Šmitek, Zmago, Raiko Muršič (Hg.): *Mess. Mediterranean Ethnological Summer School*, Vol. 3 (= Županič's Collection, Vol. 1). Ljubljana 1999, S. 117–127; Bockhorn, Elisabeth und Olaf: Wem nützt „Ethnizität“? In: Dekker, Ton, John Helsloot, Carla Wijers (Hg.): *Roots & Rituals. The construction of ethnic identities*. Amsterdam 2000, S. 3–10.

72 Heckmann, Friedrich: *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Beziehungen*. Stuttgart 1992, S. 56.

Einfluss auf die „Schäflein“ werden wir stets mitberücksichtigen müssen, wenn wir jene interkulturellen Beziehungen samt ihren Schattenseiten erforschen wollen, die das Leben im östlichen Mitteleuropa nicht nur in der Vergangenheit geprägt haben. Wer also, um ein hier nur sinngemäß wiedergegebenes Brecht-Zitat doppelt abzuwandeln, statt „Ethnos“ Gruppe und statt „Interethnik“ Interkulturalität sagt (und zudem hinzusetzt, wen bzw. was genau er meint), der hat schon zwei Fehler nicht gemacht.

Ich komme zum Schluss, zur im Titel anklingenden Frage: Hopgarten und Metzenseifen sind Gemeinden, in denen eine Bevölkerungsmehrheit einen deutschen, wenn auch unterschiedlichen Dialekt beherrscht, in Blaufuß ist es eine Minderheit. Wenn man Kultur in einem weiten Sinn, sicher unscharf, mit „Wie Menschen leben und arbeiten“ zu umschreiben versucht, so zeigen sich in unseren Orten für die Vergangenheit – hier verallgemeinerte – Unterschiede: Bauern in Hopgarten, Hammerschmiede in Metzenseifen, Bergleute in Blaufuß, drei Gruppen also, für die gegenwärtig allenfalls der Dialekt und, nur für die Älteren, die Erinnerung an die Ereignisse zwischen 1939/44 und 1948 identitätsstiftende Bindeglieder bilden, auch wenn besagte Ereignisse ebenfalls unterschiedlich verlaufen sind. Das Leben im sozialistischen Staat hingegen ist in den Orten für die dort Lebenden, gleichgültig, welche Umgangssprache sie benutzten, in ökonomischer Hinsicht gleichartig bzw. vergleichbar gestaltet gewesen, denn von systematischen Benachteiligungen der deutschen Sprachgruppe nach den Übergangsjahren (sieht man vom Sprach- bzw. Schulproblem ab, das nicht unterschätzt werden soll) hat kaum jemand erzählt. Die oben angesprochenen „ethnischen“ (also gesellschaftspolitischen) Probleme bestanden somit für die Deutschsprachigen kaum, bestehen jedenfalls in jüngerer Vergangenheit sowie Gegenwart nicht, daher sah man zwischen 1991 und 2001 offenbar auch keinen besonderen Grund, die einmal vorgenommene Nationalitätenzuordnung zu ändern. Dass es bei der jüngsten Volkszählung 938 Personen gab, die zwar Deutsch als Muttersprache ankreuzten, sich aber nicht deutscher Nationalität angehörig fühlten, interpretiere ich als ein erfreuliches Zeichen – es passt zu meinem abschließenden Vorschlag, der mir nach der Freiburger Tagung von 2000 den Vorwurf einbrachte, ich hätte in meinem Referat den Karpatendeutschen ihre Ethnizität geraubt.

Ich habe vorgeschlagen (und sehe mich darin bestätigt), nicht von „deutschen“, sondern von slowakischen Gemeinden zu sprechen, in

denen Angehörige der Gruppe der Deutschsprachigen in der Slowakei leben, die durchaus auch ihre kulturellen Eigenheiten (vermeintlich tradierte oder auch wiederbelebte) haben bzw. pflegen können. Insgesamt aber sind sie Teil des multikulturell geprägten slowakischen Staatsvolkes, das die in Industriestaaten überall zu konstatierenden sozialen und kulturellen Differenzierungen aufweist. Für die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschung in der Slowakei geht es, gleichgültig von welcher Seite sie betrieben wird, um das, was Helmut Fielhauer generell für die Auseinandersetzung mit der Kultur von Minderheiten postuliert hat, nämlich „um die Erforschung der kulturellen Beziehungen zwischen konkreten Gesellschaftsformationen, die sich durch Merkmale von Sprache, Kultur und gesellschaftlicher Stellung unter bestimmten Herrschaftsverhältnissen äußern“.⁷³

Nur mit dem Blick auf diese *kulturellen Beziehungen* in Vergangenheit und Gegenwart mit ihren Brüchen, Spannungsfeldern und „vielen Ungereimtheiten“⁷⁴ wird es möglich sein, künftig gesellschaftsrelevante und problemorientierte Forschungen bei den deutschsprachigen Bewohnern der Slowakei durchzuführen. Dass solche weiterhin notwendig sind, sollte in diesem Werkstattbericht wenigstens angeklungen sein. Was hat Max Matter uns schon 1999 ins volkskundliche Stammbuch geschrieben? „Nehmen wir die Arbeit auf.“⁷⁵

Olaf Bockhorn, Hopgarten – Metzenseifen – Blaufus: Three “German” Communities in Presentday Slovakia

The article deals with the situation of the German speaking inhabitants of Slovakia and is largely based on three one week periods during the years 1994, 1996, and 1998 in which research was conducted. The villages analyzed (Hopgarten/Chmelnica, Metzenseifen/Medzev, and Blaufus/Krahule) exhibit different structures and are each described in separate sections of this study. These sections also show that certain predictions and hypotheses about development did not prove true. The article ends with a critical examination of the concept of “ethnicity,” and it is proposed that we not use the term “German communities” but refer instead to “German speaking inhabitants” in Slovakian communities.

73 Fielhauer, Helmut Paul: Das Ende einer Minderheit (wie Anm. 66), S. 149.

74 Matter, Max: „Deutsch-Sein“ in Ostmitteleuropa (wie Anm. 22), S. 53.

75 Ebenda, S. 54.

neuerDings¹

Schüssel aus dem Salzkammergut

„Was heißt Heimat?“ fragte der Linzer Journalist und Historiker Peter Huemer in der Tageszeitung „Die Presse“. Er kam zu dem Schluss, dass alle Menschen über ihre höchst eigene Heimat verfügen. Das Schlüsselwort dazu sei die Erinnerung, die dorthin führe, wo sich Heimat und Ort verknüpfen. Diesem Gedanken folgend „kann alles zur Heimat werden: der LASK, die „lyrische Hausapotheke“ von Erich Kästner und die Gmundner Keramik auf dem Frühstückstisch“.²

Der Keramikliebhaber hätte gerne gewusst, welche Gmundner Keramik man sich da vor Augen rufen soll. Doch für Peter Huemer ist es eindeutig: DIE Gmundner Keramik ist in seiner Erinnerung mit dem Begriff „Heimat“ verbunden. Mit DER Gmundner Keramik assoziiert man zu allererst das grün geflammte Geschirr, das nicht allein den Bewohnerinnen und Bewohnern im Bundesland Oberösterreich sondern auch in allen anderen Landesteilen pars pro toto das Bild eines ländlich-rustikalen Frühstücks- oder nachmittäglichen Jausentisches vor Augen ruft. Wir können also mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, dass es sich in diesem Zitat um die grün geflammte Gmundner Keramik handelt. Denn dieses rustikale Geschirr wird vorrangig mit der Stadt Gmunden am Traunsee assoziiert. Keramik gilt dort als Zeichen für regionale Identität. Darüber hinaus hat sich das grün geflammte Geschirr im ganzen Land zum Inbegriff für gemeinschaftliche Mahlzeiten, österreichische Gastlichkeit, Gemütlichkeit und ländliche Idylle entwickelt.

Wurden im 17. und 18. Jahrhundert eher blaue Farbtöne verwendet, traten danach die grünen Scharfffeuerfarben auf Gmundner Fayencen stärker in den Vordergrund. Die „grüne Flamme“ gilt als klassischer Dekor der Gmundner Keramik und ist seit dem 17. Jahrhundert in allen Stilperioden auf Fächerplatten, Schüsseln, Godenschalen und Weitlingen zu finden. Auf den Märkten Wiens waren die grün geflammten Gmundner Fayencen so beliebt, dass sie dort unter der Bezeichnung „Gmundner Geschirr“ gehandelt wurden. In Gmunden selbst hießen sie nach dem hauptsächlichen Abnehmer „Wiener Geschirr“.³

1 In der Rubrik „neuerDings“ werden Dinge vorgestellt, die in der letzten Zeit neu in die Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde gekommen sind, oder die kürzlich neu bearbeitet wurden.

2 Tageszeitung „Die Presse“ vom 14. Mai 2005, Beilage Spectrum, Wien.

3 Svoboda, Christa: Blaue Welle – grüne Flamme. Salzburger und Gmundner

Der grün geflammte Dekor wurde nicht exklusiv nur auf Gmundner Keramik verwendet. Er ist auch auf Töpferware der Westslowakei zu finden, wie die Exponate im Museum von Trnava (ehemals Thürnaui) belegen. Um 1930 erscheint die grüne Flamme auch in der Produktion der Gollhammer Keramik in Vöcklabruck.

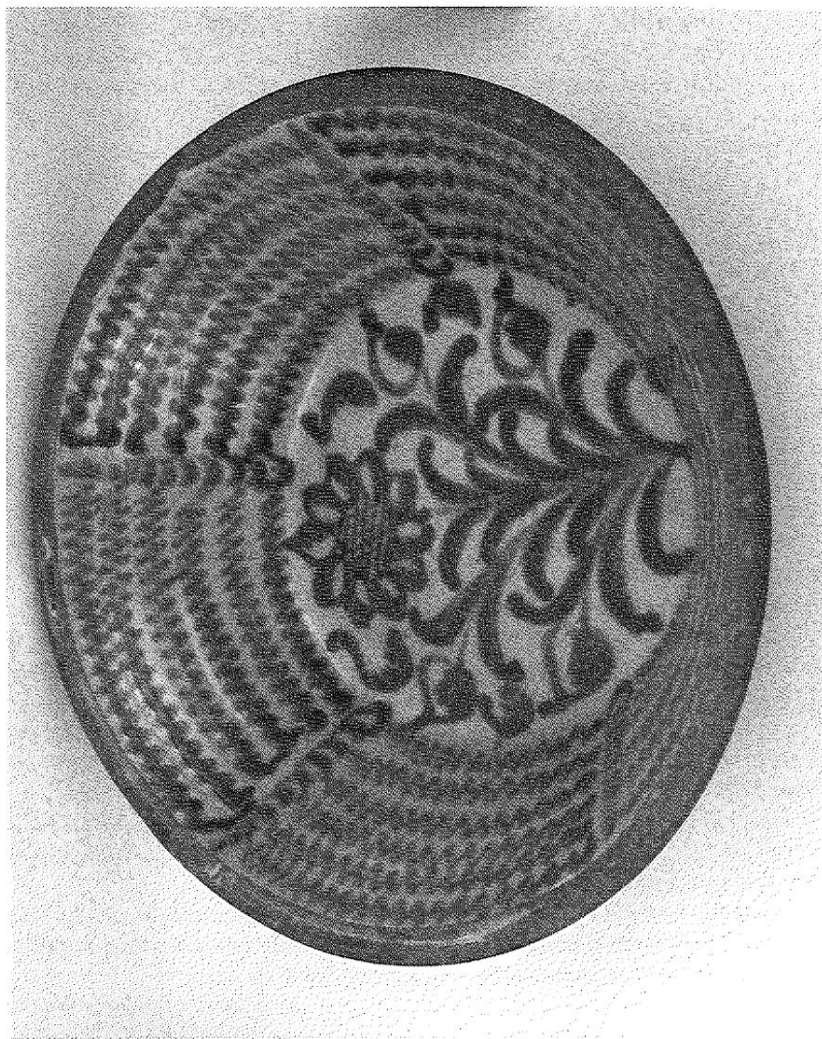
Die Keramikbestände des Volkskundemuseums erhalten laufend Zuwachs. Neuerdings eben durch eine Gruppe von vierzehn Schüsseln mit „grün geflammtem“ Dekor. Diese Verzierung entsteht, wenn mit dem Malhorn auf die weiße Grundglasur ein Muster aus Streifen oder Wellenlinien aufgetragen wird. Vorrangig wurde Kupferoxid verwendet, ein Stoff, der im niedrigen Temperaturbereich zuverlässig grün färbt. Zumeist lässt man die Streifen bewusst verrinnen und verziert den Spiegel mit einem dichten ebenso grünen Schlingennmuster. Die vorliegende Schüssel zeigt im Spiegel als zentrales Motiv eine langstielige Blume in der Art einer Sonnenblume mit üppigem Blattwerk. Die Schüssel ist gesprungen und durch Klammerbindung fixiert. Um die glasierte und bemalte Schauseite nicht zu beschädigen, bohrte der „Hafenbinder“ oder „Kesselflicker“⁴ das Gefäß an beiden Seiten des Sprunges mit einem Drillbohrer an, durchlöchernte es aber nicht. Der Sprung wurde mit einer 5 cm langen Eisenklammer überspannt und die Versenkungen mit Zement verstrichen.

Eine Herstellermarke oder eine Malersignatur ist auf Gmundner Ware selten zu finden. Auch die tiefe Schüssel trägt keinen Hinweis auf die Provenienz und keine Datierung. Sie ragt aufgrund ihrer außergewöhnlichen Maße und ihres hohen Gewichts aus der Gruppe der grün geflammten Schüsseln heraus. Das Objekt kam durch einen Verbindungsmann aus dem Antiquitätenhandel in das Volkskundemuseum. Der Vorbesitzer hatte die Sammlung Gmundner Schüsseln in seinem Landhaus im Salzkammergut aufgestellt. Die Schüssel war dort als Tisch in Verwendung. Sie stand dabei auf dem Boden, eine Glasplatte (Reste der Polyesternoppen, auf denen sie auflag, sind noch am Gefäßbrand sichtbar) brachte die dekorative Innenseite der Schüssel gut zur Wirkung.

Über die ursprüngliche Erstfunktion können wir nur Vermutungen anstellen. Die übergroße Schüssel könnte beispielsweise der Rahmgewinnung gedient haben. Man füllte sie mit Milch und konnte von der weiten Oberflä-

Fayencen 17.–19. Jahrhundert. Aus der Sammlung des Carolino Augusteum. Katalog zur Sonderausstellung des Carolino Augusteum 19. Februar bis 30. Mai 1999. Salzburg 1999, S. 50.

4 Gollner, Irmgard: Gmundner Keramik. Töpfertradition einst und jetzt. 2. Aufl., Linz 1991, S. 127.



che den Rahm abschöpfen.⁵ Denkbar wäre auch eine Verwendung als Teigschüssel, oder das Stück war einfach ein handwerkliches „Bravourstück“.

Objektbeschreibung:

TIEFE SCHÜSSEL

Inv. Nr.: ÖMV 82.503

H = 24,5 cm, BodenDm: 47,5 cm, innerer RandDm: 67,5 cm, äußerer RandDm: 75 cm, etwa 25 kg schwer

Gmunden, Oberösterreich, Anfang 20. Jahrhundert

Fayence, hellrote Scherbenfarbe (RAL Design 070 50 30), Gefäß an der Außenseite unglasiert, innen glasiert.

Leicht aufgewölbter Standboden, 10 Eisenklammern von etwa 5 cm Länge halten einen Sprung im Boden zusammen. Die Öffnungen um die Klammern wurden mit Zement verstrichen. Die Außenseite der Schüssel zeigt leichte Drehspuren, an manchen Stellen ist der Ton verschmiert. An der Außenseite der Schüssel sind ebenfalls vier Klammern angebracht, eine weitere im Rand. Auf und unter dem verstärkten Rand verläuft eine Zierleiste durch Rollstempelung.

Der Standboden ist am Rand abgeschrägt, das Gefäß steigt darüber zwei cm zylindrisch in die Höhe und geht dann über zu gerade aufsteigender Wandung mit waagrecht abgeflachtem Rand.

Flacher Spiegel, gerundeter Übergang zur nicht gebauchten Wandung, kantiger Umbruch zu einseitig außen verstärktem Rand („Lippenrand“). Eine wellenlinienförmige Rille verläuft unterrandständig an der inneren Wandung entlang. Keine Eisenklammern an der Gefäßinnenseite, die Oberfläche ist mit einer grünstichigen Zinndioxidglasur bedeckt (RAL Design 120 80 10), darüber sechs Reihen grüne Wellenlinien als Dekormotiv (RAL Design 150 40 20) an der Wandung. Den Spiegel bedeckt die großflächige Darstellung einer langstieligen kupferoxidgrünen Blüte in der Art einer Sonnenblume mit großen Blättern (RAL Design 150 60 20).

Herkunft: Das Objekt wurde samt 13 anderen kleineren Schüsseln durch Vermittlung von Franz Muhr aus Thalheim bei Wels von Mag. Klaus Müller aus Wien im November 2004 angekauft.

Zustand: Gut. Die Klammerung geht auf einen alten Bruch zurück. An manchen Stellen ist die Glasur abgeplatzt, dadurch werden weiße kornförmige Einschlüsse, sog. Kalkspatzen, im Ton sichtbar.

Claudia Peschel-Wacha

⁵ Bauer, Ingolf: *Hafnergeschirr aus Altbayern*. 2. Aufl., München/Berlin 1980 (= Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums; Bd. 15, I), vgl. die abgebildeten tiefen Schüsseln in Form der sog. Salzburger Milchsüsseln unter Kat.-Nr. 335 und 371.

Chronik der Volkskunde

21. Generalkonferenz des Internationalen Museumsrates ICOM, 19. bis 24. August 2007 in Wien

Zum ersten Mal in seiner 61-jährigen Geschichte wurde die alle drei Jahre in einem anderen Kontinent stattfindende Generalkonferenz des Internationalen Museumsrates ICOM, mit Hauptsitz an der UNESCO in Paris, in Wien abgehalten. Für die Museumsszene eines Landes ist dies ein bedeutendes Ereignis, da sich aus diesem Anlass die mediale Aufmerksamkeit mehr als gewöhnlich auf Museen richtet und aufgrund der Teilnehmer aus der ganzen Welt ein sonst so nicht so leicht erreichbarer internationaler Austausch stattfindet. Durch die für ein derartiges Großereignis bereits ein bis zwei Jahre vorher nötigen Vorarbeiten und die im Jahr der Veranstaltung selbst stattfindende intensive Kommunikation innerhalb der nationalen Museumscommunity erzeugt diese Konferenz auch eine bedeutende Dynamik nach innen.

2.700 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus 117 Nationen aus allen Bereichen der Museumswelt demonstrierten im August 2007 in Wien die beeindruckende Vitalität der Museen. Das immer sehr offen gehaltene Generalthema hieß dieses Mal „Museen und universelles Erbe. Universelles Erbe/Individuelle Verantwortung – Individuelles Erbe/Universelle Verantwortung“. Fünf Eröffnungsredner – Elaine Heumann Gurian, Arlington/USA, Jyotindra Jain, New Delhi/Indien, Peter Kampits, Wien/A, Susan Legêne, Amsterdam/NL, Christoph Stölzl, Berlin/D – und eine von Hans Belting, Karlsruhe/D, moderierte Podiumsdiskussion im Konzerthaus lieferten Stoff für Fragen zum Museum als Vermittler von Dingen, von Wissen, von Werten, von Diskursen und insgesamt als Ort der Kultur und Kulturpolitik.

In drei auf die Eröffnung folgenden Tagen trafen sich, der erprobten Struktur der ICOM-Generalkonferenzen folgend, die dreißig verschiedenen Internationalen Fachkomitees zu individuellen Sitzungen und Programmen, die an der Universität Wien und in sämtlichen Museen Wiens und der unmittelbaren Umgebung stattfanden. Das Österreichische Museum für

Volkskunde war Organisator für das komplette Programm zweier Internationaler Komitees, jenes der Ethnologischen Museen (ICME) und der Kostüm- und Modehistoriker (Costume) und Gastgeber und Mitorganisator für das Komitee der Regionalmuseen (ICR), der Kulturvermittler (CECA) und der sich neu formierenden Gruppe für „Bürgerschaftliches Engagement in Museen“.

International Committee for Museums and Collections of Ethnography (ICME)

Wäre es nicht wunderbar, wenn man in wenigen Stunden die ganze Welt besichtigen könnte? Und das alles ohne Jet-Lag, Flugangst und Umweltverschmutzung? Ohne Zeitverschiebung, fremdes Essen und ungewohnte Hygienebedingungen? Vielleicht sogar in der Mittagspause oder am langen Donnerstag, einfach nach der Arbeit? „Universalität“ lautet das passende Schlagwort aus der Museumssprache: vielseitig, allgemein, umfassend. Ob dieses Bild eine Idealvorstellung oder eine Horrorvision ist und inwiefern Museen diesem Ziel nachstreben sollen bzw. können, versuchten die Ethnologen bei der Konferenz zu ergründen.

ICME vereint rund sechshundert weltweit an Museen tätige EthnologInnen und KulturanthropologInnen und hält jährliche Konferenzen an wechselnden Orten ab. Die Bandbreite der Themen ist auf der Homepage von ICME unter <http://museumsnet.no/icme/conf.html> zu finden. In Wien tagte ICME zum Thema: „The World under One Roof: Past, Present and Future Ethnographic Approaches to Universality“. Rund 70 internationale Experten und Expertinnen beschäftigten sich drei Tage lang an der Universität Wien vorwiegend mit der Frage der Herangehensweise ethnologischer Museen an eine weltumspannende Universalität.

Tag eins begann mit einer gemeinsamen Sitzung mit dem Komitee für Regionalmuseen (ICR). Dementsprechend war dieser Tag von regionalen Anwendungen des Konzeptes Universalität geprägt. Wie wird mit universalem Erbe umgegangen, wie mit regionalen Besonderheiten? Wie lassen sich kulturelle Kleinräume umfassend zu einem Gesamtbild verbinden bzw. ist eine derartig umfassende Darstellung überhaupt gewünscht? Die einzelnen Redner versuchten sich dem Thema durch persönliche Erfahrungen in ihrem musealen und kulturellen Umfeld zu nähern. Nach der Mittagspause wurde die frisch gepresste ICR-DVD bzw. die neu erstellte Homepage des Komitees (<http://www.icr-icom.org>) vorgestellt.

Am zweiten Tag rückte ICME das Schlagwort „Universalität“ ins Zentrum des Programms. Wollen bzw. wie können ethnographische Museen die

Anforderung an eine umfassende Darstellung erfüllen? Gabriel Mille vom dänischen Nationalmuseum in Kopenhagen versuchte dabei einen Denkanstoß, indem sie in ihrem Vortrag berühmte Museumsgründer zu Wort kommen ließ. Sind es die Sammlungen, die Universalität ausdrücken, sind es die Besucherzahlen? Oder sind auch diese Variablen nur ein Ausdruck einer sehr eingeschränkten Messbarkeit? Wie weit das Themenfeld ethnografischer Forschung sein kann, machte noch am selben Vormittag der Vortrag der jungen Wissenschaftlerin Anne Therese Mabanta-Fabian, Philippinen, deutlich. Ihr Thema – ein Auszug aus ihrer Diplomarbeit – waren die Laternenmacher von Pampanga bzw. die Ausstellbarkeit regionaler Kultur unter dem Universalitätsanspruch.

Ganz im Zeichen der Zukunft stand Tag drei: Wie sollen bzw. können Sammlungen in Zukunft aussehen? Wie kann man mit den immer größer werdenden Sammlungen umgehen und trotzdem einen gewissen Anspruch der Vielseitigkeit wahren? Eine Anregung unter vielen war beispielsweise der Vortrag von Zvezdana Antoš, Zagreb/HR. Ihr Ausweg aus der Unmöglichkeit universellen Sammelns: der Rückgriff auf den ethnografischen Film. Mit ihm, so Antoš, könnte ein breites Spektrum an kulturellem Erbe erfasst werden. Ob sich gerade im musealen Bereich jedoch der Film als geeignetes Sammelobjekt erweist, sollte noch ausführlicher diskutiert werden.

Hoch her ging es schlussendlich bei der Frage nach Copyright und geistigem Eigentum eines Museums. Ist eine Ausstellung an sich als künstlerisches Werk geschützt? Beziehungsweise welche Voraussetzungen muss eine Idee mit sich bringen, damit sie vom Copyright geschützt ist? Es gab nicht viele Punkte die umfassend festgehalten werden konnten. Doch wurde betont, dass eine Ausstellungsidee, sofern sie neuartig und individuell ist, mitsamt ihrer Umsetzung als kreative künstlerische Arbeit gilt und folglich – und sofern die Produzenten fix angestellt sind – geistiges Eigentum eines Museums werden. Dieses gelte es dann dementsprechend, auch im Sinne der Urheber, zu schützen. Dass der Schutz von (geistigem) Eigentum besonders auch im Umgang mit modernen Medien mitzudenken ist, erörterte Cristina Manasse, Mailand/I. Sie gab dem zahlreichen Publikum unter anderem praktische Tipps zur Absicherung, beispielsweise von Fotomaterial, mit.

Am Rand des Tagungsprogramms stand im Rahmen von Exkursionen genügend Zeit für informelle Kontakte zwischen den TeilnehmerInnen zur Verfügung. Dementsprechend gab es am Abend bei mehreren Museumsbesuchen genügend Möglichkeiten für gedanklichen Austausch. Das ICME-Komitee besuchte nicht nur das Völkerkundemuseum und die Mechitaristenkongregation, sondern war auch im Österreichischen Museum für Volks-

kunde zu Gast, wo das innovative Ausstellungskonzept von „museum inside out“ für Gesprächsstoff sorgte.

Neben den inhaltlichen Diskussionen faszinierte vor allem die Internationalität der Gäste, die ein buntes Bild der Zusammengehörigkeit vermittelten. Ganz gleich aus welcher Region der Welt die Vortragenden und Diskussionsteilnehmer kamen, alle haben in ihrer Profession mit ähnlichen Problemen und Fragestellungen zu tun. Trotz der unterschiedlichen Minderheiten oder thematischen Spezialisierungen, die die TeilnehmerInnen als Repräsentanten ihrer Museen vertraten, zeigte sich sehr deutlich, dass sich Museen weltweit mit ähnlichen Methoden um das Wohlbefinden der Besucher bemühen.

Im Anschluss an die Tagung fand noch eine exklusiv für ICME-Mitglieder organisierte zweitägige Exkursion in das Burgenland statt. Ziel war, die Bandbreite regionaler Kultur sichtbar zu machen und auf Entwicklungsprozesse im Selbstverständnis regionaler Gesellschaften hinzuweisen.

Kathrin Unterleitner

International Committee for Regional Museums (ICR)

Das Komitee für Regionalmuseen hatte das Motto „Global denken, lokal agieren“ für die Vorträge der 21. Generalkonferenz von ICOM gewählt. Der erste Vortragstag fand gemeinsam mit dem Komitee der Ethnologischen und Ethnographischen Museen (ICME) statt und wurde dementsprechend von Goranka Horjan, der Vorsitzenden von ICR, Daniel W. Papuga, dem Vorsitzenden von ICME und Heimo Kaindl, Vorstandsmitglied von ICOM Österreich einbegleitet.

Jane Legget aus Neuseeland eröffnete als ICR-Plenarvortragende den Vortragsreigen mit einer kurzen Darstellung des Landes, seiner Bevölkerung und seiner Museumslandschaft mit einem Nationalmuseum, drei weiteren großen Museen und rund 600 kleineren Institutionen, von denen – wie so oft – der Großteil ehrenamtlich betrieben wird, sowie zwei Welterbe-Denkmalern. Legget betonte die Bedeutung der gesammelten und ausgestellten Objekte für diejenigen Personen, die mit ihnen am engsten verbunden waren und sind – also vor allem die Maori. Fundamentale Aufgabe der neuseeländischen Museen sei es, die Objekte, ihre Geschichte und Geschichten, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu schützen, zu respektieren, zu sammeln und zu verbinden.

Der ICME-Plenarvortragende Rick West aus den USA berichtete über das Nationalmuseum der amerikanischen Indianer (NMAI) in Washington D.C., das sich als internationales Zentrum einer lebenden Kultur begreift. Das

NMAI präsentiert 24 Installationen über nordamerikanische, aber auch kanadische und südamerikanische indigene Bevölkerung, deren Objekte aufgrund ihrer Signifikanz und Bedeutung für die Indianer selbst ausgewählt wurden. Das Museum sieht Traditionen, Lieder und spirituelle Aspekte – also das immaterielle Erbe – als ebenso wichtig an wie materielle Zeugnisse der indianischen Kultur.

Es folgten Museums- und Ausstellungspräsentationen von Daan van Dartel über die Afrika-Abteilung des Tropenmuseums Amsterdam, von Amareswar Galla aus Australien, der die Wichtigkeit von kultureller Vielfalt, nachhaltiger Entwicklung, Konservierung sowie der Verbindung von Kultur und Gemeinschaften betonte, von Bärbel Kerkhoff-Hader aus Deutschland, die das Ausstellungs- und Forschungsprojekt „The Blue Planet“ zum Thema Wasser vorstellte, sowie von Alberto Garlandini aus Italien mit der Aufforderung an Museen, den Menschen bei der Bewältigung der durch die Globalisierung hervorgerufenen persönlichen und sozialen Krisen durch öffentliche Angebote und soziale Aktivitäten zu unterstützen, welche u.a. kulturelles Wissen und den Gebrauch von neuen Medien sowie soziales Verständnis fördern sollen. Maria Walcher aus Österreich präsentierte das UNESCO-Projekt zum immateriellen Kulturerbe, dem in Wien ein eigenes Institut zur Verfügung steht, mit all seinen unterschiedlichen Äußerungsformen und den entsprechenden Schutz- und Förderungsmaßnahmen.

Am zweiten Vortragstag, dem 21. August, referierten Flavio Luiz Seibt aus Brasilien über das Venancio Aires Kulturzentrum und die Verantwortung der Gesellschaft für historisches Kulturerbe, Blanca Gonzales aus Mexiko über die Geschichte und Gegenwart der Maya sowie ihre museale Darstellung, Christina Hsu aus Taiwan über die Entwicklung eines Inselmuseums und Goranka Horjan aus Kroatien über die Einrichtung eines neuen Museums an einer prähistorischen Fundstätte. Es folgten Berichte von Damon Monzavi aus dem Iran über das Edelsteinmuseum in Daryay-e Noorkish am persischen Golf, von Metka Fujs aus Slowenien über ein Forschungsprojekt zu den verschiedenen (Minderheiten-)Sprachen in der Region Murska Sobot, von Evelyn Kaindl-Ranzinger aus Graz über die gesamtösterreichische Museumslandschaft sowie von Michele Trimarchi aus Italien über die Situation der italienischen Museen.

Am Nachmittag fand die Generalversammlung von ICR mit dem Bericht über die vergangenen und geplanten Aktivitäten, dem Finanzbericht, der Abstimmung über die aktualisierten Statuten und der Vorstandswahl statt. Besonders hervorgehoben wurde die bereits am Montag präsentierte DVD und der Werbefolder von ICR, die neue Homepagegestaltung, auf der auch ältere Newsletter heruntergeladen werden können, sowie die hohe Mitgliederzahl von 240. Dem neuen Vorstand von ICR gehören Goranka Horjan als

Präsidentin, Otto Lohr und Jane Legget als Vizepräsidenten, Susan Hanna als Sekretärin, Metka Fujs als Kassierin, sowie Dagmar Bittricher, Alberto Garaldini, Blanca Gonzales, Heimo Kaindl, Yiannis Markakis, Vita Rinkevica, Helmut Sydow und Michele Trimarchi an. Das langjährige Vorstandsmitglied Hartmut Prash wurde von ICR für das Executive Board von ICOM vorgeschlagen und von den wahlberechtigten ICOM-Mitgliedern in der Gesamtgeneralversammlung auch gewählt.

Am Mittwoch, den 22. August, fuhren 36 Tagungsteilnehmer/innen aus Argentinien, Deutschland, Estland, Italien, Kroatien, Neuseeland, Norwegen, Österreich, Russland, Slowenien, Taiwan und den USA anlässlich des „ICR-Tages in der Region“ ins Burgenland. Nach einer allgemeinen Einführung in die Geschichte des Burgenlandes sowie einem Einblick in die Windenergiegewinnung der Region folgte die Besichtigung der ständigen Schausammlung zur Volkskultur von Ost- und Südosteuropa sowie der Jahresausstellung „SaitenBlicke – Joseph Joachim und die Geige in der europäischen Volksmusik“ des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee. Am Nachmittag besichtigte die Gruppe nach einem kurzen Statement zu den ehemals ungarischen Meierhöfen das Dorfmuseum Mönchhof, ein idealtypisches Seewinkler Museumsdorf, das die Zeit der 1930er bis 1950er Jahre widerspiegelt. Danach stand der Besuch der Windmühle Podersdorf, die in das 18. Jahrhundert datiert, auf dem Programm. Eine Bootsfahrt auf dem Neusiedler See mit begleitenden Kommentaren über die historische und aktuelle Nutzung und Bedeutung des westlichsten Steppensees Europas rundeten den intensiven und interessanten Tag in der Region Seewinkel sowie das offizielle ICR-Tagungsprogramm ab.

Veronika Plöckinger-Walenta

Fachgruppe Bürgerschaftliches Engagement im Museum

Am Samstag, den 18. August 2007, trafen sich Verantwortliche aus Museen und Museumsorganisationen sowie VertreterInnen von ICOM Österreich und ICOM Schweiz zum Thema „Bürgerschaftliches Engagement im Museum“. Ein Nachmittag war zu kurz, um das Ziel des Initiators Dr. Udo Liebelt, Leiter des seit 2006 bestehenden „Netzwerks Freiwillige Mitarbeit im Museum“, ein Dreiländernetzwerk Österreich-Deutschland-Schweiz zu gründen, zu erreichen. Einigkeit herrschte darüber, dass es ein kulturpolitisches Anliegen aller drei Länder ist, Museen für soziale Aufgaben zu öffnen. Etwa 95% der Museen in Österreich werden durch die Arbeit Freiwilliger unterstützt. Mag. Evelyn Kaindl-Ranzinger, MUSIS, Steiermark, machte in ihrem Impulsreferat auf die strukturellen Unterschiede zwischen dem „Eh-

renamt“ (eigeninitiativ tätige Personen, vor allem in Gemeinden anzutreffen) und der „Freiwilligenarbeit“ (angeworbene MitarbeiterInnen an hauptamtlich geführten Museen) aufmerksam. Professionelle AnsprechpartnerInnen finden die Ehrenamtlichen in den österreichischen Museumsorganisationen (MUSIS, Museumsmanagement Niederösterreich, oberösterreichischer Museumsverbund, Referat Salzburger Volkskultur), deren VertreterInnen auch allesamt anwesend waren.

Mag. Markus Pöcksteiner, Firma Perspectra – Regional- und Kommunalentwicklung, erfasste in einer Studie im Auftrag des oö. Museumsverbunds die Einsatzbereiche von Freiwilligen zum beidseitigen Vorteil von Privatperson und Institution, und präsentierte „zehn Erfolgsgeheimnisse der Freiwilligengewinnung“. Nicht jede/r Teilnehmer/in sah die Notwendigkeit, professionelle Standards für das Freiwilligenmanagement zu entwickeln. Während die freiwilligen MitarbeiterInnen im Volkskundemuseum von der Abteilung für Kulturvermittlung in eigens dafür entworfenen Lehrgängen über Monate hinweg geschult werden (siehe das Projekt „Unternehmen Schneeball“, das Claudia Peschel-Wacha im Rahmen dieses Treffens vorstellte), werden sie in anderen Museen von den Kuratoren der Abteilungen ohne spezielle Ausbildung „eingesetzt“ (z.B. im NHM Wien).

Ein Beispiel für ein straff organisiertes Freiwilligenmanagement brachte Willy Athenstädt vom Zentrum Paul Klee in Bern: Bewerbungsgespräche und Probezeiten erinnern stark an den Umgang mit Hauptamtlichen und riefen auch die Schweizer Gewerkschaft auf den Plan. Aus Sicht des Schweizer Kulturmanagers Sylvain Gardel müssen Anreize für Freiwilligenarbeit geschaffen werden, andererseits besteht Bedarf nach ethischen Grundsätzen, in denen die Nichtgefährdung hauptamtlicher Museumsarbeit festgeschrieben werden. Die Teilnehmenden begrüßten die Absicht einer engeren Verlinkung zwischen dem deutschen Netzwerk und den österreichischen Museumsorganisationen zwecks Weitergabe von Informationen. Eine weitere Veranstaltung zum Thema „museums-volunteering“ ist in Zusammenarbeit mit der Museumsakademie am Landesmuseum Joanneum im Herbst 2008 am Wiener Volkskundemuseum geplant.

Claudia Peschel-Wacha

International Committee for Education and Cultural Action (CECA)

Das Programm von CECA, jener Fachgruppe, in der die KulturvermittlerInnen und MuseumspädagogInnen innerhalb von ICOM vereint sind, war dem Thema „Heritage learning matters“ gewidmet. CECA ist die größte Fachgruppe von ICOM und tagte aus diesem Grund im Auditorium Maximum.

Die Referate drehten sich um die Rolle des Museums als „Lernort“. Menschen lernen auf unterschiedliche Art mit unterschiedlichen Ergebnissen – wie kann man also Lernprozesse messen? In einer speziellen Befragung am Australian Museum in Sydney wollte Lynda Kelly von Erwachsenen wissen, wie sie ihre Lernerfolge selbst einschätzen. Auch die Zuständige für Besucherstudien am National Museum Scotland in Edinburgh, Jenni Fuchs, stellte die entscheidende Frage: „Was haben Sie durch die Ausstellung erfahren, was Sie zuvor nicht gewusst haben?“ in den Mittelpunkt eines, von Museen, Bibliotheken und Archiven in Großbritannien entwickelten Lernmodells für BesucherInnen.

Die Effektivität von Besucherbefragungen nahm Eva Reussner vom Institut für Wissensmedien in Tübingen unter die Lupe. Sie stellte eine Liste von Faktoren für eine erfolgreiche Umsetzung der Ergebnisse von Besucherbefragungen zusammen.

Chris Nobbs aus dem South Australian Museum in Adelaide berichtete über eine ausstellungsdidaktische Methode, die zu reicheren und tieferen Lernerfahrungen führen soll. Auf grafisch gestalteten Tafeln wird angegeben, was für Erkenntnisse die BesucherInnen aus dem Erfahrenen ziehen können – in gefühlsmäßiger oder das Wissen vertiefender Hinsicht oder welche Fragen sich an dieser Stelle eröffnen.

Ein Bericht von Anne Lidén vom Stockholmer Institute of Education belegte die Bedeutung positiver Kontakte zwischen Schule und Museum in Integrationsprozessen. Kinder aus Migrantenfamilien kamen über die Institution Museum erstmals mit dem kulturellen Erbe Schwedens in Kontakt. Ein von den Kindern selbst erstellter Audio-Guide wurde zum Werkzeug im Integrationsprozess der gesamten Familie. Am ZOOM Kindermuseum in Wien startet ein wissenschaftliches Projekt unter der Leitung von Karin Harrasser mit dem Titel „Science with all Senses“, das die geschlechtsspezifische Wahrnehmung von Ausstellungen durch Kinder erforscht.

Das Programm von CECA sah am ersten Tag der Konferenz nachmittags eine Poster Session vor. Die KulturvermittlerInnen aus Wiener Museen stellten dabei in einem Hörsaal der Universität auf einer Art Messestand die Vermittlungsaktivitäten ihrer Institutionen vor. Danach besuchten die Tagungsteilnehmenden das Museum ihrer Wahl und überzeugten sich selbst von der Kreativität und der Methodenvielfalt der Programme.

Die Mitarbeiterinnen der Abteilung für Kulturvermittlung am Volkskundemuseum hatten sich auf verschiedene Arten auf den Besuch der internationalen Tagungsgäste vorbereitet. Eine digitale Präsentation vermittelte Einblicke in die Angebote für EinzelbesucherInnen und für Gruppen im Museum in der Laudongasse und in der Außenstelle in der Johannesgasse. Spezielle Resonanz fand ein Quiz „rund um den Kopf“, der mit Augenzwin-

kern nach der geschlechtsspezifischen Bedeutung von Kopfbedeckungen und anderen Exponaten, die mit dem Kopf zu tun haben, fragte. Männer erhielten Einblicke in historische Lebenswelten der Frauen, Frauen in jene von Männern. Die zahlreichen aufgefädelten Knöpfe einer „Besucherkette“ (visitor chain) demonstrierten am Ende, daß sich professionelle Museumsleute genauso wie „normale“ Besucher gern durch spielerische Animationen zum aktiven Konsum von Wissen verführen lassen. Zu den Besuchsterminen von CECA fand auch das Wiener Ferienspiel unter dem Motto „Alte Kinderspiele neu entdeckt“ im Garten des Museums statt.

Den interessantesten Programmpunkt für die Gäste von CECA, ICME und Costume am Montagnachmittag und Abend des Empfangs im Volkskundemuseum bildete zweifellos die Ausstellung „museum_inside_out“, die während dieser Konferenzwoche von 700 professionellen Museumsleuten besucht wurde. Dieses Projekt, das speziell im Hinblick auf die ICOM-Konferenz 2007 am Volkskundemuseum entwickelt worden war, erzielte insgesamt den erwünschten Effekt der Anregung von Diskussionen über die Museumsarbeit hinter den Kulissen und über das Museum als Diskursort für verschiedene Öffentlichkeiten. Die ICOM-Gäste bewunderten auch den Mut der MuseumsmitarbeiterInnen, vor BesucherInnen zu arbeiten. Die Eintragung der Keynote-Referentin von CECA, Elaine Heumann-Gurian, im Besucherbuch mag für die Aufnahme des Experiments unter Fachkolleginnen und -kollegen exemplarisch stehen: „Inside_out is an experiment in sharing authority. It is engaging, interesting and wonderful. Congratulations.“

Claudia Peschel-Wacha

International Committee for Museums and Collections of Costume

Das Costume-Komitee folgte dem Generalthema „Heritage – kulturelles Erbe“ indem es in seiner Ausschreibung für die Referate „Redisign. Period Costumes and Contemporary Expressions“, die Untersuchung von sog. Revivals, das Wiederaufnehmen modischer Linien, Silhouetten und Details in der zeitgenössischen Mode in das Zentrum der Überlegungen stellte. Die Renaissance kann sich dabei auf Materialien, Farben, Muster, handwerkliches Können oder gesamte Stilrichtungen beziehen. Sie kann sich in unterschiedlichen Kontexten und unerwarteten Zusammenhängen zeigen, etwa in der Aufnahme von Uniformelementen und Camouflagen in der Abendkleidung, im Tragen von Korsetts und Unterwäsche als Oberbekleidung, oder in der Aufnahme von Elementen klerikaler Kleidung in die Mode, gezeigt in der Versace-Frühjahrskollektion von 2006. Es gäbe aber auch

historische Beispiele, wie die Chinoiserien in der Kleidung des Rokoko. Die Synergien sind endlos.

Den Auftakt der Vorträge bildete auf Wunsch der internationalen Gäste allerdings eine Vorstellung der österreichischen Museumslandschaft im Allgemeinen durch das ICOM-Österreich Vorstandsmitglied Heimo Kaindl, Graz, und der Kostümsammlungen (Monika Kurzel-Runtscheiner, Wien) wie der Trachten- (Thekla Weissengruber, Linz) und Modeszene (Katrin Seiler, Wien) im Besonderen. Alexandra MacCulloch, England, nahm am nächsten Tag das Revival der viktorianischen Korsetts unter die Lupe, Maria Wronska-Friend, Australien, das Re-Design von chinesischen Trachtelementen in der Minderheitenkolonie der Hmong/Miao in Australien. Einen Ausstellungsbericht lieferten Bianca M. du Mortier, Niederlande, und Vasilis Zidinakis, Griechenland. Die Ausstellung „Fashion DNA“ des Rijksmuseum Amsterdam im Jahr 2006, die genau diesen Aspekt des „Alles schon einmal Dagewesen“ aufgenommen hatte, indem es unerwartete Objektkombinationen aus unterschiedlichen Jahrhunderten präsentierte, hatte kontroverielle Reaktionen ausgelöst und war damit äußerst erfolgreich. Die griechische Ausstellung „RRRIPP!! Paper Fashion“ enthüllte die Materialqualität von Papier als Inspirationsquelle für Kleidung in verschiedenen Kulturen und Epochen der Geschichte.

Den dritten Vortragstag bestritten Annette Borrell, Dänemark, mit einer Präsentation über Kostüme in Kinofilmen von der Stummfilmzeit bis zur Hochblüte des Hollywood-Glamour, Sandy Heffernan, Neuseeland, mit einer besonders interessanten Darstellung des weit reichenden Einflusses der europäischen Traditionen der textilen angewandten Kunst zu Ende des 19. Jahrhunderts und Bernard Berthod, Frankreich, mit einer Analyse der Kleidung des verstorbenen Papstes Johannes Paul II., die auf die Kreativität des römischen Designers Stefano Zanella zurückgeht.

Das Nachmittagsprogramm war mit Besuchen in Wiener Museen und Textildepots auf die unterschiedlichen Wünsche und Interessen der Tagungsteilnehmer und -teilnehmerinnen abgestimmt. Der erste Nachmittag bot „Imperiale Pracht“ in der Schatzkammer, der Hofjagd- und Rüstkammer und im Monturdepot des Kunsthistorischen Museums. Der zweite Nachmittag war den Kostümsammlungen des Theatermuseums und des Museums für angewandte Kunst gewidmet. Biedermeierkostüme, Wiener Werkstätte-Textilien und eine eigens von Art for Art für Andre Hellers Jessye Norman-Film angefertigte Kostümkollektion verfehlten ihre Wirkungen nicht. Der dritte Nachmittag galt dem „Wiener Chic“ vom 19. bis 20. Jahrhundert. Abgerundet wurde dieser Tag mit einem „Fashion-Walk“ durch die Wiener Kreativ-Bezirke 7, 6, 2 und 1, der auch Wiener Teilnehmerinnen überraschte. Die Wiener zeitgenössische Modeszene hat sich in den letzten Jahren

ungeahnt entwickelt, was derzeit allerdings noch mehr in Insiderkreisen bekannt ist als beim breiten Publikum.

Der Exkursionstag führte in die Steiermark, mit einem Besuch des Depots der qualitätvollen kulturhistorischen Sammlungen des Landesmuseums Joanneum, in den museumshistorisch außerordentlich interessanten Trachtensaal des Grazer Volkskundemuseums und in das neu eingerichtete Museum des Stiftes Admont. Den Museumskollegen und Textilspezialisten wurde auch der Blick in den Stickereischatz des Klosters, wo die prachtvollen liturgischen Gewänder aus der Werkstatt des Frater Benno Hahn (1631–1720) aufbewahrt werden, ermöglicht. Der letzte Wiener Nachmittagsspaziergang führte schließlich in das Schuhmuseum der Wiener Schuhmacherinnung, in die Textilrestaurierwerkstätte der Universität für angewandte Kunst und in die Michaelergruft, wo zu dieser Zeit gerade einige Särge mit mumifizierten Leichen in gut erhaltenen barocken Gewändern für Forschungszwecke geöffnet waren.

Ein Drittel der 64 Kostümkomitee-Tagungsteilnehmer begaben sich im Anschluß an die Wiener Konferenz noch auf eine viertägige Reise nach Salzburg und Innsbruck. Die Top-Ereignisse dieser Exkursion waren zweifellos eine ganztägige Backstage-Tour an einem Hochsaisonsonntag der Salzburger Festspiele in sämtlichen Häusern, Probebühnen, Kostümdepots und über Dachböden der Salzburger Festspielhäuser samt einer abendlichen Aufführung des Eugen Onegin im Großen Festspielhaus sowie der Besuch der „Schwarzen Mander“ in der Hofkirche von Innsbruck, dem Tiroler Volkskunstmuseum und der Spezialitäten der Wunderkammern des Schlosses Ambras.

Die nächste und 22. Generalkonferenz von ICOM wird die Museumscommunity im November 2010 nach Shanghai, China, führen. Das gewählte Generalthema „Museums and Harmonious Society“ ist eines, das nicht nur für die Welt der Museen Gültigkeit besitzt.

Margot Schindler

dgv-Studierendentreffen, 7. bis 10. Juni 2007 in Wien am Institut für Europäische Ethnologie

Das dgv-Studierendentreffen wird jedes Jahr von einem anderen Institut im deutschsprachigen Raum durchgeführt – organisiert von Studierenden für Studierende. Ziel und Zweck ist es, sich auszutauschen, an aktuellen Themen zu arbeiten, ein anderes Institut kennen zu lernen. Während des Studierendentreffens 2006 in Marburg wurde Wien als nächstes Austragungsinstitut ausgewählt. Wir – die Teilnehmer/innen des Wiener Instituts Laura Hompesch, Martin Jonas, Judith Punz und Anna Stoffregen – waren zunächst zögerlich, denn wir hatten uns mit dieser Möglichkeit bis zu diesem Zeitpunkt nicht auseinandergesetzt. Da aber so viele Studierende gerne nach Wien kommen wollten, versprachen wir, dieses Treffen zu viert zu planen und durchzuführen. Im Folgenden möchten wir die verschiedenen Stationen der Vorbereitung und Durchführung rückblickend betrachten, einen Einblick in unsere Arbeit gewährleisten, die bereits ein knappes Jahr vorher begann und die Ereignisse und Eindrücke des Treffens noch einmal Revue passieren lassen.

Bereits im August 2006 setzten wir uns zusammen, um mit der Planung zu beginnen. Nachdem erste inhaltliche Ideen bereits diskutiert wurden, stand bald fest, dass wir das Treffen um einen Arbeitstag verlängern wollten. Zum einen hielten wir uns vor Augen, dass für viele Studierende die Anreise sehr zeitaufwendig und teuer sein würde, und wir wollten zumindest die Möglichkeit bieten, Wien auch außerhalb des Instituts zu erleben. Zum anderen aber wollten wir einen Raum für tiefergehende Auseinandersetzung mit fachspezifischen Inhalten schaffen. Wir wollten die in verschiedenen Workshops zu behandelnden Themen nicht nur ansprechen, sondern ausgiebig diskutieren und die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit dokumentieren.

Das erforderte eine gründliche Vorbereitung der einzelnen Workshops lange vor dem eigentlichen Treffen. Um dieses Vorhaben realisieren zu können war es notwendig, genügend Studierende des Instituts zu mobilisieren, um uns bei der inhaltlichen Aufbereitung der Themen zu unterstützen.

Mit einem groben Gerüst im Kopf mussten wir uns zunächst auf einen thematischen Schwerpunkt einigen, der während der Tagung im Mittelpunkt stehen und den Rahmen für die einzelnen Workshops stecken sollte. Nach einigen Überlegungen, Wien als Ausgangspunkt zu nehmen, uns also Wien-spezifischen Themen zuzuwenden, wie beispielsweise der Tourismusforschung, verlagerte sich die Motivation jedoch schnell zu einem größeren und allgemeineren Themenkomplex: der Frage nach der Fachidentität. Mit dem Ziel vor Augen, Studierende der Europäischen Ethnologie aus Österreich, Deutschland und der Schweiz zum Kommen zu bewegen, erschien

uns die Internationalität als Anlass, wichtige allgemeine fachspezifische Fragen aus der Sicht der Studierenden, die die zukünftigen Träger/innen des Faches sein sollen, zu formulieren und anzusprechen. Vor dem Hintergrund ständig mit der Frage konfrontiert zu sein, womit sich die Europäische Ethnologie¹ beschäftigt und warum es für ein Fach unterschiedliche Bezeichnungen gibt, die dieses Halb- oder Unwissen bezüglich unseres Faches auch noch verstärken und vor dem Hintergrund bildungspolitischer Veränderungen, die gerade ein „Orchideenfach“ wie die Europäische Ethnologie vor mitunter existenzielle Herausforderungen stellen, war es unsere Intention, Gespräche über die aktuelle Lage und möglichen Zukunftsperspektiven anzukurbeln. Der zweite Schwerpunkt, der sich anhand dieser Überlegungen abzuzeichnen schien, war die Frage nach einem Netzwerk, das für alle Studierenden des Faches zugänglich sein sollte, vor allem aber von allen auch in Anspruch genommen werden sollte. Mit dem Gedanken das Studierendentreffen in Wien, und damit zum ersten mal an einem nicht deutschen Institut auszurichten, war es uns ein besonderes Anliegen auch die österreichischen und Schweizer Institute stärker mit einzubinden. Unser Ziel war es, darüber hinaus eine Plattform zu schaffen, die Gespräche und Diskussionen über die aktuelle und zukünftige Situation unseres Faches aufrechterhalten könnte.

Mit diesen doch sehr hochgesteckten Zielen und Ideen versuchten wir zunächst unser eigenes Institut für ein ausgedehntes Studierendentreffen zu gewinnen. Nach einigen Gesprächen mit den Lehrenden des Instituts wurde uns Unterstützung zugesagt und die Möglichkeit eingeräumt, vorbereitende Arbeitsgruppentreffen im Sommersemester 2007 abzuhalten, an denen sich diejenigen beteiligen sollten, die bereit waren einen Workshop inhaltlich vorzubereiten und während des Treffens zu leiten. Bezüglich der anfallenden organisatorischen Aufgaben orientierten wir uns an den Teilnehmerzahlen der vergangenen Jahre². Doch bereits im März hatten sich doppelt so viele Studierende angemeldet wie erwartet. Besonders freuten wir uns darüber, dass Studierende aus knapp 20 verschiedenen Instituten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz auf unsere Einladung reagierten. Nach anfänglicher, geradezu euphorischer Freude, stieg Panik hoch: wir brauchten mehr Betten, mehr Unterstützung, mehr Räumlichkeiten für die Workshops, überhaupt, mehr Workshops. Doch auch auf unsere Kollegen/innen am Institut

1 Der Lesbarkeit halber sehen wir von der vollständigen Aufzählung aller Bezeichnungen unseres Faches ab – selbstverständlich sind alle Studierende der Volkskunde, Kulturanthropologie, Empirischen Kulturwissenschaft, populärer Kulturen usw. gemeint.

2 Durchschnittlich nahmen an den vergangenen Treffen zwischen 50 und 70 Studierende teil.

war Verlass: die erste Sitzung der Arbeitsgruppe im März 2007, die zur inhaltlichen Vorbereitung dienen sollte, war gut besucht. Besonders bemerkenswert war, dass auch Studierende des ersten Semesters sich engagierten.

Die Studierendentreffen-AG traf sich von nun an einmal pro Woche. Nach einer ersten Brainstormingrunde bezüglich der unter dem Tagungsthema zu behandelnden Themen der einzelnen Workshops fanden sich schnell Arbeitstitel und Gruppen für die einzelnen Workshops.

Eine parallel zu unserer Arbeitsgruppe, von Tobias Schweiger abgehaltene Lehrveranstaltung zum Thema „Standortbestimmungen“ war für uns als Organisatorenteam sehr hilfreich. Thematische Überschneidungen mit einzelnen Workshopthemen schufen eine gute Grundlage und einen Überblick über die im Fach jahrzehnte lang lebhaft geführten Debatten.

Im Zuge unserer vorbereitenden Recherchen stießen wir auf zwei Bände, die vor rund 20 Jahren verfasst wurden – per Zufall. Perplex stellten wir fest, dass es sich um Tagungsberichte zweier österreichischer studentischer Tagungen unter den Namen „Ohne Engagement – Volkskunde zwischen Nein und Danke“ und „Die Volkskunde als Wissenschaft? – Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung“ handelte. Beide Tagungen stellten genau die Fragen, die auch wir in den Vordergrund rückten, wenn auch bezogen auf eine andere gegenwärtige Situation. Doch es schien uns dennoch merkwürdig, dass bereits zwanzig Jahre zuvor Studierende unseres Faches auf einer studentischen Tagung die gleichen Aspekte zur Sprache brachten, mit ähnlichen Motivationen wie wir nachhaltige Veränderungen herbeiführen wollten.

Aus dieser Feststellung entstand zunächst eine Sorge, unsere thematischen Schwerpunkte seien veraltet, überholt, ausreichend diskutiert. Doch nach genauerer Betrachtung dieser beiden Bände fühlten wir uns in unserer Motivation geradezu bestärkt: Welche Möglichkeiten gibt es für die Europäische Ethnologie in dieser von Universitätsreformen geprägten Zeit, in der besonders die Geisteswissenschaften vor neue Herausforderungen gestellt werden, sich abzusetzen, ihr Potential zur Geltung zu bringen, die Gratwanderung zwischen Abgrenzung und interdisziplinärer Forschung und Wissenschaft zu bewältigen? Und, eine Frage, die sich für uns immer mehr in das Zentrum stellte, wie kann die Europäische Ethnologie endlich eine bessere Präsenz und einen besseren Zugang zur Öffentlichkeit bekommen?

Nach einer dichten Auseinandersetzung mit vergangenen Namensdebatten, thematischen Krisen, Paradigmenwechsel, die besonders für eine historisch arbeitende und sich dabei immer wieder reflektierende Wissenschaft Fundament für jegliche gegenwärtige Standortbestimmung sein muss, kristallisierte sich für uns eine für die Tagung übergreifende Blickrichtung heraus. Wie Martin Jonas es zu Beginn der Tagung im Juni noch auf den

Punkt bringen sollte, dass „es nun ein Leichtes wäre über die verschiedenen Gründe zu reflektieren, warum wir uns im Kreis drehen. Vielleicht weil wir uns zu sehr mit uns selbst beschäftigen. Blicken wir lieber in die Gegenwart und in die Zukunft“.

Alle zehn Workshops setzten ihre Schwerpunkte auf gegenwärtige Fragestellungen und Themen, suchten nach Ansätzen für die Zukunft der Europäischen Ethnologie, nach methodischen Alternativen. Darin wurde die Analyse der gegenwärtigen Situation angestrebt, weniger mit dem Ziel, Antworten zu geben, sondern viel mehr mit der Absicht, Fragen zu stellen, die es in der Wissenschaftszukunft der Europäischen Ethnologie zu durchleuchten gelten könnte.

Die inhaltliche Spannbreite der einzelnen Workshops macht die unterschiedlichen Zugänge der Fragestellung der Tagung deutlich, worauf die einzelnen Arbeitsgruppentitel verweisen: „Institutslandschaften“; „Foto und Film in der Europäischen Ethnologie“; „Berufsperspektiven und Karrieren“; „Volkskunde/EE/EKW ... das ‚Alles-ist-möglich-Fach‘?“; „without a canon you can ...?“; „Wozu Europäische Ethnologie? Annäherungen an Fragen zur Relevanz der Europäischen Ethnologie“; „SpielRaumPraxis – Erkundungen über einige Marginalitäten unseres Faches“; „Möglichkeitsräume“; „Was studieren wir da jetzt eigentlich genau?“; „Network – Under Construction“. Bei der Planung legten wir Wert auf sowohl theoretische, methodische und praktische Herangehensweisen.

Die Workshopleiter/innen arbeiteten eigenständig Inhalte und Fragestellungen für ihre Gruppen aus, recherchierten Literatur und erstellten Konzepte für die beiden Workshoptage. Die organisatorischen Aufgaben, die neben der inhaltlichen Vorbereitung noch anfielen, nahmen besonders in den letzten Wochen vor dem Treffen zusätzlich viel Zeit in Anspruch. Viele helfende Hände von Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunden halfen beim Tagungsbüro, bei der kulinarischen Versorgung von circa 200 Personen, bei der Organisation der Abendprogramme. Ohne dieses Engagement hätte die Tagung nicht stattfinden können. Zusätzlich zur Tageskoordination der einzelnen Arbeitsgruppen hatten auch wir als Organisator/innen Workshops zu leiten, sodass es zu Mehrfachbelastungen kam, die wir im Vorfeld so nicht einschätzen konnten.

Am ersten Tag, dem 7. Juni, wurden die Studierenden am Tagungsbüro des Instituts für Europäischen Ethnologie empfangen, erhielten ihre Tagungsmappe mit Informationen zu den einzelnen Workshops und allgemeine Informationen über Wien. Am Institut fanden sich einige der Teilnehmer/innen auch nachmittags für eine erste Erkundung der Stadt – eine Schnitzeljagd durch die Wiener Innenstadt – zusammen, bei der erste Kontakte geknüpft wurden. Um 17 Uhr fand im Österreichischen Museum für Volks-

kunde in der Laudongasse die offizielle Eröffnung des Studierendentreffens und der Empfang statt. Konrad Köstlin und Klara Löffler als Vertreter/innen des Instituts für Europäische Ethnologie hielten jeweils kurze Reden, genauso wie Martin Jonas im Namen der Organisator/innen. Nach der Eröffnung stürzten sich die Teilnehmer/innen nicht nur auf das Buffet, sondern auch auf die Anmeldelisten, um an ihren favorisierten Workshops die folgenden zwei Tage teilnehmen zu können. Der erste Abend klang gemütlich im Garten des Volkskundemuseums aus.

Anschließend folgten zwei Tage intensiver Auseinandersetzung und Diskussionen innerhalb der einzelnen Workshops. Näherten sich die Studierenden zum Beispiel im Workshop zu „Film und Fotografie in der Europäischen Ethnologie“ der Bedeutung visueller Methoden im Fach an, um diese am zweiten Workshoptag konkret im Feld zu erproben, wurden im Workshop „Wozu Europäische Ethnologie? Annäherungen an Fragen zur Relevanz der Europäischen Ethnologie“ an hand von Texten wichtige Fragestellungen diskutiert und weiterentwickelt, während die Studierenden im Workshop „Berufsperspektiven und Karrieren“ wiederum mögliche und tatsächliche zukünftige Berufsfelder unter anderem in Gesprächen mit Absolventen/innen nachspürten.

Am letzten Tag trugen wir die Ergebnisse der Workshops im Plenum im Volkskundemuseum zusammen. Die Präsentationen waren in drei Blöcken gegliedert: einem theoretischen, einem methodischen und einem praktisch ausgerichteten. In den Präsentationen ging es immer wieder um die grundsätzliche Frage nach dem Selbstverständnis des Faches Europäische Ethnologie, der Fachidentität, danach, was unser Fach ausmacht, wie es sich definiert beziehungsweise wie wir es definieren und abgrenzen gegenüber anderen Geistes- und Kulturwissenschaften. Die verschiedenen Diskussionsstränge stellten einen Pool an Argumentationslinien dar, teilweise so unterschiedlich wie die geographischen und biographisch differierenden Backgrounds der Teilnehmenden. Darin spiegelte sich auch ein großer Diskussionsbedarf nach diesen grundsätzlichen Fragen wider.

Das Studierendentreffen, das aus studentischer Sicht für den deutschsprachigen Raum als repräsentativ gelten konnte, zeigte somit deutlich den Wunsch der Studierenden nach mehr Präsenz, nach struktureller Transparenz, nach einer deutlicheren Fachidentität, nach mehr Abgrenzung zu anderen Disziplinen und dennoch einer übergreifenden und offenen Zusammenarbeit nicht nur zwischen einzelnen Instituten, sondern auch mit anderen Fächern. Was zunächst etwas paradox klingt, zeigt ein verändertes Selbstverständnis der Studierenden hinsichtlich einer sich wandelnden Hochschul- und Forschungsstruktur. Mit dem Wissen um die Genese des Faches und seine besonderen Zugänge und Methoden kann trans- und interdisziplinär an Themen gearbeitet werden. Durch eine selbstbewusste

Beteiligung an verschiedenen Forschungsfeldern kann somit über die spezifische Herangehensweise der Europäischen Ethnologie das eigene Profil herausgearbeitet werden. Die dennoch bisher meist die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen den Instituten „störenden“ Unterschiede, welche durch die unterschiedlichen Ausrichtungen und Traditionen der verschiedenen Institute entstanden, wurde in ihrer Vielfalt als Gewinn empfunden und als Grundlage eines bereichernden Austausches gesehen.

Die drei Blöcke wurden von der Präsentation des Grundgerüsts einer Homepage, dem Ergebnis des Workshops „Under Construction“ – dem wohl konkretesten und anschaulichsten Ergebnis³ dieser Tagung – als Grundlage einer besseren Vernetzung und Kommunikation innerhalb der Studierenden der Europäischen Ethnologie im deutschsprachigen Raum abgerundet.

Am Ende der Tagung wurde Kiel als Austragungsort des nächsten Studierendentreffens 2008 gewählt. Symbolisch gaben wir den Studierenden einen Koffer mit auf die Reise, der symbolisch gefüllt werden soll mit Inhalten, Objekten, Anekdoten und Souvenirs kommender Treffen.

In der Nachbetrachtung und auch aufgrund des sehr positiven Feedbacks seitens der Teilnehmer/innen, des Instituts und der Arbeitsgruppenleiter/innen freuen wir uns über die offenbar gute Zeit, die wir zusammen erleben durften. Einiges würden wir heute wohl anders angehen und „stressfreier“ organisieren. Gerade aber unsere Zusammenarbeit über die Dauer von fast einem Jahr, die immer gemeinsamen, und dadurch auch oft langwierigen Entscheidungsfindungen als Team, und mit einer professionellen, gut organisierten und inhaltlich anspruchsvollen, intensiven Tagung ein Zeichen zu setzen, war für uns eine besonders nachhaltige Erfahrung.

Einer der schönsten Momente der Tagung war der Moment des Loslassens und in die Müdigkeit zu fallen, mit dem Wissen es geschafft – gut geschafft zu haben.

Laura Hompesch, Martin Jonas, Judith Punz, Anna Stoffregen

Das nächste dgv-Studierendentreffen findet vom 22. bis –25. Mai 2008 am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde in Kiel zum Thema „Zukunftsperspektiven – Von der Kunst kein „Taxifahrer“ zu werden“ statt. Informationen gibt es unter der E-Mailadresse EE-VK.Kiel@web.de oder auf www.d-g-v.de

Buchanzeige

Michael J. Greger, Johann Verhovsek: Viktor Geramb. 1884–1958. Leben und Werk.

Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2007

224 Seiten, sw-Abb., 21 x 15, brosch.

(= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Band 22)

ISBN 978-3-900358-27-3

€ 24,- (exkl. Versand), € 16,- (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Am 8. Jänner 2008 jährte sich der Todestag Viktor Geramb's zum fünfzigsten Mal. Die steirische Volkskunde nimmt dies zum Anlaß, sich diesem bedeutenden Gelehrten mit einer kritischen Würdigung zu nähern. Michael Greger und Johann Verhovsek gelingt es nach intensiven Forschungen, mit diesem Buch erstmals eine umfangreichere Biographie sowie eine vollständige, über 700 Nummern umfassende Bibliographie vorzulegen.

Inhalt:

Vorwort

Teil I: Leben

1. Kindheit und Jugend 2. Studium und Promotion 3. Geramb als Hilfskraft der historischen Landeskommission für Steiermark 4. Exkurs: Privates 5. Joanneum und Volkskundemuseum 6. Geramb als Volksbildner und Heimatschützer 7. Das Heimatwerk als Beispiel „angewandter Volkskunde“ 8. Die Habilitation 9. Viktor Geramb als (unbesoldeter) außerordentlicher Professor 10. Der Kulturpräger – Zum Selbstverständnis Viktor Geramb's 11. Der Wissenschaftler Geramb – Sein Verständnis von „Volk“ und von „Volkskunde“ 12. Naiver Opportunist oder hoffnungsloser Idealist? 13. Die NS-Zeit 14. Erste Nachkriegsjahre 15. Ordinarius für deutsche Volkskunde 16. Ehrungen, Festschrift und Bibliographien 17. Emeritierung und Ausklang 18. Anmerkungen 19. Literatur 20. Gedruckte Quellen 21. Abkürzungen

Teil II: Werk

1. Vorbemerkung 2. Anmerkung 3. Literatur 4. Abkürzungen 5. Bibliographie 1903–1959

Bestellungen:

Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde

Laudongasse 15–19, A-1080 Wien

Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42

E-mail: office@volkskundemuseum.at

Literatur der Volkskunde

WEBER-KELLERMANN, Ingeborg, Andreas C. BIMMER und Siegfried BECKER: *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte*. 3. vollständige überarbeitete und aktualisierte Auflage. Stuttgart–Weimar: J. B. Metzler, 2003, 222 Seiten.

Mehr als drei Jahrzehnte liegen zwischen der ersten und der dritten, überarbeiteten und aktualisierten, Auflage dieses Klassikers unter den Handbüchern unseres Faches. Spiegelte der Titel des Werkes aus der Feder Ingeborg Weber-Kellermanns im Jahre 1969, „Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften“, ein sich anbahnendes Selbstverständnis des Faches als Sozialwissenschaft, so trug die Zweitaufgabe im Jahre 1985 einer sich stärker ausdifferenzierenden Wissenschaftslandschaft und den Bedürfnissen einer studentischen Leserschaft mit dem Titel „Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie“ Rechnung. Dass dabei Anspruch und reale Möglichkeiten – nämlich bei größtmöglicher Beibehaltung des Originaltextes – auseinander fallen mussten, waren Weber-Kellermann und ihrem Koautor Andreas C. Bimmer bewusst, wie sie im Vorwort zur zweiten Auflage anklingen ließen. Die dritte Auflage erschien zehn Jahre nach dem Tod Weber-Kellermanns und wurde ohne ihre Beteiligung, jedoch „in seinen wesentlichen Zügen immer noch im Sinne und in der Intention seiner Autorin“ von Andreas C. Bimmer und Siegfried Becker erstellt.

Im Vorwort zu seiner Einführung in das Fach merkte Wolfgang Kaschuba an: „Wissenschaftliche Einführungstexte in die Geschichte und die Perspektiven eines Faches sind stets ‚Problembücher‘ (...)“. Und sichtlich hatten es die beiden Verfasser besonders schwer. Denn ihnen oblag, neben der Verwaltung eines historischen, ja eines als klassisch gehandelten Textes, auch seine Aktualisierung in Zeiten geänderter Terminologie, erweiterter Forschungsfelder und konkurrierender Fachverständnisse. Im Vorwort zur 3. Auflage erklärten die Autoren, „alle heute gängigen ‚Einführungen, Grundzüge, Grundrisse‘ usw. erschienen deutlich später“ und machten damit klar, dass sie den ältesten kursierenden Text mit Handbuch- und Überblickcharakter zu überarbeiten hatten. Dabei ist offensichtlich, dass mit dem Austausch des einen oder anderen Begriffes, der Ergänzung, Glättung oder Berichtigung, der Zusammenführung und Umbenennung, keine neue „Einführung“ entsteht. Selbst der günstige Umstand, dass es sich bei diesem

Werk Weber-Kellermanns vor allem um Fachgeschichte handelt, deren Verlauf und Darstellung nur weniger Korrekturen bedarf, kann nicht davon abgesehen werden, dass die Intention des Textes, seine grundsätzliche Anlage und Gliederung sowie die verwendete Wissenschaftssprache die des Jahres 1969 ist. Eine durchaus auch schwerpunktmäßig fachhistorisch orientierte „Einführung“ würde selbst von den beiden Autoren heute wohl anders geschrieben werden. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der Umstrukturierung, die sie für die dritte Auflage des Werkes vorgenommen haben. Die zwölf Kapitel der ersten und zweiten Auflage wurden fast durchwegs als Unterkapitel in neuen Kapiteln zusammengefasst. So gibt es nun die – leider wenig geglückte – Kapitelbezeichnung: „Vorgeschichte der Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin“ mit dem besser gewählten Abschnittstitel „Die Begriffe ‚Volk‘ und ‚Volkskunde‘ in der Aufklärung“, der das einstige Kapitel „Volksforschung im Zeitalter des Absolutismus“ ersetzt. Das Kapitel über Wilhelm Heinrich Riehl erhielt den Zusatz „eine umstrittene Gründerfigur“. Der in der zweiten Auflage ergänzte Unterabschnitt zur schrittweisen Demontage Riehls als Gründervater der Volkskunde erfuhr in der dritten Auflage eine Ergänzung um jüngere Erwähnungen und Überblickswerke zu dieser Problematik. Der Titel des Abschnitts, „Die Riehl-Diskussionen in der Volkskunde nach 1945“, fand jedoch keinen Eingang ins Inhaltsverzeichnis, vielleicht, weil es immer noch als Aktualisierungstext zur Weber-Kellermann und nicht als eigenständiger Abschnitt verstanden wurde. Weitere Kapitel tragen folgende Titel: „Wege zur Etablierung als Wissenschaft“, „Volkskunde in der Zwischenkriegszeit“ und „Volkskunde in der Zeit des Nationalsozialismus“. Das letzte Kapitel, das Weber-Kellermann 1969 als „die deutsche Volkskunde nach dem zweiten Weltkrieg“ bezeichnet hatte, war in der zweiten Auflage unter Einbeziehung der älteren Textbausteine geschickt zu einer 36-seitigen Darstellung von Methoden und Kanongebieten ausgeweitet worden. Dieses Kapitel trägt nun den Titel „Von der deutschen Volkskunde zur Europäischen Ethnologie“. Die Unterkapitel lassen deutlich das Bemühen erkennen, die angeschnittenen Forschungsfelder (einst Arbeit und Gerät, Realien, Brauchforschung etc.) unter Verwendung neuer Begrifflichkeiten (wie Gender, Kommunikationsforschung, Interethnik) in die Gegenwart hinein fortzuschreiben. Dabei sei wiederum darauf verwiesen, dass es den Autoren kaum sinnvoll erscheinen konnte, an dieser Stelle eine vollständige Be- und Abhandlung aller gegenwärtigen Forschungsfelder zu liefern. Vielmehr scheint wiederum das zugrunde liegende Werk weiter geschrieben worden zu sein, in diesem Kapitel auf 50 Seiten ausgeweitet. Eher unmotiviert erscheint die Ergänzung dieses Kapitels durch einen sehr kurzen Überblick über „Zentrale Einrichtungen der Sammlung und Forschung“, deren Bedeutung wohl nur aus der

Intention einer anzureißenden, jüngeren Institutionengeschichte verständlich wird. Gänzlich neu verfasst wurde das abschließende siebte Kapitel „Europäische Ethnologie zwischen Sozial- und Kulturwissenschaft. Ein Ausblick.“, das einen „Ausblick“-Abschnitt in der zweiten Auflage ersetzt. Der äußerst undankbaren Aufgabe dieses letzten, generellen Überblicks über jüngere und jüngste Entwicklungen in einem – nicht zuletzt seines wandelbaren Gegenstandes und seiner vielseitigen Bedrohungsszenarien wegen – hoch dynamischen Faches zu geben, stellen sich die Autoren wacker. Dabei ist es müßig anzumerken, dass dieser Aufgabe nur schwer in einem dicken Band Genüge getan werden könnte, geschweige denn auf zwölf bescheidenen Seiten. Den beiden Autoren kann dabei durchaus zugebilligt werden, dass sie ihrer im Vorwort genannten Devise zur Verfassung einer „herleitenden Wissenschaftsgeschichte“ gleich entsprochen haben, wie sie zum Schluss eine „verstehende Übersicht“ geboten haben. Und so ist wohl auch der Titel des Werkes zu lesen als „Einführung“ im Sinne einer „Hinführung“ zur Volkskunde/Europäische Ethnologie und als „eine“ Wissenschaftsgeschichte.

Oliver Haid

HÖRZ, Peter F. N.: *Kunde vom Volk. Forschungen zur Wiener Volkskultur im 20. Jahrhundert* (= Enzyklopädie des Wiener Wissens; Bd. II Volkskunde). Bibliothek der Provinz, Edition Seidengasse, Weitra 2005, 131 Seiten.

Die Publikation erschien als zweiter Band der Reihe Enzyklopädie des Wiener Wissens. Der Herausgeber Hubert Christian Ehalt erörtert in seinem Vorwort Intentionen und Prämissen der seit 2005 erscheinenden Reihe. Die Bände „werden die Stärken, Feinheiten, Widersprüche und Finessen des Wiener Wissens“ nicht nur mit einer „diachronen Panoramakamera portraituren“, sondern auch unter „das Elektronenmikroskop einer Kulturwissenschaft legen, die die Wahrheit in der Dialektik des Detailbefundes sucht“. Mit einer ansehnlichen „Liste der Wiener Qualitäten“, die sich „beliebig lange fortsetzen ließe“ (S. 11), werden Leserinnen und Leser in laudierendem Tenor zur Lektüre eingeladen, um den „alltäglichen Genuss an den Qualitäten und Widersprüchen der Stadt mit den profunden Analysen der Reihe zu unterlegen.“ (S. 11) Die Reihe richtet sich offensichtlich an Fachleute ebenso wie an allgemein stadt- und kulturgeschichtlich wie volkskundlich interessierte Bürgerinnen und Bürger Wiens. Der so erforderliche Spagat zwischen populärwissenschaftlichem Schreiben und fachwissenschaftlichem Anspruch ist Peter F. N. Hörz, der die Studie mittels eines

Forschungstipendiums des Referates Wissenschaftsförderung der Kulturabteilung des Wiener Magistrates erarbeitete, gelungen. „Kunde vom Volk. Forschungen zur Wiener Volkskultur im 20. Jahrhundert“ zeichnet sich durch eine erfrischende, unterhaltsame Sprache aus, ohne die wissenschaftliche Bodenhaftung zu verlieren.

Es ist nicht Anliegen des Autors – wie der Titel etwa vermuten ließe – eine lückenlose Fachgeschichte der Wiener Volkskunde vorzulegen, sondern er versteht seine Studie als „survey über Forschungen zur Wiener Volkskultur“, die zugleich unterschiedliche Herangehensweisen im jeweiligen Zeitkontext kritisch beleuchtet. Hörz skizziert wesentliche Stränge historischer wie jüngerer volkskundlicher Diskurse mit einem Fokus auf die ideologische Indienstnahme und Verstrickungen des Faches in nationalsozialistischer Zeit, die in den Begriffen Volk und Volkskultur bis heute mitschwingen. Referiert wird über die kritische Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte in den 1970-er Jahren ebenso wie über den soziokulturellen Bezugsrahmen der volkskundlichen Akteure und deren Motive, sich mit binnenexotischem, verklärendem Blick der Volkskultur zuzuwenden. Anfänge und Entwicklung volkskundlicher Forschungstätigkeiten in Wien werden vornehmlich in ihrer universitären Präsenz aufgezeigt, die „Ahn“ im Spannungsfeld von Statistik und Geographie sowie Germanistik und Altertumswissenschaften verortet und die bekannten Protagonisten, deren Forschungsfelder und Bedeutung in der Disziplingenese kurz vorgestellt. Über Friedrich Salomo Krauss als „ethnographischer Nonkonformist“ und „Außenseiter“ der volkskundlichen community informiert ein eigenes Kapitel.

„Und die Stadt?“, fragt das sechste Kapitel, in dem Hörz die Abstinenz der volkskundlichen Pioniere Wiens gegenüber Stadt und Urbanität diskutiert. Im Zentrum steht hier der Gründer des Museums für Österreichische Volkskunde, Michael Haberlandt, dessen „Rückwärtsgewandtheit“ sich kaum von den volkskundlichen Zeitgenossen oder der so genannten Wiener mythologischen Schule unterschied, jedoch stellte er auch Bezüge zwischen Wirtschaft und Kultur her und äußerte sich als „Feuilletonist“ zu urbanen Themen. In der Hörzschen Studie erstaunt die völlige Ausblendung des 1894 in Wien gegründeten Vereins für österreichische Volkskunde und dessen Zeitschrift, die 1919 in Wiener Zeitschrift für Volkskunde umbenannt wurde, nicht nur angesichts der ausführlichen Beschäftigung mit dem Gründer Haberlandt. Dass die fachgeschichtlich relevante Wiener Einrichtung vermutlich dem begrenzten Zeitrahmen zum Opfer fiel, ist bedauerlich. So kommen weder Beiträge noch Autoren der Zeitschrift, die sich sowohl mit Wiener als auch mit Volkskultur anderer Städte beschäftigten noch mögliche Bezüge zu unterschiedlichen volkskundlichen Netzwerken in den Blick

(vgl. Index der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde ab 1895, in: www.volkskundemuseum.at). Hingewiesen sei hier nur auf den programmatischen Beitrag des renommierten Kunsthistorikers Alois Riegl „Das Volksmäßige und die Gegenwart“, mit dem man die erste Ausgabe der Zeitschrift 1895 eröffnete. Darin spiegelt er in einer geradezu modern anmutenden Analyse die ambivalenten Bedürfnisse seiner bildungsbürgerlichen städtischen Zeitgenossen in deren Hinwendung zur Volkskultur. Die fehlende Berücksichtigung fällt besonders ins Gewicht, wenn Hörz nach „Kulturhistoriker[n] als bessere Volkskundler“ fragt. Die „kulturgeschichtlich orientierten Autoren Emil Karl Blümml und Gustav Gugitz, welche die distanzierte Position Haberlands gegen einen engagierten Standpunkt eintauschten“ (S. 49–52), zählten ebenso zum Autorenstamm der österreichischen Volkskundezeitschrift. Blümml publizierte zudem in der Berliner Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (1900–1908) und in den Hessischen Blättern für Volkskunde (1906, 1907). Da sich die Beiträge thematisch nicht vom damaligen volkskundlichen Kanon der Zeitschriften unterschieden, stellt sich die Frage nach der fachlichen Zuordnung der Autoren. Die Wahl unterschiedlicher Publikationsorgane wirft ebenso Fragen nach der jeweiligen gesellschaftlichen Bedeutung der Volkskunde und deren Themen wie nach der der Autoren auf.

Freilich entsprechen frühe Volkskulturforschungen zur Stadt Wien nicht heutigen Maßstäben, was man als Desiderat beklagen kann, deren Absenz korrespondiert aber mit der fehlenden Stadtvolskunde in der Volkskunde Anfang des 20. Jahrhunderts allgemein. Städtische Volkskultur war nicht primärer Gegenstand volkskundlicher Interessen, die urbane Lebenswelt fungierte gerade als Gegenpol dessen, was Volkskundler unter „Volk“ und „Volksleben“ verstanden respektive als Projektionsfläche konstruierten. Das „Volk“ der Volkskundler wurde in der ländlich bäuerlichen Bevölkerung gesucht, die man vom Modernisierungsprozess vermeintlich unberührt wähnte. „Kunde vom Volk“ war (und ist) nicht nur Generierung von Wissen, sondern sie gibt ex post nicht zuletzt Aufschluss über die ‚Künder‘ vom Volk, die aus unterschiedlichen fachlichen und wissenschaftlichen Milieus kamen. Daher hat Suche nach der frühen Volkskulturforschung in zweifacher Hinsicht Fachgrenzen überschreitend vorzugehen. Hier liegen auch die Stärken Hörz’ Studie, die zu Recht Persönlichkeiten und Institutionen berücksichtigt wie den Sozialreporter Max Winter, den Ökonomen Otto Neurath oder die Akteure der Wiener Bezirksmuseen, die sich volkskundlichen Themen widmeten. Das fachgeschichtliche Spektrum der Wiener Volkskulturforschung so erweitert können innovative Zugänge und Linien wie z.B. von Neuraths Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum bis hin zur Volkskunde als sozialkritische und demokratische Kulturwissenschaft, wie sie Helmut Paul Fielhauber seit den 1970-er Jahren in Wien vertrat, transparent machen.

Der Autor stellt in seiner Arbeit wiederholt Bezüge zu gegenwärtigen Phänomenen und Entwicklungen her. So sieht er im „Boom der Volkskultur in der selbstreflexiven Erlebnisgesellschaft“ Anzeichen für eine „Wiederholung dessen, was im 19. Jahrhundert konstitutiv für das aufkommende Interesse an des Volkes Kultur gestanden ist.“ (S. 28) Pluralisierung und Individualisierung evozierten eine Vielfalt der Kulturen – das „Volk ist bunt geworden“. Die nachmoderne „neue Unübersichtlichkeit“ (S. 28) scheint Hörz zufolge auch wieder die gleichen Bevölkerungsgruppen zu mobilisieren; „längst hat sich der gebildete mainstream unserer Gesellschaft zu einem Heer von Volkskundlern entwickelt, zu nichtakademischen Fachleuten der Volkskultur“ (S. 28). Der „bildungsbürgerliche Mittelstand“ befriedige seine „Erlebnisansprüche“ (S. 26) im Goutieren vermeintlich echter, uriger, authentischer oder pittoresker Volkskultur, die zum lukrativen Marktsegment des Tourismus geriert. Ein Déjà-vu der Begriffe und Phänomene erscheint demnach evident, aber aus fachhistorischer Perspektive ist man zuweilen auch irritiert und meint, ob der nicht überhörbaren Philippika, mit der „gehobene Mittelklasse“ oder „bildungsbürgerliche Alltags Touristen“ etc. wiederholt bedacht werden, oder ob des Plädoyers für die „Kunde vom Volk“ als „Navigationswissenschaft“ (S. 103), schon einmal Ähnliches vernommen zu haben und fragt nach des Autors Intention und Definition von „Volk“.

Aber Hörz' Buch zeigt, dass er die Hypothesen des Faches kennt, dessen Aufgabe er in der Nachmoderne darin sieht, Volkskultur als „Folge von Interrelationen und Ausscheidungskämpfen zwischen Gruppen mit unterschiedlichen Interessenlagen“ mit einem „klaren, analytischen Blick“ (S. 33) auch wider den Zeitgeist darzustellen. Abschließend verweist er auf Chancen und Risiken ebenso wie auf Anforderungen, die sich aus einer neuen Nachfrage nach Volkskultur für die akademische Disziplin Volkskunde wie für freiberuflich tätige Kulturwissenschaftler ergeben. In der Umbenennung des Wiener Universitätsinstituts für Volkskunde in Europäische Ethnologie verbunden mit dem wissenschaftlichen Selbstverständnis des derzeitigen Ordinarius Konrad Köstlin sieht er einen „Wille(n) zum Aufbruch des Wiener Zweiges der Disziplin dokumentiert“ (S. 94) – eine europäische Orientierung, ein Mehr an Wissenschaftlichkeit durch die „Kontextbezogenheit der Wissensproduktion und die Frage nach dem Zustandekommen des Erkenntnisinteresses“ (S. 95). Ein Take off für die ‚Zunft‘ sieht Hörz im zunehmenden Bedarf an Volkskulturforschung in der nachmodernen, postfordistischen Gesellschaft, „weil den Kulturwissenschaften als Teil der Sinnindustrie die Funktion zukommt, Modernisierungsfolgen zu kompensieren und neue Identitäten zu stiften“ (S. 104). Er sieht zwar auch Probleme, weil eine starke Nachfrage – mithin „Absatzorientierung“ – die

wissenschaftliche Selbstreflexion verdrängen könne. Allerdings überwiegen die Chancen nach der Hörzschen Diagnose für die Fachabsolventen, wenn sie „Poesieproduktion, Modernisierungsfolge-Kompensation, sozialpsychologische Therapie auf der einen Seite, Wissensagentur, Aufklärung, Politikberatung, kritische Kulturwissenschaft auf der andern“ (S. 105) als „zentrale Zukunftsaufgabe“ (S. 103) ansehen. Die Frage, wie dieser Spagat unter postfordistischen Bedingungen zu schaffen ist, bleibt offen.

Anita Bagus

WÖHLER, Karlheinz (Hg.): *Erlebniswelten. Herstellung und Nutzung touristischer Welten* (= Tourismus. Beiträge zu Wissenschaft und Praxis, Bd. 5.). Münster 2005, 216 Seiten, Ill., graph. Darst.

Ca. 1,640.000 Treffer bei der Eingabe des Wortes „Erlebniswelt“ in der Internetsuchmaschine Google sind wohl ein Indiz für die Aktualität und Verbreitung dieses Begriffs. Nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im Alltag haben wir es hier anscheinend mit einem weit verbreiteten Phänomen zu tun. Vor allem Webseiten von Tourismusgemeinden, Freizeiteinrichtungen und – nicht uninteressant – Autoherstellern finden wir unter dem Stichwort „Erlebniswelt“ im Internet. Sehr unterschiedliche (Be-)Deutungen des Begriffes im Rahmen des Tourismus bringt auch der Sammelband „Erlebniswelten“ zum Vorschein. Entstanden ist das Buch aus den Vorträgen der 6. Arbeitstagung der Kommission Tourismusforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde mit dem Titel „Erlebnis leben. Herstellung und Nutzung touristischer Welten“ an der Universität Lüneburg im Jahr 2001.

Die Bandbreite der inhaltlichen Erlebniswelt dieses Buches reicht vom Reiseprospekt über Nationalparks bis zur Inszenierung von Stadtvierteln oder Sehenswürdigkeiten. Doch geht es darin nicht so sehr um eine Diskussion der Begrifflichkeiten, als viel mehr um eine Sammlung verschiedener spezieller Themen bzw. Fallbeispiele, die – ohne dass jeder Autor diesen Begriff explizit verwendet – unter den Oberbegriff der Erlebniswelt eingeordnet werden können.

Der erste einleitende Beitrag von Christoph Köck beleuchtet in Kürze die Geschichte der „Erlebnisgesellschaft“ und gibt dazu einen prägnanten inhaltlichen Überblick. Gleichzeitig geht Köck in diesem interessanten Aufsatz auf die Schwierigkeiten einer empirischen Analyse der touristischen Nutzung des „ironischen Spiels“ (S. 12) der Erlebniswelten ein. Als Erkenntniszirkel bezeichnet er die Tatsache, dass die Kulturwissenschaft die Form der Erlebnisgesellschaft deutet und dokumentiert, was wiederum die

Produktion der Erlebniswelten beeinflusst, die dann wiederum wissenschaftlich beleuchtet werden, usw. In Anlehnung an Petra Streng und Gunter Barkaj mündet der Beitrag in die Formel: „Volkskunde zu betreiben, heißt, das Leben professionell *erleben* zu dürfen.“ (S. 15) Nicht eben eine bahnbrechende Neuheit, ebenso wenig eine konkrete Anleitung zur Forschung, aber nach einiger vorausgegangener Selbstkritik zumindest eine kleine Streicheleinheit für die Seele des Volkskundlers.

Karlheinz Wöhler meint in seinem Beitrag zur „Topographie des Erlebens“, dass der Tourist nicht mehr nach einem konkreten Ort suche, sondern nach einem inszenierten Ereignis: Das Fremde, das aus dem Alltag herausreißen soll, ist „vom Ort entkoppelt“ (S. 18) und kann demnach z.B. in Gestalt von Erlebniswelten ortlos bewegt werden. Wöhler führt ob dieser Entwertung des Raumes, den Topos der Zeit ein: Es gälte, Erlebniszeit zu haben, in der das Fremde im Selbst freigesetzt und der Raum durch das Erleben selbst geschaffen werden kann. Daher spricht er von der Erlebniswelt als Experimentierfeld für ein konsequenzloses Erkunden des inneren Selbst – als „postmodernen Lernort“ (S. 22).

Nach diesen beiden eher allgemein gehaltenen Beiträgen, konzentrieren sich die weiteren Artikel vor allem auf konkrete Fallbeispiele, von denen in Folge einige besonders interessante herausgegriffen seien.

Thomas Winkelmann zeigt etwa sehr anschaulich anhand einer Analyse von Fremdenverkehrsbroschüren, wie Bilder über die Einbettung in das kulturelle Gedächtnis (aufgrund der Konnotation mit bekannten Kontexten) in das kollektive Gedächtnis gelangen und zur Vermittlung von Erlebnissen eingesetzt werden. Johanna Rolshoven beschäftigt sich mit der Mediterranität als Lebensstil. Sie deklariert das Reisen als Versuch, sich selbst zu verändern. Der Beitrag behandelt die Sehnsucht nach dem europäischen Süden in Geschichte und Gegenwart und untersucht die Schnittmenge zwischen dem touristischen Alltag in der Fremde und dem touristifizierten Alltag daheim, der sich vor allem im Essen und Wohnen äußert, also in engem Bezug zum Leiblichen.

Eine historische Untersuchung von Christiane Cantauw beleuchtet den spätaufklärerischen Gegenweltentwurf der Fußreise im Gegensatz zur Kutschreise. Die (vielleicht etwas langatmige) Überprüfung der Argumente gegen die Kutschreise zur damaligen Zeit und das Ergebnis, dass nicht alle tatsächlich zuträfen, führt Christiane Cantauw zu der These, dass es sich bei diesem Gegenentwurf um eine Erlebniswelt handle: ein Experimentierfeld für ein neues Selbstbewusstsein, in dem die individuelle Leistung über Herkunft und Konvention steht. Als Deutungseliten macht Cantauw die bürgerlichen Kreise fest, deren Argumentationen sie in Reiseberichten und Tagebüchern untersucht hat.

Simone Kayser untersucht anhand von Motiven, die ausschlaggebend für die Wahl einer bestimmten Urlaubsart sind und anhand deren Auswirkungen auf sogenannte Rucksacktouristen, das Spiel mit Identitäten im Tourismus. So meint sie etwa, dass es den Globetrottern um das Erleben geht, genauer um ein „sinnliches Miterleben“ (S. 101) einer subjektiven Authentizität. Norman Backhaus taucht in seinem Beitrag über einen Nationalpark in Malaysia noch konkreter in die Praxis der Herstellung von Authentizität ein. Er konstatiert, dass sich die Wahrnehmung von Authentizität nicht nur auf die direkte Wahrnehmung vor Ort beschränkt, sondern maßgeblich durch Vorinformationen und die ersten Eindrücke bei Anreise und Unterkunft geprägt ist. In seiner Untersuchung macht Backhaus konkrete Verbesserungsvorschläge für die Betreiber des Nationalparks. Der Dozent eines Geographischen Instituts zeigt somit, wie ähnliche praxisnahe Untersuchungen auch für Unternehmen von großem Interesse sein könnten.

Gritt Sonnenberg beschäftigt sich mit „aufgewerteten“ Stadtvierteln als Erlebniswelten und zeigt, indem sie Stadtviertel mit Themenparks und ähnlichen Einrichtungen vergleicht, in denen Heimat und Fremde gleichsam vereint werden, indem das Fremde (als das „Reizvolle“) im Kopf mit Bekanntem ergänzt wird, um die Orientierung zu ermöglichen. Sie hält fest, dass „Orte von den Menschen, die sie bewohnen, besuchen oder benutzen, identitätsstiftend sozial konstruiert werden“ (S. 168) und bezeichnet Stadtviertel als konstruierte Räume, die dennoch Komponenten des lokalen Raumes enthalten.

Britta Spies betrachtet in ihrem Beitrag einen noch größeren Raum, nämlich das Ruhrgebiet. Auch ihr geht es um die Konstruktion bzw. Umdeutung eines Raumes mit lokalem Bezug: die Entwicklung des Ruhrgebiets als Tourismusregion. Sie skizziert den Weg einer vom Tourismus ehemals sehr wenig berührten Region zur Erlebnislandschaft. Die gemeinsame Vergangenheit – die Geschichte der Industrialisierung – wird dabei zum Markenzeichen und dient der Profilierung des Gebiets: die Schlagworte lauten Industrie, Kultur, Landschaft. Erst aufgrund dieses „labelings“ kann Authentizität als eigenes unmittelbares Erlebnis vermittelt werden und diese von Vielen eher als düstere Industriebranche konnotierte Region als Freizeitlandschaft Interesse wecken.

Der letzte Beitrag des Sammelbandes stammt von dem Soziologen Walter Kiefl und trägt den programmatischen Titel „Utopia ist nahe“. Kiefl geht darin zum einen den Gründen für die verbreitete Abwertung von Freizeiteinrichtungen in Alltagsdiskursen nach und beleuchtet zum anderen die Gründe für die tatsächliche Attraktivität dieser Einrichtungen, die sich an den hohen Besucherzahlen schließlich bestätigt. Er spricht diesen Freizeitwelten ein therapeutisches bzw. sogar gesellschaftsveränderndes Potential zu,

das allerdings von den Veranstaltern oft unerkannt bliebe: Jedoch könne das Bild der Gegenwelt dazu führen, die drückenden Konventionen und Selbstverständlichkeiten der eigenen Alltagswelt zu hinterfragen. „Arrangierte Ferienwelten sind vielleicht – gerade infolge ihrer zeitlichen Begrenzung – die bisher besten Annäherungen an unsere Vorstellungen vom Paradies.“ (S. 212)

Dieser interessante Sammelband bietet nicht nur einen Einblick in touristische Erlebniswelten. Als wichtige Forschungsquellen zu diesem Thema kristallisieren sich bei vielen Autoren dieses Bandes gedruckte Quellen wie Reiseprospekte, Reisekataloge und Reiseführer heraus. Ergänzt werden diese jeweils und in unterschiedlicher Intensität von qualitativen Forschungen im Feld. Es wird die für Forschungen in diesem Bereich notwendige Methodenvielfalt sichtbar. Das wissenschaftliche Niveau, das die Ergebnisse der Beiträge widerspiegeln, ist dabei unterschiedlich. Auch wird aufgrund der sehr differierenden Beiträge der Begriff der „Erlebniswelt“ unterschiedlich besetzt, manchmal wird er auch überhaupt nicht explizit verwendet. Fest steht, der Begriff kann (und wird mit dem Titel dieses Buches) als Überbegriff für recht unterschiedliche Freizeiteinrichtungen verwendet werden, ist aber mit Sicherheit nicht als reflektierter Fachbegriff zu sehen: So verwenden einige Autoren etwa den „Nicht-Ort“ von Marc Augé, andere bleiben bei „Freizeitwelt“ oder sprechen vom „Kulturpark“. Auch ist nicht in allen Beiträgen mit „Erlebniswelt“ ein konkreter Ort gemeint: im Beitrag von Martin Füssenhäuser ist z.B. der Reiseprospekt selbst die Erlebniswelt. Begriffliche Einigkeit besteht also nicht unbedingt, vielleicht muss sie das aber auch nicht. Schließlich gibt es, und das macht dieser äußerst interessante Band deutlich, mehrere Wege in der Analyse von Erlebniswelten und in der Freizeitforschung allgemein. Und für die kommenden Wege bringt das Buch so manchen Denkanstoß. Für an der Tourismusforschung Interessierte kann das Lesen dieses Bandes somit zu einem positiven Erlebnis werden.

Elisabeth Krims

FUGGER, Dominik: *Das Königreich am Dreikönigstag. Eine historisch-empirische Ritualstudie*. Paderborn, Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG Verlag, 2007, 244 Seiten, 38 s/w u. Farb-Abb.

Der Untertitel dieser Dissertation – „Eine historisch-empirische Ritualstudie“ – hält, was er verspricht. Mit Akribie und fachgeschichtlichem Know-how – um es salopp zu formulieren – gelang dem Autor ein wichtiger Beitrag zu einem Brauchkomplex, der beiläufig zwar bekannt, aber in dieser

kulturgeschichtlichen Aufarbeitung einzigartig ist. In diesem Sinne ist vorliegendes Werk geradezu eine Pflichtlektüre für alle diejenigen (volkskundlichen) Wissenschaftler, die sich eingehend mit dem Phänomen Brauch in der historischen Entwicklung auseinandersetzen wollen.

Denn es zeigt sich hier ganz deutlich, wie differenziert sich gerade das historische Bild eines Brauches in der bildlichen, schriftlichen und mündlichen Überlieferung darstellt. Dem Mythos der Kontinuität widerspricht der Autor ebenso vehement wie diversen Interpretationsmechanismen, die nicht selten allein auf dem kulturwissenschaftlichen Weltbild eines Forschers bzw. einer Forscherin basieren und dadurch einen Brauchkomplex in ein Schema pressen, das weder dem sozialen Kontext noch der historischen Realität (und den damit einhergehenden Entwicklungssträngen) entspricht. Die allseits bekannten germanisch-kultischen Ursprünge der Fastnachten sind nur ein Beispiel für diese zwar bei der breiten Bevölkerung und den Medien äußerst beliebten Deutungsvariante, dem kritisch und fachlich versierten Kenner der Materie aber absolut inkompetente und als oberflächlich einzuordnende Interpretationen.

„Das Königreich am Dreikönigstag“ ist geradezu ein Paradebeispiel dafür, wie Ritualelemente sich ändern können, wie sie in den unterschiedlichen sozialen Schichten „eingesetzt“ werden bzw. welche „wissenschaftlichen“ Gefahren in der willkürlich angesetzten Deutung lauern.

Der Historiker und Literaturwissenschaftler Dominik Fugger hat seine vor allem historische Analyse mit Bravour gemeistert. Ein kleines Manko dieser Publikation, und das sei hier nur am Rande bemerkt, ist die geringe „populäre“ Lesbarkeit bzw. Verständlichkeit, was jedoch keineswegs als Kritik per se zu verstehen ist. Die Rezensentin bedauert nur, dass eine derartig gut recherchierte Studie aufgrund der sehr wissenschaftlichen Aufmachung wohl relativ wenig Aufnahme in breiteren Bevölkerungs- bzw. Interessensgruppen erhält. „Abhilfe“ in Form einer komprimierten (und vielleicht vereinfachten) Variante wäre hier im Sinne des volkskundlichen „Bildungsauftrages“ sehr erwünscht.

Die Wahl des Bohnenkönigs bzw. der Bohnenkönigin ist ein Brauch, der rund um den 6. Januar stattfand. Interessant ist dabei, dass sich die Bezeichnung „Bohnenkönig“ erst im 17. und 18. Jahrhundert durchsetzt, das Fest bzw. die das Fest begleitenden Rituale im westeuropäischen Raum jedoch schon wesentlich früher zu belegen sind. Der Autor hat – hier kurz umrissen – folgende maßgebliche Merkmale des gesellschaftlichen Brauches im Jahreslauf herausgearbeitet:

Die Wahl fand – egal um welche soziale Schicht es sich gehandelt hat – stets um den 6. Januar, also dem Dreikönigstag statt, die rituelle Feier zelebrierte man mit einem Trinkgelage, und die Ehrung bzw. Akklamation

des Königs erfolgte mit dem (Trink)spruch „Der König trinkt“. Wer nun zum „König auf Zeit“ quasi auserkoren wurde, hing von bestimmten Wahlmodi ab. Die historischen Überlieferungen berichten hauptsächlich von Losverfahren, wobei die bis heute populärste, weil bekannteste Version darin besteht, eine Bohne in einen Kuchen einzubacken. Neben der (später) namensgebenden Bohne waren es aber auch geschriebene bzw. gedruckte Loszettel, die nicht nur den König, sondern bisweilen auch seinen Hofstaat „bestimmten“. Das Fest selbst, das sich zumeist als ausgedehntes Trinkgelage entpuppte, fand zu einem späteren Zeitpunkt statt, wobei die Kosten dafür der auserwählte, d.h. eigentlich der durch das Schicksal bestimmte König zu tragen hatte. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich diese Festlichkeiten in allen sozialen Schichten abspielten und es vereinzelt auch der Fall war, dass die weltliche Obrigkeit zum Teil die Kosten übernahm. Zum erweiterten Ritualrepertoire der Festveranstaltung zählten u.a. bisweilen auch Kostümierungen, Umzüge wie Prozessionen oder der gesellschaftliche Tanz. Einen wesentlichen Bestandteil des Festes stellt der Trinkspruch „Der König trinkt“ dar, der nicht zuletzt ein beliebtes Motiv auf zahlreichen Darstellungen (vgl. dazu im Abbildungsteil die Abb. 10–32 u. 38) bildet. Der Autor sieht (und argumentiert mit schlüssigen Quellenbelegen) in diesem Trinkspruch eine ritualgebundene Ausformung einer Legende, die sich in der Krippe abgespielt haben soll. Maria gibt dem Jesuskind die Brust, und Hirten bzw. die Heiligen-Drei-Könige kommentieren dies mit den Worten „Der König trinkt“. Dominik Fugger verweist in diesem Zusammenhang auf den „terminologischen Rahmen der Königs-idee“ (S. 132), die sich in diesem Brauch widerspiegelt. Es handelt sich also beim „Fest des Bohnenkönigs“ ursprünglich keineswegs um eine Bestätigung (bzw. Persiflage) des weltlichen Königtums bzw. um ein Schauspiel der „verkehrten Welt“ als Fastnachtsaufführung, sondern um eine dramaturgisch durchdachte (und volksnah nachgespielte) Metapher, die die Erscheinung Christi (Epiphanias) als Lebensspender und Erlöser am 6. Januar gewissermaßen „nachzeichnet“. Die Bohnenkönige repräsentierten somit die göttliche Erscheinung in irdischen Gefilden.

Dies änderte sich vor allem mit der Zeit der Aufklärung, wo nicht zuletzt konfessionelle Dispute dazu beitrugen, dass der inhaltliche Kontext langsam aber sicher verloren ging. Und so verwundert es auch nicht, dass im 19. Jahrhundert der Bohnenkönig quasi zu einer Fastnachtsfigur mutierte, der als *pars pro toto* für die verkehrte Welt steht. Keine Spur mehr also vom einstigen Epiphanias-Gedanken und der damit verbundenen Brauchausformung.

Eine besondere „Weiterentwicklung“ bzw. beinahe Neueinführung stellt der Brauch des Bohnenkönigs in der Schweiz dar. In den 50-er Jahren des 20. Jahrhunderts animierte der Kulturhistoriker Max Währen den Schwei-

zerischen Bäcker- und Konditorenverband sich gewissermaßen dieses Brauches „anzunehmen“. Die Kooperation von kulturgeschichtlichem Background und wirtschaftlichen Interessen war sehr erfolgreich – Ähnlichkeiten mit der Weiterentwicklung des Muttertages (forciert vom Blumenhandel „Fleurop“) sind unverkennbar und unterstreichen die Tatsache, dass die Kombination Kultur und Wirtschaft durchaus zu einer Brauchbelebung beitragen kann.

Abschließend sei noch einmal auf die Quellenanalyse des Autors hingewiesen, die als vorbildhaft für die systematische Erforschung eines Brauches gelten kann. Gerade in dieser vergleichenden Studie wird deutlich, welche Interpretationsmechanismen sich in der Entwicklung eines Brauches nachzeichnen lassen und wie „schwierig“ es im wahrsten Sinne des Wortes ist, die „Bohne im Kuchen“ mit all den damit verbunden Ritualen zu „entdecken“.

Petra Streng

MUTTENTHALER, Roswitha und Regina WONISCH: *Gesten des Zeigens. Zur Repräsentation von Gender und Race in Ausstellungen*. Bielefeld, transcript, 2006, 264 Seiten, zahlr. Abb.

„Gesten des Zeigens“ – das Ergebnis einer mehrjährigen Arbeit von Roswitha Muttenthaler und Regina Wonisch – ist ein differenzierter Beitrag zur Ausstellungsdidaktik. Die beiden Autorinnen haben die Schausammlungen des Naturhistorischen Museums Wien, des Kunsthistorischen Museums Wien und des Wiener Völkerkundemuseums, dreier großer und historisch bedeutsamer Museen der Stadt also, untersucht. Ihr Ziel war es, kulturelle Positionen offenzulegen, die mittels der Gestaltung der Ausstellungen über die Präsentation des eigentlichen Leitthemas hinaus eingenommen wurden, und zu eruieren, welche Vorstellungen von den betroffenen Gesellschaften vermittelt werden. Diese sekundär vermittelten Bilder haben sie in die Kategorien *gender*, *race* und – deutlich zurück genommen – *class* eingeteilt, das heißt, ihr Interesse galt der Frage, welche geschlechtsspezifischen, ethnischen und sozialen Zuschreibungen über die Präsentationen transportiert werden.

Die Auswahl der Museen ist in der Weise erfolgt, dass von einer vergleichbaren Sammlungsgeschichte ausgegangen werden kann. Hinter den Gründungen des Natur- und des Kunsthistorischen Museums steht die selbe ins 18. Jahrhundert zurück reichende Sammlungsidee. Konzipiert und errichtet wurden die beiden Häuser im Zuge der Ringstraßenbebauung in den 1880-er Jahre als komplementäre Institutionen. Auch das Völkerkundemu-

seum steht als später erfolgte Ausgliederung aus dem Naturhistorischen Museum in derselben Tradition. Eine notwendige Voraussetzung für die Analyse wäre solch ein Auswahlkriterium für diese Untersuchung nicht. Mehr als um die historisch gewachsenen Objektsammlungen hat sie sich nämlich um deren rezente Präsentationen gekümmert. Es war den Autorinnen insgesamt wichtiger, danach zu fragen, in welchen Zusammenhang die Objekte gestellt und in welchen Anordnungen sie gezeigt werden, als danach, aufgrund welcher Intentionen der Bestand zustande gekommen ist. Das ist denn auch zu begrüßen.

Als grundlegender methodischer Ansatz dient Roswitha Muttenthaler und Regina Wonisch die „Dichte Beschreibung“, die sie aus der ethnographischen Feldforschung entlehnt haben. Gemeint ist damit die genaue deutende Interpretation eines Teilbereichs des Untersuchungsgegenstandes, von dem ausgehend auf das gesamte System geschlossen werden kann. Diese ihre Herangehensweise erklären die Autorinnen genau, wie sie überhaupt auch ihre anderen methodischen und theoretischen Zugänge ausführlich darlegen und begründen. Das tun sie deshalb, weil sie die Ausstellungsanalyse als ein noch schlecht entwickeltes Arbeitsfeld begreifen – ein Befund, den sie denn auch als grundlegende Kritik am Ausstellungswesen insgesamt formulieren. Im Gegensatz zu Theater und Film gebe es kaum Analysen und Kritiken, die dem Medium gerecht würden und dementsprechend sei auch kein adäquates Instrumentarium der Ausstellungsanalyse ausgebildet worden.

Tatsächlich ist in der vorliegenden Untersuchung meines Erachtens eine brauchbare Vorgangsweise entwickelt und gewählt worden. Sie wirkt jedenfalls ausgesprochen schlüssig. Einzig der Umgang mit der Kategorie *class* scheint nicht endgültig entschieden zu sein. Im Titel des Buches kommt der Begriff gar nicht vor und im Text selbst auch eher beiläufig und ein bisschen gezwungen. Dies wahrscheinlich deshalb, weil eine diesbezüglich erschöpfende Analyse auch andere Museen mit einbeziehen hätte müssen – ein Volkskundemuseum etwa –, und vielleicht auch eine noch aufwendigere, das heißt methodisch noch vielfältigere Herangehensweise erfordert hätte. Eine solche hätte wahrscheinlich den Rahmen des Möglichen gesprengt. (Auf Befragungen ist erklärtermaßen und verständlicherweise verzichtet worden. Solche wären aber wohl notwendig, wenn man die Frage, wer eine Ausstellung für welchen Besucherkreis gestaltet, beantworten möchte.)

Vorweggenommen sei das Ergebnis der Untersuchung: In keiner der analysierten Schausammlungen „wurden *gender*, *race*, oder *class* als die Narrative bestimmende Kategorien mitreflektiert, wenngleich explizit wie implizit Aussagen über Geschlechterverhältnisse, unterschiedliche soziale Schichten oder Ethnien getroffen wurden.“ (S. 237)

Zwar wurden die Ausstellungen in den drei Museen, wie gesagt, insbesondere nach den Kategorien *gender* und *race* untersucht, aber bedingt durch den jeweiligen Kontext bekam jeweils der eine oder der andere Aspekt ein besonderes Gewicht. So galt im Naturhistorischen Museum der Autorinnen besonderes Interesse den ur- und frühgeschichtlichen Präsentationen hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses, das da dargestellt wurde. Die vergleichsweise dürftige Materiallage für diese Epoche verlangt ja nach spekulativen und interpretativen Darstellungen im Museum, und lädt also dazu ein, gegenwärtige kulturelle Positionen und Dispositionen in diese Epoche zu projizieren. Tatsächlich kann man der Argumentation, dass teilweise sehr unreflektiert mit vorgefassten Bildern gearbeitet wurde, gut folgen. So etwa, wenn bei der Darstellung der Menschheitsgeschichte mit einer Zusammenstellung von Bildern und Texten gearbeitet wird, die den Mann sehr selbstverständlich als Beschützer der Frau und dementsprechende Verhaltensmuster als für die Evolution notwendig, also gewissermaßen natürlich darstellen.

Aus dem Völkerkundemuseum sind abgesehen von allgemeinen Beobachtungen zwei Ausstellungsbereiche zu Themen des Buches geworden: die Präsentation der „Voreuropäischen Kulturen Amerikas“ und die „Indianer Nordamerikas“. Die Akzentuierung der Kategorie *race* ist in diesem Fall vorgegeben. Insofern nimmt das Völkerkundemuseum eine Sonderstellung ein, weil seine Kustodinnen und Kustoden in ständiger Auseinandersetzung mit dieser Kategorie stehen, was im Falle der Kategorie *gender* (die im Übrigen auch hier Geltung erhält) für keines der drei Museen gilt. Die Analyse der Ausstellungen hat denn auch ergeben, dass tradierte Klischees sehr wohl reflektiert werden; dies allerdings nicht konsequent, so dass beispielsweise das Bild von der überlegenen europäischen Kultur bestehen bleibt.

Im Kunsthistorischen Museum war wieder *gender* die Kategorie, auf die hauptsächlich das Augenmerk gelegt worden ist. Vor allem anhand des Tizian-Saales wurden die elitären Stilmittel von Kunstmuseen eingehend analysiert. Die Autorinnen konstatieren, dass der Kontext, in dem die Bilder entstanden sind, nicht offengelegt wird und die Art der Deutung der Bilder tendenziell eine männlich-einseitige ist. Die Folge davon war und ist, dass Frauen vor allem als Objekte, aber kaum als Subjekte Thema der traditionsreichen Kunstmuseen sind.

Ausstellungspräsentationen lassen verschiedene Interpretationen zu. Das ist ein Gemeinplatz, aber bei einer Untersuchung wie der vorliegenden muss man immer auch die Frage stellen, ob nicht manche der untersuchten Präsentationen so, wie sie gedeutet werden, in die eigene einmal gewählte Argumentationslinie eingepasst werden. Eine daran anschließende Diskus-

sion sollte ein wissenschaftliches Grundprinzip sein, das aber im Falle des Ausstellungswesens allzu oft missachtet wird – da ist den Autorinnen nur Recht zu geben. Das vorliegende Buch jedenfalls ist ein inhaltlich wie methodisch gelungener Diskurs-Beitrag. Es fordert auch jene, deren Profession nicht die Museologie ist, dazu auf, Ausstellungen nicht bloß zu besuchen – also zu konsumieren –, sondern auch zu versuchen, Bilder zu erschließen die hinter der eigentlichen Erzählebene liegen.

Christian Stadelmann

MATTL, Siegfried, Elisabeth TIMM und Birgit WAGNER (Hg.): *Filmwissenschaft als Kulturwissenschaft*. Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2/2007, Transcript, Bielefeld 2007.

Das Heft 2 der Zeitschrift für Kulturwissenschaften widmet sich dem zunehmenden Interesse der Kulturwissenschaften an der Auseinandersetzung mit Film und Kino, legt fachliche Wurzeln des Films in der Kulturtheorie frei, befasst sich mit dem Dokumentarfilm und seinem Publikum, Gender und Filmschnitt sowie Bollywood und seinen Aneignungen. Der dialogische Teil des Heftes thematisiert Kino und *cinéphilie* sowie nationale Unterschiede in der Filmwissenschaft.

In der Betrachtung der frühen deutschsprachigen Filmtheorie als Kulturwissenschaft begreift Markus Rheindorf, Linguist und Filmwissenschaftler, die Geschichte der Filmtheorie als den historischen Verlauf eines Diskurses über „den Film“. Er untersucht dabei jene Äußerungen, die sich von den von geschmacksgeliteten Kritiken in der zeitgenössischen Tagespresse und den rein technisch orientierten Beiträgen zum Thema Film in Fachmedien abheben, als Quelle dient ihm vorwiegend die in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts noch häufige Publikationsform der Sammelkritik und deren, später auch in Buchform weiterentwickelte, filmtheoretische Entwürfe. Er beschreibt dabei einen Prozess der Differenzierung und der Begriffsbildung, der zunehmend Bedeutung für die Etablierung eines spezifisch filmtheoretischen Diskurses gewinnt.

Barbara Wurms Untersuchung des Kulturfilm-Diskurses in Deutschland und in der Sowjetunion erweitert die Ausführungen Rheindorfs nicht nur geografisch, sondern auch um den Aspekt der Filmwissenschaft als Kulturwissenschaft „von unten“. In einem Gedankenexperiment am Beispiel des Kulturfilmbuchs von 1924 fragt sie danach, wie eine Kulturwissenschaft aussähe, „die sich an einer spezifischen Ausformung des frühen Filmdiskurses, nämlich der Problematik des Kulturfilms, orientieren würde“ (S. 25).

Dabei bezieht sie sich auf drei wesentliche Funktionen des Kulturfilms: die Popularisierung von Wissen, die Auseinandersetzung mit dem materialen Träger dieser Vermittlungsarbeit und die aktive Rückkoppelung mit dem kulturellen Wertehorizont der Rezipierenden. Obwohl die wesentlichen Axiome des Kulturbegriffs aus heutiger Sicht, gemeint sind die Erschließung des Populären, die Betonung der Rolle visueller Medien für das kulturelle Gedächtnis bis hin zur Medienforschung, im frühen Diskurs enthalten sind, hat sich die Forschung bisher kaum der kulturwissenschaftlichen Perspektivierung früher Filmtheorien gewidmet.

Die Suche nach Authentizität im Direct Cinema und die postmoderne Kritik an dessen Wahrheitsanspruch in der Darstellung erinnert an eine kulturwissenschaftliche Grundsatzdebatte, die Frage nach den Ursachen für das scheinbar vermehrte Bedürfnis nach Wahrheit, welches sich in einer Renaissance des Dokumentarfilms seit 1990 äußert, ist ebenfalls kulturwissenschaftlich von Bedeutung. Beidem widmet Elisabeth Fralla ihren Beitrag.

Bernadette Wegenstein interpretiert anhand zweier Beispiele den Filmschnitt des weiblichen Körpers als Darstellung von Weiblichkeit und des Gewaltaktes, der diesem zugrunde liegt. Die „Unmöglichkeit der Repräsentation eines ganzheitlichen – versus eines fragmentierten – weiblichen Körperbildes“ (S. 61) erklärt sie mit dem „männlichen Blick“.

„Im Sinne eines weiten Verständnisses von Filmwissenschaft als Kulturwissenschaft“, so Bernhard Fuchs, „kann man von einer methodologischen Entfernung vom zentralen Medium profitieren.“ (S. 81) Er nähert sich ethnografisch den Bollywood-Fans in Wien als einem globalen Phänomen in seiner lokalen Ausprägung und richtet dabei den Blick auch auf die Verknüpfung von Film und Alltag in Form von Online-Kontakten und Offline-Beziehungen, in deren Darstellung er Einsicht in seine Methoden gewährt. Fuchs setzt hier einen wichtigen Gegenpol zu den ansonsten eher *cinéphil* geprägten Auseinandersetzungen, die einst wesentliche Triebfeder in der Entwicklung der Filmwissenschaften als Kulturwissenschaften waren, nun den kulturwissenschaftlichen Blick aber mitunter einschränken können.

Thomas Elsaesser sowie Frank Stern präsentieren im dialogischen Teil des Heftes in Form von autobiografischen Einblicken in die jeweils eigene *cinéphilie* ihren persönlichen Blick auf die Geschichte der Filmwissenschaft. Elsaessers Überlegungen münden dabei in die Frage nach einer Neudefinierung der Film- sowie Kulturwissenschaften angesichts der neuen Medien.

Die Unterschiede in nationaler und sprachlicher Ausprägung der Filmwissenschaft verdeutlicht zusätzlich Michael Maries Kommentar zu Thomas Elsaesser aus der Sicht eines Filmwissenschaftlers in Frankreich.

Fraglich bleibt, ob man heute die Filmwissenschaften als Kulturwissenschaften diskutieren kann, ohne das Medium Video mit einzubeziehen.

Unabhängig davon bietet die kluge Zusammenstellung der einzelnen Beiträge einen thematischen Rundblick vom wissenschaftshistorischen Weg über Beispiele aktueller Forschungen im Beitragsteil des Heftes hin zu autobiografischen Rekapitulationen und Zukunftsvisionen im dialogischen Teil.

Forschungsfelder wie Film, Video und andere Neue Medien finden vor allem in unserem Fach kaum Beachtung, umso relevanter diese gelungene fächerübergreifende Zusammenarbeit von Siegfried Mattl, Elisabeth Timm und Birgit Wagner.

Monika Rabofsky

Eingelangte Literatur: Winter 2007/2008

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Änäs, Anna-Maria u.a. [Red.]: Extremt? Etnologiska analyser av kvin-norock, extremспорт och Ultimate Fighting. – Åbo: Etnologi vid Åbo Akademi, 2007. – 208 S. – (Rapport/Etnologi vid Åbo Akademi; 012). Literaturangaben. ISBN 978-952-12-1990-0 – ISSN 1795-6560

Anna, Susanne [Hg.]: Sex und die Stadt. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum Landeshauptstadt Düsseldorf, vom 2. Juni bis 2. September 2007. Mit Beiträgen von Uta Brandes u.v.a. – Ostfildern: Cantz, 2007. – 151 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Schriftenreihe Stadtmuseum). Literaturverz. S. 142–147. ISBN 978-3-7757-1993-3

Arbeitskreis für Hausforschung [Hg.]: Spuren der Nutzung in historischen Bauten. Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung in Bamberg vom 21. – 25. September 2003. Marburg: Jonas, 2007. – 287 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Jahrbuch für Hausforschung; 054). Literaturangaben. ISBN 978-3-89445-391-6 – ISSN 0172-2727

Baudrillard, Jean: Das System der Dinge: über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. – 3. Aufl. – Frankfurt [u.a.]: Campus, 2007. – 264 S. – (Campus Bibliothek). Einheitssacht.: Le système des objets <franz.>. – Dt. Erstausg. u.d.T.: Das Ding und das Ich. Gespräch mit der täglichen Umwelt. ISBN 978-3-593-38470-2

Behrmann, Carolin, Arne Karsten u. Philipp Zitzlsperger [Hg.]: Grab – Kult – Memoria. Studien zur gesellschaftlichen Funktion von Erinnerung. Horst Bredekamp zum 60. Geburtstag am 29. April 2007. Tagungsakten des interdisziplinären Forschungskongresses vom 17. bis 19. Februar 2006 an der Humboldt-Universität zu Berlin. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2007. – XIV, 351 S.: Ill. Literaturangaben. – Literaturverz. S. [307]–344. ISBN 978-3-412-21506-4

Bendix, Regina u. Ulrich Marzolph [Hg.]: Hören, Lesen, Sehen, Spüren. Märchenrezeption im europäischen Vergleich. – Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, 2008. – VI, 250 S.: Ill. – (Schriftenreihe Ringvorlesungen der Märchen-Stiftung Walter Kahn; 8). Literaturangaben. ISBN 978-3-8340-0361-4

Berger, Karl C. [Red.]: Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. 25. Österreichische Volkskundetagung, Innsbruck, vom 14.11.2007–17.11.2007. Tagungsprogramm und Abstracts der Vorträge. – Innsbruck: Österreichischer Fachverband für Volkskunde, 2007. – 71 S.: Kt.

Boehm, Gottfried: Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens. – 1. Aufl. – Berlin: Berlin University Press, 2007. – 282 S.: Ill. Literaturangaben. – Literaturverz. S. 280–281. ISBN 978-3-940432-00-1

Bourdon, Jacques [Hg.]: Eugénie Goldstern. La mémoire et l'oubli. – Montmélian: La Fontaine de Siloé, 2007. – XXXVII, 372 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Enthält u.a.a.: A. Ottenbacher: Eugénie Goldstern: eine Biographie <franz.>. – Aus d. Dt. von Dominique Péronnet. ISBN 978-2-84206-369-6

Broucek, Stanislav: K druhému brehu. Češi v prostředí francouzské společnosti 1862–1918. – Praha: Etnologický ústav AV ČR [u.a.], 2007. – 187 S.: zahlr. Ill. Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 181–187. ISBN 978-80-85010-99-2

Bucur, Corneliu u.a. [Red.]: Cultural & turistic 2007. – Sibiu: Editura „Astra Museum“, 2007. – [32] S.: Ill. Text rumän. u. engl.

Bußjäger, Peter: Montafon – das Recht auf den eigenen Namen. Die „Montafon“-Affäre in Vorarlberg 1956/57 und Ihre Hintergründe. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2007. – 79 S.: Ill. – (Montafoner Schriftenreihe; 20). Literaturverz. S. 71–72. ISBN 978-3-902225-28-3

Čapo Žmegac, Jasna: Strangers either way. The lives of croatian refugees in their new home. – New York [u.a.]: Berghahn, 2007. – XVI, 216 S.: Kt. – (European Anthropology in Translation; 2). Literaturverz. S. 201–210. ISBN 978-1-84545-317-6

Cvetko, Igor: Zvoki Slovenije. Od ljudskih godcev do avsenikov: razstava, 22. november 2007 – september 2008 = Sounds of Slovenia. – Ljubljana: Slovenski etnografski muzej, 2007. – 78 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 74. – Text slow. u. engl. ISBN 978-961-6388-12-2

Danielczyk, Julia u. Isabella Wasner-Peter [Hg.]: „Heut' muß der Tisch sich völlig biege'n“. Wiener Küche und ihre Kochbücher. Eine Veröffentlichung der Wienbibliothek im Rathaus. – Wien: Mandelbaum, 2007. – 262 S.: zahlr. Ill. – (Mandelbaums feine Gourmandisen). Literaturangaben. ISBN 978-3-85476-246-1

Daxelmüller, Christoph [Red.]: Hirten, Könige, Schreckfiguren. Weihnachtsskripen aus aller Welt. Die Sammlung Christoph Daxelmüller. Begleitheft zur Sonderausstellung im Fränkische Schweiz-Museum Tüchersfeld, vom 23.11.2007–03.02.2008. – Tüchersfeld: Fränkische Schweiz-Museum, 2007. – 92 S.: zahlr. Ill. – (Ausstellungskatalog des Fränkische Schweiz-Museums; 13). Literaturverz. S. 91–92. ISBN 978-3-9807796-6-1

Deutschbein, Christina u. Nils Korsten: Heilige Nacht? Das Weihnachtsfest im Dienste der NS-Propaganda. Begleitband zur Sonderausstellung „Von wegen Heilige Nacht. Das Weihnachtsfest in der politischen Propaganda“ in der Ausstellungshalle des Museumsdorfes Cloppenburg, vom 18. November 2007 bis zum 24. Februar 2008. – Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg, 2007. – 140 S.: zahlr. Ill. – (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens; 038). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 129–134. ISBN 978-3-938061-11-4 – ISSN 0948-3802

Diaconu, Madalina u. Lukas Marcel Vosicky: Bukarest – Wien. Eine kulturhistorische Touristik an Europas Rändern. Mit einem Einleitungssay von Karl-Markus Gauß. – Wien: Lit, 2007. – 114 S.: Ill. – (Kulturwissenschaft; 14). Literaturangaben. – Text überw. dt., teilw. rumän. ISBN 978-3-7000-0541-4

Dörfler-Kogler, Helene u.a. [Red.]: Deutsche Sprachinseln aus Österreich. Sprache und Volkskultur, Forschung und Pflege. – Wien: Verein „Sprachinselfreunde“, 2007. – 37 S.: Ill. Literaturverz. S. 34–37

Dornik, Wolfram, Michael Hess u. Harald Knöll: Burgenländische Kriegsgefangene und Zivilverurteilte in der Sowjetunion: 1941–1956. – Eisenstadt: Amt d. Burgenl. Landesreg., Abt. 7, 2007. – 216 S.: Ill., graf. Darst. – (Burgenländische Forschungen; 095); (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, Graz–Wien–Klagenfurt und des Oberösterreichischen Landesarchivs; 3d). Literaturverz. S. 187–209. ISBN 978-3-901517-58-7 – ISSN 1608-2559

Ebster, Marion: Sagenweg Vandans. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, o.J.. – 64 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Kulturhistorische Wanderwege Montafon; 2). Literaturangaben

Ehrlich, Lothar u.a. [Hg.]: Die Bildung des Kanons. Textuelle Faktoren – kulturelle Funktionen – ethische Praxis. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – 230 S. Literaturangaben. ISBN 978-3-412-19306-5

Felder, Franz Michael: Reich und Arm. Eine Geschichte aus dem Bregenzerwalde. Herausgegeben von Ulrike Längle und Jürgen Thaler. Mit einem Vorwort von Karl Wagner. – Lengwil am Bodensee: Libelle, 2007. – 412 S. Literaturangaben. – Literaturverz. S. 411–412. ISBN 978-3-905707-17-5

Fischer, Karin u. Susan Zimmermann [Hg.]: Internationalismen. Transformation weltweiter Ungleichheit im 19. und 20. Jahrhundert/Fischer,

Karin ... [Hg.]. – Wien: Promedia [u.a.], 2007. – 255 S. – (Beiträge zur Historischen Sozialkunde: Internationale Entwicklung; 26) (Journal für Entwicklungspolitik: Ergänzungsband; 18). Literaturangaben. ISBN 978-3-85371-277-1

Flora, Andreas [Hg.]: Spartown. Beiträge zum Studentenwettbewerb der Tiroler Sparkasse und des Instituts für Gestaltung/Studio 1 der Universität Innsbruck.–1. Aufl. – Innsbruck: university press, 2007. – 165 S.: überw. Ill. – (Science live & exhibitions). ISBN 978-3-902571-39-7

Frelih, Marko: Togo album, 1911–1914. Fotografski viri o prvi brežični radiotelegrafski povezavi med Afriko in Evropo, o življenju v Togu in o snemanju fulma Bela boginja iz Wangore. – Ljubljana: Slovenski etnografski muzej, 2007. – 178 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 75–77. – Text slow. u. engl. ISBN 978-961-6388-13-9

Gellhaus, Axel, Christian Moser u. Helmut J. Schneider [Hg.]: Kopflandschaften – Landschaftsgänge. Kulturgeschichte und Poetik des Spaziergangs.– Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – 348 S. Literaturangaben. – Literaturverz. S. [339]–348. ISBN 978-3-412-20021-3

Gidl, Anneliese: Alpenverein. Die Städter entdecken die Alpen. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – 445, 16 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. Literaturverz. S. 367–371. – Literaturangaben. ISBN 978-3-205-77668-0

Goldstern, Eugénie: Eugénie Goldstern (1884-1942), ethnologue de l'arc alpin. Œuvre complètes. (Gesammelte Schriften übersetzt von Mireille Gansel). – Isère: Musée Dauphinois [u.a.], 2007. – 293 S.: Ill. – (Collection Le Monde alpin et rhodanien). Literaturangaben. – Literaturverz. S. [291]–293. ISBN 978-2-35567-005-3

Grass, Monika: Medizinische Versorgung in den Herrschaften Forchtenstein, Eisenstadt und Hornstein in der Frühen Neuzeit bis zum Sanitätshauptnormativ von 1770/Grass, Monika. – Eisenstadt: Amt d. Burgenl. Landesreg., Abt. 7, 2007. – 135 S.: Ill. – (Burgenländische Forschungen; 094). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 115–118. – Zugl.: Wien, Univ., Dipl.-Arb., 2006. ISBN 978-3-901517-56-3 – ISSN 1608-2559

Greger, Michael u. Johann Verhovsek: Viktor Geramb (1884-1958). Leben und Werk. – Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2007. – 224 S.: Ill. – (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde: N.S.; 022). Literaturverz. S. 155–175. – Bibliogr. Viktor Geramb S. 182–224 (= 731 Eintragungen). ISBN 978-3-900358-27-3

Grieshofer, Franz: The alpine folk theatre play reflected in a viennese collection of masks. In: International Conference on „Sangaku and Masks“. 7–9 Dec. 2007, Waseda University. – Tokyo: JSPS, 2007. S. 115–122. Zsfassung i. jap.

Großmann, Ulrich G. u. Franz Sonnenberger [Hg.]: Das Dürer-Haus. Neue Ergebnisse der Forschung. – Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum, 2007. – 288 S.: zahlr. Ill., Pläne – (Dürer-Forschungen; 1). Literaturangaben. ISBN 978-3-936688-24-5

Hajós, Géza [Hg.]: Stadtparks in der österreichischen Monarchie. 1765–1918; Studien zur bürgerlichen Entwicklung des urbanen Grüns in Österreich, Ungarn, Kroatien, Slowenien und Krakau aus europäischer Perspektive. Eine Publikation der Österreichischen Gesellschaft für Historische Gärten. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – 230 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-3-205-77638-3

Hamari, Arja: The negation of stative relation clauses in the Mordvin languages. – Helsinki: Société Finno-Ougrienne, 2007. – 298 S. – (Suomalais-ugrilaisen seuran toimituksia; 254) (Mémoires de la Société finno-ougrienne; 254). Literaturverz. S. 289–298. – Zugl.: Turku, Univ., Diss., 2007. ISBN 978-952-5150-97-1 – ISSN 0355-0230

Harangozo, Arpad [Hg.]: Sibiu/Hermannstadt. Bucuresti: Noi Media Print, 2007. – 117 S.: überw. Ill. ISBN 978-973-7959-71-3

Hawel, Marlene: Der „österreichische Myrrhenberg“: Maria Taferl und seine Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert/Hawel, Marlene. – Horn [u.a.]: Waldviertler Heimatbund, 2008. – 176 S.: Ill., graf. Darst. – (Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes; 048). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 155–160. ISBN 978-3-900708-22-1

Heidrich, Hermann u. Sigune Kussek [Hg.]: Süße Verlockung. Von Zucker, Schokolade und anderen Genüssen. Das Buch erscheint zur gleichnamigen Ausstellung, die in den Museen des Ausstellungsverbandes gezeigt wird. – Molfsee bei Kiel: Verlag Schleswig-Holsteinisches Freilichtmuseum, 2007. – 222 S.: zahlr. Ill. – (Arbeit und Leben auf dem Lande; 011). Literaturverz. S. 207–216. ISBN 3-9807490-7-X

Heidrich, Hermann: Schleswig-Holsteinisches Freilichtmuseum. Museumsführer. Mit Beiträgen von Astrid Paulsen u. a. – Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2007. – 160 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseums; 4). Literaturverzeichnis S. 158–159. ISBN 978-3-422-02108-2

Henriksson, Blanka: „Var trogen i allt“. Den goda kvinnan som konstruktion i svenska och finlandssvenska minnesböcker 1800–1980. – Åbo: Åbo Akademis Förlag, 2007. – 292 S.: zahlr. Ill. Literaturverzeichnis S. 257–274. – Zugl.: Åbo, Univ., Diss., 2007. – Engl. Zsfassung u.d.T.: „Be faithful in all things“. The good woman as a construction in Swedish and Finland-Swedish friendship albums 1800–1980. ISBN 978-951-765-384-8

Hinrichsen, Torkild: Das ist die liebe Weihnachtszeit. Das Buch erscheint zur gleichnamigen Ausstellung im Altonaer Museum, Hamburg

2007. – Husum: Husum Druck- u. Verlagsanstalt mbH, 2007. – 64 S.: zahlr. Ill. – (Schönes Schleswig-Holstein – Kultur, Geschichte, Natur). Literaturverz. S. 64. ISBN 978-3-89876-360-8

Hofrichter, Peter Leander [Hg.]: Auf der Suche nach der Seele Europas. Marienfrömmigkeit in Ost und West. Studentagung der Pro Oriente-Sektion Salzburg aus Anlass ihres 20jährigen Bestehens, 7. und 8. Oktober 2005. – Innsbruck [u.a.]: Tyrolia, 2007. – 342 S.: Ill., Notenbeisp. – (Pro Oriente; 30). Literaturangaben. – Engl. Zsfassungen. ISBN 978-3-7022-2834-7

Holzner-Tobisch, Kornelia: Investitionen für die Ewigkeit Die Seelenheilstiftung in den letztwilligen Verfügungen der Stadt Korneuburg im 15. Jahrhundert. – Krems: Medium Aevum Quotidianum, 2007. – 160 S.: Ill. – (Medium Aevum Quotidianum: Sonderband; 019). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 146–158. ISBN 978-3-901094-22-4

Jacob, Raymond: La Maison Dester dite Maison Villers. – Malmedy: Malmedy-Folklore, 2007. – 120 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Jacobsen, Jan Steen: Solens Land. Myten om solens rejse og religiøse forestillinger i oldtiden. Udstillingskatalog. – Nykøbing: Odsherreds Kulturhistoriske Museum, 2007. – 19 S.: zahlr. Ill. ISBN 978-87-991960-0-5

Johler, Birgit [Hg.]: Wilhelm Reich Revisited. Dieses Buch erscheint als Begleitpublikation zur Ausstellung „Wilhelm Reich. Sex! Pol! Energy!“, Jüdisches Museum Wien, 16.11.2007–9.3.2008. – Wien: Turia + Kant, 2008. – 193 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-85132-501-0

Johler, Birgit u. Maria Fritsche [Hg.]: 1938 – Adresse: Servitengasse. Die vorliegende Publikation dokumentiert das Forschungsprojekt „Servitengasse 1938 – Schicksale der Verschwundenen“. – 1. Aufl. – Wien: Mandelbaum, 2007. – 248 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-385476-233-1

Junge Volksmusik aus dem Pinzgau im Nationalpark Hohe Tauern. 60 Jahre Musikum Salzburg. Salzburg: Musikum Salzburg [u.a.], 2007. – 23 S.: Notenbeisp. – (Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg; 051)

Kammel, Frank Matthias [Bearb.]: Verborgene Schönheit. Spätgotische Schätze aus der Klarakirche in Nürnberg. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg, 10. Mai–5. August 2007. – Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum, 2007. – 124 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 122–123. ISBN 978-3-936688-26-9

Keller, Wittigo u. Peter Bogner [Hg.]: Exitus – Tod alltäglich: Dieser Katalog erscheint zur gleichnamigen Ausstellung im Künstlerhaus Wien vom 20. Oktober 2007–6. Jänner 2008. – Wien: Künstlerhaus [u.a.], 2007. – 184 S. Literaturangaben. ISBN 3-900354-06-5, 978-3-85450-261-6

Kessler, Josef u. Hans Sperandio: Rankweils Pfarrer „ufm Berg“ im 20. Jahrhundert. Rückschau in die Pastoral- und Gemeindeentwicklung. – Rankweil: Marktgemeinde Rankweil, 2007. – 280 S. – (Reihe Rankweil; 012). Literaturangaben. ISBN 978-3-901469-19-0

Kramar, Marcell Nimführ u. Andrey Smolensky: Hier spricht Radio PMR. Nachrichten aus Transnistrien, ein Propagandabuch = This is Radio PMR = Govorit radio PMR. – 1. Aufl. – Berlin: Verl. für Bildschöne Bücher, 2007. – 239 S.: überw. Ill., Kt. Text dt., engl. und russ. – Teilw. in kyrill. Schr. ISBN 978-3-939181-07-1

Kratzmann, Katerina: „Auf einmal war ich illegal“. Undokumentierte Migranten in Österreich. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2007. – 359 S.: graf. Darst. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; 029). Literaturverz. S. 293–327. ISBN 978-3-902029-14-0

Kuhn, Alexandra [Hg.]: Chromjuwelen. Autos mit Geschichte. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 25. Oktober 2007–2. März 2008 im Technischen Museum Wien. – Wien: Techn. Museum Wien, 2007. – 193 S.: zahlr. Ill. Text dt. und engl. ISBN 978-3-902183-14-9

Labouvie, Eva u. Ramona Myrrhe [Hg.]: Familienbande – Familienschande. Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – 300 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-412-21806-5

Laimer, Christoph [Hg.]: Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung. – Wien: dérive – Verein für Stadtforschung. Bestand: Neues Abonnement ab Nr. 29/2007

Lauridsen, John T.: Nazism and the Radical Right in Austria 1918–1934. – Copenhagen: The Royal Library/Museum Tusculanum Press, 2007. – 548 S. – (Danish humanist texts and studies; 32). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 481–530. ISBN 978-87-635-0221-4 – ISSN 0105-8746

Le Goff, Jacques u. Nicolas Truong: Geschichte des Körpers im Mittelalter. – Stuttgart: Klett-Cotta, 2007. – 224, [8] S.: Ill. Literaturangaben. – Literaturverz. S. 209–219. – Einheitssacht.: Une histoire du corps au Moyen Âge <dt.>. – Aus d. Franz. von Renate Wartmann. ISBN 978-608-94080-0

Loschek, Ingrid: Wann ist Mode? Strukturen, Strategien und Innovationen. Berlin: Reimer, 2007. – 272 S.: Ill. – (Reimer Kulturwissenschaften). Literaturverz. S. 265–272. ISBN 978-3-496-01374-7

Lukács, László: A tisztos ipar emlékei. Céhek, céhemlékek, az iparosok hagyományai. Fejér megyében és Székesfehérváron. – Székesfehérvár: Szent István Király Múzeum, 2007. – 204 S.: zahlr. Ill., Kt. – (A Szent István

Király múzeum közleményei/A. sorozat; 40). Literaturangaben. ISBN 963-9279-62-5 – ISSN 1216-7967

Lukács, László: Vjad jégtl, csapásoktól, gyümölcsünket, szlnket ... Szent donát tisztelete. In: *Agria*. – 43(2007). S. 309–325: Ill. Literaturangaben. – Zsfassung i. engl. u.d.T.: Spare our fruits, our grapes from ice and inclement weather. Devotion to St. Donatus

Mac Polin, Dónal: The Donegal Currach. – 1. Aufl. – Donaghadee: Ballyhay Books, 2007. – 119 S.; zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. [100]–101. ISBN 978-1-900935-63-0

Mader, Bernd E.: Der Doctor und die weise Frau. In: *Steirischer Brauchtumskalender*. – 2008. – S. 114–118: Ill. Literaturangaben

Malearov, Simona u. Camelia Stefan: Bemalte Möbel aus Siebenbürgen. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 1 August–25 November 2007. – Sibiu/Hermannstadt: „Astra Museum“ Verlag, 2007. – 68 S.; überw. Ill. ISBN 978-973-8993-15-0

Malearov, Simona u. Camelia Stefan: Mobilier pictat Transilvanean. Catalog de expozitie. – Sibiu: Editura „Astra Museum“, 2007. – 68 S.; überw. Ill. ISBN 978-973-8993-15-0

Marander-Eklund, Lena u.a. [Red.], Folkliga föreställningar och folklig religiositet. Festschrift till professor Ulrika Wolf-Knuts. – Åbo: Åbo Akademis förlag, 2007. – 236 S.; Ill. Literaturangaben. ISBN 978-951-765-380-0

Matzka, Christian: Tourismus im Wienerwald (1850-1914). Die Entstehung einer Freizeitregion vor den Toren der Großstadt, vom Bau der Eisenbahnen bis zum Ersten Weltkrieg. – St. Pölten: Im Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde Wien, 2007. – 384 S.; zahlr. Ill. – (Studien und Forschungen aus dem NÖ. Institut für Landeskunde; 042) (NÖ Schriften; 162: Wissenschaft). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 358–376. ISBN 978-3-85006-162-9

Miranda, Christa u. Paul Hugger [Hg.]: „Im Herzen waren wir Indonesier“. Eine Bernerin in den Kolonien Sumatra und Java 1920–1945. – Zürich: Limmat, 2007. – 508 S.; zahlr. Ill. – (Das volkscundliche Taschenbuch; 045). ISBN 978-3-85791-526-0 – ISSN 1660-7295

Müller, Heidi A.: Good housekeeping. A domestic ideal in miniature. Aus d. dt. ins engl. übersetzt v. Sarah Slenczka. – Nürnberg: Germanisches Nationalmuseums, 2007. – 135 S.; zahlr. Ill. – (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum; 9 [engl. Ausg.]). Literaturverz. S. 132–135. – Einheitssacht.: Ein Idealhaushalt im Miniaturformat: die Nürnberger Puppenhäuser des 17. Jahrhunderts <engl.>. ISBN 978-3-936688-13-9

Neumayr, Ursula J. u. Peter Rathgeb: Land:Leben. Geschichte und Geschichten österreichischer Berggebiete. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. –

160 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Grüne Reihe des Lebensministeriums; 19). Literaturverz. S. 157–159. ISBN 978-3-205-77648-2

Noever, Peter [Hg.]: Spitzen und so weiter ... Die Sammlungen Bertha Pappenheims im MAK. Dieser Katalog erschien anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im MAK, Wien, 03.10.2007–16.03.2008 = *Lace and so on* ... Mit Beiträgen von Dagmar Sachsenhofer u.a. – Wien: Schlebrügge. Edition [u.a.], 2007. – 94 S.: zahlr. Ill. – (MAK Studies; 11). Literaturverz. S. 93. – Biogr. Bertha Pappenheim S. 94. ISBN 978-3-85160-120-6

Nosková, Jana: Reemigrace a usídlování volyňských Čechů v interpretaci aktérů a odborné literatury. – Brno: Ústav evropské etnologie, 2007. – 227 S.: Kt. – (Etnologické studie; 002). Literaturverz. S. 191–200. – Zugl.: Brno, Univ. Diss., 2006. – Zusammenfassung i.d.t.u.d.T.: Remigration und Ansiedlung der Wolhyniendeutschen in Interpretationen der Akteure und der Fachliteratur. ISBN 978-80-254-0095-1

Nyback, Maj-Helen: Generic and professional caring in a chinese setting. An ethnographic study. – Åbo: Åbo Akademi Förlag, 2007. – 241 S.: Ill., graf. Darst. Literaturverz. S. 217–241. – Zugl.: Åbo, Univ., Diss., 2008. ISBN 978-951-765-408-1

Oberösterreichische Landesmuseen <Linz>: Götterspeise Schokolade. Kulturgeschichte einer Köstlichkeit. Die Schokoladenseiten zur Ausstellung. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung vom 19. September bis 4. November 2007 im Schlossmuseum Linz. – Linz: Oberösterreichische Landesmuseen, 2007. – 35 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 35

Ohneberg, Nicole D.: So geschähe darum, das recht sye. Rechtssprechung und Konfliktbewältigung im Montafon anhand der Märzengerichtsprotokolle (1490–1599). – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2007. – 347 S. – (Montafoner Schriftenreihe; 19). Literaturverz. S. 328–339. ISBN 978-3-902225-27-6

Olaru, Valeriu Ion [Red.]: Euro – Sculpt – 2007. Simpozionul international de sculptură monumentală Sibiu-România = International Symposium of Monumental Sculpture/Olaru, Valeriu Ion [Red.]. – Sibiu: Editura „Astra Museum“, 2007. – [12] Faltaf.: überw. Ill.

Österreich Werbung: Wo Sie ein Land neu entdecken = Where you will see a country from a completely different side. Ein Kalender für das Jahr 2008. – Wien: Austrian National Tourist Office, 2007. – [13] Bl.: überw. Ill.

Petermayr, Klaus u. Erich Wolfgang Partsch [Hg.]: Streifzüge. Beiträge zur oberösterreichischen Musikgeschichte. 1. Band. Herrn Univ.-Prof. Dr. Theophil Antonicek zum 70. Geburtstag herzlich zugeeignet. – Linz: OÖ Volksliedwerk, 2007. – 241 S.: Ill., Notenbeisp. – (Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik; 005). Literaturangaben. ISBN 3-9501624-5-5

Piaty, Karl: Karl Piaty – meine Welt im Guckkasten. Bäckermeister, Fotograf, Idealist & Sammler zu Waidhofen a. d. Ybbs. Text von Mella Waldstein. – Weitra: Bibliothek der Provinz, [2007]. – [206] S.: überw. Ill. Literaturverz. S. 283–298. ISBN 978-3-85252-682-9

Pohler, Alfred: Die schönsten Bauernhöfe in Tirol: Nordtirol, Osttirol, Südtirol. – Innsbruck [u.a.]: Tyrolia-Verl. [u.a.], 2007. – 157 S.: überw. Ill., Kt. ISBN 978-3-7022-2880-4 978-88-8266-185-4

Pöll, Johannes [Hg.]: Archäologische Forschungen bei der Römervilla in Rankweil-Brederis. Grabung 2004, Grabungsbericht 3, naturwissenschaftliche Analysen – Flurgeschichte. – Rankweil: Marktgemeinde Rankweil, 2007. – 120 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt., 1 Faltkt. – (Dokumente Rankweil; 6). ISBN 978-3-901469-20-6

Pro Oriente u.a. [Hg.]: Donner une âme à l'Europe. Mission et responsabilité des églises. Rencontre européenne de culture chrétienne, organisée par le Conseil Pontifical de la culture et le Département des relations extérieures du Patriarcat de Moscou; Vienne, 3–5 mai 2006 = Giving a soul to Europe. – Wien [u.a.]: Pro Oriente [u.a.], 2007. – 317 S. Beitr. teilw. engl., teilw. franz. – Zsfassungen engl. bzw. franz. Sprache

Radojicic, Dragana [Hg.]: Kultura u transformaciji = Culture in Transformation. Beograd: Etnografski institut SANU, 2007. – 235 S.: graf. Darst. – (Zbornik/Srpska akademija nauka i umetnosti, Etnografski institut; 23). Literaturangaben. – Zsfassungen in Engl. ISBN 978-86-7587-042-5 – ISSN 0351-1499

Rosner, Willibald u. Reinelde Motz-Linhart [Hg.]: Junge Forschung in Niederösterreich. Die Vorträge des 23. Symposions des NÖ Instituts für Landeskunde, Prein an der Rax, 30. Juni bis 3. Juli 2003. – St. Pölten: Im Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde Wien, 2007. – 288 S.: zahlr. Ill. – (Studien und Forschungen aus dem NÖ. Institut für Landeskunde; 040) (NÖ Schriften; 160: Wissenschaft). Literaturangaben. ISBN 978-3-85006-160-4

Rössl, Joachim [Hg.]: Wallfahrten. St. Pölten: Amt der NÖ Landesregierung, Abtlg. Kultur und Wissenschaft, 2007. – 52 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Denkmalpflege in Niederösterreich; 038) (Mitteilungen aus Niederösterreich; 8/2007)

Rudigier, Andreas [Hg.]: Heimat Montafon. Eine Annäherung. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2007. – 303 S.: Ill. – (Montafoner Schriftenreihe: Sonderband; 004). Literaturangaben. ISBN 978-3-902225-29-0

Samerski, Stefan [Hg.]: Die Renaissance der Nationalpatrone. Erinnerungskulturen in Ostmitteleuropa im 20./21. Jahrhundert. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2007. – VI, 221 S. Literaturangaben. ISBN 978-3-412-20004-6 (Aus dem Inhalt: **Stefan Troebst**, Ostmitteleuropa – Region und Epoche.

10–26; **Hans-Jürgen Becker**, Heilige Landespatrone. Entstehung und Funktion einer kirchenrechtlichen Institution in der Neuzeit. 27–40; **Frithjof Benjamin Schenk**, Alexander Newskij. Ein russischer Heiliger zwischen Resakralisierung und Profanierung. 41–61; **Kazimierz Żmigieli**, Adalbert von Prag. Patron in Polen. 62–76; **Agnieszka Gąsior**, Die Gottesmutter. Marias Stellung in der religiösen und politischen Kultur Polens. 77–98; **Stefan Samerski**, Wenzel. Altes und neues Staatssymbol der Böhmisches Länder. 99–115; **Ewa Kowalská**, Kyrill und Method. Ihre Tradition in Politik und Geisteswelt der Slowakei. 116–127; **Juliane Brandt**, Stephan der Heilige. Eine Rockoper und ihre Lesarten. 128–151; **Krista Zach**, Stefan der Große. Landesfürst, Nationalheld und Heiliger In Rumänien. 152–180; **Stefan Rohdewald**, Sava, Ivan von Rila und Kliment von Ohrid. Heilige in nationalen Diensten Serbiens, Bulgariens und Makedoniens. 181–216)

Scharfe, Martin: Berg-Sucht: Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – 382 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-205-77641-3

Schmid-Egger, Christine [Red.]: Forum für alle Museen in Stadt und Gemeinde. 14. Bayerischer Museumstag, Augsburg 11. – 13. Juli 2007. – München: Landesstelle für nichtstaatliche Museen, 2007. – 51 S.: Ill.

Schor, Gabriele [Hg.]: Held together with water. Kunst aus der Sammlung Verbund. Mit Beiträgen von Yve-Alain Bois u.a. – Ostfildern: Cantz, 2007. – 393 S.: überw. Ill. Literaturangaben. – Engl. Ausg. u.d.T.: Held together with water. ISBN 978-3-7757-1952-0

Schubert-McArthur, Tanja: Mit Sack und Pack nach Neuseeland. Zum Gepäck deutscher Auswanderer heute. – Berlin: Mana, 2007. – 141 S.: Ill., Kt. – (Ethnologie & globales Leben). Literaturverz. S. 110–114. ISBN 978-3-934031-13-5

Schumacher, Ursula [Red.]: weiter.bildung.2008. Salzburger Volkskultur – Zeitgeist, Bräuche, Projekte, Trends. Jahreskalender 2008 mit Veranstaltungen. – Salzburg: Landesverband Salzburger Volkskultur, [2007]. – [14] Bl.: überw. Ill.

Spiegel, Beate, Melanie Thierbach u. Christof Trepesch [Hg.]: Krippenkunst. Eine Ausstellung der Kunstsammlungen und Museen Augsburg, des Schwäbischen Volkskundemuseums Oberschönenfeld und des Diözesanmuseums St. Afra, 16. November 2007 bis 27. Januar 2008]. – 1. Aufl. – Lindenberg i. Allgäu: Fink, 2007. – 256 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 244–253. ISBN 978-89870-419-9

Stampfer, Helmut [Hg.]: Bauernhöfe in Südtirol. Bestandsaufnahmen 1940–1943. Band 6: Unteres Eisacktal, Teil 2: Kastelruth, Völs. – Bozen:

Verlagsanstalt Athesia, 2007. – 775 S.: überw. Ill., beil. 1 Faltkt. – (Bauernhöfe in Südtirol; 006.2). ISBN 978-88-8266-418-3

Stock, Karl F. [Hg.]: Exlibris 1960–2006. Illustriertes Verzeichnis zur Ausstellung in der Steiermärkischen Landesbibliothek. Mit einem Vorwort von Christoph H. Binder und einem Beitrag v. Hannes Lambauer. – Graz: Steiermärkische Landesbibliothek, 2007. – 43 S.: zahlr. Ill. – (Veröffentlichungen der Steiermärkischen Landesbibliothek; 32). Literaturangaben

Stock, Karl F.: Exlibris 1960–2006. Illustriertes Verzeichnis zur Ausstellung in der Steiermärkischen Landesbibliothek. Mit einem Geleitwort von Christoph H. Binder und einem Beitrag über die Exlibris-Sammlung der Steiermärkischen Landesbibliothek von Hannes Lambauer. – Graz: Steiermärkische Landesbibliothek, 2007. – 43 S.: zahlr. Ill. – (Veröffentlichungen der Steiermärkischen Landesbibliothek; 32). Literaturangaben.

Tebbe, Karin [Bearb.]: Nürnberger Goldschmiedekunst. 1541–1868. Band 2: Goldglanz und Silberstrahl. Begleitband zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg, 20. September 2007–13. Januar 2008. – Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum, 2007. – 331 S.: zahlr. Ill. – Literaturverz. S. [301]–320. ISBN 978-3-936688-19-1

Termini, Isabel u. Wolfgang Kos [Hg.]: Nagoya. Das Werden der japanischen Großstadt. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz, 7. Februar–4. Mai 2008. – Salzburg [u.a.]: Pustet [u.a.], 2008. – 279 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Sonderausstellungen des Wien Museums; 344). Literaturangaben. ISBN 978-3-7025-0589-9

Timm, Elisabeth u. Elisabeth Katschnig-Fasch [Hg.]: Kulturanalyse – Psychoanalyse – Sozialforschung. Positionen, Verbindungen und Perspektiven; Beiträge der Tagung des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, des Instituts für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz und des Vereins für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien vom 23. bis 25. November 2006. – Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2007. – S. [101]–329 – (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde: N.S.; 021). Literaturangaben. – Sonderabdruck aus: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 61/110(2007). ISBN 978-3-900358-26-6 (Aus dem Inhalt: **Mario Erdheim**, Man weiß nicht, was man alles sagt, und auch deshalb ist die Psychoanalyse von kulturwissenschaftlicher Bedeutung. 125–130; **Ina-Maria Greverus**, Unglück und Glück – ein eng umschlungenes, unglückliches Paar: immer noch? Gedacht im Freud-Jahr 2006. 131–147; **Martin Scharfe**, Kultur als Oberfläche. Zur methodischen Not und Notwendigkeit, in die Tiefe zu gelangen. 149–156; **Eli Zaretsky**, Freud im 21. Jahrhundert. 157–173; **Regina Becker-Schmidt**, Sozialkritische und subjekttheoretische Überlegungen zum System der Zweigeschlechtlichkeit und seiner gesellschaftli-

chen Organisation. 175–207; **Angela More**, Gefühlserbschaften und „kulturelles Gedächtnis. 209–220; **Milan Stanek**, Das Konzept der Gruppensupervision und seine Brauchbarkeit in der sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeit. 221–229; **Katharina Eisch-Angus**, Psychoanalyse und Semiotik im Sicherheits-Netz: Eine ethnografische Verwirrung und methodische Verknüpfung. 231–247; **Gerhard Kubik**, „Floating“ – eine ethno-psychoanalytische Feldforschungstechnik. 249–268; **Bernd Rieken**, Dämonen und Schreckgestalten der Kindheit. Zur Edition von Richard Beittls ungedruckter Habilitationsschrift „Untersuchungen zur Mythologie des Kindes“ von 1933. 269–290; **Mario Erdheim**, In Geschichten verstrickt, Psychoanalyse als Forschungsparadigma. 291–307; **Helmut Dahmer**, Subjekt, Kultur und Politik. Schicksale der Psychoanalyse. 309–314; **Klaus Theweleit**, Psychoanalyse ist keine philologische Interpretationsmethode sondern Kunstarbeit. 315–329)

Vařeka, Josef u. Václav Frolec: Lidová architektura. Encyklopedie. – 2., umgearb. Aufl. – Praha: Grada Publishing, 2007. – 427 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben ISBN 978-80-247-1204-8

Volkskultur in Niederösterreich. Hg. von Volkskultur Niederösterreich. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, o. J. – Loseblatt-Sammlung. ISBN 978-3-901820-25-0

Wagner, Paula: Steiniger Weg. Lebensstationen einer Waldviertler Bäuerin. Herausgeben von Hans Wagner. – Ungedrucktes Manuskript. – Selbitz-Lembach: Hans Wagner, 2007. – 186 Bl.: zahlr. Ill.

Wagner, Richard: Die Auslagerung der Phantasie. Nah am Himmel erfüllt vom grossen Geheimnis? – Die Karpaten als Mythos und Ideologie. In: Neue Züricher Zeitung. – 15./16. April 2006: Nr. 88. S. 28–29: Ill.

Watzka, Carlos: Arme, Kranke, Verrückte: Hospitäler und Krankenhäuser in der Steiermark vom 16. bis zum 18. Jahrhundert und ihre Bedeutung für den Umgang mit psychisch Kranken. – Graz: Steiermärkisches Landesarchiv, 2007. – XI, 568 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs; 036). Literaturverz. S. 542–558. – Vollst. zugl.: Graz, Univ., Diss., 2004 u.d.T.: Watzka, Carlos: Soziologie und Sozialgeschichte der psychisch Kranken in der neuzeitlichen Steiermark. ISBN 3-901938-18-4

Westphälinger, Ariane: Der Mann hinter der Heiligen. Die Beichtväter der Elisabeth von Schönau, der Elisabeth von Thüringen und der Dorothea von Montau. – Krems: Medium Aevum Quotidianum, 2007. – 86 S. – (Medium Aevum Quotidianum: Sonderband; 020). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 84–86. ISBN 978-3-901094-23-1

Winterberg, Lars: Wasser – Alltagsgetränk, Prestigeprodukt, Mangelware. Zur kulturellen Bedeutung des Wasserkonsums in der Region Bonn

im 19. und 20. Jahrhundert. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2007. – 205 S.: Ill., Kt. – (Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur; 009). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 182–203. – Zugl.: Bonn, Univ., Magisterarbeit“ 2006. ISBN 978-3-8309-1850-9 – ISSN 1436-1582

Wintersteiger, Robert: Glas aus St. Gilgen am Wolfgangsee. Geschichte einer bedeutenden Salzburger Glashütte. – St. Gilgen: Heimatkundliches Museum [u.a.], 2007. – 128 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. Literaturverz. S. 125–127. ISBN 978-3-902584-02-1

„Wohl auf der Alm“. Volksmusik aus dem Pinzgau. Salzburg: Salzburger Volksliedwerk, 2007. – 1 Audio-CD, 29 Titel, Gesamtspieldauer: 53:54 – (Klang Salzburg; 3)

Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Dr. Anita Bagus
Lehrstuhl für Volkskunde (Empirische Kulturwissenschaften)
Universität Jena
Zwätzengasse 3
07743 Jena
Deutschland

a.o. Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn
Anzbachgasse 63
1140 Wien
Österreich

HR i.R. Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Mag. Oliver Haid
Europäische Ethnologie/Volkskunde
Universität Innsbruck
Innrain 52
6020 Innsbruck
Österreich

Mag. Elisabeth Krims
Praterstraße 8/41
1020 Wien
Österreich

Dr. Claudia Peschel-Wacha
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Dr. Veronika Plöckinger-Walenta
Schloss Esterházy Management Ges.m.b.H.
Schloss Esterházy
7000 Eisenstadt
Österreich

Monika Rabofsky
Simmeringer Hauptstraße 54/A21
1110 Wien
Österreich

HR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Mag. Christian Stadelmann
Hainfelderstraße 47
3040 Neulengbach
Österreich

Dr. Mag. Petra Streng
c/o VOKUS
Uferstraße 42
6020 Innsbruck
Österreich

Kathrin Unterleitner
Wiedner Hauptstraße 78/16
1040 Wien
Österreich

Daheim, das sind Hände, über denen Du weinen darfst

Zu anthropologischen Aspekten des Studiums des Hauses und Heims

Zuzana Profantová

*[...] Daheim, das ist kaltes Wasser im taufeuchten Krug.
Daheim, das sind auf dem Tisch gefaltete Hände
In sonntäglicher Stille nach des Tages Arbeit,
leer, wartend, entschlossen,
Hände, die Geschichte gestalten.*

*Daheim, das sind Hände über denen Du weinen darfst.
Sie bergen Dein Gesicht, näß von Schweiß und Tränen,
können umarmen, wärmen und bewahren,
können aber auch an die Gurgel gehen und zudrücken [...]
Válek, M.: Len Tak, Hevi 1995, S. 43*

Die aktuelle Arbeit der Autorin konzentriert sich auf die Wichtigkeit eines Daheims, eines Zuhauses im Dasein des Menschen; dieses ist wiederum in Zusammenhang zu sehen mit seinem Wesen und dem Wohnen in einem Haus. Die Autorin leitet dies von einer philosophischen Betrachtung des *homo domesticus* ab und schenkt einem axiologischen Aspekt des Hauses Beachtung. Das Haus wird aus dem Blickwinkel archaischer Kulturen analysiert und als Wiederholung des Aktes der Erschaffung der Welt (*gesta deorum*) gesehen. Einbezogen werden ebenso die Geometrie eines Hauses, die Wahl und Besiedelung eines Territoriums, mit welchem Aberglaube und Bräuche traditioneller Kulturen verbunden sind. Besonderes Augenmerk wird dem Ofen in einem traditionellen Wohnumfeld geschenkt, ebenso dem Kamin, den Türen und Schwellen als Grenze zwischen *orbis interior* und *orbis exterior*. Diese bedeutenden Bereiche des Wohnens werden verwoben mit einer Reihe abergläubischer und magischer Handlungen in der Slowakei bzw. in slawischen Ländern, ihre Wichtigkeit spiegelt sich wider beispielsweise in Sprichwörtern und Redensarten. Ein Blick auf moralische und soziale Faktoren in Zusammenhang mit Haus und dem Wohnen als Ort für die Etablierung einer bestimmten Form von „Zuhause“ macht dieses Thema relevant, auch in unserer Zeit mit ihrem unaufhörlichen Modernisierungsdruck.

Das Haus, Heim, Daheim oder das Zuhause gilt als der Raum, der dem Menschen gehört und in den er seit jeher gehört. Es ist der Raum, der optimalerweise seinen menschlichen Dimensionen entspricht. Es ist der Mikrokosmos, in dem der Mensch für sich entscheidet, was gut und was schlecht ist, was nützlich und was schön, was richtig und was gerecht ist, wovor man sich fürchten und schützen muss. Es ist ein bestimmter, bekannter und intimer Ort.

Die Bilder des Hauses im kollektiven Gedächtnis haben einen intersubjektiven Charakter, in der menschlichen Tradition werden ihm symbolische Attribute wie etwa Paradies, himmlischer Palast, Kosmos, Welt-Mikrowelt, Holz des Lebens und sogar des Menschen, und zwar im Sinne des Anthropokosmos, Familie, Sitz der Seelen der Toten, Grab oder auch dämonischer Raum zugeordnet. *Homo domesticus*, der „wohnende“ Mensch, hat eine eigene Vision vom Mikrokosmos seiner Wohnstätte. Sie ist eine Replik des Weltbildes und der Kosmogonie. In den verschiedensten Kulturkontexten finden wir stets das gleiche Szenarium der Kosmogonie und der Rituale bei der Besiedlung eines Territoriums. Stets geht es um eine Analogie mit der Grundsteinlegung der Welt.

Heutzutage stellen wir uns Häuser zu einfach vor, als irgendwelche geordneten Räume, in denen unser Alltagsleben verläuft. Das Haus ist beinahe nur ein abgegrenzter Ort zum Wohnen. Aber erst dadurch, dass man darin wohnt, wird es zum Haus. Das Bauen eines Hauses ist somit von vornherein schon dadurch bestimmt, dass es das Wohnen ermöglichen soll. M. Heidegger schreibt in etwa: „Wenn wir über das Wort *wohnen* in ausreichender Breite und entsprechender Tiefe nachdenken, wird es für uns zur Benennung dessen, wie die Menschen auf der Erde, unter dem Himmelsgewölbe von der Geburt bis zum Tod wandern. Es ist eine vielfältige und wechselvolle Wanderung. Doch immer und überall ist diese Wanderung der Grundzug des Wohnens als der menschlichen Art des Aufenthaltes zwischen Himmel und Erde, zwischen Geburt und Tod, zwischen Freude und Schmerz, zwischen Arbeit und Wort. Wenn wir dieses vielfache ‚Zwischen‘ die Welt nennen, dann ist die Welt jenes Zuhause, das die Sterblichen bewohnen. Einzelne Häuser, Dörfer, Städte, sind dagegen Bauten, in denen und um die herum sich dieses vielfache ‚Zwischen‘ ansammelt. Erst Bauten bringen die Erde als bewohntes Land in die menschliche Nähe und stellen gleichzeitig die Nähe des nachbarlichen Wohnens unter das weitere Himmelszelt. Nur wenn der Mensch ein Haus als

Sterblicher der Welt bewohnt, ist ihm beschieden, ein Haus für die Göttlichen und eine Wohnstätte für sich selbst zu errichten.“ (Heidegger 1993, S. 143)

Das Haus und der Mensch

Aus der Analyse vieler archaischer Rituale geht hervor, dass das Haus stets ein untrennbares Ganzes mit dem Menschen, mit der Familie war. Es zeigt sich, dass die gesellschaftliche Grundstruktur der Indoeuropäer – die Großfamilie, die Bezeichnung *t'om* - Haus, Gebäude, trug, was etymologisch mit dem Wort *t'em* verbunden ist, was bauen, errichten bedeutet. Im Mittelalter zum Beispiel bestand der volle Name des Menschen aus seinem Eigennamen und der Benennung des Hofes oder des Anwesens, in dem er wohnte.

Das Haus ist in der menschlichen Erfahrung sowohl ein materielles Objekt als auch ein Kulturmerkmal, das verschiedene Vorstellungen davon widerspiegelt, was hinter ihm existiert. Awesta nennt den Himmel „Haus“. Den Stoikern zufolge ist die Welt das „gemeinsame Haus“ der Götter und Menschen. In Ägypten war das „Haus“ zugleich das Bild des mütterlichen Schoßes. Göttin Hathor ist „ein Horrorhaus“. Allgemein wird auch die Ansicht akzeptiert, dass dereinst die Toten wahrscheinlich direkt in den Häusern begraben wurden. Nach ägyptischer Vorstellung sollte der Tote die Möglichkeit haben, seinen Sarg wie sein Haus zu verlassen, das deuteten fiktive Türchen am Sarg an. Das Grab gilt als „letztes“ oder „ewiges“ Haus (*domus aeterna*).

Das Haus als Zentrum der Entstehung und Hervorbringung zivilisatorischer Errungenschaften ist das Symbol des Menschen selbst. Im Wesen des Hauses sind drei Aspekte miteinander verbunden: der materielle, der gesellschaftliche und der kulturelle.

Das Haus als konkreter Ort im materiellen Sinne deckt sich nur teilweise mit der Definition des Gebäudes. Einerseits kann ein Gebäude mehrere Wohnungen umfassen, andererseits aber braucht das Haus, das Zuhause als Wohnung nicht immer ein Gebäude zu sein. Wohnen kann man auch in einer Höhle, im Zelt u.a.

Das Haus ist auch eine gesellschaftliche Struktur. Es ist eine Gemeinschaft von Mitbewohnern, ihrer Rolle, Funktionen, Hierarchie und Positionen. Das sind Aktivitäten des Zuhauses, im Haus, der Lebensstil, ihre gegenseitigen Beziehungen. In diesem Sinne ist es

ein breiterer Begriff als die Familie. Er schließt auch andere Mitbewohner mit ein, zum Beispiel Hausgehilfen, Bedienstete, aber auch die nächsten Freunde.

Das Haus stellt einen stabilen Wert dar, der verschiedene materielle, gesellschaftliche, aber auch symbolische Bedürfnisse befriedigt. So gesehen, verstehen wir das Haus nicht nur als Raum zum Wohnen, sondern auch als Symbol der eigenen Wurzeln, der Vergangenheit. In diesem Sinne ist das Haus auch ein Synonym der Heimat, es wird mit Vaterland, väterliches Erbe, Heimatland identifiziert.

Der tschechische Literaturwissenschaftler V. Černý schreibt in seinen Essays: „Wir stellen uns verwundert die Frage, warum der schöpferische Mensch oder der Mensch überhaupt in einer moralischen Krise oder in Kummer und Wehmut oder Müdigkeit oder Sehnsucht nach Regeneration, so gern und hoffnungsvoll an Orte zurückkehrt, von wo er einst so übereifrig, ungeduldig und eifrig weggeeilt war! Jeder flieht von hier, und die besten kehren zurück. Warum? Und wir geben uns selber die Antwort, dass sie dorthin zurückkehren – als es sich plötzlich ohne das nicht mehr gut leben ließ – zu suchen, was sie dort fest und zu Recht wiederzufinden erhoffen, weil sie es dort zurückgelassen hatten ... Sie suchen einfach den gestrigen Tag, ihren gestrigen Tag, sich selbst. Ein Stück jener natürlichen und moralischen Gesetzmäßigkeit, nach der der Mensch entsteht, nach der ihn das kleine ‚Heimatland‘ einst aufwachsen ließ und mit dem der Mensch mitunter, und besonders, wenn es ihm schlecht geht, den lebendigen Kontakt erneuern muss, wenn er sich aufrichten, gesunden oder weiter wachsen soll“ (Černý 1992, S. 816).

In diesem Sinne ist das Haus eine Institution, die den Menschen seit jeher begleitet hat. Es ist wichtig als organisatorisches Element des Alltagslebens. Es ist auch ein Ort sozialer Beziehungen, sowie der Ausgangspunkt des ökonomischen Lebens. Am häufigsten wird die Rolle des Hauses im Zusammenhang mit der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse bewertet, so wie sie H. Maslow konkretisiert hat: 1. physiologische, 2. Sicherheit, 3. Zugehörigkeit und Liebe, 4. Anerkennung, 5. Selbstrealisierung, auch Bedürfnisse des Erkennens, Verstehens und ästhetische Bedürfnisse. Die Rolle des Zuhauses ist die Befriedigung dieser Bedürfnisse, aber auch die Bestimmung der Formen der Befriedigung. Das Haus als Zuhause befriedigt physiologische Bedürfnisse, aber auch das Bedürfnis nach Sicherheit der Zugehörigkeit, Wertschätzung und Selbstverwirklichung. Inwie-

weit alle Bedürfnisse befriedigt werden, hängt sowohl von natürlichen Umständen als auch von kulturellen Bedingungen ab. Der Mensch kann nicht nur das „Dach über dem Kopf“ verlieren, sondern auch die soziale Identität, die unmittelbar mit den Menschen verbunden ist, mit denen er lebt und wohnt, zu denen er emotionale Bindungen hat. Wir können vom „Verlust der Wurzeln“, von der „Entwurzelung“ sprechen. V. Mináč beschrieb in den autobiographischen Dialogen *V košeli zo žihlavy* („Im Nesselhemd“) treffend einen gewissen Kontinuitätsverlust in der Identität und im „Verwurzeln“. V. Mináč: „Der Fluss gleicht nicht seiner Quelle, und dennoch ist er die Verlängerung seines Wesens ... Ich verließ Klenovec als Zehnjähriger. Bevor ich nicht von hier weggegangen war, war ich mir meiner Verbindung zu Klenovec nicht bewusst. Ich lebte ein halbnatürliches Leben, alles hing mit allem zusammen und alles bestand fort. Und als man mich gewaltsam von Klenovec trennte, begann ich das als unersetzlichen Verlust zu empfinden. Als ich sieben Jahre später zurückkehrte, gab es das Klenovec meiner Kindheit nicht mehr.“ (Holka 1999, S. 14)

V. Brožík konstatiert: „Das Zuhause ist ein Ensemble von identifizierten Werten, die an ein bestimmtes Milieu gebunden sind und dieses Milieu dem Menschen nahe machen“ (Brožík 1969, S. 130). Das sind im Grunde genommen Werte, die schwer in die gewohnte Gliederung hineinpassen, weil das Zuhause von Werten in ihrer konkreten Totalität gebildet wird, so wie auch die Funktionen des Zuhauses. Deshalb ist es schwer, dem Wert des Elternhauses, ähnlich wie der Mutterliebe, ein Attribut beizumessen. In jedem Falle geht es aber um untrennbare, potentielle Werte, die das Zuhause bilden und die sich so auch dem Menschen darstellen, weil der Mensch nicht deshalb auf sie eingeht, um sie zu bewerten, sondern um sie zu finden. Und so ist es mit allen Werten, die zum Haus, zum Zuhause gehören, auch mit solchen, die für den Menschen den Duft von hausgebackenen Buchteln, ein altes Spielzeug oder das schönste Weihnachten der Kindheit repräsentieren.

Das Zuhause erhält der Mensch nicht als Geschenk von den Eltern, noch von sonst jemandem, sondern er formt es sich selbst, dabei das Vermächtnis jener nutzend, die vor ihm da waren, und die nicht nur Städte und Dörfer, nicht nur Länder, sondern vor allem eine bestimmte Lebens- und Denkweise hinterlassen haben. Das Zuhause ist stets ein streng individualisiertes Werteensemble. Selbst differenzierteste

menschliche Heimstätten ähneln einander in dem Maße, wie sich die Schicksale jener ähneln, die darin wohnen.

Der axiologische Aspekt des Hauses manifestiert sich in der Abhängigkeit von der gesellschaftlichen Kosmologie, d.h. der dominanten Weltanschauung, die den Platz des Hauses innerhalb der von der Gesellschaft anerkannten Wertewelt bezeichnet. Es ist in den Sphären *sacrum* und *profanum* angesiedelt. Das Haus bietet Schutz vor Klimateinflüssen, Tieren, aber auch vor Menschen, und es ist der Beschützer vor übernatürlichen Kräften.

Das Haus der Götter ist der Himmel, das Haus des Menschen ist die Erde, das Haus der menschlichen Seele ist der menschliche Körper. In der symbolischen Ebene vertritt das Haus das weibliche Prinzip. Es ist der zentrale Punkt des Kosmos, von dem sich alle weiteren Beziehungen abwickeln. Das Haus ist ein verschlossener innerer Raum, ein Mikrokosmos, der die Eigenschaft *sacrum* besitzt. Im Haus sollen Harmonie und Ganzheit, Integrität bewahrt werden.

In archaischen Kulturen erscheint der Raum des Hauses in einem mythischen Aspekt als Replik des Universums und als Wiederholung des Aktes der Erschaffung der Welt (*gesta deorum*). Die Beziehungen des Hauses und der Sphäre *sacrum* sind so wirklich, dass das religiöse Wissen im kulturellen Geschehen der wissenschaftlichen Erkenntnis vorausseilt. Hingegen entsteht die rituelle Sinnggebung des Zeitraumes aus dem primären Bedürfnis der Aneignung des Chaos. Die Anerkennung der kosmischen Ordnung des irdischen Raumes ist das Resultat der Verbindung des Menschen mit dem Transzendenten. Die älteste Teilung des Raumes hatte gleichermaßen einen funktionellen und einen symbolischen Charakter. Zu der elementaren Opposition domestizierter (angeeigneter) Raum – fremder Raum gehören die Oppositionen oben – unten, vorn – hinten, offen – geschlossen, links – rechts. Zum Beispiel in der skandinavischen Mythologie ist die Menschenwelt Midgard, was wörtlich „zentrales Haus“ bedeutet. Mit dem Wort Utgard wird alles beschrieben, was im Chaos jenseits der Grenze bzw. des Zaunes eines Hauses existiert.

Die einstige Geometrie der gemeinsamen Räume, für die das Viereck und der Kreis dominant sind, bestätigte die symbolische Darstellung des zentralen Punktes – das „Zentrum“. Wie A. Legeżyńska anführt, bildete das Zentrum im antiken Haus die Feuerstelle – *hestii*, in einer Rotunde. Die ovale Form war ebenfalls ein Symbol

des Zentrums – *omphalos*, was griechisch der „Nabel der Welt“ bedeutet, was wiederum eine Opposition zu den viereckigen Darstellungen des Hermes – des Gottes des Raumes, der offen ist (Legeżyńska 1996, S. 13), darstellt.

Die vertikale Symbolik des Hauses war durch die Feuerstelle bestimmt. In ihr verbinden sich Erde und Raum über und unter der Erde, dadurch traten alle Teile in eine Beziehung zum Universum ein. Die Feuerstelle symbolisierte auch Gastlichkeit – Empfang eines Fremden im Raum des Hauses. Im Bewusstsein des religiösen, gläubigen Menschen (im allgemeinsten Sinne dieses Begriffs), dem der Raum als ungleichartiges Chaos erschien, bezeichnete die Abtrennung eines heiligen Raumes auch die Möglichkeiten der Definierung des Zentrums. Die Bestimmung der Sphäre *sacrum* war der Beginn der Orientierung in der Welt.

Das Haus zum Wohnen, das Kulthaus, die familiäre Umgebung – das alles war ein heiliger Ort und symbolisierte die Mitte. M. Eliade sagt, die Mitte konnte durch eine kosmische Achse bezeichnet sein, die Erde und Himmel miteinander verband, so wie das zum Beispiel in der Tradition des Stammes Achilpa der Fall war, dessen Angehörige in das Zentrum eine heilige Säule – *axis mundi* – stellten, wobei sie diese als Nomaden von Ort zu Ort mitnahmen. Wenn die Säule zerbrechen würde, würde das sozusagen das Ende der Welt und die Rückkehr ins Chaos bedeuten (Eliade 1994, S. 28).

Die Semiotisierung des Raumes verlief in fernen Kulturen nach der Analogieregel. Haus, Dorf, Stadt waren Bilder des Kosmos und kosmogonische Modelle. Die Spuren menschlicher Siedlungen aus dem Neolithikum oder der Bronzezeit, indische Traktate über die Baukunst, das römische Ritual der Stadtgründung (Romulus und Remus), die mittelalterliche Architektur der Heiligtümer, alle bestätigen sie die Kontinuität der Idee der bedeutungsvollen Anordnung des Raumes als *imago mundi*. In der Struktur jedes Hauses kann man eine kosmische Symbolik entdecken. Das Dach symbolisiert das Himmelszelt, der Fußboden die Erde, die Wände bedeuten die vier Himmelsrichtungen, Schwelle und Tür sind Orte der Öffnung der ganzen Struktur. M. Eliade sagt, dass der religiöse Sinn der Wohnstätte überzeitlich sei: „Das Haus ist kein Gegenstand, keine ‚Maschine zum Wohnen‘, es ist das Weltall, das der Mensch für sich erbaut (errichtet), wobei er dem Werk der Götter – der Kosmogonie – als Vorbild nacheifert.“ (Eliade 1994, S. 35)

Das Bauen und Besiedeln jedes Ortes ist stets in gewissem Maße gleichbedeutend mit dem Anfang, dem Beginn neuen Lebens. Analog zum Beginn eines neuen Lebens sind die Errichtung der Grundmauern des Hauses und die Grundsteinlegung. Die Umgestaltung eines Hauses zu einem *imago mundi* geschah durch Nachahmung des Aktes der Erschaffung der Welt.

Die rituelle Umgestaltung des Ortes nach dem Modell des Kosmos konnte auf zwei Arten erfolgen: über die symbolische Installierung der *axis mundi*, die sich genau „in der Weltnitte“ befand, oder auch durch ein kosmogonisches Ritual. Der im zentralen Punkt konstruierte symbolische Quadrant wiederholte sich im Grundriss des archaischen Dorfes in der römischen Symbolik (sog. *Roma quadrata*) und nach dem Grundriss der altertümlichen Dörfer und Städte, auch im Bau des traditionellen Landhauses. In der traditionellen Behausung verband sich die kosmische Symbolik der Wände, des Daches und des Fußbodens bzw. der Fenster mit der sakralen Symbolik (Eliade 1994, S. 36; Legeżyńska 1996, S. 16).

Brauch und Aberglaube

Schon mit der Wahl des Ortes für den Neubau sind zahlreiche Bräuche und Aberglauben verbunden. Der Ort wurde gewöhnlich so geprüft, dass man besondere Brotlaibe buk, sie an die Stellen legte, wo die vier Winkel des Hauses stehen sollten, und sie dort eine Nacht lang liegen ließ. Waren sie am anderen Tag unberührt, dann konnte mit dem Hausbau begonnen werden. Das Haus konnte nur an einem Platz stehen, wo kein gesunder Baum geschlagen werden musste, denn sonst könnten Krankheiten, Missernten, Tod eines Neugeborenen in das Haus einziehen. Das Haus durfte auch nicht an einem Ort stehen, der mit dem Tod zusammenhing – wo ein alter Friedhof war, oder wo sich ein Selbstmörder erhängt hatte. Bei den östlichen Slawen war das Anhäufeln des Baugrundes verbreitet, wobei die nackte Ehefrau des Bauern bzw. eine Jungfrau mit offenem Haar in einen Holzpflug eingespannt wurde. So sicherte man die Gesundheit in der Familie, aber auch den Schutz des gegebenen Raumes (Varchol – Varcholová 1999, S. 122).

Unter den Grundstein des Hauses pflegte man Geld, Brot, Knoblauch oder einen geweihten Kuchen zu legen. Geld deshalb, damit das

Haus so lange stand, bis das Geld verfault war. In das Fundament des Hauses wurden geweihtes Getreide, Heiligenbilder, Rabenfedern gegeben, die das Haus vor dem bösen Geist schützen sollten. In Praveň legte man in das Fundament Wurzeln einer Ziest-Pflanze mit einer Flasche Weihwasser, in Hôrky war das ein Stückchen Brot mit Kamille, in Štiavnik legte man Stroh in das Hausfundament u.a.

In die vier Hausecken gab man in Torysky nur geröstetes Brot, um das Haus von *Perún* abzuwenden, d.h. es bei einem Gewitter vor Blitzen zu retten. In Stará L'ubovňa legte man Glas oder Immergrün in die Ecken. Der Bauer passte auf, dass in das Fundament kein totes Tier eingemauert wurde, denn der Nutzen würde das Haus verlassen. Wer dem Hausherrn schaden wollte, vergrub insgeheim eine tote Katze oder einen toten Vogel in die Grundmauern. In der Ostslowakei war es Brauch, eine Münze zu vierteln, und jedes Viertel in eine Ecke zu legen, damit die Familie im Hause zusammenhielt und fest wie eine Münze war (Varchol – Varcholová 1999, S. 123). Wer ein Haus zu bauen begann, bekreuzigte sich und sagte: „Möge das Haus aus diesem Holz fest stehen wie der Baum, den weder Wind, noch Gewitter fällen konnte, und möge Gottes Segen in ihm wohnen“ (Bednárik 1944, S. 29).

Eine sehr wichtige Position im Haus gebührte dem Ofen. In der Symbolik des Ofens verband sich ebenfalls Kosmogonie mit Anthropogonie – im Sinne der alten heidnischen Mythen, die besagen, dass die ersten Menschen aus Teig geformt, geknetet wurden. Der Ofen kann als „Zentrum“, als gegenständliches Äquivalent der Ur-Feuerstelle bezeichnet werden. Das Brotbacken symbolisierte den Akt der Prokreation und der Entstehung des Lebens. Der Ofen gehört, so wie der Tisch, zu den wichtigsten Kultstätten des Hauses. Der Ofen ist an das weibliche Prinzip gebunden und hängt mit Sexualität, Fruchtbarkeit, Gebären und Eingewöhnung, Heimischwerden zusammen. Der Ofen war eine bestimmte Grenze und über den Rauchfang auch die zentrale vertikale Öffnung. In diesem Sinne waren Ofen und Rauchfang ein Sonderfall der *axis mundi*. Durch den Ofen zu gehen, bedeutete die Umgestaltung der Materie, die Transmutation von Eisen, Wasser, Luft, Erde, Teig usw. Die Verbrennung im Ofen produzierte Wärme, das Holz wurde zu Asche und Rauch. Die Asche ist eine der Metonymien des Todes und der Rauch verbindet uns und kommuniziert mit dem Himmel, es ist der „Duft für den Herrn“, der Opferform hat.

Der Ofen hatte in der traditionellen Volkskultur eine bedeutende Rolle, vor allem bei den wichtigsten Familienereignissen. Der Platz, wo der Ofen stehen sollte, wurde mit Weihwasser besprengt, unter das Fundament wurden zu Maria Himmelfahrt oder zu Fronleichnam geweihte Kräuter gelegt. In Lysá pod Makytou legte man unter das Ofenfundament eine Handvoll Getreide jeder Art, damit im Hause von allem zur Genüge vorhanden war. Es war auch üblich, Brot, Geld, Weidenkätzchen, Geschirrscherben in das Ofenfundament zu legen. Bevor der Ofen zu bauen begonnen wurde, gab die Bäuerin Salz darunter, d.h. das „Grundlegende“ und bewirtete die Baumeister. Es war üblich, dass die Braut, sobald sie das Haus des Bräutigams betreten hatte, den Ofen auszusmieren begann, und der Frau dankte, die ihr den Lehm für diese Arbeit gab. In Trebichav ging die Braut nach der Ankunft im Haus gleich zum Ofen und legte Kuchen auf seine Ecke. In Nižná Slaná drückte man die Braut dreimal an den Ofen, damit sie sich eingewöhnt und dick wird. Die Berührung mit dem Ofen „funktionierte“ auch für Haustiere und Geflügel usw. Das wichtigste Rezeptionsritual war der Empfang des Kindes in der Familie. Nach der Geburt des Kindes drückte die Hebamme das Kind an den Ofen, dem Symbol des weiblichen Schoßes und sagte: „Wer gesät hat, soll auch ernten.“ In der Ostslowakei hieß es: „Auf dass sie so dick wird, wie der Ofen.“

Der Ofen war nicht nur eine Parallele zum weiblichen Schoß, sondern auch ein Weg der Mediation mit dem Jenseits. Zum Beispiel bedeutete das Hineinlegen eines Menschen in den Ofen seine Rückkehr in die embryonale, pränatale Periode. In Polen glaubte man, dass man ein Kind mit Masern, wenn man es auf eine Schaufel legt und in den Brotofen schiebt, gesund herausholen würde (Kowalski 1998, S. 438). Man glaubte auch, dass ein kranker Mensch, wenn er sich am Ofen stehend wäscht, gesund wird.

Der Rauchfang bzw. die Rauchfangöffnung – als Verlängerung des Ofens – bezeichnet die vertikale Ordnung der Welt und verweist auf ihre Konzentriertheit. Der aus dem Rauchfang entweichende Rauch symbolisiert die Mediation zwischen Erde und Himmel. Durch den Rauchfang zu gehen, ist im symbolischen Sinne wie eine Grenze zu überschreiten und sich im Jenseits, im Hades, wiederzufinden. Seine zentrale Platzierung eröffnet den Weg ins Jenseits in Richtung nach oben, aber auch nach unten. Der Rauchfang ist ein Ort, wo verschiedene Dämonen lebten, und er ist der Weg, durch den die bösen

Dämonen (Hexen, Teufel, Luzifer usw.) in den Hausraum gelangen konnten. Besonders gefährlich waren diesbezüglich zum Beispiel Zeiten, wenn die Frau im Wochenbett lag, das Kind nicht getauft war, die Weihnachtszeit u.ä. Als Schutzmittel wurde Dornengestrüpp verwendet, das man in den Rauchfang einlegte bzw. Kinderexkremente. Die Präkreationsbedeutung von Rauchfang und Ofen funktionierte im Zusammenhang mit der Geburt von Kindern. Es hieß, dass der Storch das Neugeborene durch den Schornstein in das Haus hinablässt. Die Medialität in Verbindung mit Fruchtbarkeit und Glück äußert sich auch in dem Glauben, dass die Begegnung mit dem Schornsteinfeger und seine Berührung Glück bringen.

In der Kulturtradition des Hauses ist auch die Semantik von Türen, Schwellen und Fenstern interessant.

An der Grenze zwischen der inneren und äußeren Welt befinden sich Öffnungen, die eine Verlagerung zwischen ihnen ermöglichen. Geöffnete Türen können verbinden, verschlossene isolieren zwei unterschiedliche Welten, Territorien der Lebenden und der Toten, Erdenbürger und Götter. Diese Grenze gibt an, dass Tür, Tor und Pforte nicht nur an die physikalische Überschreitung einer Grenze gebunden sind, sondern auch Übergänge und Überschreitung zum Beispiel des Status einzelner Personen oder der Grenze ins Jenseits sind.

In den volkstümlichen Vorstellungen musste die Seele, um in den Himmel zu kommen, warten, bis sich das Himmelstor öffnete. Das galt auch für die Hölle. Durch ein Tor, eine Tür zu gehen, bedeutete eine Änderung des aktuellen Status einer Person. Auch aus dem Haus zu gehen bedeutete, in einen gefährlichen Raum, bar jeder Ordnung zu gelangen.

Den Übergang ins Jenseits, in die „andere Welt“, sollte das Anlehnen der Tür und aller versperrten Öffnungen erleichtern. Alles Verschlussene erschwerte den Weggang der Seele des Toten. In der fernen Vergangenheit wurden zu diesem Zweck Spezialöffnungen im Dach des Hauses geschaffen (das wurde zum Beispiel in China oder in Sibirien so gehandhabt). Damit der Tote nicht zurückkehrte, wurde er zusammen mit dem Haus gesegnet. Dreimal wurde mit dem Sarg gegen die Schwelle oder die Tür gestoßen. Das sollte unter anderem den Abschied vom Beschützer des Hauses, der Schlange, symbolisieren, die meist unter der Schwelle oder unter dem Ofen hauste. Unter bestimmten Umständen konnte die Tür kein Mediationspunkt sein,

insbesondere, wenn sie unerwünschte Veränderungen erleichterte. Durch die Tür zu gehen, bedeutete die Sanktion des Wandels. Man glaubte zum Beispiel, dass, wenn ein Erhängter durch die Tür getragen wird, also ein unreiner Toter, der das Wesen des hybriden Status darstellte, er Unglück ins Haus bringen würde. Der Selbstmörder stellte eine Hybridisierung des Innenraums dar. Man glaubte, dass der Erhängte weitere Selbstmorde herbeirufen würde (Kowalski 1998, S. 103).

Tür und Tor sind ein besonderer Ort, weil hier die Bewegung auch in umgekehrter Richtung möglich ist – sie öffnen den Weg, der zum Kontakt mit der Außenwelt – *orbis exterior*, führt. Das Haus stellt einen geschlossenen Raum dar, separiert von der Außenwelt – *orbis interior*, der seine innere Organisation, sein Zentrum und seine Peripherie hat. Er ist stets ein sicherer, geordneter, schützender Raum. Man glaubte, dass das vor allem während einer starken Intervention dämonischer Kräfte galt, vor allem, wenn das innere Tabu zur Anwendung kam, im Zusammenhang damit, welche Art des Unreinen sich im Inneren des Hauses befand. Zum Beispiel, wenn eine Frau ihre Menstruation hatte, die Wöchnerin vor der Taufe des Kindes war, mussten sie im Haus hinter verschlossenen Türen und Fenstern sein, damit die bösen Kräfte und Dämonen keinen Zutritt zu ihnen hatten. Sie schützten sich mit verschiedenen apotropäischen (Unheil verhütenden) Mitteln – Weihwasser, Knoblauch, geweihten Weidenkätzchen, Beilen usw. In Sibirien durfte ein auf der Jagd erlegtes Tier nicht durch die Tür getragen werden, sondern wurde durch das Fenster ins Haus gereicht und alle Spuren mussten beseitigt werden.

Bei vielen Völkern gibt es ein Tabu beim Verlassen des Hauses. Das betraf in der Vergangenheit vor allem die Stammes-, die Staatsoberhäupter, Könige bzw. Hauptleute. G. Frazer führt an, dass der König der Stadt Initska „nur dann aus seinem Haus in die Stadt gehen darf, wenn die Götter mit einem Menschenopfer befriedigt wurden, und so verlässt er das Heim nie.“ Er darf seinen Palast unter Todesstrafe nicht verlassen bzw. nur, wenn er einen oder mehrere Sklaven herausgibt, die in seiner Gegenwart getötet werden. Und da der Reichtum dieses Landes nach der Zahl der Sklaven und Rinder gemessen wird, achtet er darauf, dass dieses Gesetz nicht verletzt wird (Frazer 1977, S. 213).

Die Haustür, ähnlich wie auch einige andere Orte, wo die Kontinuität in der Grenze des Hauses unterbrochen wird, erforderte ständige

Aufsicht und Absicherung gegen alle Versuche unwillkommener Gäste, ins Haus einzudringen. In wichtigen Umbruch- und Krisenzeiten bzw. Momenten des Lebens war es notwendig, den Schutz der Grenze zu verstärken, damit die Mediation nicht vollzogen werden konnte. Außer verschiedenen apotropäischen Mitteln (geweihte grüne Zweige, Hufeisen, Inschriften mit geweihter Kreide) waren das verschiedene geschriebene Zeichen, die eine Schutzfunktion hatten. Bei den Slawen waren vor allem das Pentagramm, der sechszackige Stern, die sechsstrahlige, in ein Rad eingezeichnete Rosette, das in ein Dreieck eingezeichnete Auge der Vorsehung verbreitet. Diese Funktion erfüllte auch die Inschrift K+M+B, bei den Völkern Mittelasiens war das stets ein Stoff roter Farbe und die rote Farbe überhaupt.

Ähnlich wie die Tür bildet auch die Schwelle eine Grenze zwischen zwei Aspekten des Raumes. Sie bildet die Demarkationslinie zwischen *orbis interior* und *orbis exterior*, wobei sie sich an einer Stelle befindet, an der die Kontinuität der Grenze unterbrochen ist. Die Bedeutung der Schwelle folgt aus ihrem dualen Charakter: Sie teilt nicht nur den Raum, sondern ermöglicht auch die Bewegung zwischen zwei Territorien. Die Schwelle in ihrer symbolischen Bedeutung kann mit kritischen Punkten identifiziert werden, die aktuell sind beim Übergang zwischen zwei Zuständen, z.B. Natur – Kultur, Nacht – Tag, oder zwischen zwei verschiedenen Stadien, zum Beispiel Kindheit – Erwachsensein, Jungfrau – Frau usw.

Da die Schwelle ein Fragment der Grenze und Exponent ihres Überschreitens ist, hat sie Eigenschaften eines ontologisch instabilen Grenzraumes, es handelt sich um einen diffusen Raum. Auf ihm vermischt sich das, was innen ist mit dem, was außen ist, wobei jedes Überschreiten der Grenze mit der Gefahr des Zusammenstoßes mit dem Chaos aus einer anderen Welt, dem Kontakt mit dem *sacrum* ist. Die Schwelle verlangt daher einen rituellen Schutz. Es kommt hier zur Mediation und dem Kontakt von *sacrum* und *profanum*, zum Austausch von Energie, Gut und Böse usw. Das heißt, dass alles, was die Schwelle betrifft, den Grenzstatus besitzt, das heißt, man kann ihm keinerlei eindeutige Eigenschaften, noch Eigenschaften aus einer der getrennten Welten zuschreiben (Kowalski 1998, S. 480).

P. Kowalski schreibt: „Die taxonomische Instabilität der Schwelle hat ihre Bedeutung in Situationen, wenn schädliche Wirkungen von Gegenständen bzw. Wesenheiten, deren Charakter gemischt ist, Personen, die sich in einem Übergangs- und dämonisch hybriden Zustand

befinden, neutralisiert werden müssen.“ (Kowalski 1998, S. 481) Gemeint ist der schon erwähnte Erhängte oder das Über-die-Schwelle-Tragen des totgeborenen Kindes. Man vergrub die abortierte Kindesfrucht, mitunter auch das totgeborene Kind unter der Schwelle. Man glaubte, dass unter der Schwelle die Seelen der Toten wohnen. Alle hatten dabei ein dämonisches Wesen, und die Schwelle war der Ort der Initiation in einen anderen Status, eine andere Welt, einen anderen Raum. Im symbolischen Sinne ist der Anfang des „Anderen“ der Anfang einer anderen Sequenz der Zeit. So bedeutete zum Beispiel schon das Stolpern über die Schwelle beim Verlassen des Hauses Misserfolg im weiteren Handeln. Die Schwelle als Grenze des Eintritts ins Haus vor bösen Kräften zu sichern, war ein Brauch schon beim Bau des Hauses selbst. Das weitverbreitete apotropäische Mittel, das beim Hausbau unter die Schwelle gelegt wurde, waren Fläschenscherben, seltener Kohle, Nägel gegen Hexen. In Zákopčie mauerte man unter die Schwelle einen Tausendfüßler, der Glück ins Haus bringen sollte. In Radošovce legte man Schäbe (Flachs) hin, damit das Geld im Haus blieb. In Zakamenné durfte unter die Schwelle kein Holzweig, „trockener Wolf“ genannt, gelangen, weil im Haus sonst ständig Unglück herrschen würde (Bednárik 1944, S. 9). Auf der Schwelle durfte kein ankommender Gast stehen, denn es würde dem Haus schlecht gehen. Auf der Schwelle durfte man nicht Holz hacken, denn man glaubte, dass unter der Schwelle der Beschützer des Hauses – die Schlange wohnte, deren Leben eng mit dem Leben des Bauern verbunden ist. Wenn der Schlange etwas Schlimmes zustoßen würde, würde dem Bauern ein Unglück zustoßen. Mit der Schwelle waren viele magische Handlungen und Verbote verbunden. Der Raum hinter der Schwelle musste ständig geschützt werden, vor allem in Situationen, wenn die innere Welt beunruhigt war – das hieß, die Grenze zu verstärken und die Mediation zu blockieren. Zum Beispiel, wenn im Haus eine fremde Person auftauchte, ein Kind geboren wurde oder ein Verstorbener hinausbegleitet wurde, aber auch an bestimmten Tagen, z.B. zu St. Johann, der Geburt Christi, wenn der Tag zunahm oder die Übermacht über die Nacht verlor. Die Schwelle diente auch als Raum, auf dem man Krankheiten zu heilen und aus dem Haus zu treiben begann. Bei einer schweren Geburt zog man die Gebärende über die Schwelle, damit sie es leichter haben sollte. Man legte Haare, Nägel, verschwitzte Kleidung, Blut eines Kranken darauf. Auf die Schwelle des Stalles legte man gewöhnlich

beim ersten Viehauftrieb eine Kette, damit die Viehherde zusammenblieb. Wenn die Butter nicht fest werden wollte, legte man einen Kamm unter die Schwelle. Es war verboten, auf der Stallschwelle die Kuhexkremente von den Schuhen abzustreichen, weil die Kühe die Milch verlieren könnten. Unter die Schwelle gab man einen Heckenrosenzweig, damit die Hexen keinen Zugang zum Haus hatten.

Schwelle, Tür, aber auch Fenster hatten ihre praktische und symbolische Bedeutung. Einstmals hatten unsere Vorfahren an den Häusern ein Fenster so klein wie ein Auge. Das Wort *okno* (Fenster) ist von dem Wort *oko* (das Auge) abgeleitet und in einigen Sprachen haben Auge und Fenster bis heute eine gemeinsame Bezeichnung. Die Hauptfunktion des Fensters war ursprünglich von drinnen nach draußen zu sehen, d.h. wie mit dem Auge zu schauen. Die Beleuchtung der Behausung sicherten ursprünglich die Tür und Öffnungen im Dach. Es ist anzunehmen, dass die Fensterchen an den Häusern der alten Slawen ursprünglich am Stoß zweier Balken in elliptischer Form ausgeschnitten waren. Was eine weitere Ähnlichkeit mit dem Auge ist. L. Niederle führt in „Slovánske starožitnosti“ an, dass die Fensterchen in den Häusern der einfachen Leute nur irgendwelche hölzernen Schiebläden oder Schließklappen gegen Wind und Regen hatten und später lichtdurchlässige Häute aus den Gedärmen der Tiere hatten. In alttschechischen schriftlichen Denkmälern aus dem 14. und 15. Jahrhundert wird schon von „Kristall“- und „Glas“-Fenstern berichtet (Němec – Horálek et al. 1986, S. 141). Die Fenster waren meist geschlossen als Schutz vor dem Eindringen böser Dämonen.

Das Fenster war der Mediationsort, durch den der Durchgang ungehörig war. Es wurde nur dann als Weg benutzt, wenn ein Gegenstand oder eine Person nach drinnen gelangen sollte zu einem Zeitpunkt, der für sie gefährlich sein konnte. Es ging im Grunde um die Umgehung der Schwelle als Grenze, um ihre „Überlistung“. In Polen zum Beispiel betraten Jungvermählte, von der Trauung kommend, das Haus durchs Fenster. Sie waren ihm mit dem Rücken zugewandt, was die bösen Kräfte irreführen sollte, im Grunde bezeichnete das den Rückwärtsgang in die Initiationsphase, die sich im sicheren Innenraum befand. *Regressus ad originem* – die Hinführung in den Anfangszustand galt als unerlässlich in Situationen, wenn man sich um einen Menschen kümmern musste, der aus verschiedenen Gründen seine Vitalkraft verloren hatte (Kowalski 1998, S. 383). Wenn ein Mann Witwer war, musste die künftige Frau mit abgewandtem Ge-

sicht durch das Fenster ins Haus steigen, oder wenn eine Witwe einen Witwer heiratete, betraten beide das Haus durch das Fenster „hinten“, um nicht den Weg des toten Mannes oder der verstorbenen Frau zu gehen.

Sprichwörter und Redensarten

Homo domesticus, der wohnende Mensch, brachte seine Erfahrung mit dem Wohnen, der Existenz in und mit dem Haus auch in zahlreichen Redensarten zum Ausdruck. Über die Qualität des Hauses sprechen folgende Sprichwörter: „Größerer Saal denn ein Haus“; „Sein Haus wird bald die Augen schließen“; „Wenn du nicht auf das Haus gehst, geht das Haus auf dich“; „Ein hohes Haus, da wohnt das Böse drin“; „Wenn das Haus brennt, fliegt die Schuld auf den Schornstein“; „Wozu braucht er ein Haus, wenn er nichts darinnen hat“.

Wie ich schon eingangs erwähnt habe, der Begriff Haus bedeutet auch zu Hause, was seit jeher das Wesen des familiären Umfeldes darstellt. D.h. zu Hause, im Vaterhaus, in seiner Familie, im weiter verstandenen Heimatland. „Überall ist es schön, aber zu Hause ist es am besten“ („Daheim ist daheim“, „Eigner Herd ist Goldes wert“, „Nord, Süd, Ost, West – zu Hause ist's best“) – im Heimat- oder Vaterland, was ursprünglich eine engere Bedeutung hatte, als „väterliches Erbe“. Das Vaterhaus mit dem Grund und Boden war seit jeher verbunden mit der Vorstellung des Zuhauses und war die Bindung zwischen den Generationen eines Geschlechts. Die Wörter Haus, Zuhause, Heimat, haben einen gemeinsamen Nenner.

Von der Autorität im Haus sprechen auch die Sprichwörter: „Nur einer ist der Herr im Haus“; „Ein Haus leidet nicht zwei Herren“. Über die männliche Autorität sprechen eindeutig folgende Sprichwörter: „Wehe dem Haus, wo die Kuh dem Ochsen befiehlt, wehe dem Haus, wo der Mann den Rock und die Frau die Hosen anhat“ und „Unglücklich ist ein Haus, wo der Hahn schweigt und das Huhn singt (kräht)“. Den sozialen Aspekt des Hauses drückt folgendes Sprichwort aus: „Das ist ein Haus, in das die Menschen hineingehen“ und auch der Ausspruch „In jedem Haus, ein anderer Brauch“. Über die Qualität des Familienlebens im Haus sprechen Sprüche wie „Sünde im Haus wie in der Hölle“; „Das Haus ist kein Kessel, der Mensch kein Engel“; „Kein Haus ohne Bruch“, was im übertragenen Sinne

auch das Sprichwort ausdrückt: „Wo ist das Haus, durch das kein Rauch geht?“ („Jedes Dach hat sein Ach“, „Jedes Dach hat seine Risse“, „Ein Ach wohnt unter jedem Dach“) oder „Die Haushunde beißen und lecken sich jeden Augenblick“. Von familiärer Integrität und Diskretion spricht der folgende Spruch: „Was zu Hause gekocht wird, soll man auch zu Hause essen“ („Man soll nicht seine schmutzige Wäsche vor den Leuten waschen“). Familie, Heim als fester Punkt des Weltalls, ist in dem einfachen „Das Zuhause ist das Beständige“ ausgedrückt.

Wie man auch in den Sprichwörtern und Redensarten im Haus „sein“, „existieren“ beobachten kann, bedeutete das soviel wie „bei sich zu sein“. Es ist das menschliche Grundbedürfnis der Verwurzelung in der Welt. Das menschliche Werden hat einen axiologischen, aber auch einen räumlichen Aspekt. Man muss den Raum als solchen von dem Ort, der Zuflucht und Sicherheit bedeutet, unterscheiden. Während wir von der Welt in ihrer Wertdimension verlangen, dass sie sich entwickelt und dynamisch ist, ist das Haus, das Zuhause gerade nur soweit ein solches, inwieweit es ein fester Punkt ist, von dem aus wir die Bewegung der Werte um uns herum beobachten. Es ist ein Asyl, in das wir uns vor dieser Bewegung flüchten, und eine Konstante, die diese Bewegung zu messen ermöglicht.

Haus, Zuhause ist ein beachtliches Phänomen, wo nicht seine Änderung, sondern, im Gegenteil, seine Erhaltung die Voraussetzung seiner spezifischen Funktionalität ist. Seine ganze Symbolik, wie auch die praktischen Handlungen im Haus, dienen für seine Erhaltung und Sicherung, die Festigung seiner primären Funktionen und die Gewährleistung aller unserer Bedürfnisse, zu denen uns das Haus als Zuhause stets diene und dient.

Literaturverzeichnis

Bednárik, Rudolf: Duchovné základy ľudového staviteľstva. (Geistige Grundlagen der Volksbaukunst.) Vydala Matica Slovenská, Turčiansky sv. Martin 1944.

Biedermann, Hans: Lexikón symbolov. (Lexikon der Symbole.) Bratislava, Obzor 1992.

Černý, Vladimír: Tvorba a osobnosť I. (Schaffen und Persönlichkeit.) Prag 1992.

Brožík, Vladimír: Hodnoty, normy a projekty sveta. (Werte, Normen und Projekte der Welt.) Bratislava, Epona 1969.

Eliade, Mircea: Posvätné a profánné. (Das Heilige und das Profane.) Prag, Česká křesťanská akademie 1994.

Frazer, James George: Zlatá ratolest. (Der Goldene Zweig.) Prag, Odeon 1977.

Heidegger, Martin: Básnický bydlí člověk. (Dichterisch wohnt der Mensch.) Praha, Oikomenh 1993.

Holka, Peter: V košeli zo žihľavy. (Biografické rozhovory Petra Holku s Vladimírom Mináčom.) (Im Nesselhemd. [Biographische Gespräche Peter Holka und Vladimír Mináč.]) Bratislava, Vydavateľstvo Spolku slovenských spisovateľov 1999.

Kowalski, Piotr: Leksykon Znaki Świata. Omen, presad, znaczenie. (Wörterbuch. Zeichen der Welt. Vorzeichen, Anzeichen, Bedeutungen.) Warszawa, Wydawnictwo Naukowe PWN 1998.

Legezyńska, Anna: Dom i poetycka bezdomność w liryce współczesnej. (Das Haus und die poetische Obdachlosigkeit in der Gegenwartslyrik.) Warszawa, Wydawnictwo Naukowe PWN Sp.z.o.o. 1996.

Mitana, Dušan: Môj rodny cintorín. (Mein heimatischer Friedhof.) Shoo-ty, Koloman Kertész Bagala 2000.

Němec, Igor – Horálek, Jan a kol.: Dědictví Řeči. (Das Erbe der Sprache.) Prag, Panorama 1986.

Varchol, Jozef – Varcholová, Nadežda: Zvyky a povery v ľudovom staviteľstve a bývaní Rusínov – Ukrajincov na Slovensku. (Bräuche und Aberglaube in Volksbaukunst und Wohnen der Ruthenen – Ukrainer in der Slowakei.) In: Tradície staviteľstva a bývania na Slovensku. (Ed. M. Sopoliga) Bratislava – Svidník. Exco s.r.o. 1999, S. 122–120.

Zuzana Profantová – Home is a Pair of Hands into Which One May Cry Freely. On Anthropological Aspects of the Study of the House and Home

The author's current study focuses on the importance of a home place in human existence stemming from its essence and man's living in a house. The author departs from the philosophical view of existence of *homo domesticus* and pays particular attention to an axiological aspect of the house. The area of a house is analysed from the point of view of archaic cultures as a repetition of the act of the creation of the world – *gesta deorum*. The author draws on house geometry, colonisation, and place selection for the construction of a dwelling, aspects with which superstitions and customs in traditional cultures are connected. Special attention is paid to the oven in traditional dwellings, as well as the chimney, doors and threshold – as a demarcation

space between *orbis interior* and *orbis exterior*. These fundamental existential segments of housing are interwoven with a number of superstitions and magical acts in Slovakia and other Slavic countries, and this study also addresses their importance as reflected in folklore, for example in proverbs described by the author. A focus on the moral and social substance of a house and housing as a space for the realisation of a category of home makes this subject matter still very relevant even in the current period of strong modernisation pressures.

„Alles tot Ding?“ Anmerkungen zum Reliquienkult

Franz Dungal

Der Aufsatz geht der Frage nach Funktion und Motiven der Reliquienverehrung bis in die heutige Zeit nach. Eingegangen wird zunächst auf die Definition von Reliquien, primäre Verehrungsmotive und die Sichtweise verschiedener Religionen. Ein religionsgeschichtlicher Überblick beleuchtet die Antike, die alte Kirche bis zur Reformation, Katholizismus und modernen Personenkult. In einer näheren Analyse der Verehrungsmotive wird auch auf die Bedeutung von Reliquien für die Trauerarbeit und Bestattungsformen mit Parallelen zum Reliquiar eingegangen. Psychoanalytische Überlegungen zeigen Ähnlichkeiten zu Übergangsobjekten, *linking objects* und Fetischen auf.

1. Einleitung

Ausgangspunkt und Anregung für die nachfolgenden Ausführungen ist das Kapitel „Museum als Reliquienhort“ des Werkes „Die Toten bilden“ (Museum und Psychoanalyse II) von Karl-Josef Pazzini, das wiederum auf einem von ihm gehaltenen Vortrag mit dem Titel „Reliquien – ein Aufzeichnungsmedium?“ beruht (Pazzini 2003, S. 75–95, 216). Er sieht das Museum als eine säkularisierte Form der Reliquiensammlung (vgl. Pazzini 2007) und konstatiert auch direkte oder indirekte Umwandlungen von Kirchen in Museen im 20. Jahrhundert bzw. – Ernst Jünger zitierend – die Verwandlung der Reliquie aus einem sakralen in ein museales Instrument (vgl. Pazzini 2003, S. 84). Für die Untersuchung von Bedeutung und Funktion der Reliquien ist aber auch für ihn die Religionsgeschichte die maßgebliche Grundlage.

Auf diese wird auch im Titel der vorliegenden Arbeit Bezug genommen, wenn darin auf die Bewertung der Reliquien durch Luther

1529 („Es ist alles tot Ding, das niemand heiligen kann.“ – vgl. Hauck 1905, S. 634) zurückgegriffen wird. Das Fragezeichen ist begründet in der Ambivalenz, die sich bei Beurteilung von Heiligen und ihren Reliquien zeigt. Einerseits wird festgestellt, dass über die Reliquienverehrung, wie sie im 19. Jahrhundert neu aufgelebt war, heute praktisch nicht mehr gesprochen werde, dass die allgemeine Ratlosigkeit bereits in Peinlichkeit umgeschlagen zu sein scheine, habe man doch mancherorts die gläsernen Schreine und Reliquienkästen beiseite geschafft oder doch mit Vorhängen, Platten oder dunklem Glas abgedeckt (vgl. Angenendt 1994, S. 310). Andererseits wird hervorgehoben, dass Heilige und deren Reliquien nicht „überholter Plunder“ seien, auch nicht Ziel einer „magisch-fetischistischen Frömmigkeit“, vielmehr Orientierungshilfen, die jeder Christ nötig brauche (wenngleich in derselben Quelle kurz darauf betont wird, dass unser verändertes Frömmigkeitsbewusstsein es uns heute erlaube, direkt mit Gott in Kontakt zu treten und die Vermittlerperson des Heiligen und seine Anwesenheit durch eine Reliquie dafür nicht mehr notwendig seien – vgl. Kaindl 2005, S. 38, 44). Es wird auch der Standpunkt vertreten, dass die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien ein Gradmesser sei, der die Krankheit wie die Gesundheit des christlichen Glaubens und der gelebten Frömmigkeit unerbittlich aufzeige (vgl. Läßle 1990, S. 43).

Die Ambivalenz in der Beurteilung des Heiligen- und Reliquienkultes reicht historisch gesehen freilich weit zurück, hat doch schon vor der Reformation etwa ein Erasmus von Rotterdam zu Beginn des 16. Jahrhunderts den falschen Pomp an Gnadenstätten, den unheiligen „Betrieb“, die Leichtgläubigkeit der Pilger und die Fragwürdigkeit mancher Reliquien belächelt (vgl. Schenda 1967, S. 79).

Was die Praxis betrifft, so ist die Bedeutung etwa von Wallfahrten zu Heiligen und ihren Reliquien evident. Empirische Untersuchungen geben Aufschluss über die Aktualität von Volksfrömmigkeit. Beispielfhaft sei auf die Verehrung Bruder Konrads in Altötting hingewiesen. Das aus der örtlichen Wasserleitung kommende, über eine in der Leitung verborgene Reliquie des Heiligen rinnende Wasser erfreut sich wegen seiner Heilwirkung bei Augenleiden großer Beliebtheit, in Briefen werden verschiedenste Anliegen an ihn herangetragen, sein Kopf wird als Hauptreliquie mehrmals im Jahr ausgetragen. Seine Verehrung beschränkt sich aber nicht auf den bayerischen Raum, weit über hundert Kirchen auf der ganzen Welt tragen seinen Namen (vgl. Völkl 1985, S. 218 ff).

Nachfolgend soll nach einer Darstellung von Reliquien und Reliquiaren sowie des Umgangs mit ihnen auf Funktion und Motive der Reliquienverehrung bis in unsere heutige, angeblich doch so aufgeklärte und naturwissenschaftlich orientierte Zeit eingegangen werden.

2. Reliquien und Reliquiare

Als Reliquien (*reliquiae*, „Zurückgebliebenes“) werden im religionsgeschichtlichen Kontext die Überreste der Körper von verstorbenen, kraftgeladenen Menschen bezeichnet. Wichtig ist ihre Versehenheit mit Kraft, Gnade, schließlich Heiligkeit der Person, von der die Reliquie stammt. Diese repräsentiert sie unabhängig von der Größe der Reliquie und dem zeitlichen Abstand zur Lebenszeit (vgl. Klein 1998, S. 67). Die Verehrung der Reliquie beruht auf dem Glauben, dass die ihr innewohnenden Kräfte über das Grab hinaus dauerhaft wirksam sind und hat zum Ziel, ihrer körperlich und geistig teilhaftig zu werden (vgl. Felber 2004, S. 417). Man sucht diese Kräfte für sich zu nutzen, sei es, dass man damit Unheil abwehren und sich schützen will, sei es, dass man mit den Reliquien Heil und Segen, konkret etwa Gesundheit, Wohlergehen, Wachstum oder wirtschaftliche Blüte herbeirufen will (vgl. Pazzini 2003, S. 81).

Als Reliquie erster Ordnung bezeichnet man den vollständigen Leichnam oder Teile davon, wie einzelne Knochen. Als Reliquie zweiter Ordnung gelten insbesondere Kleidungsstücke oder Gebrauchsgegenstände der verehrten Person, als solche dritter Ordnung schließlich Gegenstände, die mit der Reliquie in enge Beziehung gebracht worden sind, z.B. Öl, das über eine Reliquie fließt, oder Edelmetallringe, die zusammen mit der Reliquie aufbewahrt werden (vgl. Klein 1998, S. 67).

Der Besitz von Reliquien legitimierte Herrscher, förderte die Verbreitung von Religionen, war durch das Pilgerwesen ein wirtschaftlicher Machtfaktor und konnte sogar einen Grund für kriegerische Auseinandersetzungen darstellen (vgl. Felber 2004, S. 417).

Die Verehrung der Reliquien erfolgte durch das Errichten von Gebäuden über Heiligengräbern, Prozessionen mit der Reliquie und das Aufstellen von Kerzen oder Blumen vor dem Aufbewahrungsort. Darüber hinaus wurde vielfach ein besonders inniger Kontakt durch

Berührung (s. hierzu auch nachfolgend) oder verehrenden Kuss angestrebt und die Nähe zur verehrten Person über den eigenen Tod hinaus durch Bestattung in ihrer Nähe gesucht (vgl. Klein 1998, S. 67 f.; Heiler 1986, S. 1045).

Die Verehrung von Reliquien hat sich in manchen Religionen gegen die offizielle Lehre durchgesetzt. So wurden etwa im Judentum trotz Bestimmungen über die Verunreinigung mit Toten Gräber zum Ziel von Wallfahrten. Im Islam werden besonders Reliquien Muhammads und Gräber islamischer Heiliger verehrt. Der Hinduismus hat aufgrund der Vorstellung von Unreinheit keinen Reliquienkult und praktiziert die vollständige Vernichtung des Körpers durch Verbrennen. Ausgeprägte Reliquienverehrung weisen hingegen das Christentum (bei Zurückhaltung im Protestantismus) und der Buddhismus auf. Beim Buddhismus beginnt sie mit der Verehrung der Asche Buddhas, die unter acht adeligen Familien verteilt worden sein soll. Er kennt bezüglich der Reliquien keine Wertigkeit, während im Christentum allem, was mit der Passion Jesu im Zusammenhang steht, wie z.B. Kreuzesreliquien, ein besonderer Rang zukommt (vgl. Felber 2004, S. 417).

In einem kurzen religionsgeschichtlichen Überblick soll nachfolgend auf den Umgang mit Reliquien näher eingegangen und das Verständnis für die Reliquienverehrung vertieft werden.

In der Antike gab es Reliquienverehrung zunächst in Griechenland. Der Kult war an die Grabstätte männlicher und weiblicher Heroen gebunden, die sich meist innerhalb der Städte befand und zur Sicherung der Reliquien zum Teil auch geheimgehalten wurde. Über dem Grab wurde ein Bau errichtet, darüber hinaus wurden Reliquien in Tempeln oder Profanbauten aufbewahrt. Die Polis (nicht der einzelne) sicherte bzw. erhoffte sich durch Verehrung in Form von Prozessionen, Opfern und Festen wirtschaftliches Wohl, Kriegsglück, Schutz vor Pest und Hungersnot, Heilungen und Wunder. Verehrt wurden auch Waffen, Kleidung und Gegenstände der Heroen, wie die Lanze des Achill, die Sandalen der Helena oder das Argonautenschiff. Keinen eigentlichen Heroenkult gab es bei den Römern, gezeigt wurde aber etwa das Schiff des Aeneas. In Ägypten zeigte sich die Wertschätzung der Toten in Mumifizierungen, Reliquien gab es aber lediglich von Isis und Osiris (vgl. Felber 2004, S. 418).

Betrachtet man die Entwicklung in der Kirche bis zur Reformation (nach Köpf 2004, S. 418 ff.), so zeigen sich erste Belege für die

Hochschätzung und den Gebrauch von Reliquien im Zusammenhang mit der wachsenden Märtyrerverehrung ab dem 2. Jahrhundert, die ihre Wurzel in der vom Judentum ererbten Hochschätzung und privaten Verehrung des Gerechten und des Märtyrers haben dürfte (vgl. Klauser 1960, S. 37). Durch das damit verbundene Bekenntnis zur Auferstehung der Toten wurde der tote Leib zum Zeichen des ewigen Lebens (vgl. Schulten 1985, S. 62). Man wählte die im Himmel weilende Seele verbunden mit ihrem Leib auf Erden, auf den die himmlische Kraft herabstrahlte. Die Vermittlung dieser Kraft durch Berührung des irdischen Leibes bildete den Primärgrund der Verehrung (vgl. Angenendt 1998, S. 70).

Diese Berührbarkeit spielte zweifellos eine wichtige Rolle bei der Entwicklung des Reliquienkultes. „Religion mag ein Stein sein, der in die Welt geworfen wurde; der Stein muss aber berührbar sein.“ (Geertz 1991, S. 17) Man muss nicht mehr nur blind glauben, sondern kann auch sehen und greifen, dass Heilige existiert haben (vgl. Mayr 2000, S. 18). Pazzini meint im Zusammenhang mit den Reliquien der Museen, dass ein vielleicht auftauchender Mangel an Glaubwürdigkeit der Erzählungen durch die prinzipielle, wenn auch nicht immer durchgeführte Berührbarkeit wettgemacht scheint. Die Berührung scheine so etwas wie einen Zeittunnel zu eröffnen. Die zwischen dem Moment der Berührung in der Gegenwart und dem angezielten Vergangenen verfllossene Zeit, die Distanz, scheine für einen Moment aufgehoben, für den Moment der kurzen, flüchtigen Berührung. Ein kleiner Kurzschluss werde erzeugt, Berührung sichere das Existenzgefühl (Pazzini 2003, S. 91).

Die Märtyrer waren Zeugen der Kraft des Glaubens und nach ihrem Tod machte sich an ihrem Andenken die Erinnerung der Christen fest. Ihr Grab wurde zum Mittelpunkt der Kirchen, wo der Ort neben dem Namen *confessio* oder *martyrium* auch denjenigen der *memoria* erhielt (vgl. Le Goff 1992, S. 106). Bereits im 4. Jahrhundert waren Partikel des „Wahren Kreuzes“ Christi weit verbreitet. Ebenso ist zunehmend die Translation von Reliquien von ihren Grabstätten an andere Orte bezeugt. In Gallien wurde dabei schon früh der Sarkophag erhöht hinter dem Altar aufgestellt. Mit der Translation und der Verbindung von Reliquiengrab und Altar („Erhebung zur Ehre der Altäre“) sollte die Zueignung von Heil innerhalb und außerhalb des Gottesdienstes verstärkt und ein Herrschafts- und Schutzverhältnis zwischen dem Heiligen und der Kirche begründet werden. Als die

vorhandenen Märtyrergräber nicht mehr ausreichten, um die neu entstehenden Kirchen mit Reliquien zu versorgen, wurde in Reliquienteilungen ein Lösungsweg gefunden. Dieser beruhte auf der Überzeugung, dass jedes auch noch so kleine Teilchen dieselbe Kraft enthalte wie der vollständige Körper. Die im Abendland zum Unterschied vom Osten zunächst noch stärkeren Hemmungen, einen Märtyrerleib zu zerteilen und einzelne Teile separat zu verwenden, verloren sich im 9. und 10. Jahrhundert (vgl. Kötting 1965, S. 15 ff.; Köpf 2004, S. 419; Angenendt 1998, S. 71).

Zur Aufbewahrung der Reliquien wurden Reliquiare in den verschiedensten Formen geschaffen. Durch die Praxis der Reliquienteilungen erweiterten sich die gestalterischen Möglichkeiten der daran beteiligten Künstler ganz erheblich. Hingewiesen sei nur auf Werke der Plastik, in die rückseitig Kammern zur Aufbewahrung von Reliquien eingefügt wurden, die ab dem 11. Jahrhundert auftretenden „redenden Reliquiare“ (Kopf-, Arm-, Hand- oder Fußreliquiare, deren Form auf die Art der umschlossenen Reliquienpartikel hinweist, wie z.B. die Kölner Ursulabüsten), die großen, den künstlerischen Höhepunkt der Gattung markierenden Reliquienschreine des 12. und 13. Jahrhunderts sowie auf Reliquienostensorien ab etwa 1200, mit einem Glas- oder Bergkristallzylinder ausgestattete Reliquiare, die ihren kostbaren Inhalt den Blicken freigeben (vgl. Bock 2004, S. 414 ff; Stückelberg 1902, S. 92 ff.). „Jeder einzelne kann sich [nun] davon überzeugen, dass da etwas ist. Die einzelnen sind nicht mehr alleine auf den Glauben an das Wort, an die Legenden oder die Schriften angewiesen. Sie können sehen. Es wird ein Blick in die Vergangenheit preisgegeben, die prinzipielle Berührbarkeit angeboten, und durch den kostbaren Kristall, der sonst vielleicht nur in Fürstenhöfen zu sehen war, ein Vorschein auf das Paradies gegeben. Diese Kristallschreine könnte man als Vorläufer der Vitrinen sehen.“ (Pazzini 2003, S. 82)

Im Mittelalter entstanden Reliquienaltäre und -kapellen mit einer Vielzahl ausgestellter Reliquien, in denen sich das Sammelinteresse einzelner geistlicher und weltlicher Fürsten mit dem Wunsch nach religiöser Inszenierung herrscherlicher Macht verband. Bedeutende Heiligengräber und herausragende Reliquien wurden zum Ziel nationaler und internationaler Wallfahrten, denen insbesondere nach Ausdehnung des Ablasses auch auf die Betrachtung von Reliquien ebenso erhebliche wirtschaftliche Bedeutung zukam (vgl. Köpf 2004,

S. 420). Es entstand ein Netzwerk aus Pilgerwegen neben jenem, das zwischen Himmel und Erde durch die Reliquien geschaffen wurde (vgl. Pazzini 2003, S. 78 f.).

Der steigende Bedarf an Reliquien führte nicht nur zu einem schwunghaften Handel, sondern auch zu zahlreichen illegalen Beschaffungsaktionen. Erwähnt sei beispielhaft, dass am Ausgang des 12. Jahrhunderts Bischof Hugo von Lincoln zunächst die Leichenhülle auftrennte, die den Armknochen Maria Magdalenas umgab, um dann zum Entsetzen der anwesenden Mönche des Klosters, welches diese Reliquie zu seinem Kirchenschatz zählte, den Knochen in den Mund zu stecken und zwei Stückchen davon abzubeißen. Während der Aufbahrung der 1231 verstorbenen Elisabeth von Thüringen drückten Besucher ihre Verehrung so aus, dass sie Kleidungsstücke und Tücher wegrissen und Teile von Haaren, Nägeln, Ohren und Brustwarzen abschnitten. Franz von Assisi entging nur durch besondere Vorsichtsmaßnahmen einem ähnlichen Schicksal (vgl. Mayr 2000, S. 9). Unter den zahlreichen Diebstählen dürfte Byzanz besondere Bedeutung zukommen, von dessen großem Schatz die plündernden Kreuzritter im Jahre 1204 zahlreiche Stücke ins Abendland brachten (vgl. Angenendt 1994, S. 159 f.).

Darüber hinaus spielten Fiktion und Betrug bei der Reliquienverehrung eine große Rolle. Dies wird etwa deutlich bei Reliquien wie der Vorhaut, dem Schweiß und Blut Christi oder der Milch Marias (vgl. Heiler 1986, S. 1046). Zwar warnten „viele Decrete der Concilien [...] vor Reliquiendieben und Almosensammlern, welche ohne Befugnis mit Reliquien herumzogen“ (Esser 1897, S. 1037), die Zahl gefälschter Reliquien dürfte aber dennoch erheblich gewesen sein.

Die das gesamte Mittelalter durchziehenden kritischen Äußerungen gegenüber dem Reliquienkult wurden durch spätmittelalterliche Reformer, Humanisten und schließlich von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts immer nachdrücklicher vorgetragen. Luther verwarf die Reliquienverehrung als der Allmacht Gottes abträglich, Calvin wandte sich gegen idolatrische Tendenzen (vgl. Beinert 1992, S. 1621 f.). Diese theologische Ablehnung führte zwar zum weitgehenden Untergang der Reliquien im Wirkungsbereich der Reformation, vor allem im Luthertum entwickelte sich allerdings neben einer neuen Form evangelischer Heiligenverehrung eine Memorialkultur, die Objekte aus Luthers Besitz sammelte und sie sogar „Luther-Reliquien“ nannte. Diese wurden zwar meist nur als historische Erinne-

rungsstücke hoch geschätzt, gelegentlich waren sie aber auch Gegenstand einer quasi-religiösen Verehrung (vgl. Köpf 2004, S. 421).

Am Bedeutungsverlust der Reliquien zeigt sich jedenfalls, dass Reliquien beim Herausfallen aus einem Ritual zu Rohstoff oder Abfall werden. In Bremen etwa wurden Reliquien nach der Reformation zur Handelsware. Sie wurden nach Bayern verkauft, um dort wieder in ein Ritual eingebunden zu werden. „Reliquien schrumpfen sofort auf die Faktizität ihres Materials, wenn die mythischen, ideologischen Komponenten, unter denen sie wahrgenommen wurden, zusammenbrechen. Es muss dann eine andere Geschichte appliziert werden oder die Reliquien geraten in Vergessenheit“ (Pazzini 2003, S. 89). Hervorzuheben ist auch ein anderer Zusammenhang: Bei Reliquien im Dienst einer Eschatologie, die auf Zukunft, ein Jenseits gerichtet ist, nimmt die faktische Geschichte nur einen niederen Rang ein, wird sie regelrecht gehasst. Umgekehrt hat die Forderung nach überprüfbarer Geschichtsschreibung Hass auf die Reliquienverehrung und die dabei erzählten Geschichten erzeugt (vgl. Pazzini 2003, S. 91; Le Goff 1992, S. 99).

Die Reaktion der katholischen Kirche auf die reformatorische Kritik durch das Tridentinum (1545–1563) steht am Beginn von Ausführungen, die den weiteren Umgang mit Reliquienverehrung im Katholizismus zum Gegenstand haben. Neben einem kurzen geschichtlichen Rückblick soll dabei auf einige Fragen des Brauchtums und der Echtheit von Reliquien sowie auf Theologie und Liturgie eingegangen werden (vgl. dazu Hafner 2004, S. 422 ff).

Durch das Tridentinum wurde die Reliquienverehrung nicht direkt angeordnet, aber als nützlich empfohlen. Verboten war die Aussage, dass eine Verehrung nutzlos sei. Den Bischöfen wurde aufgetragen, „geldwerten“ Handel mit Reliquien zu unterbinden und durch Belehrung einem Aberglauben vorzubeugen, wonach in Bildern und Reliquien irgendeine Gottheit oder Kraft wohne. Neue Reliquien durften nur mit Zustimmung des Ortsbischofs zugelassen werden. Die strenge Normierung der Riten durch die tridentinischen Liturgiereformen hatte eine eigenständige Entwicklung lokaler Volksfrömmigkeit zur Folge (vgl. Hafner 2004, S. 423).

Nach einer Stimulierung von Reliquientranslationen durch die Wiederentdeckung der römischen Katakomben – Katakomben-Heilige wurden in großer Zahl als „ganze“ Körper bis in den schweizerisch-süddeutsch-österreichischen Raum übertragen und, angetan be-

reits mit dem himmlischen Schmuck der weißen Gewänder und Perlen, oft mit farbigen Glassteinen in den Augenhöhlen und Vergoldungen versehen, auf die Altäre gestellt und zur Schau dargeboten (vgl. z.B. Jaggi 1989, S. 149 f.) – kam mit der Aufklärung und der naturwissenschaftlichen Medizin ein folgenschwerer Einbruch. Die Diskussion, ob im Toten nicht doch noch eine Lebenskraft sei, endete mit der unwiderruflichen Feststellung, dass der Leichnam tot und wegen seiner Gifte sogar gefährlich ist, also „statt Küssen der Gebeine nun Warnung vor ihnen, statt Wohlgeruch jetzt Leichengestank“ (Angenendt 1998, S. 72).

Zur weiteren Entwicklung ist davon auszugehen, dass ab Mitte des 19. Jahrhunderts die historisch distanzierte Perspektive irreversibel wurde. Dies führte dazu, dass die Echtheit von Reliquien reihenweise widerlegt und die Reliquienverehrung ein Gegenstand von Religionswissenschaft und Ethnologie wurde (vgl. Hafner 2004, S. 424). Dieser Befund ist zusammen mit einer Einschätzung der katholischen Praxis zu sehen, wonach sich eine im 19. Jahrhundert neu aufgeblühte Heiligenverehrung bis ins 20. Jahrhundert fortsetzte. Das diesbezügliche Resümee der Kirchen-Konstitution des Vaticanum II hält fest, dass Gott im Leben derer, die „zwar Schicksalsgenossen unserer Menschlichkeit, dennoch vollkommener dem Bilde Christi gleichgestaltet werden [...], den Menschen in lebendiger Weise seine Gegenwart und sein Antlitz [zeigt]. In ihnen redet er selbst zu uns, gibt er uns ein Zeichen seines Reiches, zu dem wir, mit einer so großen Wolke von Zeugen umgeben und angesichts solcher Bezeugung der Wahrheit des Evangeliums mächtig hingezogen werden“ (nach Angenendt 1994, S. 309).

Aus volkskundlicher Sicht ist der Reliquienkult eines der Gebiete, wo sich „Volks Glaube und kirchliche Lehre am stärksten durchdringen“ (Beitl 1974, S. 671 f.). Neben die offiziellen Reliquienanwendungen, nämlich das Aufstecken von Kerzen vor Reliquien, das Aufstellen von Schreinen für Reliquien, das Tragen von Reliquien in Prozessionen und Wallfahrten zu Reliquien, treten vielfältige Praktiken im Brauchtum. Abhängig von der Form des Reliquiars (wie z.B. Briefchen, Anhänger, Wandbild, Kreuz) können Reliquien etwa bei Krankheit oder Gefahr aufgelegt, in der Hand gehalten oder – im Fall sogenannter Schluckbildchen – auch eingenommen werden. Reliquienkästen („Altärchen“) sind über das Anrufungsgebiet eines bestimmten Heiligen hinaus verwendbar. Als pastoral problematisch

erwies sich die Konkurrenz bzw. Vermischung von Reliquien mit Sakramenten, z.B. das Betrachten von Bluthostien in Analogie zu blutenden Reliquien oder die gegenüber dem eucharistischen Blut höhere Verehrung des angeblich von der Geißelsäule Christi stammenden Blutes (vgl. Hafner 2004, S. 424).

Die Geschichte der Reliquien wird begleitet von der Diskussion über ihre Echtheit. Bereits lange vor der Reformation entstanden etwa aufgrund des Vorhandenseins mehrerer Häupter desselben Heiligen Zweifel an der Historizität einiger Heiliger und an der Echtheit von Reliquien. Mit diesen verbundene Textbänder und Siegel sollten daher die Echtheit mit kirchlicher Autorität bestätigen (vgl. Hafner, 2004, S. 424). Aus älteren Quellen ist hiezu der Standpunkt abzulesen, dass aus der Möglichkeit eines Irrtums bezüglich der Echtheit einzelner Reliquien kein Argument gegen die Verehrung im Allgemeinen zu entnehmen sei. Abgesehen davon, dass die Zahl der falschen Reliquien (zu denen Überreste von Heiligen mit bloß unrichtiger Namensbezeichnung nicht gerechnet werden dürften) sicher nicht so groß sei, wie eine gehässige Polemik oft glauben machen wolle, „würde selbst der irrig einer falschen Reliquie erwiesene Cult die Gesinnung des Verehrenden vor Gott nicht wertlos machen“ (Esser 1897, S. 1031; vgl. auch Stückelberg 1902, S. 77: „Wenn man [...] sieht, wie die Andenken willkürlich können vermehrt werden, so sieht man, wie unrecht diejenigen haben, welche von Reliquienfälschung in großem Maßstab reden.“).

Seitens der Kirche wurde stets das Dogma vertreten, echte Andacht und echter Glaube seien nicht verloren, auch wenn sie unechten Reliquien gelten würden (vgl. Kroos 1985, S. 30). Pazzini stellt diese Einstellung in einen Zusammenhang mit Ausführungen Freuds, wonach der Weg, der von der Konstruktion des Analytikers ausgehe, in der Erinnerung des Analysierten enden sollte, aber nicht immer so weit führe. Oft genug gelinge es nicht, den Patienten zur Erinnerung des Verdrängten zu bringen. Anstatt dessen erreiche man bei ihm durch korrekte Ausführung der Analyse eine sichere Überzeugung von der Wahrheit der Konstruktion, die therapeutisch dasselbe leiste wie eine wiedergewonnene Erinnerung (vgl. Pazzini 2003, S. 92).

Im Gegensatz dazu hat das Vaticanum II die Echtheit von Reliquien in den Vordergrund gestellt: „Die Heiligen werden in der Kirche gemäß der Überlieferung verehrt, ihre echten Reliquien und ihre Bilder in Ehren gehalten“, heißt es hier, und das „Direktorium zur

Volksfrömmigkeit“ empfiehlt sogar, zweifelhafte Reliquien diskret aus dem Verkehr zu ziehen. Dort, wo Zweifel an ihrer Authentizität bestehen, müssten die Reliquien „mit der nötigen Klugheit der Verehrung durch die Gläubigen entzogen werden“ (Verlautbarungen 2001, S. 174). Auch in der Liturgie kommt diese Haltung zum Ausdruck. Nach dem Ritus der katholischen Kirchweihe 1977 ist es einer Gemeinde freigestellt, Reliquien in einen neu errichteten Altar einzu-mauern. Neben anderen Rücksichten (Erkennbarkeit als Körperteile, Unterbringung unter dem Altar, Märtyrerreliquien) gilt dabei, dass zweifelhafte Reliquien nicht verwendet werden dürfen. Dabei ist auch wesentlich, dass nicht die Reliquien den Altar ehren, sondern Christus und sein Kreuzopfer die Märtyrergräber ehren. Aus theologischer Sicht ist bedeutsam der Bischofskommentar bei der Altarweihe, wonach man sich in der Feier der Eucharistie in Christus verbunden weiß mit allen Gläubigen, den lebenden und den verstorbenen, und die Heiligen in besonderer Weise Zeugen dieser Verbundenheit seien. Hervorgehoben wird auch die Funktion der gemeinschaftlichen und öffentlichen Reliquienverehrung als Gegenpraxis zur Privatisierung und Unsichtbarmachung des Todes (vgl. Hafner 2004, S. 424 f.).

Nur kurz soll auf die Erscheinungen des Reliquienkultes in Form moderner Personenverehrung ab dem 18. Jahrhundert hingewiesen werden. Diese können dem Herrscherkult (im 20. Jahrhundert dem Personenkult insbesondere der sozialistischen Führer) und dem Geniekult (im 20. Jahrhundert dem Starkult) im Rahmen bürgerlicher, später massenkultureller Erinnerungs- und Identitätskultur zugeordnet werden und reichen von Lenin bis Kim Il Sung auf der einen und von Beethoven bis Elvis Presley auf der anderen Seite (vgl. Mohr 2004, S. 425 f.). Aus der volkskundlichen Literatur sei in diesem Zusammenhang etwa auf den Kult um Lassalle hingewiesen, der des Öfteren dazu verleitet hat, Parallelen zu volksreligiösen Erscheinungen zu ziehen (vgl. Scharfe 1999, S. 173 mit Zitierung der Kritik von Korff, wonach dabei aber nicht Heilserwartung das tragende Moment gewesen sei, sondern „symbolische Bündelung eines proletarischen Erfahrungs- und Erwartungspotentials und [...] deren Transformation in einen politischen Argumentationszusammenhang“).

3. Zu Funktion und Motiven der Reliquienverehrung

Im vorangegangenen Abschnitt wurde bereits mehrfach andeutungsweise auf Ursachen und Motive der Reliquienverehrung eingegangen. Dieser Themenbereich soll nachfolgend noch etwas ausführlicher behandelt werden.

Ausgangspunkt ist der Glaube, dass die den Reliquien innewohnenden himmlischen Kräfte über das Grab hinaus dauerhaft wirksam sind und man ihrer durch Verehrung teilhaftig werden kann. Sie dienen der Abwehr von Unheil und sollen Heil und Segen bringen, haben also prohibitive wie invitorische Wirkung (s. schon unter Kapitel 2). Heilende und schützende Wirkung sind bei den Reliquien aufs engste mit der Erinnerung verbunden. Individuelle Erinnerung wird bei der Reliquienverehrung zu einem sozialen Gedächtnis verallgemeinert (vgl. Pazzini 2003, S. 81).

Hinzuweisen ist auch auf die allgemeine menschliche Pietät, die sich schon im jüdischen Toten- und im griechischen Heroenkult zeigte, sowie auf den theologischen Gedanken von der Heiligkeit des zur Auferstehung bestimmten Leibes und von der über den Tod hinausreichenden Gemeinschaft der Heiligen (vgl. Beinert 1992, S. 1622).

Aus dem Reliquienkult im Rahmen der Kirche ist darüber hinaus ableitbar, dass sich Beweggründe gut über in Aussicht gestellte Gratifikationen zu einer anderen Zeit für einen anderen Zustand ergeben. Zukünftige Gratifikationen brauchen einen „Vorschein“. Dieser wird durch prächtige Ausstattung, Architektur und Rituale erzeugt, „ein vorgezogenes, probeweises Camping im Himmel in der Wallfahrtskirche“ (Pazzini 2003, S. 82).

Einer Betrachtung wert ist auch die Bedeutung der Reliquien für die Trauerarbeit. Sie stellen zugleich den Versuch des Festhaltens und der Trauer dar. Trauerarbeit bedeutet, dass ein Ablösungsvorgang initiiert wird, der das, was die Toten waren, als Erinnerung formuliert und darüber hinaus die Erwartungen der Toten an die Überlebenden umarbeitet in Konstruktionen, die als Wünsche der Überlebenden und deren Erinnerungen erkennbar werden (Pazzini 2003, S. 85). „Die Reliquie ist das, was von dem Toten aufbewahrt wird, damit es im Namen der Realität dafür garantiere, dass er nicht wiederkehrt. Das heißt schon, dass dem mit dem Reliquienkult verknüpften Ritual – im individuellen Mythos wie im kollektiven Glauben – die Allmacht der

Verschwundenen durchaus gegenwärtig ist. ‚Wir wissen‘, sagt Freud, ‚dass die Toten mächtige Herrscher sind ...‘ Wie die Trauerarbeit bezeugt, ist es keine leichte Sache, seine Toten zu begraben, wenn man es allein versucht.“ (Fédida 1972, S. 371)

Vorkehrungen zum Schutz der Hinterbliebenen, die im Rahmen von Bestattungszeremonien neben jenen getroffen wurden, die dem Wohle des Verstorbenen dienen, werden aus dieser Sicht verständlich. Sie zielten vor allem darauf ab, die Wiederkehr des Toten zu verhindern und bestanden etwa darin, dem Leichnam die Füße zu fesseln, die Sehnen durchzuschneiden, ihn zu schlagen, ihm Löcher in Schultern, Bauch und Lunge zu bohren und mit Steinen zu füllen, den Toten mit den Füßen voran zu tragen oder ihn auf ungewöhnlichem Weg aus dem Sterbehaus zu bringen, z.B. durch das Fenster oder den Rauchabzug (vgl. Wissmann 1980, S. 733).

Die Reliquie übernimmt eine repräsentierende Funktion, erlaubt einen Sprung durch die ablaufende Zeit und das Setzen eines Teiles für einen größeren Zusammenhang, für ein Ganzes (Pazzini 2003, S. 86). Ebenso verwirklicht die Reliquie „den illusorischen Kompromiss, dessen der Mensch sich bedient, um der Todesangst widerstehen zu können, so dass es ihm niemals gelingt, die Vorstellung vom Tod mit der – Schicksal gewordenen – Notwendigkeit eines Nicht-mehr in Einklang zu bringen“ (Fédida 1972, S. 372).

Die besondere Behandlung der Überreste Verstorbener ist nicht nur eine Besonderheit des christlichen Reliquienkultes, sondern Bestandteil der Bestattungsformen jeder Kultur.

Auf einige im vorliegenden Zusammenhang interessante Beispiele soll kurz hingewiesen werden. So essen in Papua-Neuguinea Angehörige des Stammes der Fore das Fleisch der Verstorbenen. Die Yanomami im Amazonas-Regenwald verbrennen die Toten und rühren ihre Asche in einer komplexen Zeremonie in eine breiartige Bananensuppe, die sie dann verzehren. Die Lebensenergie der Verstorbenen soll damit auf eine spirituelle Weise erhalten werden (vgl. Husemann 2006). Die Red-Bones, ein verschwundener Indianerstamm Nordamerikas, begruben die Toten, exhumierten sie aber nach einigen Jahren und malten die Knochen rot an. Danach fand ein feierliches Begräbnis der Gebeine statt. Der Gedanke an die Beinhäuser Europas mit ihren bemalten Schädeln und Knochen liegt nahe. Eine Parallele zum Gedanken des Reliquiars zeigt sich in den Königsgräbern der untergegangenen Moche-Kultur Südamerikas und den

Pharaonenbestattungen der Ägypter. Hier wurden tote Könige oder Priester einbalsamiert und dann mit Gold und Edelsteinen prächtig geschmückt, der Körper sollte möglichst erhalten bleiben (vgl. Röckerath 1989, S. 181).

Nachfolgend soll nun versucht werden, unter Bedachtnahme auf psychoanalytische Überlegungen zum Thema Zeit und Tod weitere Parallelen zu Reliquien zu finden, die ein tieferes Verständnis für die Reliquienverehrung ermöglichen (vgl. hierzu vor allem Röckerath 1989).

Einen ersten Ansatzpunkt bildet hierfür die psychoanalytische Entwicklungstheorie, wo es zunächst nach dem ersten Trennungsschock, der Geburt, um die Bewältigung der Trennung des Kindes von der Mutter der Säuglingszeit, den Übergang von „Mutter da, allein für mich“ zu „Mutter fort“ geht (vgl. Parin 1996). Um die Trennung von der Mutter zu überbrücken, entsteht das Bedürfnis nach einem speziellen Gegenstand, der vom englischen Kinderarzt und Psychoanalytiker D. W. Winnicott *transitional object*, „Übergangsobjekt“, genannt wurde. Es handelt sich dabei z.B. um den Zipfel eines Leintuches oder einer Decke, Fäden, die gezupft werden, ein Stofftier oder eine Puppe (vgl. Pesta 2005, S. 87). Dem Übergangsobjekt kommt gewissermaßen eine Ersatzfunktion für die nicht anwesende Mutter zu, die auf dessen taktilen und olfaktorischen Eigenschaften beruht. Es bleibt ein Gegenstand und ist kein projiziertes inneres Objekt oder eine Personenrepräsentanz, sondern ein Besitz. Das Übergangsobjekt kann daher nur eine Ergänzung der Beziehung zur Bindungsfigur sein, die langfristig die Ablösung von ihr erleichtert. Psychische Funktionen von Übergangsobjekten sind insbesondere das Sicherheitsgefühl, das Beruhigen und Trösten, die Bewältigung negativer Affekte und Erlebnisse, das In-Beziehung-Bleiben und das Sich-Individuieren im Sinne von Autonomie und einer Lösung aus der Abhängigkeit zur Mutter (vgl. Habermas 1996, S. 326, 333). Dauert nun die Trennung von der Mutter zu lange, so erlischt auch die Bedeutung des Übergangsobjektes für das Kind. Das Übergangsobjekt bleibt somit etwas zwischen dem Kind und der Mutter und bedarf der Zuwendung von beiden Seiten (vgl. Vortrag Winnicott Institut, 2004).

Es könnte nunmehr die These aufgestellt werden, dass die Schaffung von Reliquiaren und ihre Verehrung dem gleichen Muster folgen, mit dem der Mensch schon am Anfang des Lebens bedrohlich erlebte Veränderungen zu bewältigen versuchte (so Röckerath 1989, S. 183).

Überträgt man die Doppelbedeutung des Übergangsobjektes, nämlich Mutter und doch nicht Mutter, in die Dimension von Anwesenheit und Abwesenheit oder von Sein und Nichts, so lassen sich solche Elemente in einem bestimmten Trauerphänomen wiederfinden, das gleichfalls obigem Muster folgt. Es handelt sich um „Verbindungsstücke“, um *linking objects*, die vom türkischen Analytiker Vamik Volkan beschrieben werden. Es sind Gegenstände, die dem Verstorbenen gehört haben und von denen sich der trauernde Hinterbliebene nicht trennen kann, gleichsam ein Treffpunkt von Trauerndem und Betrauertem. Der Trauerprozess soll eingefroren werden, die endgültige Trennung nicht stattfinden, der Verstorbene symbolisch am Leben erhalten werden. Vermutet wird, dass auch bei anderen Trennungsvorgängen, z.B. Scheidungen, *linking objects* eine Rolle spielen (vgl. Röckerath 1989, S. 183).

Das Modell des Übergangsobjekts wurde auch für das widersprüchliche Aspekte enthaltende Erscheinungsbild der Reliquiare – Knochen von Toten und prunkvolle Verzierung und Verkleidung (vgl. hierzu Weinbrenner 1989, S. 175 ff.) – herangezogen. Es wird argumentiert, dass der Fetisch häufig hässlich und schön zugleich sei. Die besonderen Bedingungen, die an den Fetisch gestellt würden, insbesondere an seine Unversehrtheit, würden im Bedürfnis des Fetischisten wurzeln, jede noch so kleine Erinnerung an die schmerzlichen Wahrheiten zu vermeiden. Auf der anderen Seite sei in der Geschichte des Fetisch und seines Äußeren die Wahrheit unbewusst enthalten, das Verdrängte sozusagen noch vorhanden. Darin werde deutlich, dass das Unheimliche beim Anblick der Reliquiare in der Erkenntnis liege, dass das Hässliche, Morbide und Modrige durch das Schöne nur verdeckt sei, dass aber alle Verzierung nicht vollständig verdecken könne, was an Realität dahinterstecke. „Wir verdrängen im Reliquiar den Tod also nicht, wir verneinen ihn aber. Die Reliquie liefert uns den Beweis, dass der Märtyrer nicht wirklich gestorben ist.“ (Röckerath 1989, S. 184)

4. Schlussbemerkung

Es konnte eine Ambivalenz in der Beurteilung des Heiligen- und Reliquienkultes aufgezeigt werden, die auf eine lange Geschichte zurückblicken kann. Fragen der Definition von Reliquien, primären

Verehrungsmotiven (prohibitive und invitatorische Wirkung) und ihrer Rolle in verschiedenen Religionen war nachzugehen. Ein religionsgeschichtlicher Überblick beleuchtete die Antike, die alte Kirche bis zur Reformation (Märtyrerverehrung, Translationen, Reliquienteilungen, Reliquiare, Handel und Missbräuche, Kritik der Reformation), Katholizismus (Tridentinum, Katakombenheilige, Aufklärung, Brauchtum, Echtheitsproblematik, Theologie, Liturgie) und den modernen Personenkult (Herrscher- und Personenkult; Genie- und Starkult). Funktion und Motive der Reliquienverehrung wurden näher analysiert. Aus dem Gedanken eines „Vorscheins“ für künftige Gratifikationen, der Bedeutung von Reliquien für die Trauerarbeit sowie verschiedenen Bestattungsformen mit Parallelen zum Gedanken des Reliquiars ergaben sich wichtige Begründungen. Durch psychoanalytische Überlegungen zum Reliquienkult konnte dargelegt werden, dass Reliquiare Ähnlichkeiten mit Übergangsobjekten, *linking objects* und Fetischen aufweisen und teilweise gleichen Mustern folgen.

Pazzini – und damit wird der Ausgangspunkt unserer Überlegungen wieder erreicht – gelangt in seinen Ausführungen zur Struktur der Reliquie zur gut nachvollziehbaren Erkenntnis, dass es „immer wieder die Frage [gibt], die Verunsicherung, die Faszination, ein Stück, ein Fragment zu sehen von jemand, der auf irgendeine Weise wichtig war. Als wenn noch der Geist desjenigen irgendwie da wäre. Da und nicht da.“ (Pazzini 2003, S. 94)

Endgültige Schlussfolgerungen waren im Rahmen dieser Arbeit nicht beabsichtigt. Das Fragezeichen im Titel kann wohl nicht durch ein Rufzeichen ersetzt werden. Als vorläufiges Fazit möge nachfolgendes Zitat dienen (Röckerath 1989, S. 185):

„Es scheint, dass wir heutzutage die Symbolsprache, wie sie uns in der Reliquienverehrung begegnet, nur schwer verstehen können. Statt dessen versuchen wir, uns in wissenschaftlichen Untersuchungen an Reliquien (wie etwa jüngst am Turiner Grabtuch) die Sicherheit zu verschaffen, die dem Gläubigen unmittelbar gegenwärtig ist. Wie Kinder fragen wir: ‚Ist das auch echt?‘ – und geben damit eher ein Zeichen für unsere tiefe Verunsicherung in der Welt als für eine Festigkeit, die uns doch durch die rationale Erkenntnis vermittelt werden sollte.“

Literaturverzeichnis

Angenendt, Arnold: Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart. München 1994.

Ders.: Beitrag zu Stichwort „Reliquien/Reliquienverehrung“. In: Müller, Gerhard u.a. (Hg.): Theologische Realenzyklopädie. Band 29. Berlin/New York 1998, S. 69–74.

Beinert, Wolfgang: Beitrag zu Stichwort „Reliquien“. In: Fahlbusch, Erwin u.a. (Hg.): Evangelisches Kirchenlexikon. Internationale theologische Enzyklopädie. 3. Auflage. Band 3. Göttingen 1992, S. 1621–1623.

Beitl, Richard: Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Auflage. Stuttgart 1974.

Bock, Ulrich: Beitrag zu Stichwort „Reliquiar“. In: Betz, Hans Dieter u.a. (Hg.): Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 4. Auflage. Band 7. Tübingen 2004, S. 414–416.

Esser, A.: Beitrag zu Stichwort „Reliquien“. In: Wetzer und Welte's Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. 2. Auflage. Band 10. Freiburg im Breisgau 1897, S. 1030–1041.

Fédida, Pierre: Die Reliquie und die Trauerarbeit. In: Pontalis, J.-B. (Hg.): Objekte des Fetischismus. Frankfurt am Main 1972, S. 371–379.

Felber, Anneliese: Beitrag zu Stichwort „Reliquien/Reliquienverehrung“. In: Betz, Hans Dieter u.a. (Hg.): Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 4. Auflage. Band 7. Tübingen 2004, S. 417 f.

Geertz, Clifford: Religiöse Entwicklungen im Islam. Frankfurt am Main 1991 (zit. nach Mayr, Markus: Geld, Macht und Reliquien. Wirtschaftliche Auswirkungen des Reliquienkultes im Mittelalter. Innsbruck u.a. 2000, S. 18).

Habermas, Tilmann: Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung. Berlin/New York 1996.

Hafner, Johann Ev.: Beitrag zu Stichwort „Reliquien/Reliquienverehrung“. In: Betz, Hans Dieter u.a. (Hg.): Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 4. Auflage. Band 7. Tübingen 2004, S. 422–425.

Hauck, D. Albert: Beitrag zu Stichwort „Reliquien“. In: Hauck, D. Albert (Hg.): Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Auflage. Band 16. Leipzig 1905, S. 630–634.

Heiler, Friedrich: Beitrag zu Stichwort „Reliquien“. In: Gallig, Kurt u.a. (Hg.): Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für

Theologie und Religionswissenschaft. 3. Auflage. Band 5. Tübingen 1986, S. 1044–1047.

Husemann, Dirk: Mord und Totschlag. Wie der Mensch den Krieg erfand. In: Abenteuer Archäologie 2/2006 (<http://www.wissenschaft-online.de>, 25.5.2007).

Jaggi, Werner-Konrad: Wie das Volk die Reliquien verehrte. In: Legner, Anton (Hg.): Reliquien. Verehrung und Verklärung. Skizzen und Noten zur Thematik und Katalog zur Ausstellung der Kölner Sammlung Louis Peters im Schnütgen-Museum. Köln 1989, S. 149–153.

Kaindl, Heimo (Hg.): Zwischen Ehrfurcht und Schauer. Reliquienkult gestern und heute (Ausstellung Diözesanmuseum Graz 4. Mai bis 16. Oktober 2005). Graz 2005.

Klauser, Theodor: Christlicher Märtyrerkult, heidnischer Heroenkult und spätjüdische Heiligenverehrung. In: Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften, Heft 91. Köln/Opladen 1960, S. 27–38.

Klein, Wassilios: Beitrag zu Stichwort „Reliquien/Reliquienverehrung“. In: Müller, Gerhard u.a. (Hg.): Theologische Realenzyklopädie. Band 29. Berlin/New York 1998, S. 67–69.

Köpf, Ulrich: Beitrag zu Stichwort „Reliquien/Reliquienverehrung“. In: Betz, Hans Dieter u.a. (Hg.): Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 4. Auflage. Band 7. Tübingen 2004, S. 418–421.

Kötting, Bernhard: Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude. In: Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften, Heft 123. Köln/Opladen 1965.

Kroos, Renate: Vom Umgang mit Reliquien. In: Legner, Anton (Hg.): Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik. Katalog zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln. Band 3. Köln 1985, S. 25–49.

Läpple, Alfred: Reliquien. Verehrung, Geschichte, Kunst. Augsburg 1990.

Le Goff, Jacques: Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt am Main/New York 1992.

Mayr, Markus: Geld, Macht und Reliquien. Wirtschaftliche Auswirkungen des Reliquienkultes im Mittelalter. Innsbruck u.a. 2000.

Mohr, Hubert: Beitrag zu Stichwort „Reliquien/Reliquienverehrung“. In: Betz, Hans Dieter u.a. (Hg.): Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 4. Auflage. Band 7. Tübingen 2004, S. 425 f.

Winnicott Institut: Winnicotts Übergangsobjekt im Lichte der Säuglingsbeobachtung und der Intersubjektivismus (http://www.winnicott-institut.de/download/vortrag20040401_semstart.pdf, 25.5.2007).

Parin, Paul: Othello, der Mohr von Venedig. In: *Werkblatt – Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik* Nr. 36, 1/1996 (http://www.werkblatt.at/archiv/36_parin.pdf, 25.5.2007).

Pazzini, Karl-Josef: *Die Toten bilden. Museum & Psychoanalyse II*. Wien 2003.

Ders.: Beitrag zu Stichwort „Reliquie“. In: *Glossar Museumsakademie Joanneum* (<http://museumsakademie-joanneum.at/museologie/glossar/reliquie>, 9.4.2007).

Pesta, Thekla: Fetischismus, Körperbild und frühe Traumatisierung. Vortrag, gehalten am 15.11.2005 im Rahmen der Ringvorlesungen in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (<http://www.wpv.at/pesta-fetischismus.pdf>, 25.5.2007).

Röckerath, Klaus: Psychoanalytische Überlegungen zum Reliquienkult. In: Legner, Anton (Hg.): *Reliquien. Verehrung und Verklärung. Skizzen und Noten zur Thematik und Katalog zur Ausstellung der Kölner Sammlung Louis Peters im Schnütgen-Museum*. Köln 1989, S. 179–185.

Scharfe, Martin: Geschichtlichkeit. In: Bausinger u.a. (Hg.): *Grundzüge der Volkskunde*. 4. Auflage. Darmstadt 1999, S. 127–203.

Schenda, Rudolf: Wallfahrten. In: Scharfe, Martin u.a. (Hg.): *Volksfrömmigkeit. Bildzeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart*. Stuttgart 1967, S. 76–95.

Schulten, Walter: *Kölner Reliquien*. In: Legner, Anton (Hg.): *Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik. Katalog zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln*. Band 2. Köln 1985, S. 61–88.

Stückelberg, E. A.: *Geschichte der Reliquien in der Schweiz*. Zürich 1902.

Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls vom 17.12.2001 (Direktorium über die Volksfrömmigkeit und die Liturgie. Grundsätze und Orientierungen).

Völkl, Helmut: Bruder Konrad von Parzham – Heiliger des Normalen. In: Scharfe, Martin u.a. (Hg.): *Wallfahrt – Tradition und Mode. Empirische Untersuchungen zur Aktualität von Volksfrömmigkeit*. Tübingen 1985, S. 205–220.

Weinbrenner, Klaus: Reliquien – Reflexionen zu Ästhetik und Authentik. In: Legner, Anton (Hg.): *Reliquien. Verehrung und Verklärung. Skizzen und Noten zur Thematik und Katalog zur Ausstellung der Kölner Sammlung Louis Peters im Schnütgen-Museum*. Köln 1989, S. 175–178.

Wissmann, Hans: Beitrag zu Stichwort „Bestattung“. In: Krause, Gerhard und Gerhard Müller (Hg.): *Theologische Realenzyklopädie*. Band 5. Berlin/New York 1980, S. 730–734.

Franz Dungal, “All dead things?” Notes on the Cult of Relics

This paper explores functions and motives of relic veneration up to the present time. It first focuses on a definition of the relic, on primary veneration motives, and the perspectives of different religions. An overview of religious history sheds light on Antiquity, the old Church up until the Protestant Reformation, Catholicism, and modern personality cults. A closer analysis of the motives of veneration also examines the significance of relics used in mourning practices and forms of burial with parallels drawn to the reliquary. Psychoanalytical considerations reveal similarities with transitional objects, linking objects, and fetishes.

Mitteilungen

museum_inside_out **Ein museologischer Laborversuch**

Matthias Beitzl

Wenn die Museen nicht primär als Organe der Erinnerungskultur fungieren, sondern Teil der Vergegenwärtigung kultureller Vielfalt als Anregungspotenzial für Gegenwart und Zukunft darstellen, dann gewinnen wir Handlungsräume für sie, sind sie doch damit mehr als nur Orte der Erinnerungskultur – sie werden Laboratorien für die Zukunft.¹

In Wien arbeitet gerade unter dem Titel „Die Sammlung Österreich – Zukunftsdiskussion über die Bundesmuseen“² eine vom zuständigen Ministerium einberufene Expertenrunde am – wie zu lesen ist – „nächsten Innovationsschritt“ nach der Ausgliederung der Bundesmuseen aus der staatlichen Verwaltung vor zehn Jahren. Es ist da die Rede von den Museen als Impulsgeber in einer sich verändernden Welt, von Museen als Orte der Identifikation und Teilhabe für alle Teile der Bevölkerung.

In moderierten Runden mit bis zu 50 TeilnehmerInnen wird in thematisch gegliederten Arbeitskreisen „Staatliche Museumspolitik“, „Sammlungs- und Programmpolitik“ sowie „Governance“ diskutiert. Das Projekt startete im Herbst 2007, die Präsentation der Ergebnisse ist für den Herbst 2008 geplant. Das Österreichische Museum für Volkskunde ist nicht Teil dieser Runde, hat vor Ort aber Fürsprecher, die für das Haus und seine Anliegen eintreten.

Die Exklusion des ÖMV von dieser Evaluierungsrunde beruht auf seiner institutionellen Struktur, die als eine hybride Konstellation aus selbständigem Trägerverein, dem Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK) als Subventions- und Personalgeber und der Stadt Wien als

1 Kramer, Dieter: Alte Schätze und neue Weltsichten: Museen als Orientierungshilfe in der Globalisierung. Frankfurt am Main 2005, S. 164.

2 Siehe Homepage des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur: <http://www.bmukk.gv.at/kultur/museumsreform/index.xml> (Stand: 06.05.2008).

Verpächter des Gebäudes agiert. Das Museum wurde im Laufe seiner Geschichte weder in den Verband der staatlichen Museen integriert noch Ende der 1990er Jahre bei deren Überführung in den Status der selbständigen wissenschaftlichen Anstalten eingebunden. Doch in sein Selbstverständnis waren die Parameter eines Bundesmuseums stets eingeschrieben. Das ergab sich sowohl aus der Gründungsgeschichte des Museums als auch aus der Qualität der jahrzehntelangen Beziehungen zu den zuständigen Ministerien sowie aus seiner Stellung in der österreichischen Museumslandschaft. Mit der Umwandlung der Museen in wissenschaftliche Anstalten öffentlichen Rechts und dem nachfolgenden Wettbewerbsdruck änderte sich das rasch. Nicht zuletzt war das Museum bis ins Jahr 2000 im Kulturbericht der zuständigen Behörde unter der Rubrik Bundesmuseen geführt, ab dann nur noch Teil der „Allgemeinen Kulturangelegenheiten“ und somit Empfänger variabler und nicht vertraglich abgesicherter Subventionen. Die finanziellen und personellen Ressourcen sind im Laufe der vergangenen acht Jahre empfindlich geschmolzen. Die jährlichen Dotationen lassen kaum mehr Spielraum für größere Ausstellungen, geschweige denn für entsprechende und unbedingt notwendige Maßnahmen im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit und Instandhaltung.

Diese negative Entwicklung der strukturellen Arbeitsgrundlagen des Museums geht einher mit der generellen Marginalisierung kulturhistorischer Museen innerhalb der breit angelegten Museumsdebatte und ihrer öffentlichen Rezeption. Im Vordergrund stehen stets Kunstmuseen mit ihrer Problematik der inhaltlichen Überschneidungen als Folge einer Programmierung, die dem Prinzip der Besuchermaximierung folgt.

Der österreichische Museumsexperte Dieter Bogner, selbst Mitglied der Lenkungsgruppe des laufenden Diskussionsforums, hat schon im Jahr 2003 unter anderem die Beendigung des – wie er schreibt – „gnadenlosen Quotenkampfes“ unter Museumsdirektoren gefordert und dabei auch auf das Eigenverschulden der Museen hingewiesen, die sich dieser (zu) einfachen Qualifizierungsmethode bedienen.³

Anliegen, Programme und Produktionen kulturhistorischer Museen gleiten solcherart ins Abseits des öffentlichen Interesses. Es scheint zunächst, als ob die Gesellschaft sich von der Auseinandersetzung mit Dingwelten im Museum abgewendet hat. Das ist nicht der Fall, vielmehr ist der Wahrnehmungsraum vom Stakkato der Publikumsausstellungen der Kunstmuseen

3 Bogner, Dieter: Verbesserung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung! In: Kunsthistoriker aktuell Jg. XX, 3/03, online: http://kunsthistoriker.at/publikation_ueb.php?rubrikid=1&menuid=5 (Stand: 06.05.2008).

ausgefüllt und von den Querelen des institutionalisierten Kunstbetriebs kontaminiert.

Bei der Diskussion um Museum und Publikum sollte nicht vergessen werden, dass kulturhistorische Museen nicht zuletzt auf Grund ihrer Forschungsfelder und ihrer vielschichtigen Sammlungen völlig anders funktionieren als Kunstmuseen: Sie haben sich mit der Erzählung von Geschichte(n) und gleichzeitig mit der Problematik von Geschichtskonstruktion auseinanderzusetzen, sie sollen gesellschaftliche Phänomene aufgreifen, sammeln und zeigen und sie müssen ihrem diversen und umfassenden Objektbestand entsprechende Pflege und Kontext angedeihen lassen.

Gottfried Korff hat es einmal so formuliert: Anders als das Kunstmuseum hat es das historische Museum mit einer Geschichte im Plural zu tun; es wendet sich in seiner Sammelpraxis allen historischen Wirklichkeitsbereichen zu.⁴

Um den Gegenwartsaspekt ergänzt heißt das, dass Kultur, wie sie in solchen Häusern gedacht und bearbeitet wird, ein dynamischer Prozess ist, innerhalb dessen es gilt, diesen mitzuschreiben und – soweit es die Ressourcen ermöglichen – zu thematisieren. Ausstellungen sind dort letztendlich nur ein Bereich der geleisteten Kulturarbeit. Und da sind wir wieder bei der „Sammlung Österreich“ angelangt: Ein Großteil des stets kulturpolitisch strapazierten kulturellen Erbes dieses Landes liegt in den Depots jener Museen, die an der Peripherie der kulturpolitischen Aktivitäten hegen oder gar aus ihnen herausfallen. Im Übrigen handelt es sich bei diesem Aufmerksamkeitsverlust um ein „europäisches“ Problem. Davon zeugen Stellungnahmen und Aussagen der Kuratorenschaft mehrerer internationaler verwandter Museen. Diese Situation rüttelt am Selbstverständnis der traditionsreichen Institutionen, deren Handlungsraum zunehmend vom Spannungsfeld zwischen wahrnehmender Öffentlichkeit, Kulturpolitik, Bedürfnissen und Leitbild des Museums und einer sich im dynamischen Wandel befindlichen Gesellschaft bestimmt ist. Sie sind damit nicht mehr nur sanktionierte Verwahr- und Zeigeorte historischer Dingwelten, sondern auch befragte und geforderte Vermittler aktueller Prozesse und Werte. Hilmar Hoffmann, 1993 bis 2001 Präsident des Goethe Instituts und Lehrender für Filmtheorie und Kulturpolitik in Bochum, Frankfurt, Jerusalem und Tel Aviv, spricht von der Zukunft als einem kulturellen Programm⁵ und meint damit, dass nicht Technik und Politik entscheidend für die Zukunft sind, sondern Werte und

4 Korff, Gottfried: Zur Eigenart der Museumsdinge. In: Eberspächer, Martina u.a. (Hg.): Museumsdinge. Deponieren-Exponieren. Böhlau, Köln-Weimar-Wien 2002, S. 140.

5 Hoffmann, Hilmar: Zukunft ist ein kulturelles Programm. In: Brockhaus. Die Bibliothek. Kunst und Kultur, Bd. 1. Leipzig-Mannheim 1997.

Ziele, die Menschen und ihre Gemeinschaften sich setzen.⁶ Im Umgang mit Werten, deren Feststellung, Thematisierung (Problematisierung) und Analyse in einer dynamisierten und dynamisch verbleibenden Welt liegt ein Ansatz am Museum ausgeübter Ethnographie. Werte materialisieren sich in Symbolen oder symbolischen Dingen, die wiederum einer Transformation unterzogen sind und vom Individuum in seiner eigenen Bewegtheit benützt werden.

Forschung passiert entlang dieser „bewegten“ Menschen. Die kulturgeschichtlichen Museen werden Werkstätten oder Laboratorien, in denen Erklärungsmodelle angeboten werden, und nicht Lösungen und Denkschablonen. Forschung findet nicht nur am Ort statt, sondern von Ort zu Ort entlang der Bewegungslinien. An diesen Stellen tauchen auch wieder die Zeugen der Vergangenheit – die Objekte der Sammlungen – auf, denn sie verweisen auf Kontinuitäten und Diskontinuitäten in unterschiedlichen „Lebenspraktiken, Weltansichten und Symbolwelten“.⁷

In der Frage der Aktualisierung der Sammlungen gelangt das volkswissenschaftliche kulturhistorische Museum immer wieder zur Kapitulation mangels Konzepte – aktuelles Sammeln ist die dominierende Problematik. Das gegenwärtige vereinzelte Ergänzen schreibt größtenteils das historische Prinzip der Sammlungen fort. Die globalisierte und mit verkürzten Produktzyklen arbeitende Industriegesellschaft erlaubt keine repräsentativen Sammlungen mehr. Das Museum kann das strukturell und finanziell nicht mehr leisten.

Im Sinne einer „beweglichen“ Forschung, kann über einen Paradigmenwechsel bei der Aufsammlung nachgedacht werden. Heute geht es primär um Kontext – also Geschichten, Assoziationen, mediale (Text, Audio, Video) Wahrnehmungen –, denn um das Ding selbst. Dennoch ist das Objekt Auslöser und als solcher nicht weniger wichtig geworden. Daher wird Sammeln zu einem Akt des Zufalls: Da, wo ich mich bewege, forsche, finde ich etwas von Bedeutung, ein Objekt das mit einem „Warum?“ und einem „wieso gerade jetzt?“ nicht nur verortet und kontextualisiert, sondern auch verzeitlicht wird. Wichtig ist der Zeitpunkt des Aufeinandertreffens von subjektiven Forschungsinteressen und einem Ding mit symbolischem Kapital zum Zeitpunkt der gerade stattfindenden Beobachtung. Eine Forschungsperson im „flow“ der Ereignisse – „floating“ nennt Gerhard Kubik sein Konzept der unvoreingenommenen Feldforschung⁸ – ist flexibel, spontan

6 Vgl. auch Kramer (wie Anm. 1), S. 19.

7 Kramer (wie Anm. 1), S. 21.

8 Kubik, Gerhard: „Floating“ – eine ethnopsychoanalytische Feldforschungstechnik. In: Timm, Elisabeth, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Kulturanalyse –

und aufnahmebereit. Die Unvoreingenommenheit, das Sehen abseits komplexer Konzept- und Durchführungsstrukturen ermöglicht erst die Wahrnehmung des Geschehens. Durch die Bewegung nach draußen werden in die Sammlung Spuren gesellschaftlicher Entwicklungen und sich verändernder Bedeutungsqualitäten eingeschrieben. Die Volkskundlerin und Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus weist darauf hin, dass sich die „globale Ökumene“⁹ für die meisten Menschen zwar medial vermittelt, aber dass hinter dieser Vermittlung auch heute noch die reisenden bzw. die beweglichen Berichterstatter stehen. Es sind diejenigen, die vor Ort waren, dort, wo die „globalen Vernetzungen in den routinierten Alltags und den Zeiten dramatischer Krisen wohl doch verschieden erlebt werden“.¹⁰

Für die Arbeit an einem kulturhistorischen Museum bedeutet das, sowohl finanziell als auch inhaltlich beweglich zu sein. Da die kulturpolitischen Erwartungen an solche Museen allerdings nach wie vor von Leistungsparadigmen ausgehen, die einer experimentellen, laborartigen Museumssituation eher entgegenstehen und letztendlich klassische Displayformate erzwingen, gestaltet sich der Alltag in der Kulturarbeit und in Folge auch die Visionsarbeit äußerst schwierig.

Dennoch oder vielmehr deshalb fiel im Österreichischen Museum für Volkskunde im Jahr 2006 der Entschluss, ein Ausstellungsprojekt ins Leben zu rufen, dessen Bezeichnung als solches schon schwierig genug war. Was der letztendlich etablierte Titel „museum_inside_out. Arbeit am Gedächtnis. Ein Diskurs- und Ausstellungsprojekt.“ auszudrücken vermochte, war ein Hybrid aus Zeigen und Kommunizieren, das grafisch und architektonisch gestaltet in den Museumsräumen etabliert wurde. Die Direktorin des Museums, Margot Schindler, wies in ihrer Eröffnungsrede, die im Übrigen durch Beiträge der meisten MitarbeiterInnen des Museums am Podium ergänzt wurde, auf den experimentellen Charakter und die Prozesshaftigkeit des Unternehmens hin. Denn nicht nur die kommende Entwicklung dieses Projekts war offen. Zunächst wurde kein Enddatum festgelegt, und das Set an Objekten in den Vitrinen und Schauregalen war von vornherein dadurch determiniert, dass es vorerst nur die Arbeitsgrundlage für verschiedene Sammlungsarbeiten im Laufe der nächsten Wochen und Monate sein würde. Eröffnet wurde hier eine Werkstatt, in denen die meisten „Gewerke“ des Museums Platz hatten – ein Ort der Arbeit, der Bewegung, der Objekt- und

Psychoanalyse – Sozialforschung. Positionen, Verbindungen und Perspektiven (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 21). Wien 2007, S. 254f.

9 Zit. nach: Greverus, Ina-Maria: *Anthropologisch Reisen*. Hamburg 2002, S. 16.
10 Ebd., S. 17.

Themenbearbeitung, ein Ort des Dialogs. BesucherInnen unterlagen vor-derhand keiner hierarchischen Ordnung im Display. Die KuratorInnen, Restauratorinnen und Vermittlerinnen saßen drei Tage pro Woche im öffentlichen Bereich und waren jederzeit ansprechbar. Der Weg dorthin – oder bis endlich alle an ihrem Platz saßen – war nicht einfach, galt es doch innerhalb des Museums mit diversen Selbstverständlichkeiten und Gewohnheiten sowohl im Büroalltag als auch in der Zeige- und Vermittlungspraxis zu brechen.

Die ersten Auslotungen im Team bezüglich eines gemeinsamen Einzugs in die Ausstellungsräume stießen zunächst auf partiellen Widerstand, von konzeptionellen Leitlinien war da noch keine Rede. Soviel vorab: Als das Projekt beendet wurde, wollte niemand mehr aus der Werkstatt ausziehen.

Ansatz für die ersten konzeptionellen Ideen war der Wunsch, die gesamte Arbeit in Zusammenhang mit der diversen Dingwelt eines kulturhistorischen Museums zu zeigen. BesucherInnen konnten schließlich entlang von multifunktionalen Arbeitsplätzen, einem temporären Depot, einer Registratur, einem Inventarisierungsplatz, Fotolabor, Restaurieratelier, Bibliothek und einem Studier- und Vermittlungsplatz mit den ProtagonistInnen des Museums ins Gespräch kommen. Die Dinge waren in Regalen, auf Tischen und in Vitrinen allgegenwärtig und als Zeugnisse fortlaufender Sammlungsarbeit ständig in Bewegung. Einige waren als temporär verbleibende thematische Anker hervorgehoben, museologisch bearbeitet und mit Text versehen. Sie sollten unter anderem die Auslöser für den Dialog zwischen BesucherInnen und Museumspersonal sein. Ausgehend von dieser Backstage-situation sollte ein kreativer Arbeits- und Denkprozess über die Geschichte, die gegenwärtige Existenz und die Zukunft des Hauses in Gang gesetzt werden. Von Anfang an war daran gedacht, diesen Prozess idealerweise in Richtung Neupositionierung fortzuführen und in letzter Konsequenz auch eine Namensdebatte einzuziehen, sodass sich am Ende ein rundum neu aufgestelltes Museum mit neuem Namen herausgeschält hätte. Das Museum wollte sich als kulturhistorische Institution mit seinen Arbeitsfeldern, Objekten und theoretischen Grundlagen in aller Öffentlichkeit diskutieren. Der Nachdenkprozess selbst sollte im Mittelpunkt der öffentlichen Wahrnehmung während der Laufzeit des Projekts stehen.

Relativ bald nach der Formulierung der ersten Grundideen im Jahr 2006 kooperierte das Museum mit einer externen ExpertInnengruppe, um von vornherein eine Projektentwicklung zu gewährleisten, die den Bedürfnissen des oben bezeichneten Vorhabens entsprach.

Gemeinsam mit trafo.K, einem Wiener Büro, das sich mit Vermittlungsprojekten und Consulting für Museen beschäftigt, wurde ein Wechselspiel von Displays, Workshops, Diskussionsveranstaltungen und Vorträgen ent-

wickelt, um an Perspektiven und Inhalten zu arbeiten. Dabei sollte sowohl die interne als auch die öffentliche Reflexion des Museums belebt werden. Ein Jahr wollte sich das Museum Zeit nehmen, um auf diese Art Schnittstellen zwischen der Innen- und der Außenwelt sowie zwischen Theorie und Praxis des Museums zu begründen bzw. weiterzuentwickeln. Wichtig waren dabei die aufeinander aufbauenden Module, die es ermöglichen sollten, unter Heranziehung unterschiedlicher qualitativer Öffentlichkeiten, vorhandene Arbeitsergebnisse jeweils zu reflektieren und auf ihre Praxis hin zu untersuchen. Diese qualitativen Öffentlichkeiten sollten je nach Arbeitsmodul durch Personen aus dem kulturwissenschaftlichen, museologischen, medialen oder/und Kultur konsumierenden Bereich besetzt werden.

Die inhaltliche Struktur gliederte sich in drei Bereiche: „Ein Haus und wessen Geschichte?“¹¹ thematisierte die grundlegenden Bedingungen des Museums und seiner Sammlungen. Dabei sollte die Spezifik volkskundlicher Museen in Bezug auf ihre Forschungsfelder, ihre abgeschlossenen historischen Sammlungskomplexe sowie ihre Defizite bei gegenwärtigen Sammlungsaufgaben zur Debatte gestellt werden.

Ein weiteres Modul sollte der intensiven Auseinandersetzung mit der Ausstellungspraxis im Museum dienen. Das Sichtbarmachen sozialer In- und Exklusionsprozesse im Rahmen der Ausstellungsprogrammierung sollte Anregungen für weiterführende Sammlungsstrategien auf Basis aktueller Gesellschaftsthemen geben. Notwendige Maßnahmen und Aktivitäten zur Einbindung bisher übersehener Gesellschaftssegmente hätten sich herauskristallisiert. Die Möglichkeit, über Ausstellungen als polymediale Kommunikationsmittel Arbeitsbegriff und Aktionsradius des Museums zu erweitern, war nicht nur faszinierend, sondern auch in Hinblick auf die sich zunehmend etablierenden Aspekte der Teilhabe im Museum zukunftsweisend.

Im dritten Bereich lag der Fokus auf der Öffentlichkeit, wobei davon ausgegangen wurde, dass sie im Museum mit einer scheinbaren Objektivität der Erzählung konfrontiert wird. Die Wirkmacht der Sammlungen in Hinblick auf ihren Beitrag bei der Herstellung nationaler und regionaler Gemeinschaftsproduktion sollte hinterfragt und das Gezeigte dahingehend untersucht werden, ob es weniger der Weitergabe von Mehrheitswissen sondern dem Dissens – der Streitkultur – in einem Museum, das sich als Verhandlungsort definiert, dienen könnte.

Dieser Zugang ermöglicht einer musealen Institution, die ihr Selbstverständnis aus einer historischen, europaweiten Sammlungstätigkeit generiert, ein weitläufiges differenziertes Aktionsfeld, für das erst entsprechende

11 Projektpapier, Stand 02.02.2007.

Grundlagen geschaffen werden müssten. Die Zielsetzungen des Projekts waren entsprechend ehrgeizig definiert: Ein langfristiger kreativer Prozess sollte eine wachsende öffentliche Präsenz nach sich ziehen. Ein Diskursort zur Integration unterschiedlicher kultureller Stellungnahmen, zu aktuellen gesellschaftlichen Prozessen sollte entstehen, bestehende nationale und internationale Netzwerke gestärkt werden. Neue Erkenntnis- und Nutzungsmöglichkeiten der Sammlungen sowie Sammlungs- und Themenperspektiven würden sich herausbilden. Das Museum sollte als Anknüpfungspunkt für verschiedene Öffentlichkeiten positioniert werden und letztendlich wäre es um die Entwicklung einer neuen institutionellen Identität gegangen und um die Festlegung notwendiger Kommunikationsmaßnahmen (USP, PR, etc.).

Allein, das umfassende Vorhaben scheiterte an den mangelnden finanziellen Ressourcen. Was blieb, war die Ideenwelt, die während mehrerer interner Teamsitzungen in den Köpfen der MitarbeiterInnen des Museums Bodenhaftung fand. Verwirklicht werden konnte schließlich eine Sequenz von Workshops, die von trafo.k auf Basis des Konzepts inhaltlich gestaltet und moderiert wurden. Neben dem gesamten wissenschaftlichen und konservatorischen Personal des Museums nahm auch die geladene Gestalterin an allen Sitzungen teil. Diese Zusammenstellung erzeugte nicht nur eine inhaltliche Dynamik, die in museologischen Institutionen mit ihren etablierten Selbstverständnissen zunächst nicht erwartbar ist, sondern schuf erst die Bereitschaft für das, was über mehrere Monate musealer Alltag sein würde – Museumsarbeit auf einer interaktiven Bühne. Dem Engagement der ganzen Gruppe war schließlich auch das in Form gebrachte inhaltliche und gestalterische Konzept zu verdanken. Darüber hinaus schuf die Arbeitsgruppe für ein halbes Jahr im Voraus ein intensives und differenziertes Begleitprogramm, das programmatisch auf die Kernbereiche – Sammlungen, Dingwelt und Forschungsfragen – fokussierte. Neuartig war dabei die Betonung der Vielstimmigkeit in der institutionellen Erzählung, indem sich alle ProtagonistInnen mit ihren individuellen inhaltlichen Vorlieben an der Ausführung beteiligten und ihre eigenen Dramaturgien erzeugten. Das mochte mit etwas Risiko verbunden gewesen sein, förderte aber eine Authentizität, die half, die Schwellen der Vermittlungshierarchien deutlich zu verringern.

Das Programm gliederte sich schließlich in ein regelmäßiges Vermittlungsangebot, in ein Format mit Präsentationen und Vorträgen, einen Zyklus von Dialogveranstaltungen unter Heranziehung externer GesprächspartnerInnen und in Aktionswochenenden, die detaillierte Einblicke in die einzelnen Arbeitsbereiche des Museums gaben. Zu den meisten Veranstaltungen wurden Berichte verfasst, die einerseits in der Schau, andererseits in einem weblog veröffentlicht wurden. Dadurch hatten die BesucherInnen die Möglichkeit, jederzeit nachzuvollziehen, welche Inhalte bisher abgehandelt wurden.

Was die Auswahl der Objekte betraf, oblag die Zusammenstellung der Objektgruppen für die Vitrinen, Regale und Präsentationstische primär den individuellen Arbeitsvorhaben und wurde mit den anderen TeilnehmerInnen der Gruppe abgestimmt. Die Raumtexte, als ein Teil einer mehrschichtigen Betextung der Ausstellungsbühne, wurden jeweils von Zweierteams erstellt und von allen Mitgliedern der Arbeitsgruppe gelesen und mit Kommentaren versehen. Die Endredaktion lag schließlich bei einer Person. Diese Art der kollektiven Textproduktion bündelte die unterschiedlichen Perspektiven auf die thematischen Vorgaben der gestalteten Räume. Die Erstellung dieser Texte war sicherlich eine der besonderen Leistungen der Gruppe, bedenkt man die vielen Diskussionen bis zur Fertigstellung dieses an sich hermetischen Textformates. Textproduktion an sich war eine komplexe Aufgabe in dieser Schau, befand sich doch das Objektmaterial einerseits ständig in Bewegung, andererseits oblag es den MitarbeiterInnen, ihren Arbeitsschwerpunkten entsprechend, mehr oder weniger umfangreiche Textelemente anlassbezogen in die Objektreihen zu platzieren. Diese Textinterventionen waren mit einem Grundlayout versehen und ließen maximale Flexibilität auf der Erzählungs- und Beschreibungsebene zu. Die Texte waren personalisiert und somit auf den/die Verfasser/in und seine/ihre professionelle Argumentationsgrundlage rückbeziehbar.

Beziehungen zwischen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Museums und dem Publikum zu schaffen, war ein Schwerpunkt des Projekts. Daher legte das Gestaltungskonzept am Beginn des Rundganges zunächst einmal die Strukturen des Wiener Volkskundemuseums offen. Neben einem Organigramm der mit Farben kodierten Arbeitsbereiche und Abteilungen des Museums wurde eine Tafel mit den Namen und Fotos der MitarbeiterInnen und ihren Funktionen angebracht. Jeder einzelnen Person war ein balkenförmiges Farbspektrum zugeordnet, das in seiner farblichen Zusammenstellung auf Daten einer im Vorfeld der Ausstellung durchgeführten Arbeitsplatzevaluierung beruhte. Neben Überschneidungen und Fehlstellen im Tätigkeitsspektrum des Museums, die hier sichtbar wurden, führte diese Personaltafel zu den einzelnen Arbeitsplätzen in den Ausstellungsräumen. Dort hatte jede/r Mitarbeiter/in eine Box für die notwendigen Arbeitsmittel. Diese Boxen waren insofern personalisiert, als sie ebenfalls mit einer Abbildung der Person, einem Farbcode und einem Statement über die eigene Tätigkeit im Museum versehen waren. Intern bezeichnete man das als die poetische Arbeitsfeldbeschreibung, da die Ausdrucksform nur durch den verfügbaren Raum und die grafischen Leitlinien bestimmt waren. Sowohl Arbeitstische als auch Boxen waren auf Rollen montiert, sodass sich das Personal je nach Arbeitsnotwendigkeit frei in den Räumen bewegen konnte. War ein Schreibtisch nicht

besetzt, wurde die fehlende Präsenz stets durch die persönliche Box kompensiert.

Ebenfalls zu Beginn des Rundganges standen dem Publikum drei Hörstationen zur Verfügung. Eine widmete sich der Objektinventarisierung als dem Moment, in dem die „Karriere“ des Objekts im Museum beginnt. Eine ausgebildete Stimme las dramaturgisch angereichert aus den Eingangsbüchern und Karteikarten des Museums. Ausgewählt wurden Passagen, die entweder die pragmatischen Routinen dieser Arbeit betonten, oder fast schon der Persiflage nahekommende nachträgliche Korrekturen und allzu detaillierte Objektbeschreibungen. Hier sollte festgeschriebenes Wissen relativiert werden und die prägende Rolle der Kuratorinnen und Kuratoren bei der Objektivierung von gesellschaftlichem Wissen angedeutet werden. Die zweite Hörstation stellte sehr allgemeine Fragen an das Publikum, die helfen sollten, das Arbeitsfeld Museum für den Dialog mit den BesucherInnen zu öffnen. Durch Fragen wie „Wer darf mitreden?“, „Was fehlt hier?“, „Was soll hier gezeigt werden?“ oder „Was macht Lust?“ sollte die Möglichkeit geschaffen werden, sich von Sehgewohnheiten zu lösen und entlang dieser exemplarischen Fragen durch die ungewohnte Schau zu gehen.

An der dritten Station waren unter dem Titel „Gedanken im Handlungsfeld“ Zitate unterschiedlicher AutorInnen zu Theorie und Praxis des Museums zu hören. Damit sollte auf die Dynamik des breiten Kulturbegriffs, der in diesem Museum zu behandeln ist, verwiesen werden.

Diese drei Hörstationen waren an einer Wand aus Schaumplatten montiert. Die gestalterische Assoziation war eine Pinwand, an der Informationen flexibel angebracht werden konnten. Neben kurzen Texten zu den Hörstationen wurde an diesem Platz auch auf die Geschichte des Hauses verwiesen. Die Präsentationsform der Pinwand tauchte auch drei Räume später wieder auf. Hier waren rund acht Laufmeter Wand mit den gleichen Schaumplatten verkleidet, darauf waren die Fragen der zweiten Hörstation noch einmal platziert. Diese Fläche diente der Interaktion mit dem Publikum, nachdem es sich in den Räumen umgesehen und von Fall zu Fall mit den anwesenden MuseumsmitarbeiterInnen in einen Dialog getreten war. Im Grunde sollten hier Anregungen, Kritik und andere qualitative Statements Platz finden. Ziel für das Museumspersonal war, sich einmal pro Woche vor der Wand zu treffen und auf neue Statements zu reagieren.

Die Eingangssituation der Schau beinhaltete auch einen Raumplan, dessen Raumwidmung farblich mit den weiter oben genannten Arbeitsbereichen des Museums korrelierte. Angelehnt an die klassischen Aufgabenbereiche des Museums waren diese Räume durch sogenannte Handlungsworte definiert, was sich auch grafisch in Form von großen Farbbalken an den Wänden der einzelnen Räume niederschlug. Den Begriffen „arbeiten /

beherbergen / veröffentlichen / lesen / sammeln / erhalten / konservieren / bewirtschaften / forschen / zeigen / kommunizieren / vermitteln“ war das erste Setting der Arbeitsplätze zugeordnet. Räumliche Überschneidungen der Tätigkeiten waren nicht nur vorgesehen, sondern sollten auch durch die Mobilität der Arbeitsplätze gefördert werden. Eine enorme Verbesserung der Kommunikation zwischen dem Museumspersonal war die Folge. Für das Publikum stand mit den Handlungsworten eine weitere Wahrnehmungsmöglichkeit, angelehnt an die gewohnten Museumsparameter, zur Verfügung.

Der erste Raum der Schau legte also viele rote Fäden aus, entlang derer man sich durch die Werkstatt bewegen konnte. Der Umgang mit der Bandbreite der Erlebnis- und Vertiefungsangebote wurde durch das Textkonzept gefördert. Jeder Raum war durch die weiter oben schon beschriebenen Raumtexte und die Handlungsworte definiert, die zweite Ebene bildeten die Textinterventionen, die an verschiedensten Orten im Display vom Museumspersonal angebracht werden konnten. Für Objekte oder Objektgruppen, die auf den Bearbeitungstischen zu hegen kamen, standen eigens produzierte Hängeregister zur Verfügung, in die unter entsprechenden Schlagworten weiterführendes Textmaterial eingelegt werden konnte. Auf diese Weise war auch ein Verweissystem innerhalb der Projekträume möglich geworden, das beispielsweise in die in die Räume integrierte Bibliothek mit bereitgestelltem Handapparat und von dort weiter in die eigentliche Bibliothek führen konnte. Als letzte Vermittlungsebene wurde das Gespräch mit dem anwesenden Museumspersonal am jeweiligen Arbeitsplatz angeboten. Die BesucherInnen waren explizit zum Dialog eingeladen.

Die Praxis im Umgang mit den MuseumsbesucherInnen zeigte, dass es notwendig war, eine gewisse Schwellenangst beim Betreten der Projekträume aus dem Weg zu räumen. Letztlich musste die Vorstellung überwunden werden, Menschen bei der Arbeit im Büro zu stören. Man ging dazu über, BesucherInnen am Eingang zu den Räumen zu begrüßen und sie im weitesten Sinne hereinzubitten, was auch Erfolg hatte.

Das Projekt hatte innerhalb der internationalen Fachwelt große Neugier und auch Begeisterung ausgelöst. Die internationale Museologin und Museumsmanagerin Elaine Heumann-Gurian, eine der Festrednerinnen bei der ICOM-Generalkonferenz im August 2007 in Wien, hinterließ bei ihrem Besuch ihre höchste Wertschätzung für ein „engaging, interesting and wonderful experiment in sharing authority“.¹² Das war nicht nur erfreulich, sondern mochte auch ein Hinweis sein, dass man sich auf dem richtigen Weg bei der Perspektivenarbeit für ein volkskundliches Museum befand.

12 Eintrag in das Besucherbuch des Museums, August 2007.

Der Besucherandrang blieb dagegen unter den Erwartungen der Direktion. Das lag vermutlich auch am abstrakten Titel der Ausstellung oder aber an zu hohen Erwartungen an das Interesse der breiten Öffentlichkeit, hinter die Kulissen eines Museums zu blicken. Faktum war, dass ungefähr bei der Hälfte der Laufzeit, also im Herbst 2007, entschieden wurde, das Projekt auslaufen zu lassen. Weder war die öffentliche Reaktion zufriedenstellend, noch konnte sich das Museum die finanziell aufwändigere zweite Hälfte der Unternehmung leisten. Dennoch ist die Bilanz von „museum_inside_out“ eine durchwegs positive, sind doch wesentliche Potenziale eines volkswissenschaftlichen kulturhistorischen Museums sichtbar geworden und aus der Laborsituation heraus für einen weiteren Diskurs über seine inhaltliche Ausrichtung und Grundlagen verfügbar. Vielleicht stellt sich auch heraus, dass die eingangs erwähnten Schlagwörter des nächsten Innovationsschrittes für die österreichischen Museen genau hier stattgefunden haben – Museen als Orte der Identifikation und Teilhabe, Museen als Impulsgeber in einer sich verändernden Welt.

„Cultural Tendencies and Dominants in Modern Mining“

Der volkswundlich-kulturwissenschaftliche Projektteil des Spezialforschungsbereichs HiMAT („The History of Mining Activities in the Tyrol and Adjacent Areas: Impact on Environment and Human Societies“) der Universität Innsbruck

Margret Haider und Reinhard Bodner

Wer seine Neugierde auf den Spezialforschungsbereich (SFB) HiMAT mit Hilfe der Suchmaschine Google zu stillen versucht, wird als erstes nicht etwa zur passenden Homepage gelotst, sondern zunächst mit der Rückfrage nach einem möglichen Versehen konfrontiert: ob man denn vielleicht „Spezialforschungsbereich *Heimat*“ gemeint hätte? Dass das Kürzel des englischen Projekttitels – „The History of Mining Activities in the Tyrol and Adjacent Areas“ – keineswegs auf einem Flüchtigkeitsfehler beruht und gleichzeitig dennoch ganz gezielt auf den deutschen Begriff anspielen soll, wurde spätestens bei der Pressekonferenz bekannt, die nach der Genehmigung des SFB durch den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) an der Universität Innsbruck abgehalten wurde.¹ Dabei wurden nämlich nicht nur neue Perspektiven einer Integration von geistes-, natur- und ingenieurwissenschaftlicher Forschung in Aussicht gestellt, sondern daneben auch Bemerkungen darüber gemacht, worin die gesellschaftliche Relevanz des Vorhabens bestehe: Es schaffe, so der damalige Rektor, „vor allem Geschichtlichkeit und Identität für die gesamte Region“² – weshalb man den Projektnamen, wie der Sprecher des SFB ergänzte, als „Heimat“ aussprechen wolle.³ Einerseits dient die Buchstabenfolge also einer nüchtern-pragmatischen Verknappung der ausformulierten Überschrift und dürfte als solche auch in der internationalen Forschungslandschaft handlich erscheinen; andererseits spielt sie zugleich mit einem emotional und ideologisch aufgeladenen Begriff, dessen gesellschaftliche Notwendigkeit ein Fach wie die Volkskunde immer wieder vor praktische und theoretische Herausforderungen stellt. Dieser Doppeldeutigkeit entsprechend wurden den Journalistinnen und Journalisten nicht nur Zahlen und Fakten zum Forschungsunternehmen preisgegeben, sondern auch sym-

1 Vgl. den Bericht auf dem Informationsportal „iPoint“ der Universität Innsbruck, 15.12.2006: http://www.uibk.ac.at/ipoint/news/uni_und_forschung/428273.html, Stand: 15.04.2008.

2 Unimagazin der Universität Innsbruck, 8 (Dezember) 2006, S. 4 f., hier S. 5.

3 Der Standard, 16./17. Dezember 2006, S. 9.

bolhaft anmutende Requisiten zu seiner Veranschaulichung beigezogen, die nicht zuletzt ein enges Band zwischen Bergbauforschern und -tätigen assoziieren lassen: Mit Hilfe von Pickel und Harke deuteten der Rektor und der Sprecher ein klassisches Sinnbild des Bergbaus an, während der Vizerektor für Forschung, einen Schutzhelm in Händen haltend, auf jüngst vergangene Bergbauaktivitäten verwies.



Pressekonferenz nach der Genehmigung des SFB HiMAT
durch den FWF am 15.12.2006

(Foto: Büro für Öffentlichkeitsarbeit und Kulturservice
der Universität Innsbruck)

Was der Öffentlichkeit bei jener Pressekonferenz über den auf zehn Jahre anberaumten SFB nahegebracht wurde, hat inzwischen begonnen, zu einer Sache der Praxis zu werden. Seit März 2007 wird an der Universität Innsbruck, unter Einbindung von fünf Fakultäten⁴ und acht Instituten⁵, der

4 Fakultäten für Biologie, Geo- und Atmosphärenwissenschaften, Bauingenieurwissenschaften, Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät, Philosophisch-Historische Fakultät.

5 Institute für Archäologien, Botanik, Germanistik, Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Geographie, Grundlagen der Bauingenieurwissenschaften, Mineralogie und Petrographie, Sprachen und Literaturen.

prähistorische, historische und rezente Bergbau im Ostalpenraum in seinen Wechselwirkungen mit Umwelt und Gesellschaft erforscht. Ausgehend von Untersuchungen in Tirol, Südtirol, Salzburg und Vorarlberg soll unter Beteiligung universitärer Partner aus Deutschland und der Schweiz sowie des Deutschen Bergbau-Museums Bochum⁶ ein Beitrag zur Geschichtsschreibung des Bergbaus vom Spätpaläolithikum bis in die jüngst vergangene Moderne geleistet werden. Dieser Herausforderung will der SFB gerecht werden, indem er verschiedene Disziplinen⁷ einzubinden sucht: In Koordination mit einer dem Sprecher zugeordneten Organisationseinheit befassen sich momentan 13 Projektteile mit Entstehung, Wandel und Niedergang ausgewählter Bergbauregionen. Dabei sind nicht nur die Untersuchungs-orte und -zeiträume, sondern auch die methodischen Instrumente breit gestreut: Von Grabungen im Kleinwalsertal, die den Nachweis für den frühesten und höchstgelegenen steinzeitlichen Silex-Abbau erbringen sollen, reicht das Spektrum beispielsweise über die Freilegung eines eisenzeitlichen Brandopferplatzes bei Ampass in Innsbruck und die digitale Laser-Scan-Erfassung eines 3000 Jahre alten Erzwäschetrogs, der in der Nähe von Brixlegg gefunden wurde, bis hin zur Untersuchung von Familiennamen in Schwazer Grubenverleihungsurkunden als Indikatoren für spätmittelalterliche Arbeitsmigration.

Einen spezifisch kulturwissenschaftlichen Blick auf den Bergbau – als vielleicht prägnantestem Ausdruck des aktiven menschlichen Verhältnisses zur Natur⁸ – steuert das Fach Europäische Ethnologie in einem Projektteil unter der Leitung von Ingo Schneider bei: Während der Untersuchungszeitraum aller anderen, auch der angrenzenden geisteswissenschaftlichen Projektteile nicht weiter als ins 16. Jahrhundert hinaufreicht, bezieht sich das volkskundliche Erkenntnisinteresse auf die vorläufig letzte Phase des aktiven Bergbaus im 19. und 20. Jahrhundert sowie auf seine Gegenwärtig-

6 Institut für Archäologische Wissenschaften (Universität Bochum, Universität Frankfurt am Main), Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters sowie Curt-Engelhorn-Zentrum Archäometrie, Mannheim (beide Universität Tübingen), Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie (IPNA) (Universität Basel), Forschungsbereich Montanarchäologie (Deutsches Bergbau-Museum Bochum).

7 Institute für Archäologie, Archäobotanik, Archäometallurgie, Archäozoologie, Dendrologie, Europäische Ethnologie, Geodäsie, Geschichtswissenschaft, Mineralogie, Paläoökologie, Sprachwissenschaft.

8 Etwa hält Helmut Lackner fest, dass dieses Verhältnis „nirgends so extrem und klar faßbar wie im Bergbau“ sei. – Ders.: „Es ist die Bestimmung der Menschen, dass sie die Berge durchwühlen“. Bergbau und Umwelt. In: Hahn, Sylvia u. Reith, Reinhold (Hg.): Umwelt-Geschichte. Arbeitsfelder – Forschungsansätze – Perspektiven. Wien 2001 (= Querschnitte, Bd. 8), S. 77–98, hier S. 82.

keit als „kulturelles Erbe“. Gemessen an den zwölf Jahrtausenden, in denen die Forschungen der am SFB beteiligten Fächer angesiedelt sind, ist damit eine relativ kurze Zeitspanne angesprochen. Sie folgt auf die frühneuzeitliche Blüte des Tiroler Montanwesens, ohne daran anschließen zu können, und nimmt mitten in jener Umbruchsphase ihren Anfang, die unsere heutige Moderne einleitet. Zwei spezifisch modern gefärbte Prozesse sind deshalb auch bestimmend für sie:

Ein erster ist jener der Industrialisierung, der von einem zunehmend positiv besetzten Fortschrittsbegriff begleitet wird. Weil Tirol und die angrenzenden Regionen jedoch nicht in gleich hohem Maß daran teilnehmen konnten wie andere europäische Montanregionen, setzte sich der schon im 17. und 18. Jahrhundert konstant gewordene Rückgang der Bergbauaktivitäten nach einigen bescheidenen Aufschwüngen bis zur Schließung von zahlreichen Betrieben im auslaufenden 19. und im 20. Jahrhundert fort.⁹ Einst Wegbereiter der Industrialisierung, bleibt der Bergbau damit als „Schlangenhaut“ an ihrem Wege¹⁰ liegen – womit ein zweiter Prozess angesprochen ist: die Transformation früherer Bergbauregionen, die zu einer ökonomischen Umorientierung führt.¹¹ Sofern sie nicht brachliegen, wandeln sich Orte der einstigen Produktion dabei oftmals in solche der Anschauung, deren Bedeutung sich nicht in tourismuswirtschaftlicher Einträglichkeit erschöpft. Wo der Bergbau ein „zweites Leben als Erbe“¹² fristet, soll er der Region nämlich darüber hinaus identitätsstiftende Impulse geben und zugleich ihre Traditionsverbundenheit anzeigen; so die gängigen Anschauungsweisen, deren Anhänglichkeit gegenüber der Vergangenheit auf den ersten Blick anachronistisch anmutet. Eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf den Bergbau im Einflussbereich der Moderne berücksichtigt neben den dominanten Prozessen der Industrialisierung und Deindustrialisierung deshalb auch jene kulturellen Tendenzen, die sich in Form von Musealismus und Historismus letztlich als gegenläufig passend und notwen-

9 Vgl. für einen Überblick: Alexander, Helmut: Geschichte der Tiroler Industrie. Aspekte einer wechselvollen Entwicklung. Mit einem Beitrag von Claudia Weidekind zur Fabrikarchitektur in Tirol. Innsbruck 1992, S. 57–68.

10 Vgl. Scharfe, Martin: Schlangenhaut am Wege. Über einige Gründe unseres Vergnügens an musealen Objekten. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LI/100 (1997), S. 301–328.

11 Vgl. grundlegend: Moser, Johannes: @ftermining. Wirtschaftsanthropologische Überlegungen zu Transformationsprozessen in einer Bergbaugemeinde in den Alpen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LV/104 (2001), S. 137–162.

12 Die häufiger zitierte Formulierung findet sich bei Barbara Kirshenblatt-Gimblett. Vgl. dies.: Destination Culture. Tourism, Museums, and Heritage. Berkeley u.a. 1998, S. 149 f.

dig erweisen. Die in erkenntnistheoretischer Hinsicht nützliche Unterscheidung von beharrlicher vorherrschenden und dynamischer drängenden Kulturprozessen – wie sie im Titel des Projektteils anklingt – lässt, nach synthetischem Aufwand, die Bergwerksschließung unter einem neuen Gesichtspunkt erscheinen: nicht bloß als Endpunkt in einer Erfolgsgeschichte, sondern vielmehr als Akt von kultureller Bedeutung, der gleichermaßen nach seinen Bedingungen wie nach seinen Auswirkungen fragen lässt.

Wenn der Bergwerksschließung damit eine thematische Schlüsselstellung im Projektteil eingeräumt wird, muss gleichzeitig nach ihrer Position in der Geschichte der Bergbauvolkskunde und Montanethnografie gefragt und ihre zwiespältige Präsenz darin bemerkt werden: Zwar beginnt das volkswissenschaftliche Interesse am „alten“ Bergbau in jenem Zeitraum zu wachsen, in dem der „moderne“ in montangeschichtlichen Darstellungen über Tirol und die angrenzenden Regionen nur mehr als blasser Abglanz früherer Epochen Erwähnung findet. Ausdrücklich thematisiert werden die mit dem Niedergang einhergehenden sozioökonomischen Wandlungsprozesse und der Umgang mit der Bergbauvergangenheit jedoch erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, nachdem die meisten heimischen Bergwerksbetriebe ihre Mundlöcher vergittert haben und entweder nur mehr zu Wartungsarbeiten oder bereits für den Besucherbetrieb öffnen. Von den Erträgen beider fachgeschichtlicher Phasen, ihren Gegenständen und Standpunkten gleichermaßen, versucht der Projektteil zu profitieren.

Zum einen werden Archiv- und Feldforschungen zu Themen der jüngeren kulturwissenschaftlichen Bergbauforschung durchgeführt und mit kulturtheoretischen Fragestellungen in Verbindung gebracht: in einer Untersuchung zum untertägigen Dolomitabbau am Schwazer Falkenstein und zu seiner Einstellung anlässlich der Felsstürze am Eiblschrofen im Jahr 1999; in zwei Studien zum Schwazer Silber- und zum Jochberger Kupferbergwerk, die 1990 für den Besucherbetrieb wiedereröffnet wurden; sowie in einer Arbeit über Frauenalltag und Familienleben in Schneeberg/Ridnaun in der Zeit von 1945 bis zur Schließung des Bergwerks im Jahr 1987.¹³ Zum anderen werden, teilweise mit Bezug auf frühere Jahrhunderte, „klassische“ Themen bearbeitet, wobei die überlieferte Materialfülle entweder in Beziehung zu bislang ungedruckten Quellen gebracht wird, wie im Fall eines Kommentars zu den Heiligennamen im „Schwazer Berglehenbuch“,¹⁴ oder

13 Eine Auswertung der Ergebnisse soll im Rahmen der Dissertationen von Reinhard Bodner und Margret Haider (zu Schwaz und Jochberg) sowie in einer Magisterarbeit von Sandra Linter (zu Schneeberg/Ridnaun) erfolgen.

14 Berggerichtsbücher, zu denen auch die Berglehenbücher gehören, stellen eine ergiebige Quelle zur Bergbaugeschichte im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit dar. Zum Schwazer Exemplar vgl. die demnächst erscheinende Publikation:

nach neuen Gesichtspunkten durchleuchtbar gemacht wird, wie bei der Erstellung einer Datenbank zu Tiroler Bergbausagen.¹⁵ Wo die Forschungen dabei nicht auf Arbeiten aus der Volkskunde und den in ihrer Tradition stehenden Fächern zurückgreifen, darunter auf jene zur Erzählforschung sowie zu Tourismus und kulturellem Erbe am Innsbrucker Institut, versuchen sie aus den Beständen verwandter sozial- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen zu schöpfen; etwa der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Sozialanthropologie und der Industriearchäologie. Während in Schriften der kulturwissenschaftlichen Bergbauforschung aber häufig nur die kulturstiftende Rolle des Bergbaus hervorgehoben wird,¹⁶ will der Projektteil die kulturelle Bedeutung der Bergbaukritik nicht ausblenden, die den Bergbau seit dem Mittelalter und verstärkt seit der frühen Neuzeit begleitet. Die Konzentration auf kulturelle Objektivationen, um die er sich in methodischer Hinsicht bemüht, erlaubt es, aus dem Ineinander von Bergbaulob und -kritik eine kulturanalytische Perspektive zu gewinnen, in deren Licht eine vielfach ambivalente Haltung gegenüber dem Bergbau sichtbar wird.

Weil die genannten Themen im Rahmen eines SFB bearbeitet werden, der sich um „Inter-“ und „Transdisziplinarität“ bemüht, ist noch ein Nachsatz angebracht. Mit Recht nämlich mag man sich fragen, ob hier ein spezifisch disziplinärer Zugang *neben* anderen solchen Zugängen verfolgt wird oder *mit* ihnen auf gemeinsame Probleme gerichtet ist, die aus der Tradition *eines* Faches heraus nur teilweise lösbar sind. Eine Antwort darauf lässt sich sicher nicht kategorisch, im Sinne eines Entweder-Oder geben. Zwar sind „Inter-“ und „Transdisziplinarität“ längst zu Zauberworten des zeitgenössischen Wissenschaftsbetriebs geworden, ohne die kein Antragsformular, keine Presseaussendung, keine Powerpointpräsentation auszukommen scheint – dann zumal, wenn von einem SFB die „Schaffung von Forschungsnetzwerken“¹⁷ erwartet wird. Doch ist der Ruf danach nicht ohne

Tschan, Wolfgang: Das Schwazer Berglehenbuch von 1515 (Tiroler Landesarchiv, Codex 1587). Mit linguistischen und volkskundlichen Erläuterungen von Peter Anreiter und Oliver Haid. Wien 2008 (= Studia Interdisciplinaria Aenipontana, Bd. 12).

15 Die Datenbank wird im Rahmen einer Forschungsbeihilfe von Martin Steidl erstellt, wobei eine Anbindung an die Datensätze des GIS (Geographisches Informations System) angestrebt ist. Felder der Zusammenarbeit ergeben sich vor allem mit dem sprachwissenschaftlichen Projektteil des SFB („Onomastics in Mining“).

16 Vgl. Tenfelde, Klaus: Bergarbeiterkultur in Deutschland. Ein Überblick. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Arbeiterkultur im 19. Jahrhundert. Göttingen 1979 (= Geschichte und Gesellschaft, 5. Jg., H. 1), S. 12–53, hier 12 ff.

17 <http://www.fwf.ac.at/de/projects/sfb.html>, Stand: 15.04.2008.

die historische Ausdifferenzierung und Spezialisierung der Wissenschaften zu denken und damit letztlich Ausdruck kultureller Unterschiede. Dies gilt auch für die symbolische Einheit der Disziplinen, die unter dem Dach von HiMAT über Bergbau forschen: Ihr Wille, eine gemeinsame Sprache zu finden, ist symptomatisch für Verständnisschwierigkeiten und Missverständnisse im Wissenschaftsbetrieb, die stets auch unbewusste Anteile haben. Die Einrichtung fächerübergreifender Arbeitsgruppen und die Abhaltung von Tagungen zur Präsentation von Zwischenergebnissen sollen auf organisatorischer Ebene dazu beitragen, dass gemeinsame Gegenstandsbe- reiche abgesteckt und Methoden erprobt werden.

Aus volkscundlicher Sicht ergeben sich dabei Felder der Zusammenar- beit mit dem historischen und sprachwissenschaftlichen Projektteil („Mi- ning and Settlement in Schwaz. The development of a special environment in the 15th and 16th centuries“ sowie „Onomastics in Mining“): in Hinblick auf die Datenerhebung durch die Vermittlung von Interviewkontakten und den Austausch von Fundstellen in Archiv- und Interviewdokumenten; sowie hinsichtlich ihrer Bearbeitung durch die Entwicklung übergreifender Fragestellungen zur Bevölkerungs-, Siedlungs- und Umweltgeschichte.¹⁸ Letztlich sollen diese auch mit natur- und ingenieurwissenschaftlichen Forschungsergebnissen ins Gespräch gebracht werden,¹⁹ ob in komplen- tierender oder spezifizierender Weise, als Ergänzung oder Übernahme eines auf Naturphänomene ausgerichteten Erkenntnistrebens mit Blick auf die *Kultur* des Bergbaus. Darüber hinaus mag an den SFB jedoch auch eine Erwartung herangetragen werden, die in der eingangs erwähnten Pressekon- ferenz angeklungen ist: er könne, „gestützt auf den Geisteswissenschaften“²⁰, eine kompensierende Funktion übernehmen, indem er zu einem Ausgleich von Modernisierungsschäden durch identitätsstiftende Erzäh- lungen beitrage. Speziell aus volkscundlich-kulturwissenschaftlicher Sicht lohnt es sich, den damit verbundenen Appell an den unmittelbaren gesell- schaftlichen Nutzen der Bergbauforschung auf seine Bedeutung hin zu befragen und als Sache der kulturellen Praxis mitzureflektieren.

18 Gemeinsame Publikationen dazu sind in Vorbereitung.

19 Zu den vier Denkmodellen von der Kulturwissenschaft als Komplement und Spezifizierung, Kompensation und Reflexionsrahmen der Naturwissenschaften, auf die im Folgenden Bezug genommen wird, vgl. Gerndt, Helge: Kulturwissen- schaft im Zeitalter der Globalisierung. Volkskundliche Markierungen. Münster u.a. 2002 (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 31), S. 197 f.

20 Wie Anm. 2.

neuerDings

Ein Ölbild aus Dänemark

Der volkskundliche Blick auf Bilder zielte in der Vergangenheit meist auf die Interpretation von Sujets, Inhalten, Motiven, Bildaussagen. Erweiterten Perspektiven und der Spezifik einer volkskundlichen Bildforschung, dem heutigen „Bilderalltag“, wie er sich in unzähligen Facetten darstellt und analysieren lässt, widmete sich eine große Münchner Tagung samt Publikation der Ergebnisse 2005.¹ Dieser breiten Palette von Bilderwelten und der Welt in Bildern ist man auch in volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Museen verpflichtet, deren überwiegender Objektanteil Träger von Bildinformationen ist, ohne dass es sich dabei um Gemälde, Hinterglasbild, Druckgraphik oder Photographie handeln muss.

Wird einem Museum jedoch explizit ein Gemälde angeboten, so ist für die Aufnahme oder Ablehnung nicht zwingend die qualitative Beurteilung des Bildes maßgeblich – wobei Qualität allerdings keinen Fehler darstellt –, sondern vielmehr die Verwendung, die Funktion des Bildes, seine Einbindung in Lebenszusammenhänge und Kommunikationsvorgänge oder, wie im vorliegenden Fall, die Geschichte zum Bildanlass.

Lars Christian-Larsen war von 1935 bis 1956 Direktor einer Tabakfabrik in Esbjerg im dänischen Westjütland. Er war selbst ein passionierter Raucher und betrachtete Rauchen als ein Menschenrecht. Den Bewohnern des nahe Esbjerg gelegenen Flüchtlingslagers Tarp war dieses 1946 mangels Mitteln verwehrt. Eines Tages kam eine Deputation aus dem Lager zu Christian-Larsen und fragte, ob es ihm nicht möglich wäre, einige Rauchwaren kostenlos abzugeben. Der Direktor zeigte sich großzügig und schenkte der Abordnung einige Kisten Zigarren. Ein paar Tage später überreichte man ihm selbst ein Geschenk, ein Gemälde einer Alpenlandschaft mit See, auf primitivem Sperrholz gemalt, mit einem aufgeklebten Etikett auf der Rückseite mit der Aufschrift: „Zur Erinnerung von den Österreichern im Tarp-Lager in Freundschaft und Dankbarkeit. Juni 1946“.

Das Gemälde wurde gerahmt und im Wohnzimmer des Direktorenhauses aufgehängt. Nach dem Tod von Lars Christian-Larsen schenkte die Witwe das Bild dem Enkelsohn, Uggi Meistrup-Larsen, der das Bild von Kindheit

1 Gerndt, Helge, Michaela Haibl (Hg.): *Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft.* (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Band 33) München 2005.

an kannte und ob seiner Geschichte schätzte. Dieser lebte inzwischen als HNO-Facharzt in Hørsolm, etwa 25 Kilometer von Kopenhagen. Auch hier wurde das Bild wieder in der Wohnung angebracht, und es begleitete Herrn Meistrup-Larsen durch viele Jahre. Da seine eigenen Kinder mit dem Gemälde jedoch nichts mehr anzufangen wüssten, kam Dr. Meistrup-Larsen, da sich das Fischerei- und Seefahrtsmuseum in Esbjerg und auch sonst keine Institution in Dänemark besonders für das Bild interessierten, auf die Idee, das Geschenk der Österreicher an seinen Großvater wieder herzuschenken, doch diesmal den umgekehrten Weg sozusagen.

Nach dem Einmarsch der Deutschen in Dänemark im April 1940 begann man ab 1942/43 mit Bauarbeiten des „verlängerten Atlantikwalls“ zum Schutz vor einer eventuellen britischen Invasion. Esbjerg in Westjütland war dabei aufgrund seines Hafens, des einzigen bedeutenden an der Westküste Dänemarks, wegen seiner Industrie und der guten Verkehrsanbindung zum Rest des Landes von Anfang an von großem Interesse.² Von 1943 bis 1945 befand sich nahe Esbjerg bei Tarp die „Stellung Esche“ der deutschen Besatzung mit bis zu 100 Soldaten und Offizieren zur Luftraumüberwachung.

Nachdem im November 1945 der letzte festgesetzte deutsche Militärangehörige „Stellung Esche“ verlassen hatte, diente sie bis 1947 unter der Bezeichnung „Tarp-Lager“ (Strellev Camp) als Flüchtlingscamp. Zehntausende deutsche Flüchtlinge, hauptsächlich aus den baltischen Ländern, waren zu dieser Zeit im Oksbøl-Camp nahe der Stadt Varde, nördlich von Esbjerg, untergebracht. Die Österreicher hatte man separiert und in das viel kleinere Tarp-Lager gebracht, das deshalb auch das sog. „Österreicherlager“ hieß. Die Bewohner konnten sich frei bewegen und standen unter der Obhut des Roten Kreuzes. Diese Vergünstigungen gingen, laut eigener Aussage, auf die Arbeit der „Freien Österreichischen Bewegung/Free Austrian World Movement/Section Denmark“ zurück.³

Die Zeitung der Freien Österreichischen Bewegung berichtete im Jänner 1946, dass die Österreicher aus dem Lager „Rosenhaven“ in Odense in das „Barackenlager“ nach Tarp übersiedeln müssten, was diese „mit schwerer Enttäuschung“ aufgenommen hätten, da sie bereits „zahlreiche freundschaftliche Bande mit der Bevölkerung Odenses angeknüpft und sowohl auf kulturellem, wie auch auf sportlichem Gebiet Wurzel geschlagen“ hätten.⁴

2 Hansen, T.: <http://www.atlantikwall-denmark.net/index.php?l=de&p=history&h=4>. Zuletzt aufgerufen am 18.05.08.

3 Freies Österreich. No. II/1. Januar 1946, S. 3. Herzlicher Dank für Recherchen an Mag. Birgit Johler.

4 Wie Anm. 3, S. 11.

Man wünschte im übrigen den „Landsleuten in Odense, dass ihre Übersiedlung nach Esbjerg für sie nicht etwa eine Verschlechterung ihrer Lage, sondern vielmehr eine hoffentlich recht kurze Etappe auf ihrem Weg in die österreichische Heimat bedeuten möge“.

Die Lage dürfte sich für die Österreicher tatsächlich nicht verschlechtert haben, wie man aus der kleinen Episode zwischen dem Fabriksdirektor und den Rauchern im Lager erkennen kann. Zudem dürfte auch die Verpflegung dem entsprochen haben, was auch der dänischen Bevölkerung in diesen kargen Zeiten zur Verfügung gestanden haben mag.⁵ Die Österreicher konnten sogar ihre Post im Lande portofrei versenden. Unter Briefmarkensammlern kursieren heute noch die eigens dafür gedruckten Vignetten mit der Aufschrift „Østrigerlejr Tarp/Esbjerg 1946 Portofrit Danmark“.

Nun bleiben vorläufig manche Fragen offen. Wer war der Maler des Bildes? Es ist mit einem schwungvollen, deutlich leserlichen F. Deak signiert. Waren auch Ungarn im Tarp-Lager? Handelte es sich um einen Österreicher mit ungarischen Vorfahren? Stellt das Bild eine konkrete Landschaft dar und wenn ja, welche? Es ist anzunehmen, dass das Bild nach einer Postkarte entstanden ist. Bislang konnte niemand die Siedlung an einem See vor hoher, verschneiter Gebirgskulisse identifizieren. Es handelt sich zweifellos um einen Laienmaler, jedoch um einen mit beachtlichem Geschick beim Kopieren, oder vielleicht doch in der eigenen Bildkomposition?

Die spezielle Geschichte dieses Bildes macht es jedenfalls zu einer bemerkenswerten, weil sicher nicht alltäglichen Bagatelle eines Alltagslebens in der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte Europas in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, das alles andere als „normaler“ Alltag war. In heutiger Diktion müsste man die kleine Story – Tabak gegen Kunstwerk – wohl als interkulturellen Warenaustausch zum gegenseitigen Nutzen bezeichnen. Die Art und Weise wie die Tauschgabe nun in das Österreichische Museum für Volkskunde gelangt ist, persönlich nach Wien überbracht vom dänischen Spender⁶, macht die Sache nochmals doppelt kostbar.

5 Lindhardt, Charlotte: Den tyske militærlejr i Tarp. Publiziert 18. Oktober 2006. Aus dem Dänischen übersetzt von Uggi Meistrup-Larsen 2007. http://217.17.216.14/nscrnave/trail/show_single_article.php?article_id=4408&la. Zuletzt aufgerufen am 18.05.08.

6 Herrn Dr. Uggi Meistrup-Larsen gilt ein herzlicher Dank für die Widmung des Gemäldes an das Österreichische Museum für Volkskunde am 23. April 2007.



Gebirgslandschaft, ÖMV Inv.-Nr. 83.404

Objektbeschreibung

Gemälde: Unbekannte Gebirgslandschaft mit Ortschaft am See

Inv. Nr.: ÖMV 83.404

Maße: H: 57,0 cm; B: 42,0 cm; T: 3,0 cm

Entstehungsort: Tarp-Lager, nahe Esbjerg, Westjütland, Dänemark

Entstehungszeit: dat. 1946

Öl auf Sperrholz, gerahmt

Ortschaft an einem See vor hoher, schneebedeckter Bergkette

Rechts unten signiert mit F. Deak. Auf der Rückseite aufgeklebtes Etikett:

TIL MINDE OM ØSTRIGERNE FRA TARPLEJRET I VENSKAB OG TAKNEMLIGHED. JUNI 1946. (Zur Erinnerung von den Österreichern im Tarplager in Freundschaft und Dankbarkeit. Juni 1946.)

Zustand: Gut, mit Gebrauchsspuren

Gemälde: Oberflächenschmutz, Spuren von Insektenkot, Malschicht stabil.

Rahmen: Geringfügige Bereibungen und Bestoßungen. Eckfugen teilweise mit Spaltbildung.

Rückseite: Fleckig, gebräunt, Papieretikett, handschriftlicher Vermerk.

Margot Schindler



Lars Christian-Larsen bei der Inbetriebnahme einer Maschine in der
Tabakfabrik Esbjerg, vermutlich 1950-er Jahre

Chronik der Volkskunde

Space Invasion

Drei Ausstellungen junger Kunst in der ehemaligen Portierswohnung des Österreichischen Museums für Volkskunde

Vom 23. Jänner bis 27. April 2008 fand im Österreichischen Museum für Volkskunde die Ausstellungsreihe „Space Invasion“ statt. Drei in Österreich lebende KünstlerInnen präsentierten für jeweils etwa drei Wochen in aufeinanderfolgenden Ausstellungen raumspezifische Arbeiten, die sich mit der ehemaligen Portierswohnung des Museums für Volkskunde auseinandersetzten.

Das Format „Space Invasion“ wurde 2006 von der freischaffenden Kuratorin Elsy Lahner entwickelt. Die Ausstellungsreihe findet geblockt und in wechselnden Räumlichkeiten statt, um in temporären „Invasionen“ zu einer kulturellen Belebung des jeweiligen Stadtviertels beizutragen. Außerhalb des etablierten Kunstbetriebs werden jene zeitgenössischen Kunstpositionen vorgestellt, die die österreichische und internationale Kunstszene von morgen prägen werden. Ziel ist es, diese Positionen in neuen Zusammenhängen zu zeigen und auch die Wiener Kunstlandschaft um eine Facette zu bereichern.

Schauplatz der ersten Ausstellungsreihe im Frühjahr 2006 war ein leerstehendes Geschäftslokal in der Nähe des Südbahnhofs. In drei einwöchigen Ausstellungen wurden dort Arbeiten junger KünstlerInnen aus dem Bereich der Video- und Rauminstallation gezeigt.

Für die zweite „Invasion“ wurde als Ausstellungsort ein Raum im 1. Bezirk, in einer kleinen Passage am Bauernmarkt, gewählt, dieses Mal mit dem Schwerpunkt Malerei, Zeichnung und Grafik.

Die dritte Station war die Laudongasse. Die Portierswohnung des Volkskundemuseums stand in den letzten Jahren leer und wurde als Abstellraum genutzt. Die Räume lassen noch klar erkennen, dass sie bis vor kurzem als Wohnraum gedient haben und stellen damit alles andere als einen „White Cube“ – den neutralen weißen Raum, der als Standard in der Präsentation von Kunst dient – dar. Während der „White Cube“ ein ästhetisch vordefinierter Raum ist, hat man es hier mit Zeichen lebensweltlicher Nutzung zu tun. Räume, in denen sich mehrere Funktionszusammenhänge kreuzen

und die vielfältige Reaktionsmöglichkeiten für die KünstlerInnen boten. Es handelt sich bei dieser Wohnung nicht um eine klassische Situation in einem Wohnhaus, sondern um Räumlichkeiten, die in einem konkreten funktionalen Verhältnis zum Museum standen, privater Raum in einem öffentlichen Gebäude. Die/der Hausmeister/in stand in einem Beschäftigungsverhältnis zum Museum und hatte auch einen Teil ihres/seines Arbeitsplatzes in diesen Räumen. Diese hegen in einem speziellen Gebäudetypus, ein Verhältnis, das ebenfalls Anreize zur Auseinandersetzung bot. Gleiches galt für die Situation des Volkskundemuseums im Palais Schönborn, dem ehemaligen Sommersitz der Fürsten. Historische, herrschaftliche Architektur, die in ein kulturwissenschaftliches Museum umfunktioniert wurde und sich nun der Repräsentation von Geschichte/n und kulturellen Fragestellungen widmet. Sowohl die architektonische Situation, als auch die Funktion des Museums als Wissensspeicher wurden als Anregungen gesehen. Die erste Ausstellung wurde von Corinne L. Rusch gestaltet und bearbeitete unter anderem das Feld der Herrschaftsrepräsentation über Architektur. Für den zweiten Teil der Reihe beschäftigte sich Markus Hofer mit dem Produktionsprozess von Geschichte/n. In der abschließenden dritten Präsentation widmete sich Gregor Graf der Thematik des Wohnens.

Neben den jeweiligen Ausstellungen erstreckten sich die künstlerischen Interventionen auch auf das Museum selbst und setzten dort Spuren – in der Schausammlung und im Hof des Museums. Künstlerische Positionen, die in ein bestehendes Setting eingreifen, in diesem Fall einen marginal genutzten, dem Publikum nicht zugänglichen Raum und die Schausammlung, ermöglichen es, eine gewohnte Präsentation zu irritieren. Diese Irritation kann auf ganz banalen Operationen basieren: Gegenüberstellung, Austausch, Verdeckung, Fokussierung, Akzentuierung. Mit Eingriffen dieser Art in die Struktur werden Details verschoben, die einen Bruch in der Gesamtwahrnehmung erzeugen. Die Betrachter werden dadurch gezwungen, die Irritationen zu bearbeiten und ihren störenden Charakter zu beseitigen. Durch die Auseinandersetzung aber entsteht automatisch eine neue Sichtweise, die die ursprüngliche Situation reflexiv gewendet darstellt. Das Publikum entdeckt neue Zusammenhänge im Museum. Objekte werden, Lücken hinterlassend, aus dem Bestand genommen und aus einer künstlerischen Sicht heraus an anderem Ort im Sinne einer Bricolage arrangiert. Neben den klar definierten und beschriebenen Museumsobjekten können sich neue Objekte fast wie Fremdkörper einfinden oder erstere auch verdecken.

Corinne L. Rusch 24.01. bis 17.02.2008

geboren 1973 in Guatemala, lebt und arbeitet in Wien, zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland, u.a. im Stadtforum Graz, 2008, diverse Preise und Stipendien, z.B. MAK- Schindlerstipendium Artists and Architects in Residence Program at the Mackey Apartments, L.A./Wien.

Für die erste der drei Ausstellungen im Rahmen der Reihe „Space Invasion“ vermengte und spiegelte Corinne L. Rusch die unterschiedlichen sozialen Realitäten im Museum vorgefundener Räume. Die Portierswohnung besteht aus drei aufeinanderfolgenden Räumen, mit jeweils einem Fenster zur Straße. Rusch verschloss diese Fenster, sowie die ersten beiden Räume mit Holzwänden. Nur ein schmaler Gang führte nun in das letzte der drei Zimmer. Die beiden verschlossenen Zimmer ließen sich nur mehr durch Gucklöcher wie in einem Panoptikum entdecken. Der gesamte begehbare Raum war mit einem goldenen Muster auf blauem Grund versehen und wirkte andeutungsweise wie ein Prunksalon – ein Zitat der sogenannten Niederländergalerie, einem herrschaftlichen Repräsentationsraum in der Beletage des Palais Schönborn. Mit diesem Verweis stellte die Künstlerin die Wohnung im Souterrain mit ihren niedrigen Räumen den großzügigen Räumlichkeiten der fürstlichen Etage gegenüber. Im letzten Raum fanden sich zwei Fotografien an den Wänden und eine kleine Standvitrine in der eine rote Masche lag. Auf den beiden Bildern sahen die BesucherInnen einen übergroßen Menschen in einem viel zu klein erscheinenden Raum zwischen einem Haufen Gerümpel. Auf dem ersten der beiden Bilder befand sich der wie ein Riese erscheinende Mann im Anzug zwischen dem Gerümpel stehend, bei näherem Hinsehen wurde deutlich, dass es sich um den ersten Raum handelte, allerdings nun nur mehr durch das Guckloch in leerem Zustand zu sehen. Das zweite Foto zeigte ihn mit Pinsel in der Hand und mit Farbe befleckt, mitten in chaotisch umherhegenden Schachteln, im zweiten Raum der Wohnung – der reale Raum wieder leer. Wurde versucht, die Elemente dieser Ausstellung zu einer Erzählung zusammenzufügen, so entstand schnell der Gedanke, dass es dieser Raumverwüster war, der diesen blauen Salon inszeniert hatte. Es blieb allerdings unklar, da die beiden Bilder im Nebel, wie eine Sequenz aus einem Traum wirkten. Dieser traumhafte Eindruck herrschte auch in der gesamten Installation. Rusch hatte das Licht der Räume gedämpft und eingefärbt, sodass ein fast psychedelisches Raumklima entstand. Mit den übergroßen Körpermaßen dieses Mannes betonte Rusch nochmals deutlich die Differenz in der Raumhöhe der Wohnung und der Niederländergalerie. Leicht entstand der Eindruck, als ob sich der „Riese“ in das obere Stockwerk träumte, da er dort aber nie logieren würde,

hier unten seinen eigenen Prunksalon inszeniert hatte. Damit verwies die Künstlerin auf die unterschiedlichen Funktionslogiken und die damit verbundenen Annehmlichkeiten in der Lebens- und Arbeitsweise der beiden Stockwerke des Museums: Oben die Repräsentationsräume der Fürsten, unten die Versorgungsräume. Indem Rusch diese unterschiedlichen Realitäten sichtbar machte, übte sie über ihre Installation zugleich Kritik an dieser Ungleichheit.

Markus Hofer 28.02. bis 24.03.2008

geboren 1977 in Haslach (OÖ), lebt und arbeitet in Wien, Lehrbeauftragter an der Universität für Angewandte Kunst, zahlreiche Ausstellungen, u.a. Passagegalerie Künstlerhaus Wien, 2008

Markus Hofer hat für den zweiten Teil von „Space Invasion“ die Portierswohnung in eine Geschichtswerkstatt verwandelt. Mit „Eine Sekunde im Leben der Frau Posch“ thematisierte er Fragen der Produktion von Geschichte/n. Im letzten der drei Räume der Wohnung standen drei Schreibmaschinen. Durch diese zog sich eine Papierbahn, die langsam beschrieben wurde und durch einen Briefschlitz in der Wand in den nächsten Raum lief. Dabei wurde sie immer mehr mit Text gefüllt. Durch die folgende Wand gelangte sie in den ersten Raum um dort schlussendlich in Archivboxen gesammelt zu werden. Auf ihrem Weg hatte die Papierbahn so viel Text aufgenommen, dass sie als vielschichtige historische Überlagerung in den Speichern der Geschichte endete. Markus Hofer bezog sich damit einerseits auf die Vergangenheit der Portierswohnung, in der noch die Spuren der vorhergehenden Nutzung zu finden waren. Andererseits griff er zwei Begriffe auf, die für die Konstituierung der Museen von zentraler Bedeutung sind: Fortschritt und Geschichte. Das Publikum durchlief bei „Space Invasion“ den Prozess der Geschichtsschreibung von seinem „Ende“ her – so wie sich das Publikum auch in Ausstellungen immer mit den „Ergebnissen“ der Geschichte konfrontiert sieht. Am Ende der Räume angelangt, standen die BetrachterInnen quasi am „Entstehungspunkt“ des Historischen. Damit wurden Fragen nach der Produktion von Geschichte/n gestellt. Wo nehmen sie ihren Anfang, wer schreibt sie, welche Spuren nehmen sie auf, wer speichert sie, wer kann sie lesen?

Zusätzlich zu dieser Installation nahm Markus Hofer auch in anderen Bereichen des Museums Eingriffe vor: In der Schausammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde (Saal 13) installierte er die Arbeit „Blackbox“. Blackbox ist ein anderer Begriff für den Flugschreiber, der in

Flugzeugen Informationen aufzeichnet. Diese können allerdings nur mittels eines Codes ausgelesen werden. Hier wurde dieses Aufzeichnungsinstrument ins Museum eingebaut und zeichnete so auf einer symbolischen Ebene alle Prozesse, die in diesem Gebäude stattfinden, auf. So wie die Informationen in der Blackbox, sind auch die Quellen der Historie/n nur unter bestimmten Bedingungen zugänglich.

Im Hof des Museums, nahe dem Eingang der ehemaligen Portierswohnung konnten die BesucherInnen ein schwarzes Regal entdecken. Mit „Bookshelf“ versetzte Markus Hofer das im Museum gespeicherte Wissen nach draußen. Einerseits fand sich dadurch ein skulpturaler Hinweis auf die Speicherfunktion an der Außenwand eines Gebäudes, dessen Architektur nicht von Anfang an als Museum gedacht war, und damit diese Funktion auch nicht nach außen hin zeigt. Andererseits warf dieses Regal, dadurch dass es auch leer war, die Frage nach dem Zugriff auf Geschichte auf. Wer hat die Möglichkeit sie auf die Präsentationsfläche zu stellen, wer hat die Möglichkeit sie mitzunehmen?

Mit seiner Installation thematisierte der Künstler nicht nur einige der Fragestellungen zur Produktion von Geschichte/n, die im Zusammenhang mit Museen auftauchen, sondern legte auch über unterschiedliche Bereiche des Museums eine künstlerische Klammer. Die ehemals als Wohnraum genutzte Portierswohnung wurde zur Geschichtswerkstatt, der Repräsentationsraum der Schausammlung zum Aufzeichnungsort von Geschichte, und im sonst nicht als Repräsentationsfläche genutzten Außenraum des Hofes stülpte sich das innen gespeicherte Wissen nach außen.

In seinen Arbeiten verwendet Markus Hofer eine Methode der Kontextverschiebung. Objekte die wir aus bestimmten, meist alltäglichen Kontexten kennen, tauchen bei ihm plötzlich in neuen Zusammenhängen auf. Meist nehmen die Arbeiten dabei Bezug auf die räumliche Situation in der sie sich befinden. Dadurch ergeben sich neue Bedeutungsebenen, die in den gebräuchlichen Ebenen der ursprünglichen Objekte nicht vorhanden waren.

Gregor Graf 02.04. bis 27.04.2008

geboren 1976 in Wien, lebt und arbeitet in Linz, zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland, u.a. ACF/Visual Arts Platform, London, 2008

Auch Gregor Graf wählte für seine Inszenierung einen ganz individuellen Zugang. Nachdem es bei den ersten beiden Ausstellungen von „Space Invasion“ um Herrschaftsrepräsentation durch Architektur (Corinne L. Rusch) und das Produzieren von Geschichte/n (Markus Hofer) ging, behan-

delte Graf nun das Thema des Wohnens anhand dieser Substandardwohnung in einem Museum. Eine Vermischung von privatem und öffentlichem Raum thematisierte der Künstler im ersten Zimmer der Wohnung. Dieses grenzt direkt an ein Eingangstor, durch welches früher die BesucherInnen in das Gebäude kamen. Über ein kleines Fenster konnte die/der Portier/e die Hereinkommenden kontrollieren. Als Symbol für diese Zugangsbeschränkung stand für den Künstler die Schranke, deren Verankerung er allerdings nicht in der Durchfahrt, sondern in der Wohnung ansetzte. Durch das Beobachtungsfenster reichte dann der Balken in den öffentlichen Raum hinaus. Damit wies er auf die einstige Zwitterfunktion dieses Zimmers hin: einerseits privater Wohnraum – Koch- und Waschbereich –, andererseits aber auch Arbeitsplatz für das Museum.

Gregor Grafs mehrteilige Installation entstand in intensiver Beschäftigung mit den vorgefundenen Gegebenheiten. Als sichtbares Zeichen dieser Auseinandersetzung verwendete er bei seinen Interventionen im zweiten und dritten Raum der Ausstellung vorhandenes Material aus der Wohnung. Im zweiten, mittleren Raum befand sich ein stilisiertes Haus, gebaut aus Teppichfliesen. Die Innenräume des Gebäudes waren wie ein Schattenriss dahinter in den Putz geritzt – der Traum vom Einfamilienhaus in der Substandardwohnung als Projektion an der Wand.

Im dritten und letzten Raum fanden sich die unmittelbaren Utensilien des Wohnens – Möbel, die aus dem Holz einer Wandverkleidung, die noch von der Ausstellung von Corinne L. Rusch stehengelassen wurde, gebaut wurden. Auch hier arbeitete der Künstler mit vorhandenem Material. Andernorts befanden sich noch die Briefschlitze der zweiten Ausstellung von Markus Hofer. Diese waren zurückgelassen worden, um die neue Nutzung dieser ehemaligen Wohnräume als Ort einer künstlerischen Auseinandersetzung zu dokumentieren. Auch sie waren nun zur Geschichte dieser Wohnung geworden und veranschaulichten den Bedeutungswandel dieses Ortes – von der Wohnung zur Abstellkammer und nun temporär zum Kunstraum.

Graf hatte Mobiliar aus der Holzwand ausgeschnitten und dieses aus der Wand herausgeklappt. Einerseits konstruierte er hier Tisch, Stuhl und Bett, die man zum Wohnen braucht, andererseits verwies er gerade mit diesen in Wirklichkeit unbrauchbaren Möbelstücken auf die Abwesenheit von BewohnerInnen. Er inszenierte einen eingerichteten, scheinbar bewohnten Raum und erinnerte damit an die ursprüngliche Funktion der Räume. Gleichzeitig deuteten die durch das Ausschneiden der Möbel entstandenen Leerstellen in der Wand auch die Zerstörung eines vorhergegangenen Zustandes an.

In der Wand des dritten Raumes hatte Gregor Graf durch Einritzungen ein Spruch Tuch aus der Schausammlung des Museums nachgezeichnet, das

wie der Abdruck von etwas ehemals Vorhandenem erschien. Mit dem darauf gestickten Text griff er ein Zitat aus dem vielfältigen Fundus an Metaphern und Sprüchen auf, wie sie rund um das Thema Wohnen und Heimat oft in Eigenheimen in Österreich auftauchen. Mit seinen Einritzungen und dem Herausnehmen von vorhandenen Materialien legte Graf auch versteckte Nutzungsspuren frei; er grub sich durch die Putz- und Teppichschichten und stieß wie ein Archäologe auf Geschichten der Wohnung.

Der Künstler zitierte nicht nur in der Portierswohnung die Schausammlung des Museums, er betätigte sich auch selbst als volkskundlicher Sammler und Museumskurator. Ein Teil einer Tapete aus den Wohnräumen wurde – transformiert in ein Kunstwerk – als ein Zeugnis von Alltagskultur in die Schausammlung überführt.

Mit dieser Ausstellungsreihe hat das Volkskundemuseum erstmals KünstlerInnen eingeladen, sich konkret Gedanken über einen bestimmten Ort im Museum zu machen, der normalerweise hinter den Kulissen liegt. Das Museum bot eine Kristallisationsfläche für Reflexionen über Fragestellungen, die so oder ähnlich auch im Kontext des weiteren Feldes der Kultur- und Geisteswissenschaften gestellt werden. Wie im wissenschaftlichen Kontext entstanden von den Ausstellungen ausgehend Diskussionen, die sich, neben der Frage, wie Kunst in einem kulturwissenschaftlichen Museum verortet werden kann, auch um Problemstellungen drehten, vor denen kulturwissenschaftliche Museen heute stehen.

Mit der Öffnung der ehemaligen Portierswohnung wurde ein Teil des Museums begehbar gemacht, der normalerweise nur eingeschränkt zugänglich ist – den BesucherInnen eröffneten sich dadurch weitere architektonische Dimensionen des Gebäudes. Die gewachsene Situation dieser Wohnung wurde für die Dauer der Ausstellung einer Reflexion unterzogen; die Spuren, die nach einer jahrzehntelangen Nutzung durch die BewohnerInnen zurückbleiben, wurden nun genauer betrachtet. Diese spezifischen Eigenheiten der Nutzung – übereinanderhegende Teppich-, Tapeten- und Farbschichten sowie die Art und Weise wie sie gehandhabt wurden, Um- und Einbauten, wurden nun diskutiert und erzählten einiges über Wohnkultur, dies vor allem durch die Arbeit von Gregor Graf. Corinne L. Ruschs Arbeit wiederum machte hellhörig für die historische architektonische Situation des Gebäudes. Wie wird die für gänzlich andere Zwecke konzipierte Architektur im Funktionsgefüge des Museums eingesetzt? Welche Rolle spielt das Gebäude für das Selbstverständnis dieser Institution und die Wahrnehmung von außen? Interessanterweise werden auch heute noch viele Entscheidungen in der Niederländergalerie, dem heutigen Sitzungszimmer, vorbereitet und auch getroffen – dem einzigen Raum des Museums, in dem

noch eine annähernd historische Einrichtungssituation herrscht. Mit Markus Hofers Arbeit wurde die Frage nach der Repräsentation von Geschichte/n im Museum aufgeworfen. Funktioniert es, diese anhand eines Stranges zu erzählen? Was ist mit all den Objekten die in den Depots lagern? Wer hat dazu Zugang, und wer entscheidet wann und ob sie ausgestellt werden?

Die Ausstellungsreihe führte auch eine neue Publikumsschicht – primär an zeitgenössischer Kunst Interessierte – an das Museum heran, die somit an kulturwissenschaftlichen Fragestellungen andocken konnten.

Nach diesem künstlerischen Intermezzo ist dieser Raum nun wieder in einem eher undefinierten Zustand. Wie das „Experiment“ Space Invasion allerdings gezeigt hat, lässt sich mit der Nutzung dieses Raumes für „künstlerisch-kulturwissenschaftliche Auseinandersetzungen“ ein spannendes Feld eröffnen. Es kam zu vielfältigen inter- und transdisziplinären Verschiebungen. Gerade dieses Zusammentreffen der normalerweise als getrennt betrachteten Disziplinen, bildende Kunst und Volkskunde, könnte einen dauerhaften kreativen Input für das Museum darstellen. Es könnte hier die Verwendung der ehemaligen Portierswohnung als eine Art Labor, das vielfältigen Experimenten offensteht, zur Diskussion gestellt werden. Von Auseinandersetzungen mit aktivistisch-gesellschaftlichem Potential, künstlerischen Interventionen, der fortgesetzten Konfrontation von Volkskunde mit zeitgenössischer Kunst, bis zum Kunst- oder Wissenschaftsfrühstück, einem Ort für die kreative Arbeit mit Kindern oder einer Art öffentlicher Küche (möglich wäre die Weiterentwicklung des Konzepts der Volxküche), könnte hier über den Raum als Projektionsfläche nachgedacht werden.

Herbert Justnik

Literatur der Volkskunde

RIEKEN, Bernd: „*Nordsee ist Mordsee*“ – *Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen*. Münster u.a.: Waxmann, 2005, 405 Seiten, Abb.

Seit der Historiker Arno Borst 1981 seine Studie über das Erdbeben von 1348 veröffentlichte, hat es eine Reihe (kultur-)historischer Arbeiten über Naturkatastrophen gegeben. Die Sturmfluten an der Nordsee rückten erstmals mit der 1992 vom Historiker Manfred Jakubowski-Tiessen vorgelegten Habilitationsschrift über die „Weihnachtsflut 1717“ in den Fokus moderner geschichtswissenschaftlicher Forschung, bevor unter anderem der niederländische Küstenforscher Otto S. Knottnerus das Thema in seinem Aufsatz „Die Angst vor dem Meer. Der Wandel kultureller Muster an der niederländischen und deutschen Nordseeküste (1500–1800)“ unter mentalitätsgeschichtlichen Aspekten aufgriff.¹ Aus volkskundlicher Sicht wurden Naturkatastrophen unter anderem von Andreas Schmidt in seinem 1999 veröffentlichten Werk „'Wolken krachen, Berge zittern, und die ganze Erde weint' – Zur kulturellen Vermittlung von Naturkatastrophen in Deutschland 1755–1855“ behandelt. So reiht sich die vorliegende Habilitationsschrift des Wiener Volkskundlers und Psychoanalytikers Bernd Rieken einerseits in einen seit den 1980er Jahren währenden Forschungskontext ein. Andererseits bringt sie auf Grund ihrer volkskundlich, historisch und nicht zuletzt tiefenpsychologisch fundierten Ansätze neue Perspektiven auf das Thema hervor.

Nach eingehender Darstellung des Forschungsstandes beschreibt Bernd Rieken zunächst sowohl die natürlichen Voraussetzungen an der Nordseeküste mit ihren extrem fruchtbaren, weil immer wieder neu aufgeschlickten Landflächen wie auch die Besiedlungsgeschichte in besonderer Hinsicht auf die friesische Bevölkerung in Deutschland und den Niederlanden. Eine entscheidende Rolle spielten die Gezeiten, weil sie einen steten, Siedeln und Wirtschaften determinierenden Wechsel von Hoch- und Niedrigwasser, von Überschwemmung und Trockenfallen mit sich brachten. Dem setzte der im hohen Mittelalter begonnene Bau geschlossener Seedeichlinien eine klare Grenze entgegen. Hatten sich die Menschen an der Küste zunächst mit

1 In: Ludwig Fischer (Hg.): *Kulturlandschaft Nordseemarschen*. Bredstedt/Westerhever 1997, S. 145–174.

künstlichen Erhöhungen (Wurten, Warften) von teils mehreren hundert Metern Durchmesser vor den Überschwemmungen geschützt, so konnte nach dem Deichbau – auch wenn es sich zunächst nur um relativ flache, kaum mehr als zwei Meter hohe Schutzwälle handelte – das gesamte Land unabhängig von den Gezeiten besiedelt und bewirtschaftet werden. Dies bildet eine grundlegende Zäsur in der Geschichte der Nordseeküste, weil es Alltag und Lebensweise änderte: Der bis dato eingeübte stete Umgang mit dem ein- und ausströmenden Wasser wich der Sicherheit dauerhaften Überschwemmungsschutzes. Aber diese Sicherheit erwies sich bald als trügerisch, denn nicht zuletzt in der Folge des säkularen Meeresspiegelanstiegs kam es immer wieder zu schweren Sturmflutkatastrophen. War aber der Deich erst einmal gebrochen, wurde in der Regel das gesamte Land überschwemmt, teils Tausende von Todesopfern verzeichnet und immense materielle Werte vernichtet.

Unter diesen Vorzeichen geht Bernd Rieken sodann in seinem über 200 Seiten umfassenden Hauptkapitel mentalitätsgeschichtlich auf einzelne berühmte Sturmflutkatastrophen, ihren historischen Kontext und ihre Folgen ein: unter anderem auf die Erste und Zweite Marcellusflut von 1219 bzw. 1362 (Untergang Rungholts), die Sturmflutkatastrophe 1634 mit dem Untergang Alt-Nordstrands, die Weihnachtsflut 1717, die Februarflut 1825 sowie auf die Sturmfluten des 20. Jahrhunderts – einschließlich eines Nachtrags zum Tsunami 2004. Dabei schildert er detailliert die subjektive Wahrnehmung der Betroffenen und ihre Erklärungsmuster. Bernd Riekens Material ist vielfältig: Gedruckte Annalen, Chroniken, Predigten, Sagen, Reiseberichte und anderes mehr, die nach seiner Ansicht – im Gegensatz zu den als Produkte der Gelehrtenkultur beurteilten archivalischen Quellen – die Wahrnehmung breiter Bevölkerungsschichten auszudrücken vermögen.

Das genannte Material unterzieht der Autor einer differenzierten Analyse, die aus volkskundlichen, historischen und tiefenpsychologischen Blickwinkeln zur – und damit ist der eigentliche Fokus der Studie benannt – mentalitätsprägenden Furcht der Küstenbewohner vor den Fluten führt. Aus der hier verfolgten anthropozentrischen Perspektive wurden Sturmfluten in der subjektiven Wahrnehmung der Betroffenen von den Menschen als selbst verursacht betrachtet, weil sie sich „schuldig“ gemacht hatten und folgerichtig bestraft werden mussten. Mit anderen Worten: Individuelle bzw. kollektive Schulderrfahrungen bilden die Basis für die Wahrnehmung der Überschwemmungen. Solche Schulderrfahrungen können in der Sünde wider Gott bestehen oder – in der jüngeren Vergangenheit – in dem Vergehen wider die Natur („Klimakatastrophe“).

Diese Wahrnehmungsmuster werden von Bernd Rieken anhand seines Materials aus den unterschiedlichen Epochen tiefenpsychologisch interpre-

tiert. Im Ergebnis zeigt sich – im Gegensatz zur These der seit dem 18. Jahrhundert zunehmenden Verwissenschaftlichung des Umgangs mit Sturmfluten (u.a. M. Jakubowski-Tiessen) – eine fast ungebrochene historische Kontinuität in der Furcht der Friesen vor dem Meer als Baustein ihrer kollektiven Mentalität. Heuristisch schafft der hier verfolgte multiperspektivische Ansatz neue Interpretationsmöglichkeiten, indem er versucht, den Spannungsbogen zwischen Rationalität und Irrationalität im Umgang mit den Fluten auszuloten. Jenseits des Heuristischen ist es auch Bernd Riekens Verdienst, eine breite Materialbasis teils bisher nur wenig zugänglicher Schriftstücke zusammengetragen zu haben.

Als problematisch erweist sich jedoch die Prämisse des Autors, dass die von ihm verwendeten Druckschriften der Mentalität einer breiten Bevölkerung Ausdruck verleihen – umgekehrt aber die von ihm nicht verwendeten archivalischen Quellen Produkte des höheren Gelehrtentums seien. Dies ist gleich aus zweierlei Gründen falsch: Erstens stellt gerade eine der wichtigsten der von ihm verwendeten Materialgruppen – nämlich Predigten wie die des ostfriesischen Geistlichen Johann Christian Hekelius zur Sturmflutserie 1717ff. – ein Paradebeispiel für Dokumente aus gelehrten Kreisen dar. Schließlich verkörperten Geistliche in der Frühen Neuzeit die Gelehrten-schicht *par excellence*. Abgesehen davon, erscheint es angesichts ihrer eigenen Funktion kaum verwunderlich, dass gerade Geistliche die Sturmflutkatastrophen gern als Ausdruck von Sünde und Schuld wider Gott beschreiben. Aber auch Sagen, Annalen und andere von Bernd Rieken verwendete Materialgruppen sind zweifellos von gelehrten Kreisen wenigstens beeinflusst, wenn nicht überhaupt erst hervorgebracht worden.

Zweitens und umgekehrt haben – zumindest seit der Frühen Neuzeit – gerade die in den Archiven an der Nordseeküste in großer Zahl vorliegenden historischen Quellen über Sturmflutkatastrophen enormen Aussagewert über die Einstellung des einfachen Volkes. Es handelt sich um meist direkte, anschauliche Schilderungen der Geschehnisse und ihrer Folgen, die häufig im Kontext von Bittschriften standen und – wenn die Betroffenen nicht selbst schreiben konnten – von den örtlichen Kirchspiels- und anderen Schreibern aufgezeichnet wurden. Gerade diese Quellen vermitteln ein ganz anderes Bild vom Umgang mit Sturmfluten als es Bernd Rieken sieht – ein Bild, das zwar die persönliche Tragik in üblichen christlichen Floskeln beklagt, darüber hinaus aber einen höchst pragmatischen Umgang mit den Katastrophen, ihren Ursachen und den zu ziehenden Schlussfolgerungen aufzeigt. Dies ließe sich – um ein bedeutsames Beispiel zu nennen – am Umgang mit Deichschäden darstellen: Bereits im späten 17. Jahrhundert zeigte sich in den archivalischen Quellen ein pragmatisch-rationaler Umgang mit Sturmfluten und Deichbrüchen. Ungleichgemäßig gestaltete Dei-

che waren hier nicht ein Ausdruck gottergebenen Fatalismus, sondern entsprangen dem Erfahrungswissen über lokale Sturmfluthöhen. Zudem lässt sich anhand dieser archivalischen Quellen eine stärkere soziale Differenzierung der Wahrnehmungsmuster als in der hier vorgelegten Arbeit herausarbeiten.

Es steht außer Frage, dass – wie Bernd Rieken betont – Denkmuster und Lebenseinstellungen auch in der Neuzeit keineswegs immer stärker „wissenschaftlich“ wurden, sondern eine zumeist schillernde Mischung aus tradiertem Glauben, Rationalität und Irrationalität bildeten. Diese Polyvalenz jedoch geht in der vorliegenden Studie immer wieder verloren, wenn das Material selektiv betrachtet wird. Ein besonders problematisches Beispiel von vielen ist die Suche nach dem „mythologischen Bodensatz“ in der zeitgenössischen, umfangreichen Studie von Fridrich Arends zur Sturmflutkatastrophe vom Februar 1825: In diesem Fall muss eine aus dem Kontext gerissene, zum Alltagsvokabular gehörende einzelne Floskel dazu dienen, den vermeintlichen Fatalismus im Umgang mit dem Meer zu dokumentieren (S. 271–276, Zitat S. 274).

Trotz dieser Einwände bleibt eine facettenreiche, überaus gut informierte Studie, die zum Nachdenken anregt und eigene Ansätze kritisch hinterfragen hilft. Bernd Rieken hat bisher gültige historische Deutungen und Zäsuren in Frage gestellt – ob in allen Fällen mit gutem Grund, sei dahingestellt. Gleichwohl zeigt sich aufs Neue, dass der stete Blickwechsel noch in der Kritik zu neuen Einsichten verhelfen kann.

Norbert Fischer

BINDER, Susanne und Gebhard FARTACEK (Hg.): *Der Musikantenstadl. Alpine Populärkultur im fremden Blick*. Wien: Lit Verlag, 2006, 285 Seiten, graph. Darst.

Die Untersuchung der vermeintlich alpenländischen volkstümlichen Populärmusik und ihrer Erscheinungs- und Verbreitungsformen steht schon lange auf der Liste der Desiderata für das Fachgebiet der Musikethnologie. Deshalb wurde das Erscheinen eines Sammelbandes, der sich mit der Erforschung dieses wichtigen Themas beschäftigt, in der Fachwelt der Populärmusikforscher und Volkskundler/Europäischen Ethnologen sehr begrüßt. Unter der Federführung des bekannten Soziologen Andre Gingrich, der die Leitung des Projekts „Alpine Populärkultur im fremden Blick: Der Musikantenstadl im Lichte der Wissenschaften“ inne hatte, hat sich ein Team aus Wissenschaftlern des Themas angenommen und die Ergebnisse unter den Herausgebern Susanne Binder und Gebhard Fartacek im vorliegenden Band

veröffentlicht. Die Autorinnen und Autoren beschäftigen sich in ihren einzelnen Aufsätzen mit den ökonomischen Faktoren der volkstümlichen Fernsehunterhaltung, der Soziologie der Unterhaltung und der Ästhetik des „Musikantenstadls“. Den fremden Blick auf das Untersuchungsobjekt werfen zwei Teammitglieder aus der Türkei und Rumänien, die auch ähnliche Phänomene, so sie existieren, in ihren Herkunftsländern untersucht haben. Der Band gliedert sich in neun Kapitel und einen Anhang.

Leider, so muss man sagen, entspricht dieser Band jedoch nicht den hochgesteckten Erwartungen.

Die einzelnen ethnographischen Aufsätze sind oft in hohem Maße deskriptiv, die erwünschte Auseinandersetzung mit theoretischen Ansätzen über Populär- und Medienkultur, sowie die Einbettung des Themas in einen größeren wissenschaftlichen Kontext bleiben hinter den Ansprüchen zurück. Die in der Einleitung von Binder und Fartacek (S. 14–21) erwähnte Einbeziehung der Cultural Studies (S. 16) findet sich im Band nicht wieder. John Fiske, der große „TV-Theoretiker“ der Cultural Studies, erscheint nicht einmal in der Bibliographie. Überhaupt setzt man sich mit der im Untertitel explizit genannten Beschäftigung mit Populärkultur leider kaum auseinander. Die jüngere Forschungsliteratur zu medialer Kultur, speziell zu Fernsehen und Populärmusik, wird nicht verwendet. Eine wissenschaftliche Auswertung des Konzepts „fremder Blick“ findet, trotz Ankündigung (Fartacek: Der „fremde Blick“ im Rückblick, S. 261) kaum statt. Es gibt auch keine Verständigung über das verwendete Konzept von Kultur, ebenso wenig eine nur annähernd theoretische Auseinandersetzung mit dem verwendeten Kulturbegriff. Der Aufbau der Interviews und die damit verbundene Fragestellung in den Aufsätzen Fellners und Baraz' werden nur dürftig behandelt, zu den Inhalten der einzelnen Fragen gibt es zu wenig Informationen. Überhaupt werden die Interviews meist nur in sehr subjektiven Inhaltsangaben wiedergegeben – manchmal mit unnötigen Bemerkungen über die Interviewten. Wolfgang J. Fellner kündigt z.B. im Kapitel 4.4 seines Aufsatzes „Die ökonomischen Hintergründe der Fernseh-Unterhaltung am Beispiel des Musikantenstadls“ (S. 91–109) sowohl die Darstellung als auch eine Analyse der geführten Interviews an, wobei sich die Analyse oft auf wenige Zeilen beschränkt, bei manchen Interviews völlig ausfällt (Interview mit Karl Moik S. 94–96). Die Interviewdarstellungen erinnern eher an feuilletonistische Glossen, als an eine wissenschaftliche Untersuchung. Allgemein scheint die Methodenauswahl und die Ausschöpfung der eingesetzten methodischen Mittel eine untergeordnete Rolle bei der Erstellung der Untersuchungen gespielt zu haben obwohl die Herausgeber sich selbst und den Band im Einleitungskapitel „als richtungsweisendes Werk nicht nur in methodologischer Hinsicht“ (S. 21) loben.

In den beiden Aufsätzen über „Die volkstümliche Musik in Zahlen – empirische Grundlagen der Medienforschung“ (S. 32–75) und „Die ökonomischen Hintergründe der Fernseh-Unterhaltung am Beispiel des Musikantenstadls“ (S. 77–118) von Wolfgang J. Fellner, die einen guten Einblick über die wirtschaftliche Bedeutung der volkstümlichen Musik geben, fällt auf, dass die sich auf Österreich beziehenden Quellen fast ausschließlich vom ORF selbst stammen (S. 37–60 und 82–84), Fellner diese Tatsache aber weder reflektiert noch in irgendeiner Form seine Quellen kritisch betrachtet. In diesen Beiträgen fällt auch ein gewisser Mangel an sprachlichem Ausdrucksvermögen auf. Unklarheiten im Satzaufbau, Zynismen und unnötige Anglizismen mindern das Lesevergnügen. Von diesen Beeinträchtigungen abgesehen, bieten beide Aufsätze jedoch nicht nur eine Fülle von Zahlenmaterial, sondern auch eine profunde Darstellung des Stellenwerts volkstümlicher Musik für einen Fernsehsender wie den ORF. So wird auch endlich den wirtschaftlichen Hintergründen und Grundlagen von Populärkultur ein angemessener Raum eingeräumt, der häufig übersehen oder zumindest stark vernachlässigt wird.

Die Aufsätze der beiden von außen kommenden Wissenschaftlerinnen dagegen, wirken, wie Gebhard Fartacek auch in seinem Aufsatz „Der ‚fremde Blick‘ im Rückblick“ (S. 249–261) bemerkt, wesentlich entkrampf-ter und unvoreingenommen (S. 250f). Dieser „fremde Blick“ bewahrt die türkische Soziologin Zeynep Baraz im Kapitel „Soziologie der Unterhaltung“ (S. 119–154) vor einer allzu negativen Voreinstellung zum „Musikantenstadl“ und seinen Konsumenten. Sie hat als Nichtösterreicherin an verschiedenen Volksfesten unterschiedlicher Größe teilgenommen, um einen direkten, popularen Vergleich zum Format „Musikantenstadl“ ziehen zu können. Des Weiteren hat sie Gegner und Befürworter, wie Auslandsösterreicher in Istanbul interviewt, um Rezipientenmeinungen einzuholen. Aber auch sie arbeitet sehr deskriptiv und schöpft die theoretischen und methodischen Möglichkeiten ihrer Untersuchungen nicht zur Gänze aus. In ihrem Fazit stellt sie fest, dass der „Musikantenstadl“ ein „relativ globales“ Niveau besäße und trotzdem für Österreicher vertraute Elemente beinhalte, die die Zuseher mit „Heimat“ assoziierten.

Zu Beginn ihres Artikels „Zur Ästhetik des Musikantenstadls“ (S. 155–228) wehrt die rumänische Philosophin Madalina Diaconu falsche Erwartungen an ihren Aufsatz ab. Sie relativiert ihre Arbeit als nicht ethnologisch-musikologisch motiviert und macht klar, dass sie weder empirische Forschungen noch Analysen auf Grundlagen eines dieser Gebiete anstellen möchte. Sie verfiert einen eher phänomenologischen, ästhetischen Ansatz der Stadlforschung, indem sie die Person des Moderators Karl Moik, die Texte dargebotener Lieder und die Darstellung und unterschiedliche Rezep-

tion der Sendung untersucht und analysiert. Auch die Echtheitsdebatte um die volkstümliche Populärmusik, die Außendarstellung eines Heimatbildes „Österreich“ und die Identitätskonstruktionen Österreichs im Selbst- und Fremdbild wird bei ihr zum Thema. Sehr interessant sind die Interviews, die sie mit rumänischen Migranten in Österreich zum Thema „Musikantenstadt“ führte und deren Bild der Sendung hinterfragt. Schlussendlich versucht Diaconu die ihr zugewiesene Rolle als „Fremde“ im Projekt zu reflektieren und hinterfragt diese kritisch. Diaconus Aufsatz ist meines Erachtens der lesenswerteste Beitrag des Buches und bringt neue, bemerkenswert unkonventionelle Ansätze in die Diskussion ein.

In einem „Quasi-Schlusswort“ stellt die Kulturanthropologin/Europäische Ethnologin Regina Bendix die Frage: „Wo, was und wie ist der Stadt?“ (S. 264–268) Sie versucht die Intentionen des „fremden Blicks“ zu erklären, dem eine „Ambivalenz des ‚native anthropologist‘“ fern hege. Sie thematisiert das Unbehagen, das Eigene wertfrei zu beobachten und bezieht sich einerseits auf Rolf Lindners „Angst des Forschers vor dem Felde“, die doch für viele Forscher tägliche Herausforderung ist und andererseits auf die Fachfremdheit der beiden „fremden“ Forscherinnen. Vielleicht kann man so die sich auffällig wiederholenden Selbstzuschreibungen der Befangenheit im Umgang mit volkstümlicher Musik Fartaceks im „fremden Blick“ im Rückblick“ erklären (S. 255, 256, 258), der so eben jenen „fremden Blick“ offensichtlich verteidigt. Die Soziologin Baraz, die ja auch in Wien studiert hat, ist aber zumindest fachlich nicht allzu weit von einer Beschäftigung mit Medien- oder Populärkulturforschung entfernt. Bendix thematisiert neben den methodologischen Ansätzen auch das Virtuelle der Rezeption durch das Fernsehpublikum und die dadurch gegebenen Möglichkeiten, sich „ein-“ oder „aus-“zuschalten. Doch letztendlich fasst sie nur zusammen, ein abschließendes Forschungsergebnis lässt sich nicht erkennen.

Unklar bleibt auch, ob der Focus der Untersuchung nun auf der Erforschung einer Populärkultur „Musikantenstadt“ liegt oder ob der „Musikantenstadt“ als „Versuchsstrecke“ für diesen methodischen Ansatz dient. Beides wäre legitim, doch wäre der Focus dann auch klar zu benennen.

Dennoch stellt sich letztlich die Frage, warum man nicht zusätzlich Fachpersonen wie Ethnomusikologen oder Volkskundler/ Ethnologen mit ihrem eher „klassisch“ geprägten Methodenapparat in das Forscherteam mit aufgenommen hat, die ebenfalls eine, wenn auch vielleicht emischer geprägte Distanz zum Forschungsfeld aufbauen können müssen. Dadurch hätten die Ergebnisse der Forschung in einen herkömmlichen Kontext gesetzt werden können und der methodische Ansatz „fremder Blick“ wäre so vergleichbarer geworden.

Alles in allem hat man hier die Chance, sich kulturvergleichend mit dem Phänomen „Musikantenstadt“ auseinanderzusetzen, nur bedingt genutzt.

Und somit bleibt eine tiefergehende Beschäftigung mit der so genannten volkstümlichen Musik, ihrer Darstellungsformen und ihrer weit verbreiteten Rezeption weiterhin ein Desideratum.

Andreas Schmidt

RÖSCH, Paul: *Meraner Badegeschichten. Vom Strandbad zum Lido*. Bozen: Verlagsanstalt Athesia AG, 2007, 199 Seiten, zahlr. Abb., graph. Darst.

Frauen, Männer und Kinder posieren in Badebekleidung vor der Kamera, springen ins kühle Nass, werden beim Turmspringen und Volleyballspiel oder beim Sonnenbaden abgelichtet. Ob Schnappschuss- oder Profifotographie, die meist untertitelten Bilder dieses aufwendig gestalteten Buches fesseln das Auge beim ersten Durchblättern. Bunte Käämme, Sonnenschirmchen, 500 Lire Münzen, Badehosen, Kulturbeutel, Eintrittskarten, Verbotsschilder und vieles mehr gestalten den Band noch bunter und scheinen Erinnerungsstücke aus einer anderen Zeit zu sein. Dass die Zeit nicht stehen geblieben ist, lässt sich von den Fotos nicht allein durch ihre veränderte Farbigkeit ablesen. Die Abbildungen sind chronologisch gereiht, sehr auffallend verändern sich z.B. die Bademoden der Portraitierten von einer beinahe Ganzkörperbeleidung bis hin zum heute gebräuchlichen Badedress.

Der erste Eindruck des Buches hält sich bis zum Schluss: Man denkt ein fremdes Familienalbum in der Hand zu halten, aus dem wohl so manche MeranerInnen ihren Enkelkindern erzählen könnten.

Die vom Autor angesprochene LeserInnenschaft des Buches sind vermutlich die MeranerInnen selbst, bzw. die Interviewten, die im Buch immer wieder zu Wort kommen. ItalienerInnen wie deutschsprachige SüdtirolerInnen erzählen Anekdoten aus ihrem Leben. Vermutlich ist das Buch auch aus diesem Grund zweisprachig gestaltet. Die Seiten sind jeweils in eine deutsche und eine italienische unterteilt. Auch alle Zitate, die oft vom Autor hervorgehoben und am Rand einzelner Seiten stehen, sind in die jeweils andere Sprache übersetzt.

Im Zeitraffer erfährt man in verschiedenen Kapiteln einiges der über hundert Jahre alten Meraner Badetradition. Vom Baden in der Passer seit den 1870er Jahren, über das Meraner Lido-Bad, über die Kilometerlänge der im benachbarten Tourismusort Schenna zusammengezählten Beckenrandlängen im Jahr 2005, bis hin zu einem Abriss der Kulturgeschichte des Schwimmens, erstreckt sich das vom Autor besprochene Themenspektrum. Manche Abhandlungen geraten zu kurz und wirken sehr verschwommen, oft

sind die Geschichten unvollständig und springen von einem Gedanken zum anderen.

Erste Schwimmfreuden im Meraner Lido werden genauso besprochen, wie Moral- und Ordnungsvorstellungen des 20. Jahrhunderts. Einen großen Teil der Erinnerungen nimmt das Thema der Beziehungen zwischen ItalienerInnen und deutschsprachigen SüdtirolerInnen ein. Meist wird das Aufeinandertreffen dieser Gruppen im Schwimmbad als ein sehr friedliches und sich ergänzendes beschrieben. So legt der Autor die Gründe der ethnischen Lockerung im Lido dar: „Vorerst einmal handelt es sich um eine Freizeitanlage, weiters weckt die gemeinsame Ausübung von Sport Erfahrungen und Gefühle, die die ethnische Zugehörigkeit vergessen lassen. Den Ausschlag gibt die Tatsache, dass das Lido keiner Sprachgruppe zugeordnet wird, es gehört allen. Das mag das Geheimnis sein: Im Lido findet jeder Heimat.“ (S.102) Erst sehr spät wird der Lido als touristische Attraktion besprochen. Im vorletzten Kapitel erfährt man mehr darüber und stellt fest, dass vor allem deutsche Touristen in großer Zahl den Lido während ihres Urlaubs in der Kurstadt Meran aufgesucht haben. Dabei werden aber die politischen Veränderungen im Südtirol des 20. Jahrhunderts nur am Rande erwähnt und scheinen zudem das Schwimmvergnügen der Meraner LidobesucherInnen nicht sonderlich beeinflusst zu haben. Glaubt man den Berichten des Autors, haben sich weder die Zeit des Faschismus noch der zweite Weltkrieg – abgesehen vom Fernbleiben deutscher Touristen – in irgendeiner Weise negativ auf den Lidobetrieb in Meran ausgewirkt. Das Bad scheint eine Oase friedlichen Zusammenlebens auch in schwierigen Zeiten gewesen zu sein.

Eingebettet in den Rahmen der Abhandlung, finden sich zahlreiche Erzählungen zu alltäglichen Geschehnissen rund um den Lidobesuch: genannt werden die Unterschiede bei der täglichen Essensverteilung deutscher und italienischer Mütter, das illegale Betreten des Lidos ohne Eintrittskarte als Kavaliersdelikt, das obligatorische Eis nach dem Schwimmen, Geschichten über eigenwillige Ordnungsmänner, alltägliche kleine Heldentaten und Lausbubenstreiche, die sich in die Lebensgeschichte vieler der Befragten eingeschrieben haben. Vor allem ehemalige Bürgermeister, Meraner Kaufleute, Ärzte, Sportler, Bademeister und auch der Autor selbst bzw. seine Verwandten, erinnern sich an eine heute fern anmutende Zeit.

Offen bleibt bis zum Schluss, mit welcher Methode die Interviews geführt, nach welchen Kriterien die InterviewpartnerInnen ausgesucht, welche Fragen gestellt wurden und zu welcher Zeit sie entstanden sind.

Das Buch ist eine Hommage an den Meraner Lido und an seine BesucherInnen. Schwärmerisch und nicht ohne Stolz geschrieben mutet die Lektüre an, wenn erfolgreichen lokalen Persönlichkeiten Hochachtung ausgespro-

chen wird und Dialektausdrücke oder eingedeutschte italienische Worte – nur Südtirolern verständliche Passagen – ohne Kommentar in die geschriebene Sprache übernommen werden. Es sind, wie es der Titel des Bandes passend beschreibt, Meraner Badegeschichten; sie machen das Buch zu einer amüsanten, heiteren und leichten Lektüre, die sich wahrscheinlich dann anbietet, wenn man einen Tag lang Zeit hat, um im Meraner Lido nach einer kühlen Erfrischung zur Lektüre zu greifen.

Verena Lageder

AGGERMANN, Lorenz, Eduard FREUDMANN und Can GÜLCÜ: *Beograd Gazela. Reiseführer in eine Elendssiedlung*. Klagenfurt: Drava Verlag, 2008, 224 Seiten, farb. Abb.

Reiseführer sind Gebrauchsanweisungen für Orte. Meist scheinen diese schon irgendwie vertraut, man kennt sie, weil sie populär sind; Reiseführer strukturieren die Wahrnehmung und liefern Handlungsanweisungen gleich mit. Längst gibt es sie nicht mehr nur für Touristenmagneten wie Paris, New York oder Mallorca, sondern für nahezu jeden denkbaren Ort der Erde. Nichtsdestoweniger mutet es verwunderlich an, wenn ein solcher Reiseführer nun an einen Ort führt, der im aufstrebenden Europa schlicht vergessen, zurückgelassen erscheint. Dennoch gestalteten die drei Autoren Lorenz Aggermann, Eduard Freudmann und Can Gülcü ihr Buch über „Beograd Gazela“ in der Art eines Reiseführer – als „Reiseführer in eine Elendssiedlung“. Es führt den Leser an einen marginalisierten Ort, für den im neuen Europa kein Platz ist, der aber dessen ungeachtet längst beziehungsweise immer noch zum Alltag dieses Europas gehört.

Die in den 1980er Jahren entstandene illegale Elendssiedlung Gazela im Herzen Belgrads, überschattet von großen Hotels wie Hyatt und Interconti, liegt auf vakantem Baugrund unter einer Autobahnbrücke, der „Most Gazela“. In Gazela leben jene, die von der Mehrheitsgesellschaft vergessen wurden, Teil keiner Gesellschaft, nirgendwo gemeldet sind. Hauptsächlich Roma und Ashkali (Angehörige der muslimischen albanischen Minderheit) haben sich hier unter katastrophalen Bedingungen, im Zentrum der aufblühenden Stadt, niedergelassen. An einen Ort wie Gazela möchte man nicht – warum ein Reiseführer?

Hinter dem, was sich – optisch wie inhaltlich – als typischer Reiseführer präsentiert, steckt zunächst eine ebenso klassisch anmutende Ethnographie. Klassisch, weil es sich bei den 18 Kapiteln von „Beograd Gazela“ um detaillierte Untersuchungen der Siedlung an sich, des sozialen Umfeldes und

der Kultur der Elendssiedlung handelt, um ausführliche Schilderungen der Geschichte Gazelas, der Bewohner, ihrer sozialen Geflechte und Lebensweisen. Hintergrundinformationen wie Anreise, Einkaufsmöglichkeiten, ein überschaubarer Sprachführer, Straßenkarten oder Angebote zur Zerstreuung – allesamt Insignien der gängigen Reiseführer – werden dem Leser geboten. Das Buch gewährt dem Leser einen Einblick in eine unbekannte und gleichzeitig unvorstellbare Welt, eine Welt aus Wassermangel, hygienisch katastrophalen Bedingungen, absoluter Armut, Hunger und Leid, einer Welt, der sich die Roma in Gazela, und eben auch in anderen Teilen Europas jeden Tag gegenübergestellt sehen, völlig unbeachtet von der Mehrheitsgesellschaft. Zentral erscheint dabei der Versuch, analog zum ironisch in Anschlag gebrachten ethnographischen Kanon, die Siedlung als Gesamtes zu erfassen und sich nicht auf Teilaspekte zu beschränken, auch wenn jede Darstellung natürlich immer nur eine Auswahl und somit willkürlich ist: Ein ansprechendes Charakteristikum der einzelnen Texte, aber auch des gesamten Buches liegt in der großen Sensibilität im Umgang mit visuellen Eindrücken: nicht nur in den einzelnen Texten wird versucht ein klares „Bild“ der Lebensverhältnisse in der Siedlung zu zeichnen. Auch weist das graphisch ansprechend gestaltete Buch sehr viele großformatige (oft doppelseitige) Farbfotografien auf, die ebenfalls dazu dienen, Gazela visuell erlebbar zu machen. Collagenhaft und weitgehend kommentarlos montierte Bilder, in scheinbar willkürlicher Ordnung, lassen ein Image entstehen, das ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber dieser ungefilterten „Wahrheit“ einer Elendssiedlung mitten in Europa vermittelt. (Kultur)wissenschaftlich betrachtet ist dieses Vorgehen nicht unproblematisch: Ungeachtet der Dichte der bildlichen Impressionen wird aus dem „Un-Ort“ noch kein methodisch aufgeschlüsselter Ort.

Nicht minder problematisch mag der fast vollkommene Verzicht auf Stimmen der Betroffenen erscheinen – auch hier liegt der Bezug zur „klassischen“ Ethnographie nahe: Die drei Autoren beschreiben hauptsächlich subjektive Eindrücke ihrerseits oder verarbeiten „objektives“ Material wie Karten oder Pressemitteilungen, sie lassen jedoch die Bewohner Gazelas nur sehr wenig zu Wort kommen, um das Gesehene gewissermaßen gegenzeichnen lassen zu können. Dennoch gewähren die Autoren Einblick in die Schwierigkeiten, denen sie sich gegenübergestellt sahen und lassen als Subtext die verschriftlichte Diskussion am Ende ihrer Projektvorstellung mitlaufen. Das Buch stellt somit dringende Fragen über die Repräsentation von Marginalität und Armut im Spannungsfeld von Exotisierung und Affirmation. Damit betonen die Autoren ihren selbstreflexiven und selbstkritischen Zugang zu den Problemen, die ein solches Feld mit sich bringt – auch wenn sich verschiedene Schwierigkeiten mit Blick auf sozial marginalisierte

Gruppen auch hier nicht ganz vermeiden lassen, wie zum Beispiel in Form von Verallgemeinerungen.

Solche Kritik ist leicht formuliert, allerdings muss berücksichtigt werden, dass „Beograd Gazela“ eher als künstlerisch-experimentelle Annäherung denn als analytische wissenschaftliche Forschung begriffen werden will – das Buch ist ein gelungener Mix aus beidem. Von einer solchen Warte aus betrachtet, eröffnen sich in „Beograd Gazela“ dann auch tatsächlich neue Perspektiven. Die visuellen Eindrücke dürfen für sich sprechen: Das optische Chaos aus Wellblechhütten und Autowracks, „Einachsschleppern“ (selbstgebauten Fahrzeugen aus Landwirtschaftsmaschinen und Schrott) und Müllbergen wecken im Betrachter/Leser ein Bewusstsein für die fatale soziale Realität der Roma in Europa. Das Buch will Aufmerksamkeit für die Situation der Roma (und anderer Minderheiten) erzeugen. „Beograd Gazela“ erzählt die Geschichte einer Elendssiedlung im Herzen der Großstadt, dokumentiert ihre Bewohner und deren Leben unter schlimmsten Bedingungen. Es erzählt von der Unfähigkeit und dem Unwillen der Mehrheitsgesellschaft angemessene Hilfe zu leisten, der Unfähigkeit und dem Unwillen sich der Situation der Roma anzunehmen, aber auch von der Notwendigkeit des Wissens um eine solche Situation und eines fortwährenden Diskurses darüber. Als Reiseführer beinhaltet es kurze, kompakt aufbereitete und schnell abrufbare Informationen über die Bedingungen, die das Leben in Gazela bestimmen. Als Projekt zwischen Kunst und Wissenschaft führt es an einen Ort, der den Menschen in unmittelbarer Nähe fremd ist, und kommuniziert so die gleichzeitige Unvereinbarkeit und tragische Interdependenz dieser zwei Welten, den Irrwitz der Differenz mitten im „neuen Europa“.

Jan Hinrichsen

Buchanzeige

GREGER, Michael J. und Johann VERHOVSEK: *Viktor Geramb 1884–1958. Leben und Werk* (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Bd. 22). Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2007, 224 Seiten, s/w-Abb.

Über Viktor Geramb ist schon viel geschrieben worden. Vor allem an die Studien von Helmut Eberhart ist da zu denken, und Eberhart ist ja auch der Pate des nunmehr vorliegenden „Entwurfs einer systematischen Biografie [...], die bis heute trotz zahlreicher Sekundärliteratur noch aussteht“ (Vorwort, Eberhart, S. 8). Dieser Versuch fußt auf der Auswertung des Gerambschen Familienarchivs, das im Rahmen eines von Eberhart geleiteten Projekts der Steiermärkischen Landesregierung aufgearbeitet wurde, kann also auf bislang unbekannte Privatkorrespondenz und Tagebücher zurückgreifen und so neue Einblicke in das biographische, zeitpolitische und fachgeschichtliche Ambiente Gerambs bieten.

Schon das Titelbild wartet mit einer kleinen Überraschung auf, nämlich mit „eine[r] der wenigen Aufnahmen, die Geramb im bürgerlichen Smoking zeigen“ (Impressum, S. 4). Und mit dieser Trouvaille haben wir auch schon gewissermaßen ex negativo einen Blick auf die Selbstrepräsentation eines Mannes geworfen, der, wenngleich von nur recht weitschichtiger Herkunft aus agrarwirtschaftlichem Milieu, seine „Nähe zum Bäuerlichen“ in „Habitus, [...] Sprache und [...] Kleidung“ (Greger, S. 13) stets herausgestrichen hat. Anvisiert ist damit auch bereits die Gratwanderung Gerambs entlang der „praktischen Umsetzung von Kulturwissenschaft“ und den „Risiken ihrer nahezu uneingeschränkten Instrumentalisierung“ (Vorwort, Eberhart, S. 10), von der der Lebensweg dieses steirischen Volkskundlers bestimmt war. Diesen Lebensweg verfolgt Michael Greger denn auch unter ständiger Betonung des Selbstverständnisses von „Vater Geramb“, der sich nicht nur als Wissenschaftler, sondern wohl mehr noch als „Kulturpräger“ (Greger, S. 38) gesehen hat und sich auch zeitlebens erfolgreich als solcher und bis zur Legende zu stilisieren wusste – eine Sichtweise, der ja bekanntlich viele Nachgeborene bereitwillig nachgekommen sind. Ansonsten folgt Greger in Zusammenfassung bzw. Ergänzung bereits vorliegender Untersuchungen den biographischen Stationen Gerambs in ihrem chronologischen Ablauf. Seine Abhandlung ist Teil einer 2002 (unter dem Titel „„Verehrter Freund!“ – „Sehr verehrter Herr Professor!“: Viktor Geramb in Korrespondenz mit Richard Wolfram und Leopold Schmidt 1945–1948. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Nachkriegsvolkskunde“) vorgelegten Diplomarbeit, die im übrigen zusätzlich mit Gewinn bei der Lektüre heranzuziehen

ist, weil in ihr ein Gutteil des im Gerambschen Familienarchiv vorgefundenen Briefwechsels mit so unterschiedlichen Fachvertretern wie Richard Wolfram und Leopold Schmidt wörtlich wiedergegeben wird.

Ebenfalls herangezogen werden sollte auch die von Johann Verhovsek erstellte (hier erstmals veröffentlichte) Gesamtbibliographie Gerambs. Sie bietet mit ihren 731 Nummern nicht nur ein weit über bisher zur Verfügung gestellte Auflistungen hinausgehendes Nachschlageinstrument, sondern sollte durchaus auch im Sinne eines unmittelbare Einblicke vermittelnden Textes rezipiert werden. Denn viele Titel aus dem Gerambschen Œuvre veranschaulichen oft deutlicher, als es biographische Impressionen vermöchten, wie die „romantischen Ideale einer nationalen Volkstums- und Heimatpflege [...] die äußere feste Schale [bildeten], in die Geramb seine Vorstellungen von den Aufgaben und Zielen der Volkskunde einzufassen suchte“ (Verhovsek, S. 178).

Herbert Nikitsch

Eingelangte Literatur: Frühjahr 2008

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Berchtold, Simone Maria: Namenbuch des Grossen Walsertales. – Graz [u.a.]: Neugebauer, 2008. – 734, [3] S.: 2 Faltaf., 6 Kt.-Beil. – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 010). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 705–734. ISBN 978-3-85376-202-8

Brouček, Stanislav u. Richard Jeřábek [Red.]: Lidová kultura. Národopisná encyklopedie Čech, Moravy a Slezska. Hg. i. Auftrag von Etnologický ústav Akademie věd České republiky in Prag und Ústav evropské etnologie Filozofické fakulty Masarykovy univerzity i. Brunn. Unter Mitarbeit von Lubomír Tyllner, Dušan Holý, Václav Hubinger, Lydia Petráňová, Jiří Traxler, Miroslav Válka u. Josef Vařeka. – Praha: Mladá Fronta, 2007. – 3 Bde., insges. ca. 1600 Seiten, zahlr. Ill., Kt., Notenbeispiele. – Literaturangaben. ISBN f. d. Gesamtwerk 978-80-204-1450-2

Bucur, Corneliu Ioan: Patrimoniul tehnic traditional (preindustrial) din România. Categori, tipologii, structuri social-istorice = The patrimony of the traditional (pre-industrial) technology in Romania. – Sibiu: Editura „Astra Museum“, 2007. – 69 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-973-8993-19-8

Carrus, Rossella u. Valentina Tofani [Red.]: L'Europa delle immagini = Images of Europe. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Willy-Brandt-Haus, Berlin, vom 5.–30. März 2008. Firenze: Alinari 24 ORE, 2008. – 285 S.: überw. Ill. Text ital. u. engl. ISBN 978-88-863020-06-9

Eigner, Peter, Günter Müller u. Andrea Schnöller [Hg.]: „Als lediges Kind geboren ...“. Autobiographische Erzählungen, 1865–1945. Herausgegeben vom Verein „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ – Wien [u.a.]: Böhlau, 2008. – 386, [16] S.: Ill. – (Damit es nicht verloren geht ...; 053). ISBN 978-3-205-77284-2

Felsch, Philipp, Beat Gugger u. Gabriele Rath [Hg.]: Berge, eine unverständliche Leidenschaft. Buch zur Ausstellung des Alpenverein-Museums in der Hofburg Innsbruck. – Wien [u.a.]: Folio, 2007. – 179 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben

Geirhofer, Elisabeth Christine [Red.]: Alfred Billy. Vom Steindruck zur künstlerischen Lithographie. Eine Ausstellung im Nordico – Museum der Stadt Linz, 24. April–9. September 2007. – Linz: Magistrat d. Landeshauptstadt Linz, Nordico – Museum d. Stadt Linz, 2007. – 43 S.: überw. Ill. – (Nordico – Museum der Stadt Linz, Katalog; 92). Literaturangaben

Gengnagel, Jörg, Monika Horstmann u. Gerald Schwedler [Hg.]: Prozessionen, Wallfahrten, Aufmärsche. Bewegung zwischen Religion und Politik in Europa und Asien seit dem Mittelalter. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2008. – VI, 444 S.: Ill., Kt. – (Menschen und Kulturen; 4). Literaturangaben. ISBN 978-3-412-19106-1

Gillmayr, Angelika [Red.]: Kunstankäufe der Stadt Linz 2003–2006. Ausstellung, Nordico – Museum der Stadt Linz, 27. Juli–23. September 2007. – Linz: Magistrat d. Landeshauptstadt Linz, Nordico – Museum d. Stadt Linz, 2007. – 75 S.: zahlr. Ill. – (Nordico – Museum der Stadt Linz, Katalog; 93)

Haibl, Michaela [Hg.]: Zeit, Raum, Beziehung. Menschen und Dinge im Konzentrationslager Dachau. Essayband zur Ausstellung von Studierenden der Europäischen Ethnologie (Universität Wien) in der KZ-Gedenkstätte Dachau, 7. November 2007 bis 27. Januar 2008. Zugleich Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde vom 11.04.2008–14.09.2008. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 2007. – 112 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 102–107. ISBN 978-3-902029-13-3

Hofer, Gabriele: Fokussiert. Frühe Fotografien aus dem Nordico-Museum der Stadt Linz. Die Sammlung Pachinger. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Nordico – Museum der Stadt Linz vom 8. Mai bis 8. Juli 2007. Mit einem Beitrag von Andreas Gruber. – Linz: Magistrat d. Landeshauptstadt Linz, Nordico – Museum d. Stadt Linz, 2007. – 223 S.: zahlr. Ill. – (Nordico – Museum der Stadt Linz, Katalog; 91). Literaturverz. S. 218–222. – Literaturangaben. ISBN 3-85484-090-9

Johansen, Katia [Hg.]: Costume: design and decoration. ICOM's Costume Committee. Proceedings from the 58th annual conference, 9–13th October, 2006, Copenhagen, Denmark and Lund, Sweden. Hg. i. Auftrag von ICOM/Costume Committee. – Gylling: Narayana Press, 2007. – 178 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-87-992074-0-4

Kaindl, Kurt [Ill.]: Die unbekannten Europäer. Fotografien der Aromunen, Sepharden, Gottscheer, Arbëreshë, Sorben und Dögewö. Fotografien

von Reisen in den Jahren 1999 und 2003 = The unknown europeans. Mit Texten von Karl-Markus Gauß. – Wesentlich erweiterte Neuausgabe des gleichnamigen Buches aus dem Jahr 2002. – Salzburg: Müller, 2008. – 176 S.: überw. Ill., Kt. – (Edition Fotohof; 35). ISBN 978-3-7013-1148-2

Keller, Frank Beat [Hg.]: Weibs-Bilder. Frauenträume und Lebensentwürfe. Katalog zur Ausstellung im Barockschloß Halbturm, 25. April bis 26. Oktober 2008. – Tübingen: Konkursbuch Verlag Claudia Gehrke, 2008. – 283 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 275–278. ISBN 978-3-88769-370-1

Korff, Gottfried [Hg.]: Kasten 117. Aby Warburg und der Aberglaube im Ersten Weltkrieg. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2007. – 373 S.: Ill. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts; 105). Literaturangaben. ISBN 978-3-932512-44-5

Lange, Justus [Red.]: Max Liebermann in Braunschweig. Der Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Galerie Städtisches Museum und Sammlung Bönsch Braunschweig vom 3. April–6. Juli 2008. – München [u.a.]: Edition Minerva [u.a.], 2008. – 198 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-938832-31-8

Lundqvist, Pia: Marknad på väg: den västgötska gårdfarihandeln 1790–1864. – Göteborg: Historiska institutionen, 2008. – 324 S.: graf. Darst., Kt. – (Avhandlingar från historiska institutionen, Göteborgs universitet; 052). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 285–299. – Zugl.: Göteborg, Univ., Diss., 2008. – Zsfassung in engl. Sprache. ISBN 91-88614-68-9 – ISSN 1100-6781

Mariàn, Mrva [Red.]: Jánošík a fenomén zbojníctva na slovensko – pol'sko – ceskom pomedzí. Zborník príspevkov z konferencie, Terchová 2.–4.8.2007 = Janosik a fenomen zbójnictwa slowacko – polskiego i czeskiego pogranicza. – Žilina: Považské múzeum, 2007. – 356 S.: graf. Darst., Notenbeisp. Literaturangaben. ISBN 978-80-88877-45-5

Mariàn, Mrva u. Miloš Dudáš: Žilinský región v dejinách Slovenska: sídla a krajina; [dni európskeho kultúrneho dedičstva, 16. ročník, Žilina 2007]. – Žilina: Považské múzeum, 2007. – 112 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978-80-88877-47-9

Mariàn, Mrva: Považské múzeum v Žiline a kultúrne dedičstvo = Považské Museum in Žilina and Cultural Heritage. – Žilina: Interreg IIIB Cadses, 2007. – 160 S.: zahlr. Ill. Text slowak. u. engl. ISBN 978-80-969870-5-4

Mittermüller, Franz: Der Knotzingerhof aus Lamprechtshausen/Knotzing. Eine hauskundliche und historische Untersuchung. – Großgmain: Salzburger Freilichtmuseum, 2008. – 39 S.: Ill. – (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums; 014). Literaturangaben. ISBN 978-3-9501601-8-5

Niedermaier, Paul: Städte, Dörfer, Baudenkmäler. Studien zur Siedlungs- und Baugeschichte Siebenbürgens. Als Festgabe zum 70. Geburtstag. Herausgegeben vom Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2008. – XXX, 470 S.: Ill., graf. Darst., Kt., Frontispiz – (Studia Transylvanica; 36). Literaturangaben. – Bibliographie Paul Niedermaier S. [XXI]–XXX. ISBN 978-3-412-20047-3

Norz, Richard u. Wolfgang Meighörner [Hg.]: Die Kunst der Landwirtschaft. Landwirtschaft und Kunst von 1875 bis heute. Eine Ausstellung der Landwirtschaftskammer Tirol in Kooperation mit der Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft m.b.H. im Ferdinandeum vom 26. September 2007–13. Jänner 2008. – Innsbruck: Landwirtschaftskammer Tirol [u.a.], 2007. – 191 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-3-900083-16-8

Oppitz, Michael: Die verlorene Schrift. Abschiedsvortrag gehalten am 20. Dezember 2007 im Völkerkundemuseum der Universität Zürich. – Zürich: Völkerkundemuseum der Univ. Zürich, 2008. – 35 S.: Ill., Kt.

Oppitz, Michael: Trommeln der Schamanen. Eine Publikation anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Völkerkundemuseum der Universität Zürich vom 4. November 2007 bis 3. August 2008. – Zürich: Völkerkundemuseum der Univ. Zürich, 2007. – 113 S.: zahlr. Ill., Notenbeisp., Kt. Literaturverz. S. 111–113

Pavlicová, Martina: Lidová kultura a její historicko-společenské reflexe (mikrosociální sondy). – Brno: Ústav evropské etnologie, 2007. – 175 S.: Ill. – (Etnologické studie; 003). Literaturverz. S. 158–170. – Engl. Zsfassung. ISBN 978-80-254-1044-8

Plankensteiner, Barbara [Hg.]: Benin – Könige und Rituale. Höfische Kunst aus Nigeria. Eine Ausstellung des Museums für Völkerkunde Wien – Kunsthistorisches Museum in Zusammenarbeit mit der National Commission for Museums and Monuments, Nigeria, dem Ethnologischen Museum – Staatliche Museen zu Berlin, The Art Institute of Chicago und dem Musée du Quai Branly, Paris. Ausstellungsorte sind das Museum für Völkerkunde Wien, 9. Mai–3. September 2007 u.a. – Gent [u.a.]: Snoeck Publ. [u.a.], 2007. – 535 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. Literaturverz. S. 517–532. – Engl. Ausg. u.d.T: Benin – kings and rituals. ISBN 978-3-85497-113-9

Plöchl, Elisabeth u. Thomas Schindler [Hg.]: Farbe, Pinsel, Augenmaß! Malerarbeit in schwäbischen Dörfern. Begleitheft zur Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 16. März bis 12. Oktober 2008. Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum, 2008. – 96 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben; 039). Literaturangaben. ISSN 0935-4433

Rabl, Gernot u. Helga Hensle-Wlasak [Hg.]: Spiegelbilder. Emmerich Millim 1909–1971. Sonderausstellung, 15. März bis 31. Oktober 2008, Landschaftsmuseum in Schloss Trautenfels. – Graz: Landesmuseum Joanneum, [2008]. – 119 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-902095-18-3

Raffler, Marlies: Museum – Spiegel der Nation? Zugänge zur historischen Museologie am Beispiel der Genese von Landes- und Nationalmuseen in der Habsburgermonarchie. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – 386, [16] S.: Ill. Quellen- u. Literaturverzeichnis S. [351]–386. – Zugl.: Graz, Univ., Habil.-Schr., 2005. – Zsfassung in engl. Sprache. ISBN 978-3-205-77731-1

Ribeton, Olivier u.a.: Musée Basque et de l'histoire de Bayonne = Baionako Euskal Museoa. – Bordeaux: Le Festin, 2008. – 215 S.: zahlr. Ill., Kt. Text bask. u. franz. ISBN 978-2-915262-54-4

Ruoff, Arno u. Eugen Gabriel: Die Mundarten des südlichen Unterlands. Gaißau, Fußach, Hard, Höchst, Lustenau, Alberschwende, Dornbirn, Hohenems. – Graz: Neugebauer, 2008. – 159 S.: Ill., Kt. + 1 CD – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 3.2) (Die Mundarten Vorarlbergs; Teilbd. 2). ISBN 978-3-85376-251-6

Sallanz, Josef: Bedeutungswandel von Ethnizität unter dem Einfluss von Globalisierung. Die rumänische Dobruđa als Beispiel. – Potsdam: Universitätsverl., 2007. – 345 S.: graf. Darst., Kt. – (Potsdamer Geographische Forschungen; 26). Literaturverz. S. 277–301. – Zugl.: Potsdam, Univ., Diss., 2007. – Zsfassungen i. rumän., franz. u. engl. ISBN 978-3-939469-81-0

Schädler, Ulrich [Hg.]: Spiele der Menschheit. 5000 Jahre Kulturgeschichte der Gesellschaftsspiele. Diese Publikation erscheint aus Anlass des 20jährigen Bestehens des Schweizerischen Spielmuseums (1987–2007). Musée Suisse du Jeu <La Tour-de-Peilz>. – [Darmstadt]: Primus-Verl., 2007. – 224 S.: zahlr. Ill. – (Veröffentlichungen des Schweizerischen Spielmuseums). Literaturverz. S. 203–210. – Einheitssacht.: Jeux de l'humanité <dt.>. ISBN 978-3-89678-615-9

Schneider-Grube, Sigrid u.a. [Hg.]: Fromm, politisch, unbequem. Evangelische Frauen des 20. Jahrhunderts in Bayern. Dieses Buch erscheint zur gleichnamigen Wanderausstellung, die vom 8. März bis 18. Mai 2008 im Museum Kirche in Franken des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim gezeigt wird. – Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum, 2008. – 296 S.: zahlr. Ill. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums; 53). Literaturangaben. ISBN 3-926834-68-4

Škvarnová, Monika u. Katarína Hallonová: Premeny droty '07. V. trienále výstavy umelecko – remeselných a výtvarných podob droty ot-

vorené v rámci Festivalu drotárstva 2007. 22.5.–31.8.2007, Svadobný palác Bytča. – Žilina: Považské múzeum, 2007. – 43 S.: zahlr. Ill. ISBN 978-80-88877-48-6

Tietmeyer, Elisabeth u. Irene Ziehe [Hg.]: Europa entdecken! Ausstellung, 18. April–31. August 2008 = Discover Europe! – Berlin: Staatliche Museen zu Berlin, 2008. – 128 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Schriften der Freunde des Museums Europäischer Kulturen; 007). Literaturangaben. – Text dt. u. engl. ISBN 978-3-88609-619-0

Toncrová, Marta [Hg.]: Etnokulturní tradice v současné společnosti. Sborník příspěvků ze stejnojmenné konference pořádané Etnologickým ústavem Akademie věd České republiky 12. října 2006 v Brně = Ethnocultural tradition in contemporary society. – Brno: Etnologický ústav AV ČR, 2007. – 167 S.: Ill., Notenbeisp. Literaturangaben. – Text i. tschech. u. engl. ISBN 978-80-87112-03-8

Urbanová, Viktória: Botanika. Rastliny v zbierkach Považského múzea v Žiline. – Žilina: Považské múzeum, 2007. – 295 S.: Ill. Zsfassungen i. engl. u. dt. ISBN 978-80-88877-46-2

Wallnöfer, Elsbeth [Hg.]: Maß nehmen, Maß halten. Frauen im Fach Volkskunde. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2008. – 223 S. Literaturangaben. ISBN 978-3-205-77562-1

Neue Zeitschrift:

Die Maske. Zeitschrift für Kultur- und Sozialanthropologie. Herausgegeben vom Kulturverein Pangea, Gussenbauerg. 1/10, 1070 Wien. Die Redaktion besorgen Wilhelm Binder, Malte Borsdorf, Norma Deseke, Birgit Pestal und Ursula Probst. Weitere Info: www.diemaske.at

Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Mag. Matthias Beitzl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Mag. Reinhard Bodner
Universität Innsbruck, Institut für Geschichte und Ethnologie
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52
6020 Innsbruck
Österreich

Dr. Franz Dungal
Schuhmeierstraße 15
2320 Schwechat
Österreich

Dr. Norbert Fischer
Universität Hamburg
Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
Allendeplatz 1
20146 Hamburg
Deutschland

Mag. Margret Haider
Universität Innsbruck, Institut für Geschichte und Ethnologie
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52
6020 Innsbruck
Österreich

Jan Hinrichsen
Eichendorffstraße 22
71139 Ehningen
Deutschland

Mag. Herbert Justnik
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Mag. Verena Lageder
Wallensteinstraße 38/40, 25
1200 Wien
Österreich

Dr. Herbert Nikitsch
Universität Wien
Institut für Europäische Ethnologie
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Zuzana Profantová, Mgr., CSc.
Ústav etnológie SAV
Klemensova 19
813 64 Bratislava
Slowakei

HR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Andreas Schmidt
Lothstraße 78a
80797 München
Deutschland

Das „Samson-Fiasco“ 1898

Eine Episode aus der Frühzeit des Volkskundemuseums Wien

Hans Bayr

Im Jahr 1898 fuhr der Direktor des Wiener Volkskundemuseums Dr. Michael Haberlandt auf eine Sammelreise nach Mauterndorf im Lungau, Land Salzburg. Bürger sicherten ihm die Überlassung des „Samson“ zu, einer überlebensgroßen Tragefigur des örtlichen Brauchtums. Wieder zurückgekehrt, verfasste er einen Beitrag über die Reise im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“, das die einheimische Bevölkerung sehr verärgerte. Die Bürger widerriefen die Überlassung und übergaben die Figur dem Salzburger Museum. Das Aufeinanderstoßen des gelehrten Funktionärs der Volkskunde mit der „exotischen“ Bevölkerung im Lungau wirft ein interessantes Schlaglicht auf die Situation der österreichischen Volkskunde in den Gründungsjahren.

Im August 1894 kaufte der Berliner Arzt Dr. Hermann Epenstein vom Bürgermeister und Postmeister des Marktes Mauterndorf im Lungau, Isidor Gugg, die dort am Ortseingang gelegene Ruine des Schlosses Mauterndorf. Epenstein – am 8. Jänner 1850 in Berlin als drittes Kind eines angesehenen Berliner Arztes geboren – hatte an den Universitäten Königsberg, Bonn und Würzburg Medizin studiert und übte etwa seit dem Jahr 1876 den Beruf eines praktischen Arztes in mehreren Städten Deutschlands aus, zuletzt wieder in Berlin. Während seiner freiwilligen Militärdienstzeit erwarb er den Dienstgrad eines „kgl. preuß. Stabsarztes“, was dem Rang eines Hauptmanns entsprach. Dieser Titel, den er mit der Beifügung „a.D.“ stolz Zeit seines Lebens führte, bezeichnete zur Zeit des Fin de siècle seine gesellschaftliche Position. Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1892 hatte er ein großes Vermögen und mehrere Häuser in Berlin geerbt, worauf er offensichtlich seinen Broterwerb endgültig aufgab und Privatier wurde. 1897 erwarb Hermann Epenstein weiters die Burg Veldenstein in Neuhaus an der Pegnitz und richtete dort in der Folge seinen Hauptwohnsitz ein. Von nun an pendelte er zwischen den Orten

Veldenstein, Berlin und Mauterndorf. Im Lungau ging er im Frühjahr und Herbst der Jagd nach und verbrachte dort die Sommermonate. 1909 erwarb Dr. Epenstein die österreichische Staatsbürgerschaft und lebte nach dem Ersten Weltkrieg ständig in Mauterndorf, wo er am 5. Juni 1934 hochbetagt und hochgeehrt starb¹.

Über den Anlass, der den Preußen und Berliner in das damals sehr abgelegene Mauterndorf im Lungau führte, herrscht bis heute keine restlose Klarheit. Im Jahr 1886 hatte schon der Wiener Hans Graf Wilczek (1837–1922) das benachbarte Schloss Moosham erworben und vor dem Verfall gerettet, doch dürfte entgegen anderslautender Erzählungen kein Zusammenhang zwischen dem Erwerb der beiden Schlösser bestehen². Eine Überlieferung³ besagt, dass Dr. Hermann Epenstein mit dem Wiener Bürgerschullehrer Julius Thirring (1858–1940) eng befreundet war. Dieser, ein begeisterter Hochradfahrer, hätte anlässlich einer gemeinsamen Radtour im Lungau im Jahr 1894 auf die zum Verkauf annoncierte Burgruine Mauterndorf aufmerksam gemacht. Abgesehen von der Tatsache, dass das Fahren mit dem Hochrad bei den damaligen Straßenverhältnissen im Lungau als eher unwahrscheinlich und höchst gefährlich einzuschätzen ist, bestand eine lebenslange enge Freundschaft zwischen Epenstein und Thirring. Eine Radtour spielt im weiteren Verlauf dieser Erzählung nochmals eine Rolle, und es ist durchaus möglich, dass „Gyula“⁴ Thirring seinen begüterten Freund Hermann Epenstein auf die zum Verkaufe stehende romantische Ruine im schönen Lungau aufmerksam machte.

Wann haben sich der Berliner und der Wiener kennen gelernt? Julius Thirring wurde 1858 in Ödenburg (Sopron) geboren⁵, besuchte dort die Mittelschule und maturierte im Jahr 1878. Anschließend studierte er an der Universität Wien vom Wintersemester 1878/79 bis zum Wintersemester 1881/82 sowie im Wintersemester 1882/83 Mathematik und Physik. Nach eigenen Angaben inskribierte er im Som-

1 Die Daten über Dr. Hermann Epenstein (in weiterer Folge als HEp angeführt) entstammen einer in Niederschrift befindlichen Arbeit des Verfassers.

2 Kinsky-Wilczek, Elisabeth: Hans Wilczek erzählt seinen Enkeln Erinnerungen aus seinem Leben. Herausgegeben von seiner Tochter. Graz 1933. Epenstein und Mauterndorf finden hierin keine Erwähnung.

3 Freundliche Auskunft von Herrn em. Univ. Prof. Dr. Walter Thirring, Wien, am 4.10.2007.

4 Ungarisch für Julius; Gyula war der freundschaftliche Rufname Thirrings.

5 Zimmel, Brigitte, Gabriele Kerber (Hg.): Hans Thirring, ein Leben für Physik und Frieden. Wien 1992, S. 11ff.

mersemester 1882 in Paris⁶. Nach Abschluss seines Studiums trat er 1884 mangels einer Stellung an einer Mittelschule einen Posten als Hauptschullehrer an. Er war ein ambitionierter Sportler, bekannter Schachproblemlöser⁷ und Schachklubfunktionär⁸, begeisterter Hochradfahrer und guter Eisläufer.

Eine Version der Lebensgeschichten beider erzählt⁹, dass sich Epenstein und Thirring bei dessen Studium in Berlin kennen gelernt hätten. Ein Studium Thirrings in Berlin konnte jedoch nicht nachgewiesen werden. Studienaufenthalte Epensteins sind in Paris, Wien, München, Frankfurt, Berlin und „Mentone“¹⁰ angeführt, leider ohne nähere zeitliche Angaben. Eine Bekanntschaft der beiden deutschsprachigen Protestanten im katholischen Frankreich ist jedoch ebenfalls möglich.

In der Familie Thirring wird ein Aufenthalt des Dr. Epenstein in Wien überliefert¹¹, wo er bei der Familie Malovich gewohnt haben soll. Eine Tochter, Marietta Malovich (geb. 1857) heiratete im Sommer 1887¹² Julius Thirring. In der Ehe kamen vier Kinder zur Welt, nämlich Hans (1888–1976), Friedrich (1889–1893), Ernst Julius (geb. 1890, Sterbedatum unbekannt) und schließlich Gretl (geb. 1897, Sterbedatum unbekannt). Für diese Kinder übernahm Dr. Epenstein die Patenschaft und sorgte für sie, bis sie erwachsen waren.¹³ Für die

6 Freundliche Auskunft von Frau Agnes Löbl, Archiv der Universität Wien, vom 6.11.2007.

7 Das Hartlaub Gambit entstand gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Es wurde von Julius Thirring und Carl Hartlaub in die Turnierpraxis eingeführt, aus: <http://de.wikipedia.org/wiki/Hartlaub-Gambit>, Stand 8.12.2007.

8 „Die Herrn, die mir bei dieser Arbeit mit Rat und Tat zur Seite standen, insbesondere die Herren Leo Löwi I und II, Karl Steininger, Julius Thirring und speziell Josef Krejak [...] statue ich meinen verbindlichsten Dank ab. Wien 23. Mai 1908“, Vorwort von Georg Marco. In: Georg Marco (Hg.): Das Internationale Schachturnier 1908. „Hummel [= Marco, Anm. d. Verf.] setzte gegen den alten Julius Thirring fünfhundert Kronen auf Haffner.“, Thomas Glavinic: Carl Haffners Liebe zum Unentschieden. Roman. Berlin 1998, S. 21.

9 Freundliche Auskunft von Frau Dr. Roswitha Theurer, geb. Hueber, Wien-Mattsee, am 10.8.2006.

10 = Menton, frz. Riviera.

11 Wie Anm. 3.

12 Wie Anm. 4: Hochzeit am 21. Juli 1887.

13 SLA, Nachlass Epenstein, Karton 2, 11.9.1910, Dampfer Pennsylvania, Brief Hans Thirring an HEp, Mauterndorf; 9.8.1914, Kitzbühel, Postkarte Gretl Thirring an HEp, Salzburg.



Julius und Marietta Thirring mit den Kindern Hans, Ernst Julius
und Gretl, um 1900

© Österreichische Zentralbibliothek Physik

protestantischen Kinder konnte nur ein Angehöriger der evangelischen Kirche die Patenschaft übernehmen. Auf jeden Fall ist eine enge Freundschaft zwischen Thirring und Epenstein spätestens seit der Geburt des Hans Thirring im Jahr 1888 mit Sicherheit anzunehmen.

Als 1894 der Verein für österreichische Volkskunde in Wien gegründet wurde, war Julius Thirring von Anfang an als Mitglied dabei. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn ein Initiator und Schriftführer des Vereines war sein zwei Jahre jüngerer Schwager Dr. Michael Haberlandt (1860–1940). Dieser hatte ungefähr zur selben Zeit um das Jahr 1888¹⁴ die um acht Jahre jüngere Schwester der Frau Thirring, Karola Malovich¹⁵ geheiratet. Auch Dr. Hermann Epenstein war Mitglied des Vereines, wie er überhaupt mit dem Kauf des Schlosses Mauterndorf ein reges historisches Interesse für den Lungau und das Land Salzburg entwickelte. So trat er bereits 1894 der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde bei¹⁶ und war seit 1895 Förderer des Salzburger Museums Carolino Augusteum¹⁷. Wenn er auch aus dem Ausland kam, gerierte er sich insgesamt als typisches Mitglied des „feudalisierten Großbürgertum[s] der franzisko-josephinischen Epoche, jenes Konglomerat aus Hochbürokratie, Bildungsbürger- und Unternehmertum“¹⁸, das mit Geld, gesellschaftlichen Kontakten und Meinungsbildung maßgeblich das politische und kulturelle Leben der Zeit beeinflusste. Der Verein für österreichische Volkskunde entwickelte sich inzwischen sehr erfolgreich¹⁹. Die Anzahl der Mitglieder stieg bis Ende des Jahres 1897 auf 1123. Mit dem Erscheinen der Zeitschrift für österreichische Volkskunde im Jahr 1894, dem sich 1897 ein „Anzeiger des Vereines für österreichische Volkskunde“ hinzugesellte, waren Plattformen für die Präsentation der For-

14 Ein Hochzeitsdatum konnte nicht festgestellt werden. Der Sohn Arthur Haberlandt (1889–1964) wurde am 9. März 1889 geboren.

15 Nikitsch, Herbert: Helfert – Thirring – Grössl. Biographien aus den Anfängen des Vereins für österreichische Volkskunde. In: Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitzl zum siebzigsten Geburtstag. Wien 1999, S. 178.

16 MGSLK Nr. 34, 1894, S. 323: Ordentliches Mitglied: Epenstein H. Dr. prakt. Arzt, Berlin 1894.

17 Jahresbericht des städtischen Museum Carolino – Augusteum zu Salzburg für 1895, S. IV: Eppenstein [!] Dr., kgl. kgl. preuß. Stabsarzt, Berlin [...] 5 fl.

18 Nikitsch (wie Anm. 15), S. 168.

19 Nikitsch, Herbert: Auf der Bühne früher Wissenschaft. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde (1894–1945). Wien 2006.

schungsergebnisse, für Tätigkeitsberichte und für die interne Kommunikation gegeben. Die rege Sammlertätigkeit erreichte ihren Höhepunkt mit der Eröffnung des Museums für Österreichische Volkskunde am 31. Jänner 1897 in einem Raum im Börsengebäude, Wien I., Wipplingerstraße 34, der vom k.k. Handelsmuseum dem Verein überlassen worden war, und dem Besuch des neuen Museums durch Kaiser Franz Josef I. am 2. April dieses Jahres²⁰. Zugleich mit diesen öffentlichen Erfolgen fand vereinsintern ein heute nur mehr schwer nachzuvollziehender Machtkampf statt, der im Dezember des Jahres 1897 zum Ausscheiden des Gründungsmitgliedes und Geschäftsführers Dr. Wilhelm Hein und mehrerer seiner Freunde führte. Auch die Mitgliederanzahl reduzierte sich ab sofort drastisch, um bis 1904 auf weniger als die Hälfte abzusinken.²¹

Die Mitglieder des Vereins, insbesondere die Vorstandsmitglieder taten das ihre, um die Volkskundesammlung zu vermehren. 1895 spendete Marietta Thirring²² mehrere Zinnteller, Caroline Malovich und Julius Thirring²³ übergaben Geschenke aus Tirol und aus dem Lungau. *„Die Sammlung des Vereines, welche sich mit Ende des Jahres auf 1000 Nummern belief ist inzwischen durch wiederholte Sammelreisen der Herrn Dr. Haberlandt, Dr. W. Hein und Fr. X. Grössl auf nahezu 5000 Nummern gebracht worden, [...]“*²⁴ berichtet Dr. Haberlandt stolz Mitte des Jahres 1896. Auch nach der Eröffnung des Österreichischen Volkskundemuseums in Wien wurde intensiv weiter gesammelt. Am 7. Februar 1897 fand das Hüttlerlaufen in Rum bei Innsbruck statt, wohin der Geschäftsführer Dr. Hein im Auftrag des Vereines fuhr. Er *„erwarb bei dieser Gelegenheit einige von den Kostümen für das Museum und ließ auch von den Rollenträgern photographische Einzelaufnahmen sowie ein vollständiges Gruppen-*

20 Ebd., S. 317ff. (Chronik 1894–1945).

21 Zeitschrift für österreichische Volkskunde (ZföV), I. Jg. 1895, S. 31; 20.1.1895 [...] 502 Mitglieder des Vereines.

Nikitsch (2006), S. 325ff. (Chronik): 1895 [...] 950 Mitglieder, 1897 [...] 1123 Mitglieder, 1899 [...] 839 Mitglieder, Dez. 1900 [...] 681 Mitglieder, 1901 [...] 569 Mitglieder, 1903 [...] 538 Mitglieder, 1904 [...] 525 Mitglieder, 1916 [...] 418 Mitglieder.

22 ZföV, I. Jg. 1895, S. 94 und S. 96.

23 ZföV, I. Jg. 1895, S. 376.

24 ZföV, II. Jg. 1896, S. 278f. Da der vorliegende Text zahlreiche Primärquellen zitiert, sind diese in weiterer Folge zur besseren Kenntlichmachung kursiv gesetzt.

bildanfertigen“²⁵. Auch Dr. Haberlandt war in diesem Jahr 1897 eifrig tätig, wobei „*neun Stück Hausrath aus Mauterndorf im Lungau*“ seine Anwesenheit dort dokumentieren.²⁶ Möglicherweise war es schon damals vermutlich im Sommer 1897 zu einer schweren Differenz mit Dr. Epenstein gekommen, die damit endete, dass Dr. Haberlandt sich „*unter Hinweis auf seine Nervosität*“ entschuldigte²⁷. Leider sind wir über den Gegenstand dieser Auseinandersetzung nicht unterrichtet, sie ist aber bezeichnend für das kommende undiplomatische und konfliktfreundige Verhalten des Direktors des Volkskundemuseums. Im Dezember 1897 schied Dr. Wilhelm Hein ganz unvermutet aus dem Vorstand und dem Verein für österreichische Volkskunde aus, wobei die Gründe hiefür bis heute nicht geklärt sind.²⁸ Kryptisch erwähnt zwar der Präsident Alexander Frh. von Helfert im Jahresbericht für das Jahr 1898, dass „*Präsidium und Ausschuß durch die Ausarbeitung und Annahme einer Geschäftsordnung unseres Museums die verlässliche Grundlage für eine gedeihliche, einträchtige und erfolgreiche Thätigkeit gewonnen*“ haben, aber in dem Bericht wird nicht einmal das Ausscheiden Dr. Heins und seiner Freunde geschweige denn die darauf notwendige Änderung des Vorstandes und des Ausschusses erwähnt²⁹. Das geschieht erst lapidar im Dezember 1899³⁰. Dennoch wäre es fast gelungen, den Schleier über den Vorgängen zu lüften, denn im Kanzleiprotokoll des Salzburger Museums Carolino Augusteum aus dem Jahr 1899 findet sich unter dem Datum 29. Mai 1899, Zl. 1025 die Eintragung: „*Dr Wilhelm Hein antwortet auf Z.[ahl] 989, daß er infolge des Verhaltens von Dr Haberlandt seine Beziehungen zum Vereine für Österr Volkskunde gelöst*

25 ZföV, III. Jg. 1896, S. 22 und S. 60: [...] 3. Durch Herrn Dr. Hein wurden käuflich erworben: Zwei Costüme der Altartuxer von Rum bei Hall in Tirol. [...] Frauen-costüm von Thaur bei Hall.

26 ZföV, IV. Jg. 1898, S. 61: Bericht über die Vermehrung der Sammlung 1897: 9. Neun Stück Hausrath aus Mauterndorf im Lungau; aufgesammelt durch Herrn Dr. M. Haberlandt [...] 11. Zweiundfünfzig Objekte aus dem Viechtau bei Traunkirchen; aufgesammelt durch Dr. Michael Haberlandt [...] 14. Dreizehn Objecte aus Fladnitz bei Passail in der Steiermark. Aufgesammelt durch Herrn Dr. Haberlandt [...]

27 SLA, Nachlass Epenstein, Karton 2, s.d. [1899], handschriftl. Konzept HEps an „Eure Exzellenz“ [Josef Alexander Freiherr von Helfert].

28 Nikitsch (wie Anm. 19), S. 35–56 bzw. S. 329 (Chronik 1894–1945).

29 Jahresbericht des Präsidenten Freiherrn von Helfert [für das Jahr 1898]. In: ZföV, V. Jg 1899, S. 39–42.

30 Nikitsch (wie Anm. 19), S. 332.

habe“³¹. Der Brief selbst ist jedoch leider nicht erhalten, denn noch am gleichen Tag schickt ihn der Museumsdirektor Dr. Alexander Petter (1832–1905) an Dr. Hermann Epenstein nach Mauterndorf mit dem Begleitschreiben: „Erlaube mir als Beilage einen Brief des Dr. Hein zu übersenden, dem E.[uer] H.[ochwohlgeboren] gefälligst entnehmen wollten, was für ein Mensch dieser Dr. Haberlandt ist, wenn er ein um den Verein so hochverdientes Mitglied wie eben Dr. Hein es war, ebenfalls hinausgebissen hat.“³² Unter „ebenfalls“ weist der Salzburger Museumsdirektor auf jene Affäre hin, die im Sommer 1898 anlässlich einer neuerlichen Sammelreise Dr. Haberlandts in den Lungau und nach Mauterndorf ihren Anfang genommen hat und die von den Beteiligten im Land Salzburg „Samson-Fiasco“ genannt wurde.

Lassen wir zuerst Dr. Michael Haberlandt selbst zu Worte kommen. Im Jahresbericht des Museums für österreichische Volkskunde für das Jahr 1898 beschreibt er den Beginn der Angelegenheit ausführlich³³:

„Der Berichtersteller verfügte sich am 18. August d. J. nach Mauterndorf und kam gerade zu einem Umzug der Samsonfigur anlässlich des Kaiserfestes am 20. August³⁴ zurecht. Dieselbe – allerdings ganz modern und aus den allerletzten Jahren stammend, mit Papiermachéköpf der in irgendeiner deutschen Fabrik gemacht ist – ist doch in ihrem Typus sehr getreu der Tradition nachgebildet und schwankte an jenem Tage von einem stämmigen Träger unter Beihilfe von vier Männern geführt gar majestätisch durch die Straßen von Mauterndorf bis zum Festplatze, wo sie hoch aufgerichtet über das Festtreiben blickte. Durch die freundliche Intervention des Herrn Geschäftsführerstellvertreters Bürgerschullehrer Julius Thirring und seines Freundes Herrn Dr. Hermann Epenstein, eines Vereinsmitgliedes, der bekanntlich die alte Mauterndorfer Schloßruine gründlich neu aufbauen läßt, gelang es mir bald, die Samsonfigur durch die Vertreter ihrer Besitzer – eine Art Pranggenossenschaft – für unser Museum mit Handschlag zugesichert zu erhalten. Herr Dr. Epenstein hatte am Tage meiner Abreise von Mauterndorf sogar die Liebenswürdigkeit, mich ganz spontan wissen zu lassen, dass er die Kosten der Erwerbung der Samsonfigur für unser Museum vollständig auf sich nehme, wofür ich ihm einen geziemenden Dank der Direction zur Kenntnis

31 Salzburg Museum, Archiv, Kanzleiprotokoll 1899, Nr. 1025.

32 Salzburg Museum, Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 1026.

33 Bericht über das Verwaltungsjahr 1898 des Museums für österreichische Volkskunde. Erstattet vom Director Dr. M. Haberlandt. In: ZföV, V. Jg. 1899, S. 43f.

34 Kaiser Franz Josef war am 18.8.1830 geboren. Das Fest fand am Samstag, 20.8. und Sonntag 21.8.1898 statt.



Samson. aufgenommen im Markt Mauterndorf im Mühltaler Bäumergarten,
um 1911

© Salzburger Volkskultur

brachte. Zurückgekehrt legte ich die Eindrücke meiner flüchtigen Fahrt (auf dem Zweirade) durch den Lungau in einem Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 2. September 1898 nieder, in welchem ich mit der sympathischsten Gesinnung – wie von mir auch gewiss nicht vorauszusetzen – von dem Volkstum, wie ich es geschaut, gesprochen habe.“

Der Samson, eine über 5 m hohe Tragefigur, die nur in einigen Gemeinden des Lungaus und in der benachbarten steirischen Gemeinde Krakaudorf existierte, war zum Zeitpunkt des Referates den Mitgliedern des Vereines für Volkskunde nicht unbekannt. Bereits im 1. Heft des ersten Jahrganges der Zeitschrift für Volkskunde 1895 berichtet ein E. Eisler über diesen Brauch in Krakaudorf³⁵, wobei auch auf den Samsonbrauch in Tamsweg hingewiesen wurde. Den historischen Hintergrund erhellte gleich ein Jahr später ein Artikel des bekannten Salzburger Historikers Hans Widmann über die Tamsweger Prang mit dem Samson im 18. Jahrhundert³⁶, in welchem er die Herkunft des Brauches von den geistlichen Schauspielen nachweist, der vom aufklärerischen Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo (Eb. von Salzburg, 1772–1803) im Jahr 1786 abgeschafft wurde. Das Objekt der Begierde war also dem Sammler und potentiellen Käufer bekannt. Ebenso hatte dieser kundig festgestellt, dass die Figur erst in jüngerer Zeit hergestellt worden war. Besonders der Papiermaché-kopf missfiel ihm. Tatsächlich dürfte zumindest der Kopf der Figur erst zehn Jahre vorher hergestellt worden sein³⁷, ein Sachverhalt, der bisher in der Forschung nicht berücksichtigt worden ist. Für die Überlassung wurde die *„Hergabe eines neuen in Wien angefertigten Samson und Draufzahlung von 10 fl.“* vereinbart.³⁸

35 Eisler, E.: Der Samson-Umzug in Krakaudorf bei Murau. In: ZföV, I. Jg. 1895, S. 10–11.

36 Widmann, H[ans]: Die Tamsweger Prang mit dem „Samson“ im 18. Jahrhundert. Aus der sogenannten „Kapuzinerchronik von Tamsweg“ – geschrieben von Andrä Kocher, Reiterbauer in Lasaberg (gest. 19. April 1786). In: ZföV, II. Jg. 1896, S. 138–142.

37 Salzburg Museum, Archiv, Korrespondenz 1898, Nr. 2325, 18.12.1898, Salzburg, Dr. Petter an Bürgermeister Joh[ann] Wassnigg, Mautendorf: „Wie ich erfahren habe, ist der Kopf Ihres Samsons ganz neu u. es wäre mir sehr wünschenswert zu erfahren, wer denselben gemacht hat.“ 20.12.1898, Mautendorf, Bürgermeister Joh[hann] Wassnigg an Dr. Petter, Salzburg: Teilt mit, „daß der Kopf in Nürnberg gemacht worden ist die Firma ist uns Allen leider nicht bekannt, da der junge Herr welcher den Kopf besorgt hat, seit 5 Jahren gestorben ist.“

38 Salzburg Museum, Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 771, 4.4.1899, Berlin, HEp an Direktor Dr. Petter, Salzburg.

Eingefädelt wurde der ganze „Deal“ nach der glaubwürdigen Aussage des Dr. Haberlandt durch Julius Thirring und Dr. Epenstein. Wie schon erwähnt, hatte dieser früher eine schwere Differenz mit Dr. Haberlandt. Gerade zur Aussöhnung dieser Differenz hatte er ihn deshalb während dessen Aufenthaltes im Lungau im Jahr 1898 in seinem Hause *„gastfreundlich empfangen und das spätere Geschenk-Anerbieten sollte das Bestreben nach freundlicher Gesinnung unter Beweis stellen“*³⁹. Der Ort des Handels war die Schießstätte bei Mauterndorf, wo am Nachmittag des 21. August 1898, einem Sonntag, das Kaiser Franz Josef-Gedächtnisschießen stattfand. Schützengesellschaft und Schießstand gehen ebenfalls auf eine Initiative des Dr. Epenstein zurück – der Schießstand war im selben Jahr gebaut worden – der sich seit seiner Ansiedlung als wahrer Förderer und Gönner des Marktes Mauterndorf erwiesen hatte. Haberlandt dürfte den Entschluss zum Erwerb des Samson ziemlich spontan erst auf dem Schützenfest gefasst haben. Die beiden Männer, mit denen er schnell handelseins gewesen zu sein glaubte, waren der Bürgermeister Johann Wassnigg und ein Mitglied des Gemeindeausschusses namens Franz Oschlinger. Die Schilderungen des Vorganges durch beide Seiten gehen nur insoweit auseinander, als Haberlandt glaubte, den Handel mit Handschlag wie beim Viehkauf rechtsverbindlich abgeschlossen zu haben, während sich seine Geschäftspartner darauf beriefen, nur für die Übergabe der Samson-Figur in jeder Weise bei den Verfügungsberechtigten eintreten zu wollen⁴⁰. Bezeichnend für das Verhältnis zwischen dem Volkskundeforscher und den „Eingeborenen“ ist die Aussage der beiden Bürgerschaftsvertreter, die versicherten, *„der Handschlag habe nicht die Genossenschaft binden sollen und können, da sie von dieser keinerlei Mandat hatten, sondern er habe nur gesagt, daß sie als Mitbesitzer Alles aufzubieten bereit seien, um Dr. H.'s Wünschen zum Erfolg zu verhelfen. Die Mauterndorfer wussten, daß Dr. H. ein Feuilleton verfassen wolle. Wegen der Schenkung hofften sie auf Wohlwollen und Objektivität.“*⁴¹

39 SLA, Nachlass Epenstein, Karton 2, s.d. [1899] handschriftl. Konzept HEps an „Eure Exzellenz“ [Josef Alexander Freiherr von Helfert].

40 Salzburg Museum, Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 1000/a, Beilage: Abschrift der Erklärung von 28 Bürgern Mauterndorfs vom 15. April 1899.

41 Salzburg Museum, Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 771, 4.4.1899, Berlin, HEp an Direktor Dr. Petter, Salzburg.

Der ganze Lungau, speziell der Markt Mauterndorf, hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Periode wirtschaftlichen Niedergangs hinter sich. Die Eisenverarbeitungsindustrie am Ort sowie die Transportwirtschaft waren eingestellt worden. Damit verbunden waren große Einbußen im gastgewerblichen Bereich. Auch die Eröffnung der Murtalbahn von Unzmarkt bis Mauterndorf hatte diesen Trend vorerst noch verstärkt. Mauterndorf sah seine Zukunft im Fremdenverkehr, und folkloristische Originalität war dafür ein bedeutender Werbefaktor. Unter diesem Aspekt schien der Verkauf des Samson nach Wien in das Volkskundemuseum und die Erwähnung in der Presse ein guter Marketinggag und bedeutete nur ein kleines Zugeständnis, um potentielle Wiener Sommerfrischler für einen Aufenthalt zu gewinnen.

Dr. Haberlandt reiste also in der Überzeugung ab, einen interessanten Erwerb für sein Museum getätigt zu haben, und Dr. Epenstein ließ ihn durch den weiter in Mauterndorf urlaubenden Bürgerschullehrer Julius Thirring wissen, dass er die gesamten Transportkosten übernehmen werde.

Am 2. September 1898 erschien ein Beitrag im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ und der heutige Leser möge sich zunächst selbst ein Bild machen:

Aus dem Lungau.

Von Dr. M. Haberlandt.

Von den althertümlichen Gaulandschaften Salzburgs mit den schönen, unverständlichen Namen, neben dem gesegneten Pongau und dem herrlichen Pinzgau ist der rauhe Lungau immer eine Art Aschenbrödel gewesen. Natur und Geschichte haben sich zusammengethan, um den hochgelegenen, vielfach unwirthlichen Gau, auf welchen die Tauernkette ihren frostigen Hauch herabsendet, als abgeschlossenen Erdenwinkel in Armut und Bescheidenheit zu erhalten. Die grüne, fröhliche Mur ist gleichsam der einzige Ariadnefaden, der aus dem Bergverliese des Lungau in die freie, offene, gesegnete Welt führt, wo der Wein wächst und die goldene Brotfrucht wirklich schon im Sommer reift. Sonst haben wir hier nur eine Folge von Hochthälern, denen die Berge sozusagen den Athem verlegen, und die lastende Umwallung des Hochgebirges. Die Luft des Lebens ist dünner und die Sonne scheint ferner.

Auf dem Rade rollte ich vor nicht langer Zeit, aus der grünen Steiermark kommend, dem Lungau zu. Die Mur aufwärts geht die schöne weisse Strasse Hügel auf Hügel ab, und die Gegenwart des traulich plätschern-

den Flusses, der ein so echter steierischer Landsmann ist, macht uns die Landschaft sogleich vertraut. Es ist bei Unzmarkt, wo sich das obere Murthal breit öffnet, um sich der Steiermark als Kamerad gleichsam an den Arm zu hängen. Ein altes, verfallenes Schlösschen schaut aus leeren Fensterhöhlen blauäugig ins Thal hinab, ein bescheidenes Kirchlein steht als Nachbarin daneben. Es ist die unerwartetste Erinnerung, die darüber wie ein Rosawölkchen schwebt: Ulrich von Liechtenstein, der Frauenritter, gebot einst auf dem Schlösschen, und in dem Kirchlein liegt er begraben.⁴² Wer nicht ein Literaturhistoriker von Beruf ist, schüttelt erstaunt den Kopf: er möchte den romantischen Galan grausamer Schönen überall eher zu Hause wähen als hier, wo die Luft gesund, der Wald so würzig haucht. Hoch auf dem alten Thurme steht hier keineswegs des Ritters edler Geist. ... Der Vorüberfahrende macht sich wenigstens nicht viel aus seinem Geistergruss und rollt an weidenden Kuhheerden und pochenden Hämmern vorbei.

Und die Strasse steigt und steigt und fällt hinter dem Bühel nicht mehr so tief herab. Die Berge rücken enger zusammen und wachsen in die Höhe. Tiefer rauscht unten im Thal der schäumende Fluss. Die Leute grüßen in einem anderen Tonfall, und die Pferde vor den Wägelchen und den schweren Holzlasten beginnen vor dem Stahlrösschen zu schnauben und zu springen. Die Weiler werden seltener und die Dörfer sind nicht mehr mit einigen festen Tritten in die Pedale zu erreichen. Ein Bub und zwei Mädeln mit Schulzeug traben die Strasse entlang; sie haben eine starke Wegstunde zur nächsten Dorfschule zu laufen.

Längs der Strasse auf den Wiesen scheint der Frühsommer zurückgekehrt: In bunten Farben stehen die Wiesenblumen alle, die bei uns die Sense längst gemäht und die Kuh gefressen hat. Und eine Menge neuer dazu, die ich nicht kenne. Sie sind alle mit den lustigen hellen und tiefen Farben der Höhe geschmückt. Der arme Klee selbst trägt eine Purpurperücke, und das weisse Gänseblümchen hat von der frischen Luft ein rosiges Gesicht bekommen. Die gelben Kornstreifen in der Landschaft verschwinden fast. Auch sind sie noch gar nicht gelb, sondern recht blass und grün und reifen noch immer langsam der Ernte entgegen. Der wichtigste Besitz der Lungauer trottet in der weidenden Herde an uns vorbei – ohne Geläute, ernsthaft, verschlossen, wie die ganze Landschaft ringsum. Dem Gedeihen des Rindes gilt hier der Wunsch und das Gebet des Menschen, und die zahlreichen Viehtafeln, die dem heiligen Leonhard, dem Viehpatron, an Bäumen aufgenagelt werden, sind sprechende

42 Die Frauenburg oberhalb von Unzmarkt, wahrscheinlich in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts von dem Minnesänger Ulrich von Liechtenstein (um 1200–1275/77) erbaut. Nach neuerer Forschung ist er in der Liechtensteinkapelle des Stiftes Seckau begraben. Gerhard Stenzel: Von Burg zu Burg in Österreich. Mit Flugbildaufnahmen von Lothar Beckel. Wien 1973, S. 102–105.

Documente solcher volkswirtschaftlichen Existenz. Im einfältigen Kunststyl der Marterln empfehlen sich Ochs und Kuh dem Schutze des Heiligen, auch Ziege, Schaf und Schwein, und das arme Vieh selbst, das auf dem kunstlosen Gemälde sich um den Schutzpatron schaart, redet beweglich von seiner Noth und Abwendung aller Gefahr. Nicht selten findet man noch im Lungau unter der Stallschwelle eingegraben den „Stallsegen“, eine eiserne Thierfigur von prähistorischer Einfachheit, je nachdem ein Rind oder ein Pferd vorstellend, wohl auch einen Bock mit gewundenem Gehörn, die der Volkskunde aus älterer Zeit wohlbekannt sind und in Gnadencapellen auf den Strassen des alten Viehtriebes manchmal noch massenhaft aufgefunden werden⁴³. Sie halten die Viehseuche vom Stall oder der weidenden Heerde fern, denn wie ein alter derber Spruch sagt: „Weibersterben is ka Verderben, aber 's Rossverrecken, das is a Schrecken.“ Und so waltet denn auch ein ganzer Himmel von Schutzheiligen neben Leonhardus noch über dem Lungauer Gethier. Einige Wegstunden hinter Murau, nach welchem bald die Lungauer Landschaft beginnt, läuft die Strasse über einen beträchtlichen Berg zum malerischen Gebirgskessel herunter, in welchem der Markt Tamsweg liegt. Ein grosser Brand hat vor einigen Jahren⁴⁴ fast gänzlich den althertümlich verbliebenen Ort zerstört, in welchem manche Geister alter Sitte noch bei hellem Tage durch die Gassen schritten. Solch eine Spukgestalt war der berühmte Tamsweger Samson, der alttestamentliche Held mit den Eselskinnbacken, der an festlichen Tagen hier durch die Gassen zog und die Philister schlug. Zwölf Schuh und darüber war der Riese, und er tanzte majestätisch zum Gefiedel der Prangmusik einen Landler, mitten in der ersten Procession: – denn nicht umsonst hatte er die Philister geschlagen. Und zwei Zwerglein mit grossen, dicken Köpfen trippelten mit ihm – wie der Riese Spukgestalten aus alten Tagen, treu bewahrte Ueberreste aus dem Mittelalter und seinen Fronleichnamsspielen, die in der Abgelegenheit dieser Gegend und dem starren Gemüth des Lungauers sich besser conservirten, als der Käfer im Spiritus. Warum es gerade der alttestamentliche Riese und Held gewesen, der in der Liebe des Volkes hier haften geblieben und mehrfach noch immer aufersteht, wie in St. Georgen⁴⁵, in Mauterndorf Mur und sonst in den Lungauer weitvergrabenen

43 Dr. Haberlandt dozierte hier aus dem Artikel II. Kleine Mittheilungen: Volkskundliches aus dem Murthale von Karl Reiterer, Weissenbach bei Liezen über Leonharditafeln, Marterln, Wetterkreuze etc. In: ZföV, IV. Jg. 1898, S. 156f.

44 Im Jahr 1893, Anm. d. Verf.

45 Vermuthlich St. Georgen ob Murau in der Steiermark, dort gibt es keinen Samson. Das einzige Georgs-Patrozinium im Lungau besitzt die Pfarrkirche Thomatal, wo ebenfalls kein Samson umgetragen wird. Hier dürfte ein Irrtum vorliegen, möglicherweise meint Michael Haberlandt St. Michael.

Ortschaften, wo er zu Sommermonaten durch die Flur schreitet, mit ernsthafter Kriegermiene, die Partisane geschultert und das lange Haar weht im Winde? ... Kein Wunder, dass es Kraft und Muth vor Allem verehrt, das arme Lungauer Volk in seiner unwirthlichen Heimat, wo die Tannen höher und die Felsen steiler emporragen und der Lebensmuth trotziger und härter sein muss, um auszuharren, als anderswärts.

Wie viel schöne alte braune Häuser bei der grossen Brunst vor etlichen Jahren in Tamsweg zugrunde gegangen sein müssen, sieht man an den zahlreichen hässlichen neuen Häusern, aus denen der Ort jetzt besteht. Ziegeldach und Blechdach glänzen nun in der Sonne, und garstige Fronten blicken dem Wanderer seelenlos in die Augen. Hie und da guckt, von dem gefräßigen Flugfeuer wunderbar verschont, ein urväterlicher Bau mit schwerem lastenden Dache, gebräunt und verrauchte aus der frisch getünchten Umgebung heraus. Zierlich ist die Hauswand um die kleinen Fensterluken herum mit allerlei Geblümmel und Zierrat bemalt. Auch die Hauskanten zeigen sich oftmals so ausgeputzt und vor Allem trägt das Haus irgendwo – in merkwürdiger Abwechslung des Ortes – sein frommes Bild, unter dessen Schutz es steht. Da habe ich zu wiederholten Malen eine sehr seltsame Darstellung gefunden, die schon längst verpönt und vergessen ist und gewiss aus dem Mittelalter stammt.

Es ist die heilige Dreifaltigkeit, dargestellt als ein Gesicht mit vier Augen, drei Nasen und drei Mundöffnungen, eine wundersame volkstümliche Arithmetik, mit der die Volkseinfalt das Geheimnis der Trinität begreifen wollte. Und diese monströsen Bilder hängen fest an Haus und Giebelwand; sicher käme wohl ein Unwetter, Schauer oder Blitzschlag, wenn der Bauer das „G'mald“ anrühren oder gar weggeben wollte. Ach, immer kommt im Lungau gleich ein gar böses Wetter oder geschieht sonst ein Hexen- oder Teufelswerk, wenn man hier etwas thun soll, was man bisher nicht gethan. So bleibt Alles lange beim Alten – und das Alte ist gut.

Trotzdem ist auch das Lungauer Volk geschichtlich längst verarmt. Was es einst gewesen, was es gelebt und gekonnt hat, davon sind in dem sagenumsponnenen Schlosse des Grafen Wilczek in Moosham⁴⁶ pietätvoll die Zeugnisse gesammelt. Es ist das Schatzkästchen des Lungau. Wer da sehen will, wie das Volk hier einst das prächtige Holz, das ihm in den Wäldern wuchs, in erlesener Schnitzkunst zu verarbeiten wusste, wie es webte und wirkte – die Lungauer Wirkteppiche sind längst ausgestorben – wie es zu hämmern und schmieden wusste, und wie über all seiner

⁴⁶ Hans Graf Wilczek (1837–1922) erwarb 1886 das ruinöse Schloß Moosham, einst Sitz des gleichnamigen Salzburger Pfleggerichtes. Er ließ es renovieren und stellte dort seine Lungauer Sammlungsobjekte aus. Das Schloss ist nach wie vor im Besitz der Familie, und die Sammlungen sind unverändert zu besichtigen.

Arbeit der Hauch innerlicher Tüchtigkeit und eines saftigen Humors lag – der scheue nicht den steil anstrebenden Weg zu dem hochragenden Schlösschen, in welchem ein gutes Stück der Culturgeschichte des Lungaus aufbewahrt wird.

Wo die Lungauer Landschaft schon hart gegen die Radstätter Tauern angedrückt ist, liegt, am Ausgange des kühlen Twenger Thales, die Schlossruine Mauterndorf von rauschendem Wasser und Tannendunkel umgeben. Wahrzeichen alter bischöflicher Zwingherrschaft blickt sie ins Land. Sie hat einen Hungerturm und schaurige Sagen. Die Salzburger streitbaren Erzbischöfe sassen auf dem Schlosse⁴⁷, strenge Gebieter, die oft blutiges Gericht hielten und kurzen Process zu machen wussten. Unbotmässige Mannen wurden nach der Feste geschickt und verschwanden ... Mauterndorf ein salzburgisches Sibirien. Köstliche Spuren alter Zeit schlummerten noch in dem verfallenen Schlösschen, als es vor einigen Jahren aus seinem dauerhaften Ruinenschlafe geweckt wurde. Nun soll es neu erstehen und alle Kunst und Wissenschaft, die ganze Magie des Geldes wird aufgeboten, um die Geister der Vergangenheit zu beschwören und den genius loci wieder aufzuwecken. Schwarzbärtige Italiener kriechen wie die Ameisen wimmelnd aus allen Fenstern und Thüren des alten Baues, mit Kelle und Säge beschäftigt, die reinen Umrisse des Mittelalters lugen wieder durch das junge Grün der Tannen, und der Fall der Taurach hinter dem Schlosse donnert dem neuen protestantischen Schlossherrn aus Berlin dieselbe Melodei ins Ohr, wie dem alten Leonhard, Erzbischof und Protestanten-Austreiber.⁴⁸

Als ich nach Mauterndorf kam, war gerade für den nächsten Sonntag⁴⁹ zur Kaiserfeier ein Volksfest im Grünen angesagt. Man kennt die Volks-

47 Schloss Mauterndorf gehörte nicht dem Erzbischof als Landesfürsten, sondern war das Verwaltungszentrum der domkapitulischen Güter im Lungau, also ein recht friedliches „Amtsgebäude“. Da es einige Dompropste auch zum Erzbischof brachten, ist die Kenntnis darüber – auch bis heute – nicht allgemein. Das Verwaltungszentrum des Landesfürsten mit dem Sitz der Hochgerichtsbarkeit war das Schloss Moosham im Lungau.

48 Diese Passage ist äußerst irritierend: Erzbischof Leonhard von Keutschach war von 1490 bis 1495 Dompropst und behielt die Dompropstei und damit die Verfügungsgewalt über das domkapitlische Schloss Mauterndorf bis 1503, obwohl er bereits 1495 zum Erzbischof von Salzburg gewählt wurde. Als Landesfürst konnte er während seiner Regierungszeit von 1495–1519 keine Protestanten „austreiben“, weil es zu dieser Zeit noch keine gab. Erzbischof Leonhard hat jedoch im Jahr 1498 die Juden aus dem Erzstift vertrieben. Dr. Epenstein hat zum Schlossbau ausschließlich Lungauer Firmen beschäftigt und (damals in der Regel bärtige) Einheimische angestellt. Möglicherweise klingt hier auch die „schwere Differenz“ des Autors mit Hermann Epstein durch.

49 Sonntag, 21. August 1898.

feste in den Alpenländern. Viel Lärm, Krachen der Büchsen mit majestätisch nachrollendem Echo, fidele Jodler und Juchezzer und das Zirpen der Zither; vor Allem aber der derbe Tanz, fliegende Kittel und Stampfen der Bauernstiefel. Ei, was war das für ein seltsames Volksfest im Lungau. In einer schönen, schattigen Waldlichtung war der Festplatz wonnig genug erkiesen. Ein Schießstand war auch aufgethan, und der Zieler in dem mittelalterlichen Narrenkleid lief aus seiner Bretterhütte, die Treffer mit dem Stabe aufzuzeigen. Aber er machte nicht die lustigen Sprünge wie sonst, er stand nicht das einzige Mal auf dem Kopf. Er juchzete nicht einmal – Niemand, Niemand juchzete. Ernsthaft, still, trocken standen die Leute beisammen und tranken ein Glas, nicht mehr, und gingen wieder ihres Weges. Die ungeheure Figur des Samson stand hochauferichtet über dem Platz und schaute ernsthaft auf das stille Völkchen herab. Kein Bursch, dem es einfiel, den Arm um ein Dirndl zu schlingen und es im Tanz herumzuschwingen, kein Mund, der sich zum Singen aufthat. Wer wird im Lungau tanzen und singen, so lange noch die Ernte auf dem Felde steht? Da käme gewiss das bewusste Wetter über die Tauern und schlänge die Fechtung zusammen! Es dunkelte lange noch nicht, als ein paar stämmige Männer den Samson auf die Schultern luden und der Zug still ins Thal hinabtrabte. Ein paar Kühe stellten sich neugierig und schweigend zur Seite und sahen dumm auf die ungewohnte Schaar.

Kalt und still die Nacht, die auf die Lungauer Tage folgt. Ein Sternengewimmel von herrlicher Pracht glänzt durch die kühle, dünne Luft. Alles setzt sich in die warme Stube um den schweren Eichentisch in der Ecke. Es gilt nur mehr einigen stillen Trinkern, die sich gerne mahnen lassen, wenn der Nachtwächter draussen, mit dem schweren Spiess den Ruf erschallen lässt:

*Lost auf ihr liebe Leut',
Wia heut' da Wochta schreit,
Der euch die ganze Nacht,
Zu jeder Stund' bewocht.
Lost auf und lasst euch sog'n,
Da Hommer hat schon Neune g'schlag'n.
Gott grüss' euch nun dieselbe Stund',
Die er euch hot verkund',
Hot Neune g'schlag'n.*

Um Zehn schläft schon der ganze Lungau.

Obwohl dieser Artikel nach Ansicht seines Autors „mit der sympathischen Gesinnung“ verfasst worden war, stieß der herablassende gelehrt-akademische und kritisch-kabarettistische (man könnte auch

sagen: arrogante⁵⁰) Ton, verbunden mit der Absicht, zu verbessern und zu erziehen, auf wenig Gegenliebe der Betroffenen. Er wurde selbstverständlich im ganzen Land Salzburg gelesen⁵¹. Das vorhersehbare Ergebnis der volkskundlichen Unterhaltung der Leser der „Neuen Freien Presse“ auf Kosten der Lungauer war, dass sich die Bürger von Mauterndorf „durch das Feuilleton des Herrn Dr. Haberlandt über den Lungau gekränkt gefühlt haben und daß nach dem Bekanntwerden dieser ungerechten und falschen Beurtheilung der Lungauer sämtliche am Samson beteiligten Personen die Hergabe der Figur an Dr. Haberlandt verweigerten.“⁵² Zudem ergingen zahlreiche Protestschreiben aus Mauterndorf und aus dem Lungau an Dr. Haberlandt⁵³. Noch versuchte die Genossenschaft, den Schaden zu begrenzen, und schlug ihm vor, einen neuerlichen Artikel zu verfassen, in dem „gewisse Ungerechtigkeiten“ des Feuilletons berichtigt und dadurch die Stimmung im Lungau beruhigt werden sollte. Dr. Haberlandt ging sogar in einem Brief an den Bürgermeister von Tamsweg, Johann Wassnigg, auf diesen Vorschlag ein, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass er vorher den Samson erhalten sollte. Die offensichtlich durch die schlechte Erfahrung mit ihm misstrauisch gewordenen Mauterndorfer Bürger gingen aber auf diesen Kuhhandel nicht ein, worauf ihnen der Direktor des Volkskundemuseums in Wien mit einer Klage bei Gericht drohte. Damit war endgültig Feuer am Dach:

50 Salzburg Museum, Archiv, 1899, Nr. 722, 20.4.1899, Salzburg, Dr. Petter an HEp, [Berlin]: „Jedenfalls ist der Herr etwas arroganter Natur, sonst hätte er unmöglich so schreiben und handeln können.“

51 Ein ausgeschnittenes Exemplar befindet sich heute noch in den Akten des Bundesdenkmalamtes, Landeskonservatorium Salzburg, Akt Schloss Mauterndorf, ein anderes wurde am 22. Oktober 1898 durch Direktor Vitus Berger dem SMCA übergeben [Salzburg Museum, Archiv, Protokoll 1898, Nr. 1932].

52 Salzburg Museum, Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 1000/a, Beilage, Abschrift der Erklärung von 28 Bürgern Mauterndorfs vom 15. April 1899.

53 Salzburg Museum, Archiv, Korrespondenz, Nr. 771, 4.4.1899, Berlin, HEp an Direktor Petter, Salzburg: „Zahlreiche Protestzuschriften aus allen Teilen des Lungau folgten auf das ungeschickte und taktlose Feuilleton“. SLA, Nachlass Epenstein, Karton 2: s.d. [1899] handschriftl. Konzept HEps an „Eure Exzellenz“ [Josef Alexander Freiherr von Helfert]: „Das einige Zeit später erschienene Feuilleton des Herrn Dr. H. erregte in dem Ländchen heftigen Unwillen. Zuschriften aus Tamsweg und anderen Orten bewiesen dem Autor, daß nicht nur die Mauterndorfer in dem Artikel eine Verhöhnung des stillen und ernsten Wesens erblickten, das den Lungauern von Alters her eigen ist.“ Auch der restliche Absatz nach diesen beiden Quellen.

Die Samson-Genossenschaft verweigerte die Herausgabe und bekräftigte, einer „*diesfälligen Klage sehr ruhig*“ entgegenzusehen.

Dr. Hermann Epenstein hat sich nach eigenen und der Mauterndorfer Bürgergenossenschaft Angaben in der ganzen Angelegenheit der Überlassung des Samsons „neutral“ verhalten. Er wollte ja nur die voraussichtlich erheblichen Kosten des Transportes übernehmen und damit als Schenker und Mäzen in den Jahresbericht des Volkskundemuseums eingehen. Erst als definitiv feststand, dass die Figur nicht nach Wien gehen werde, trat er wieder in Aktion. Wer den Beschluss anregte, den Samson nun dem Salzburger Museum Carolino Augusteum anzubieten, ist nicht bekannt. Aber offensichtlich wollte Mauterndorf unbedingt einen neuen Samson. Der Direktor des Salzburger Museums, Dr. Alexander Petter⁵⁴, teilte ihm am 7. November 1898 sichtlich erfreut mit: „*Mit Ihrem so wohlwollenden Antrage, dem Museum einen Samson aus dem Lungau zu verschaffen, verband Ihre bewährte Güte einen neuen Act wertvoller Gewogenheit, [...]*“⁵⁵, worauf ihm Dr. Epenstein fröhlich antwortete: „*Wegen des Samson möchte ich für Hochwohlgeboren nun bitten, alle Vorkehrungen gefälligst treffen zu wollen, da ich ihn in Kurzem von Mauterndorf nach Salzburg schicken lasse. Ich ersuche auch nochmals, gfl. alle Kosten, also auch die den Transport betreffenden und sonstigen Nebenkosten, notieren und vorläufig für mich auslegen zu wollen. Mein Wunsch geht dahin, daß mit diesem Geschenk für das Museum keinerlei Ausgaben verbunden sein sollen. / Den Mauterndorfern habe ich versprochen, daß sie eine getreue Kopie baldmöglichst zurückerhalten sollen, die sich von dem Original nur dadurch vortheilhaft unterscheidet, daß statt des schweren Holzgerüstes ein solches von Bambus, spanischem Rohr oder desgleichen hergestellt wird, damit der Riese leichter von einem Manne producirt werden kann. / Sobald ich den Termin der Abreise Seiner Hoheit erfahre, säume ich nicht, Ihnen Nachricht zu geben zum Zwecke des würdigen Empfanges dieses hohen Herrn [...]*.“⁵⁶

54 Dr. Alexander Petter (1832–1905), Besitzer der Salzburger Hofapotheke, Direktor des Städtischen Museums 1881–1902. In: Franz Martin, Salzburger Straßennamen. 4. Auflage. 15. Ergänzungsband der Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburg Landeskunde. Salzburg 1995, S. 52.

55 Salzburg Museum, Archiv, Korrespondenz 1898, Nr. 2039, Konzept 7.11.1898, Salzburg, Dr. Petter an HEp.

56 Salzburg Museum, Archiv, Korrespondenz 1898, Nr. 2178, Brief 22.11.1898, Berlin, HEp an Dr. Petter, Salzburg.

Mit dieser Mitteilung erhalten wir auch Aufschluss über das Motiv der Schenkung: Das Gewicht des Samson! Der über fünf Meter große Samson wird an bestimmten Feiertagen mit Unterstützung von vier Burschen von einem einzelnen Mann durch den ganzen Ort getragen. Vor den Häusern lokaler Honoratioren hält der Zug und die Figur führt einen Solotanz auf. Ein Gewicht von über 80 Kilogramm bedeutet für den Träger Überanstrengung und die Gefahr des Umwerfens. Auch eine andere Mentalität gegenüber volkskundlichen Objekten wird deutlich. Den Ausübenden des Brauches ging es weniger darum, ein altes und damit (kunst)historisch wertvolleres Gut zu benützen, sondern rein um Funktionalität und Modernität. Es ist das jene unverbildete Einstellung, dass Neues besser als Altes sei, wovon die Kunst- und Brauchtumssammler aller Zeiten profitieren.

So riet sogar der (ehrenamtliche) Konservator der k.k. Zentralkommission für Kunst und historische Baudenkmale in Salzburg Vitus Berger ein Jahr später Dr. Epenstein, als dieser einen Sakristeischrank für die gerade vorbildlich restaurierte Burgkapelle in Mauterndorf suchte: „... es wäre vielleicht am besten, wann sich Herr Doctor einen Schrank aus einer Kirche im Lungau nehmen würden, um einen alten zu besitzen, was, wenn dafür nur ein neuer hergestellt wird, leicht zu erreichen sein wird. Kunsthistorischen Werth haben ja solche Kästen in der Regel nicht, daher ich auch als Conservator auf eine solche Transaction einrathen kann.“⁵⁷

Inzwischen richteten die Mauterndorfer den Samson transportfertig her. Dazu wurde aus 42 Fichtenbrettern eine große Kiste gefertigt, in welcher die 5,20 m lange Figur gelegt wurde⁵⁸. Am 6. Dezember 1898 ging die 650 kg schwere Fracht vom Bahnhof Mauterndorf ab, wurde in Unzmarkt in die Selzthalbahn umgeladen und erreichte am 15. Dezember Salzburg⁵⁹. Die Verpackungs- und Transportkosten beliefen sich auf die stattliche Summe von 35 Gulden und 63 Kreuzer. Während der Zeit, die der Transport benötigte, war Bürgermeister Wassnigg, der als Schöffe nach Salzburg beordert worden war, auch persönlich mit dem Direktor des Museums zusammenge-

57 SLA, Nachlass Epenstein, Karton 2, 13.12.1899, Salzburg, Brief Vitus Berger an HEp.

58 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1898, Nr. 2353, 20.12.1898, Mauterndorf BM Wassnigg an Dr. Petter, Salzburg. Beilage drei Rechnungen.

59 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1898, Nr. 2310, 16.12.1898, Salzburg, Dr. Petter an BM Wassnigg, Mauterndorf.

troffen. In der Aussprache ging es vorwiegend um die Herstellung der Kopie, die vor allem vom Gewicht her leichter sein sollte. Als das Personal des Museums den Samson auspackte, stellte Dr. Petter bewundernd fest, dass er „von sehr guter Erhaltung und viel besser und schöner als der von Tamsweg“⁶⁰ wäre und er fügte hinzu: „Ich hoffe, dass wir ihn hier mit Zuziehung einer oder der anderen Arbeitskraft genau copieren und auch etwas leichter kostümieren können.“

Bei der Untersuchung in Salzburg wurde festgestellt, dass der Kopf – wahrscheinlich aus den bereits oben erwähnten Gewichtsgründen – erst vor kürzerer Zeit aus Papiermaché hergestellt worden war. Dr. Haberlandt hatte sich bereits abfällig geäußert.⁶¹ Dr. Petter fragte daher noch einmal in Mauterndorf an, ob der Hersteller des Kopfes bekannt sei. „Vielleicht könnte ich ihn billiger bekommen von dort als wenn wir ihn selbst machen, da wir erst die Form nach dem Original anfertigen müßten und der frühere Erzeuger wahrscheinlich die Form schon hat.“⁶² Unmittelbar vor Weihnachten teilte ihm der Bürgermeister noch mit, „daß der Kopf in Nürnberg gemacht worden ist die Firma ist uns Allen leider nicht bekannt, da der junge Herr welcher den Kopf besorgt hat, seit 5 Jahren gestorben ist“.⁶³

Im neuen Jahr 1899 schrieb Dr. Petter auf der Suche nach der alten Form des Kopfes zuerst einmal an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg. Er erhielt darauf die Antwort einer Firma C. W. Fleischmann, Königl. Hof-Kunst-Anstalt Nürnberg, Hirschelg. 28, deren „Specialität“ nach ihrem Briefpapier die „Herstellungen hervorragender Kunstwerke früherer Zeit“ und die „Fabrikation von Gegenständen aus Papiermaché“ war.⁶⁴ Der Firmeninhaber erkundigte sich nach näheren Einzelheiten. Freudig teilte Dr. Petter Genaueres mit und schickte schließlich am 18. Februar 1899 den ganzen Kopf nach Nürnberg, während in Salzburg mit dem Bau des Corpus begonnen wurde. Das Kopieren des Kopfes kam jedoch nicht zustande, denn nach Urgenz bequeme sich die Fa. Fleischmann aus Nürn-

60 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1898, Nr. 2317, 16.12.1898, Salzburg, Dr. Petter an HEp, Berlin.

61 Siehe Anm. 33.

62 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1898, Nr. 2325, 18.12.1898, Salzburg, Dr. Petter an BM Wassnigg, Mauterndorf.

63 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1898, Nr. 2353, 20.12.1898, Mauterndorf BM Wassnigg an Dr. Petter, Salzburg. wie Anm. [56]

64 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 203, 27.1.1899, Nürnberg, C. W. Fleischmann an Dr. Petter, Salzburg.

berg zu der etwas hochnäsigen und lapidaren Mitteilung: „Den Kopf den sie mir kürzlich zu übersenden die Güte hatten, stammt nicht aus meiner Anstalt und müßte ich, um einen solchen herstellen zu können, neue Formen anfertigen lassen, aus welchen der Kopf cachiert werden könnte, was wohl für den besagten Zweck zu teuer stehen könnte. ... Ich habe deshalb den Kopf heute wieder an sie zurückgehen lassen und es thut mir leid, daß ich Ihnen im vorliegendem Falle nicht dienlich sein kann.“⁶⁵

Über dieses Schreiben war Dr. Petter sichtlich verärgert: „.... Wenn ich gewußt hätte, dass in Nürnberg der Kopf nicht kopiert wird hätte ich mir die Unkosten des Transport wohl ersparen können. Nun müssen wir uns eben selbst darüber machen. Sie dürfen überzeugt sein wir bringen ihn fertig ohne Spezialisten in Papiermaché zu sein. Auch nicht mit großen Kosten als Sie vielleicht glauben, da Sie uns selbe gar nicht bekannt geben und nun der Ansicht sind, es dürfe uns zu teuer kommen.“⁶⁶

Jetzt ging man im Salzburger Museum selbst zu Werke und am 6. April ist „der Samson schon so ziemlich fertig bis auf den Kopf.“⁶⁷ Da erst eine Form für den Abguss hergestellt werden musste, deren Trocknung einige Wochen dauert, zog sich die Herstellung des Kopfes noch über einen Monat hin. Am 30. Mai 1899 wurde der neue Samson, leichter und diesmal ohne schwere Kiste, auf der Bahn verladen und nach Mauterndorf geschickt und langte dort am 3. Juni 1899 „in gutem Zustande“ ein. „Im Gewichte ist doch eine entsprechende Differenz eingetreten zwar so, dass es dem Träger nicht schwer fällt, denselben ein – zwei Stunden herum zu tragen.“⁶⁸ Die ursprüngliche Samsonfigur wurde ab 1. Juli 1899 in der Expositur des Salzburger Museums Carolino Augusteum im Schloss Mirabell öffentlich zur Schau gestellt⁶⁹ und ist noch heute ein Prunkstück der

65 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 449, 6.3.1899, Nürnberg, C. W. Fleischmann an Dr. Petter, Salzburg.

66 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 499, 8.3.1899, Salzburg, Dr. Petter an Fa. C. W. Fleischmann, Nürnberg.

67 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 697, 6.4.1899, Salzburg, Dr. Petter an Bürgermeister Johann Wassnigg, Mauterndorf.

68 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 1096, 6.6.1899, Mauterndorf, BM Wassnigg an Dr. Petter, Salzburg.

69 Jahresbericht des städtischen Museum Carolino Augusteum zu Salzburg für 1899, S. V.: 1.7.1899 – In der Kostümhalle wurde auch der vom Herrn königl. preuß. Stabsarzt Dr. Epenstein zum Geschenke gemachte Mauterndorfer Samson,

volkskundlichen Sammlung, die sich seit 1923 im Monatsschlüssel im Park von Hellbrunn befindet.

Damit wäre die ganze Angelegenheit zur Zufriedenheit der Salzburger zu Ende gewesen, wenn nicht aus Wien Beschuldigungen gegen sie erhoben worden wären. Am 11. Februar 1899 fand eine Ausschuss-Sitzung des Vereines für österreichische Volkskunde statt, in welcher Geschäftsbericht, Jahresbericht und Museumsbericht 1898 behandelt wurden.⁷⁰ Dr. Petter reiste natürlich nicht aus Salzburg an. Was auf dieser Ausschusssitzung verhandelt wurde, konnte man aber bald im Jahresbericht für das Jahr 1898 lesen. Der erste Teil wurde schon oben zur Kenntnis gebracht. Die ganze Angelegenheit durch Angriffe auf die doch gänzlich an seinem Missgriff unschuldigen Beteiligten Dr. Hermann Epenstein und Dr. Alexander Petter verschärfend, berichtet Dr. Haberlandt wenig einsichtig oder einfühlsam über die Reaktion auf sein Feuilleton:

„Aber siehe – die biedereren Mauterndorfer fühlten sich höchlich verletzt, weil ich ihren nüchternen Ernst, ihr stilles Wesen bemerkte, weil ich geschrieben hatte, sie tranken still ihr Glas Bier, nicht mehr, und gingen wieder ihrer Wege. Die Verstimmung war so arg, dass sie die Betreffenden vermochte, ihres gegebenen Wortes zu vergessen und die Ausfolgung der Samsonfigur zu verweigern. In dieser Haltung von Herrn Dr. Epenstein unterstützt, der seinerseits sein freiwillig geleistetes Versprechen zurückzuziehen für gut fand, gaben die Eigentümer der vielumstrittenen Figur dieselbe, als ich etwas deutlicher zu werden gezwungen war, sofort käuflich dem Herrn Dr. Epenstein ab, der sie vor mir eiligst rettete, indem er sie dem Salzburger Museum als Geschenk überwies. Ich zweifle zwar sehr, dass Herr Director k. Rath⁷¹ Dr. Alexander Petter, der verehrte Ausschussrat unseres Vereines für Salzburg, die Vorgeschichte dieser

ein auffallendes und kunsthistorisch höchst merkwürdiges Stück gestellt. Das Museum hatte für den im Vorjahre gespendeten Original-Samson ein neues gleiches Exemplar zu liefern, welches vom Werkmeister des Museums, Herrn Lösch, angefertigt wurde, und die vollste Zufriedenheit in Mauterndorf erzielte. Die sämtlichen Unkosten trug Herr Dr. Epenstein, dieser vorzügliche Gönner des Institutes. Das Original fand seiner Größe halber nur im hohen Hauptsale des Mirabellschlusses einen Platz.

⁷⁰ Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 276, Wien, Präsident Dr. J. A. Frh. v. Helfert an Dr. Petter, Salzburg: Einladung zur Ausschuss-Sitzung am 11. Februar 1/2 7 Uhr abends in der Kanzlei des Museums für österr. Volkskunde, Wien I., Wipplingerstr. 34. Wegen der Wichtigkeit der Verhandlungsgegenstände wird dringendst um vollständiges Erscheinen gebeten.

⁷¹ = kaiserlicher Rat.

*Schenkung kennt, aber immerhin, die Samsonfigur ist für die Wissenschaft geborgen, und dazu ein klein wenig, wenn auch sehr indirect beigetragen zu haben, ist nur ein kleiner Verdienst meiner Action.*⁷²

Die Hefte 1 bis 2 des Jahrganges 1899 der Zeitschrift für österreichische Volkskunde wurden offensichtlich im März dieses Jahres versandt, denn mit Schreiben an Dr. Alexander Petter vom 4. April d.J. lenkte Dr. Hermann Epenstein dessen „Aufmerksamkeit auf den von Dr. Haberlandt verfassten letzten Jahresbericht“⁷³. In diesem Bericht würde dem Direktor unterstellt, „die Vorgeschichte der Samsonfigur nicht gekannt zu haben“ und dass „das Salzburger Museum auf nicht ganz einwandfreie und legale Weise in den Besitz des Objektes gelangt sei.“ Epenstein hatte ihm zwar die Vorgeschichte schon früher mündlich mitgeteilt, wiederholte in dem Schreiben jetzt seine Sicht der Dinge ausführlich und kündigte eine Beschwerde an den Präsidenten des Vereines für Volkskunde, Alexander Frh. von Helfert, an. Er dürfte diese Beschwerde auch zur gleichen Zeit verfasst haben, denn ein umfangreiches handschriftliches Konzept befindet sich im Salzburger Landesarchiv⁷⁴ und war auch der Ausgangspunkt für diese Recherchen.

Dr. Alexander Petter hatte zwar die Abhandlungen in der Vereinszeitung gelesen, dann aber „das Heft, da ich abgerufen wurde, bei Seite gelegt“.⁷⁵ Er schrieb nun ebenfalls an Dr. Haberlandt. In diesem Schreiben vom 19. April 1899 lobte er das Wirken des Dr. Epenstein für den Lungau in höchstem Maße und betonte, dass er die Vorgeschichte der Schenkung des Samson sehr wohl gekannt und „kein Bedenken getragen [habe] im Namen unseres Museums das schöne Geschenk anzunehmen“. Sonst wollte er zu dem Vorfall keine eigene Kritik äußern, außer der Präsident würde eine Stellungnahme seinerseits anfordern. Aber er wies deutlich auf das Konkurrenzverhältnis zum zentralen Volkskundemuseum in Wien hin und zog umgehend persönliche Konsequenzen, indem er mit den Worten schloss: „Uebrigens zeigt mir dieser Vorfall wieder in klarster Weise wie leicht

72 ZföV. V. Jg. 1898, S. 43f. (wie Anm. 31).

73 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 771, Brief Berlin, HEp an Dr. Petter, Salzburg.

74 SLA, Nachlass Epenstein, Karton 2, s.d., handschriftliches Konzept HEps an „Eure Exzellenz“.

75 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 770, 19.4.1899, Salzburg, Dr. Petter an Dr. Haberlandt, Wien

meine Bestrebungen mit denen des Vereins für österr Volkskunde in Concurrenz treten können, ich erkläre diesem hiemit, daß ich die Stelle im Ausschussrath des geehrten Vereines niederlege, jedoch nicht ermangeln werde ... auf dem Zwecke des Museums für Volkskunde aber nicht für unser Salzburger Museum passend erscheinende Gegenstände stets aufmerksam zu machen oder solche zu übergeben, obwohl gerade mir sich eine derlei Gelegenheit selten darbietet.“ Abschließend wies er noch auf einen Artikel „Zur Volkskunde“ im Salzburger Volksblatt vom 31. März 1899 hin, den Josef Frh. von Doblhoff verfasst hatte. Dieser war ebenfalls Mitglied des Vereines für Volkskunde, zog bald danach nach dem Tode seiner Frau von Salzburg nach Wien und wurde dort 1900 selbst Mitglied des Vereinsausschusses. In seinem Artikel schilderte er sehr neutral die Samson-Geschichte in kurzen Sätzen und meinte: *„Es ist sehr erfreulich, daß dieses Curiosum 'für die Wissenschaft geborgen ist' und wir meinen, eine Copie derselben würde im Wiener Museum sicher Effekt machen.“* Und weiter ist er der Ansicht: *„Das Museum für Volkskunde in Wien habe nicht so sehr die Aufgabe, so viel als möglich Originallien zu sammeln, als in der Art des germanischen Museums in Nürnberg, so viel als möglich Uebersicht über Volksthümliches in Österreich zu bieten und in Copien sich dort ergänzen, wo Lücken sind. Gewisse Objekte typischer Art gehören in die Landesmuseen.“*⁷⁶

Für Dr. Petter war damit die ganze Angelegenheit erledigt, während sich Dr. Epenstein vom Präsidenten Helfert *„Gerechtigkeit und Remedur“* erwartete. Diese erhielt er offensichtlich nicht in der von ihm gewünschten Weise, denn er schickte an Dr. Petter am 19. Mai sein Konzept eines Briefes an Helfert mit der Bemerkung *„dann möchten Sie Kenntniss von der eigenartigen Bescheidung meiner Beschwerde durch Helfert haben, [...] Ich habe mich bemüht, meine Ansicht möglichst deutlich zu sagen, ohne direkt beleidigend zu werden.“*⁷⁷ Dr. Petter fand die Erwiderung ganz ausgezeichnet. *„Es ist eine ruhig gehaltene höfliche, dabei aber ganz entschiedene Sprache, die die wohl verdiente Zurechtweisung für Helfert und Haberlandt enthält.“*⁷⁸ Die nächste Passage wirft allerdings ein bezeichnen-

76 Salzburger Volksblatt Nr. 74, 31. März 1899, S. 43f.

77 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 1000/a: Brief 19.5.1899, Mauterndorf, HEp an Dr. Petter, Salzburg.

78 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 1000/b, 23.5.1899, Salzburg, Dr. Petter an HEp.

des Bild auf seine Ansicht über die Vereinsleitung, wenn er die kleine Besorgnis hegte, „daß der Brief infolge der Adresse doch am Ende wieder zuerst in die Hände des [Schriftführers] Haberlandt gerät und dann nur bruchstückweise dem Helfert zukommt. Ein 2ter Umschlag mit rein Baron Helferts Adresse wäre noch sicherer gewesen.“

Über eine weitere Erledigung des Ehrenhandels gibt es in Salzburg keine Nachricht mehr. Zwar vermerkt noch Dr. Petter im Juni 1899: „Haberlandt scheint nichts mehr von sich hören zu lassen. Ganz still sein kann doch Helfert nicht, das wäre noch unverzeihlicher“⁷⁹ Dass auch für Epenstein die Angelegenheit ebenfalls endgültig erledigt war, beweist seine abschließende Bemerkung: „Auf die Sache Haberlandt werde ich mir erlauben, mündlich zurückzukommen. Einen Brief in der Angelegenheit erwarte ich von Wien nicht, habe mir einen solchen vielmehr aus- und nachdrücklich verboten. Es kam mir darauf an, den beiden Herren deutlich meine Meinung zu sagen, daß auch der gesamte Ausschuss diese erfährt. Das wird vermutlich erst im September geschehen.“⁸⁰

In dem Briefwechsel zwischen Petter und Epenstein kam auch die Rolle des „Kronzeugen“ Julius Thirring zur Sprache. Er war sozusagen der Briefträger zwischen Epenstein und Haberlandt. Er übermittelte zuerst die Bereitschaft Epensteins, die Transportkosten nach Wien zu übernehmen, und wurde damit in die ganze Geschichte hineingezogen. Nach der Klagsdrohung Haberlandts schrieb ihm Epenstein, dass er sein Angebot zurückzuziehen gedenke. Er war es schließlich auch, der seinem Freund Epenstein von sich aus mitteilte, dass Haberlandt seine Ansprüche auf den Samson endgültig begraben hatte, worauf dieser die Schenkung an das Salzburger Museum zu betreiben begann.

„Der ‚Kronzeuge‘ Herr Thirring thäte auch besser wenn er beruhigend einwirken würde, besonders mit Hinblick auf das von ihm herausgegebene Werk über den Lungau“⁸¹, schrieb Dr. Petter am

79 Salzburg Museum Archiv. Korrespondenz 1899, Nr. 1179, 22.6.1899, Salzburg, Dr. Petter an HEp, Berlin.

80 Salzburg Museum Archiv. Korrespondenz 1899, Nr. 1272, 7.7.1899, Burg Veldenstein, HEp an Dr. Petter, Salzburg.

81 Salzburg Museum Archiv. Korrespondenz 1899, Nr. 816, 26.4.1899, Salzburg, Dr. Petter an HEp. Übersendet in der Beilage die Antwort Haberlandts. Das hier erwähnte Werk über den Lungau, das Julius Thirring verfasst haben soll, ist in Salzburg nicht auffindbar.

26. April 1899 an Dr. Epenstein und griff damit dessen engen Freund an. Dieser verteidigte ihn umgehend, indem er Dr. Petter im Antwortschreiben bat, „wenigstens bis Dienstag den H'schen Brief nicht beantworten zu wollen, da ich Ihnen vorher Aufschlüsse geben möchte über die durchaus loyale Rolle, die der ‚Kronzeuge Thirring‘ in der Ausschusssitzung vom 20. April gespielt hat und über die angeblichen ‚öffentlichen Angriffe‘, denen Dr. H. wegen des Samson-Fiasco ausgesetzt gewesen sein will.“⁸² In der Ausschuss-Sitzung vom 20. April 1899 musste also die Affäre durch Dr. Haberlandt der Vereinsleitung zur Kenntnis gebracht worden sein – allerdings nur aus seiner Sicht, denn er spricht von „öffentlichen Angriffen“. Sein Schwager Julius Thirring war offensichtlich auch anwesend und hat die Position des Dr. Epenstein verteidigt. Auf dessen Initiative verfassten die für den Samson verantwortlichen Lungauer Bürger auch eine Erklärung, die mit 15. April 1899 (vor-)datiert wurde, in welcher sie in fünf Punkten ihren Standpunkt in der Angelegenheit darlegten⁸³. Das Original schickte Dr. Epenstein an Thirring nach Wien, damit er es dem ganzen Ausschuss zur Kenntnis brächte. Weiters schickte er auch Dr. Petter einen Brief Thirrings zum Lesen und um zu beweisen, „daß Thirring den Haberlandt'schen Machenschaften durchaus fernsteht“⁸⁴.

Der Bürgerschuldirektor Julius Thirring, seit Ende des Jahres 1898 Bibliothekar des Volkskundemuseums, spielte daher in der Affäre eine kalmierende Rolle und blieb auch bis zum Jahr 1931 ein angesehenes Vorstandsmitglied des Vereines, der mit seinem Schwager Dr. Michael Haberlandt weiter eine korrekte Beziehung aufrecht erhielt.

Damit enden die Nachrichten über das „Samson-Fiasco“. Über eine allfällige Erledigung in der Ausschuss-Sitzung des Vereines im Herbst des Jahres 1899 finden sich in Salzburg keine Quellen, ebenso wenig in den Heften der Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Der Briefwechsel zwischen Dr. Epenstein und Dr. Petter beschränkte sich wieder auf andere Sachgebiete und auf den Austausch von Höflichkeiten. Nur anlässlich seiner Neujahrswünsche berichtete

82 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 854, 28.4.1899, Berlin, HEp an Dr. Petter, Salzburg.

83 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Beilage zu Nr. 1000/a, Abschrift: Erklärung.

84 Salzburg Museum Archiv, Korrespondenz 1899, Nr. 1000/a, 19.5.1899 (eingelangt 23.5.1899), Mauterndorf, HEp an Dr. Petter, Salzburg.

Dr. Petter am 3. Jänner 1900: „*Haben E.H. vernommen, dass Haberlandt im Niederösterr Landtage, wenn auch doch vielleicht mit Unrecht, heftig angerempelt wurde! Er hat eben kein Glück mit seinen Feuilletons!*“⁸⁵ Aber das wäre wieder eine andere Geschichte.

Hans Bayr, The “Samson Fiasco” 1898. An Episode in the Early Days of the Museum of Folk Life and Folk Art in Vienna

In 1898 Dr. Michael Haberlandt, the director of the Austrian Museum of Folk Life and Folk Art in Vienna, went on a collection trip to Mauterndorf in the Lungau in the province of Salzburg, where he elicited from the townspeople the pledge to turn the enormous processional figure “Samson” over to his museum. Back in Vienna, he wrote a newspaper feature about the giant in the *Neue Freie Presse*. The article angered the people of Mauterndorf so much that they revoked their promise and left the figure to the Salzburg Museum instead. The dispute between the erudite folklore official and the “exotic” population of Lungau sheds an interesting light on the setting in which the study of Austrian folk life and folk art took place in the Museum’s founding years.

85 Salzburg Museum Archiv, Protokoll 1900, Nr. 5.

Das Österreichische Museum für Volkskunde in Zeiten politischer Umbrüche

Erste Einblicke in eine neue Wiener Museumsgeschichte¹

Birgit Jöhler

Die Geschichte des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien – das von seinen Sammlungsbeständen her größte volkskundliche Museum Österreichs – ist aus heutiger Perspektive für die Zeit des Austrofaschismus, des Nationalsozialismus und der ersten Jahre der Zweiten Republik kaum bearbeitet. Der Beitrag gewährt Einblicke in die institutionelle bzw. museale Praxis des Hauses vor dem Hintergrund sich ändernder politischer Machtverhältnisse und auf Basis einer ersten Durchsicht der so genannten Direktionsakten, einem relativ geschlossenen Aktenbestand im ÖMV.

1. Einführung in ein projektiertes Forschungsvorhaben

Das Museum in der Laudongasse stellt seit Jahrzehnten für die öffentlichen Subventionsgeber wie auch für die Museumsverantwortlichen selbst eine Herausforderung dar: Seit 1917 ist das Haus in einem der Stadt Wien gehörenden Gartenpalais untergebracht, zentrale museale Bereiche wie die Sammlungen des Hauses, das Fotoarchiv sowie die umfangreiche Fachbibliothek sind hingegen Eigentum

¹ Der vorliegende Beitrag ist Ergebnis eines Forschungsvorhabens, gefördert durch den Österreichischen Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus und die Stadt Wien – MA 7 (Kultur, Wissenschafts- und Forschungsförderung). Diese Förderungen ermöglichten eine erste Durchsicht der Direktionsakten des Österreichischen Museums für Volkskunde, ein mehrjähriges institutionengeschichtliches Forschungsprojekt ist in Vorbereitung. Dank gebührt den beiden Subventionsgebern, die diesen ersten Arbeitsschritt ermöglicht haben, der Direktion des Museums, Frau HR Dr. Margot Schindler, für das Zurverfügungstellen der Archivalien und für Expertise, diesbezüglich ebenso Herrn o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin. Weiters gedankt sei den beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des ÖMV für freundliche Unterstützung sowie ganz besonders Frau Dr. Christiane Rothländer für wertvolle Hinweise.

des Vereins für Volkskunde, während der operative Betrieb – so auch das Personal – vom Bund gesichert wird.

Die Überführung aller Angestellten in den Dienst des Staates ist eine Errungenschaft aus dem Jahr 1938. Dem damaligen Direktor Arthur Haberlandt war damit ein langer Wunsch in Erfüllung gegangen, hatte sein Museum doch seit jeher, insbesondere aber seit Ende des Ersten Weltkrieges, mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. 1912 und 1918, noch zu k.u.k.-Zeiten, hatte der Staat zwei wissenschaftliche Stellen definitiv in seine Obhut genommen², Löhne und Gehälter der anderen Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter mussten aus den Subventionsleistungen des Bundes oder auch der Handelskammer bezahlt werden. Diese, ohnehin immer bedauernswert gering, erfuhren in den frühen 1930er Jahren – wohl auch als Folge der weltweiten Wirtschaftskrise – nochmals empfindliche Kürzungen.³

Die Potentiale des Zusammenwirkens von Staat und Kultur hatte bereits Michael Haberlandt erkannt. Mit dem Anspruch, das Museum als ein „Monument des Vielvölkerstaates“⁴ zu führen, konnte der Museumsgründer von Beginn an Vertreter des Hauses Habsburg als Protektoren für den Verein gewinnen und sicherte sich so das Wohlwollen der Staatsspitze.⁵ 1917 durfte das Museum gar als „k.k. Kaiser-Karl-Museum für österreichische Volkskunde“ geführt werden. Mit Kriegsende allerdings war die „politisch-wissenschaftliche Stütze des Staatsgedankens der Monarchie“⁶ für das nunmehrige

2 1912 wurde Michael Haberlandt „allernädigst“ zum staatlichen Direktor des Museums ernannt und 1918 Arthur Haberlandt zum „k.k. Kustosadjunkten“ (Nikitsch, Herbert: Auf der Bühne früher Wissenschaft. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde 1894–1945. [= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 20]. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde 2006, S. 347 und 357).

3 Siehe z.B. Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1932. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 38 (1933), S. 45ff. Im Berichtsjahr 1932 wurden die vom Ministerium für Unterricht zugesprochenen Beiträge für Personalkosten um rund 40 Prozent gekürzt (Nikitsch [wie Anm. 2], S. 381).

4 Schmidt, Leopold: Das österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums. Wien: Bergland Verlag 1960, S. 29.

5 Im Gründungsjahr des Vereins 1894 übernahm Erzherzog Ludwig Victor das Protektorat, ab 1908 Erzherzog Franz Ferdinand (Nikitsch [wie Anm. 2], S. 320ff).

6 Schmidt, Leopold: Curriculum Vitae. Mein Leben mit der Volkskunde. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde 1982, S. 22.

„Museum für Volkskunde“ obsolet geworden. Die Inflation brachte das Haus in existentielle Schwierigkeiten, großzügige Legate einstiger Förderer waren wertlos geworden. Die wirtschaftliche Lage blieb bis auf weiteres prekär, erst mit dem Austrofaschismus ab 1933 und vor allem ab 1938 mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten, verbesserte sich die Situation, was sich an erhöhten Subventionen, Verbesserung der Infrastruktur oder auch durch vermehrte Sammlungszugänge, dokumentiert in den Jahresberichten der vom Verein herausgegebenen „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, ablesen lässt.⁷ Erfuhren andere dem Staat zugeordnete Wiener Museen im Zuge neuer Herrschaftsverhältnisse auch eine Veränderung in ihrer personellen Führung⁸, weist das Museum für Volkskunde eine diesbezügliche Kontinuität bis 1945 auf. Bis zu jenem Zeitpunkt war das Museum in den Händen der Familie Haberlandt gewesen: Michael Haberlandt, passionierter Sammler mit offenbar wenig Zeit für Ordnen und Inventarisieren⁹, legte den Grundstein für die Sammlung.¹⁰ Sohn Arthur, seit 1914 als Privatdozent für Ethnographie zugelassen und nach Olaf Bockhorn der erste eigentliche Vertreter des Faches „Volkskunde“ an der Wiener Universität,¹¹ wurde im Jahr 1924 Direktor des Museums und 1938 „Vereinsführer“. Anfang der 1940er Jahre versuchte Arthur Haberlandt seinen Sohn Wolfgang, Student und volkskundlich interessiert, für das Museum zu gewinnen, und in

7 Siehe Jahresberichte des Vereines und Museums für Volkskunde für die Jahre 1930–1943, veröffentlicht in: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 35 (1930)–49 (1944); vgl. auch Schmidt (wie Anm. 4), S. 78f.

8 So wurde beispielsweise im März 1938 der Generaldirektor des Museums für Völkerkunde seiner Funktion als erster Direktor enthoben. Michel war den Nationalsozialisten bekannt als Anhänger des „ständestaatlichen“ Systems. (Linimayr, Peter: Wiener Völkerkunde im Nationalsozialismus. Ansätze zu einer NS-Wissenschaft. [= Europäische Hochschulschriften: Reihe 19, Volkskunde/Ethnologie: Abt. A, Volkskunde, 42]. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 1994, S. 75).

9 Schmidt (wie Anm. 6), S. 19ff.

10 Allein in den ersten 20 Jahren seit der Museumsgründung wurden 34.909 Objekte im Inventar des Museums vermerkt, das sind rund 40 Prozent der heutigen Sammlungsbestände.

11 Bockhorn, Olaf: Von Ritualen, Mythen und Lebenskreisen: Volkskunde im Umfeld der Universität Wien. In: Jacobeit, Wolfgang, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien u.a.: Böhlau 1994, S. 507.

den letzten Kriegsjahren arbeiteten auch seine Frau Maria und seine Tochter Gertrud – zum Teil ehrenamtlich – im Haus. Maria Haberlandt vertrat zeitweise ihren für Reichsleiter Rosenberg in den neu eroberten Gebieten „im Einsatz stehenden“ Ehemann Arthur¹², während Tochter Gertrud, ebenfalls Studentin an der Universität Wien, in der Bibliothek aushalf und gegen Ende des Krieges für den Einsatzstab Rosenberg zur „Beihilfe von Bauernhausaufnahmen in den Südalpen vorgemerkt“¹³ war.

Mit seinen rund 83.000 Inventarnummern umfassenden einzigartigen Sammlungen zur Volkskunst und Regionalkultur Österreichs und seiner Nachbarländer sowie mit vergleichenden Sammlungen aus ganz Europa, einem gegenwärtigen Bibliotheksbestand von etwa 130.000 Bänden und einem ca. 80.000 Nummern umfassenden Fotoarchiv ist das Österreichische Museum für Volkskunde das von seinen Sammlungsbeständen her größte ethnographische Museum Österreichs. Die Geschichte des Museums, insbesondere für den Verlauf der politisch kritischen Jahre, ist aus heutiger Perspektive jedoch kaum bearbeitet. Leopold Schmidt hatte zwar als amtierender Direktor 1960 eine Geschichte des Wiener Museums und zuvor eine Abhandlung über die Österreichische Volkskunde verfasst¹⁴, beide Publikationen sind allerdings Ergebnis eines mit Verein, Museum und handelnden Personen in enger Verbindung stehenden Fachvertreter. Auch hatte Schmidt vorhandenes Quellenmaterial nicht in seinen Publikationen berücksichtigt. Die jüngst erschienene Biografie zu Viktor Geramb (1884–1958), dem „Gründer der ‚steirischen Volkskunde‘“¹⁵ und Fachkollegen Arthur Haberlandts, folgt dem Wissenschaftler Geramb chronologisch durch die Jahrzehnte seines Schaffens. Der Museumsmann Geramb – dieser leitete von Beginn an die

12 Direktion des Museums für Volkskunde an die Verwaltungsstelle für Kunstanstalten, Theater und Museen, 31.7.1944, ÖMV, Ktn. 31, Brandschutz.

13 Arthur Haberlandt an M. Niefenfuhr, 31.5.1944, ÖMV, Ktn. 31, Wissenschaftliche Anfragen.

14 Schmidt, Leopold: Geschichte der Österreichischen Volkskunde. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 2). Wien: Österreichischer Bundesverlag 1951; Ders.: Das österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums. Wien: Bergland Verlag 1960.

15 Eberhart, Helmut: Vorwort. In: Greger, Michael J., Johann Verhovsek: Viktor Geramb 1884–1958. Leben und Werk. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 22). Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde 2007, S. 7.

1913 gegründete volkscundliche Abteilung im Joanneum – findet in dieser Arbeit jedoch nur geringe Berücksichtigung. Die Geschichte des Vereins für Volkskunde als Träger des Wiener Volkskundemuseums, wiederholt als „wichtigster und nachhaltigster Impulsgeber für die hiesige Volkskunde“¹⁶ angesehen, hat jedoch Herbert Nikitsch ausführlich bearbeitet. Entstehung, Programmatik und Entwicklung des Vereins von seiner Gründung bis in die Zeit der Zweiten Republik werden von ihm als Spiegel der österreichischen Volkskunde und deren staatspolitische Voraussetzungen analysiert sowie wichtige Funktionsträger des Vereins – mehrfach gleichzeitig auch Museumsverantwortliche –, ihre Arbeit und ihr Werdegang beleuchtet. Die Institution Museum mit ihren zentralen Tätigkeits- und Arbeitsbereichen Sammeln, Bewahren, Forschen und Ausstellen (inklusive dazugehöriger Popularisierungsmaßnahmen), ihrem Zusammenspiel mit Subventionsgebern und Förderern aber auch mit den wissenschaftlichen wie politischen Netzwerken und Verflechtungen ist für die 1930er und 1940er Jahre jedoch noch weitgehend unbearbeitet. Dies gilt auch für die Zeit nach 1945, als man durch eine personelle Neubesetzung der Führungsspitze seitens des Bundesministeriums für Unterricht und einer Neuaufstellung der ständigen Schausammlung seitens der wissenschaftlichen Kräfte am Haus eine innere Umkehr signalisieren wollte.

In einem mehrjährigen Forschungsvorhaben soll nun die Geschichte dieser für die österreichische Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts so zentralen Institution, ihrer musealen bzw. museologischen Möglichkeiten und Strategien untersucht werden. Die durchzuführende Analyse ist eng mit den leitenden Personen des Hauses, deren wissenschaftlicher und auch politischer Ausrichtung verknüpft. Denn um mit Helge Gerndt zu sprechen, konkretisiert sich „nur in Individuen und ihrem individuell gestalteten Werk [...] ein Abstraktum, ein wissenschaftliches Fach wie die Volkskunde, und wird so der Analyse zugänglich.“¹⁷ Schon ein Hinweis auf die Funktion des Kurators/der Kuratorin macht dies plausibel: Erst durch ihre Tätigkeiten werden den Objekten im Museum Kontexte verliehen, werden Einheiten generiert, Wirkungen und Bedeutungen geschaffen.

16 Nikitsch (wie Anm. 2), S. 7.

17 Gerndt, Helge: Volkskunde und Nationalsozialismus. Thesen zu einer notwendigen Auseinandersetzung (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, 7). München: Münchner Vereinigung für Volkskunde e.V. 1987, S. 18.

Das Objekt wird Folie für ein bestimmtes Wissen, aber auch für das Zusammenspiel von Entwicklung und Konjunkturen, von Institutionen und Instrumenten.¹⁸ Jedoch zielt das geplante Forschungsvorhaben weniger auf eine Personalhistorie, vielmehr sollen anhand spezifischer Fragestellungen Wirkungszusammenhänge zwischen Individuen und Strukturen dargestellt und erklärt werden, die letztlich eine Einschätzung bzw. Wertung erlauben.

Der vorliegende Artikel ist Ergebnis einer ersten Durchsicht der so genannten Direktionsakten der Jahre 1930 bis 1950 im Österreichischen Museum für Volkskunde. Der Beitrag versteht sich als Werkstattbericht – weniger geht es bereits um Analysen als vielmehr um die Darstellung interner wie externer Determinanten, die Einblicke gewähren sollen in strukturverändernde Vorgänge einer Wiener Museumsinstitution.

2. Nachdenken über Ären und ihre Zeiten

1930 erschien ein von Arthur Haberlandt im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde herausgegebener „Führer durch das Museum für Volkskunde“,¹⁹ der Direktor hatte diesen anlässlich einer notwendig gewordenen Adaptierung der ständigen Aufstellung verfasst. Schon seit geraumer Zeit war im Museum auf Grund der politischen Neuordnung Mitteleuropas nach dem Ersten Weltkrieg die „deutsche Volkskultur“ in der Darstellung der „deutschen Alpenländer (einschließlich romanischer und slawischer Grenzgebiete)“²⁰ immer mehr in den Vordergrund gerückt. Hausrat, Wirtschaftsgüter, künstlerische Hausindustrie und künstlerisches Handwerk sollten den Museumsbesuchern und -besucherinnen konkret „eine wirtschaftlich und verkehrsgeschichtlich bedingte kulturelhaltende Individualität“ vermitteln. Sonderbereiche wie jene zu den „Volkstrachten“, zu Masken „in Volksgebrauch und Spiel“ oder die Abteilung religiöser Volkskunst und die Bauernstuben aus den Alpenländern ergänzten die

18 te Heesen, Anke, Petra Lutz (Hg.): Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2005, S. 16f.

19 Haberlandt, Arthur: Führer durch das Museum für Volkskunde. Hg. Vom Verein für Volkskunde. Wien: Verlag des Vereines für Volkskunde 1930.

20 Haberlandt, Arthur: Führer durch das Museum für Volkskunde. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 35 (1930), S. 83. Nachfolgende Zitate wie dieses.

„Veranschaulichung Deutschösterreichs“, die, wie Haberlandt herausstrich, „naturgemäß zur erziehlischen und volksbildnerischen Hauptaufgabe“ des Museums geworden war. Noch in der Tradition einer vergleichenden Volkskunde fanden „vergleichende Gruppen“ aus Osteuropa und „Rückzugsgebiete alter Kulturformen in Europa“ in der Aufstellung Berücksichtigung. Teile dieser vergleichenden Studiensammlung konnten allerdings nur gegen Voranmeldung besichtigt werden. Schließlich weist der Museumsführer auch eine „nicht unansehnliche Sammlung Judaica“ aus, bestehend aus Leuchtern, Beschneidungsmessern, Räuchertürmchen, Gebetsriemen, Zinnschüsseln und anderen materiellen Zeugnissen ritueller Handlungen.²¹

Retrospektiv betrachtet lässt sich dieser „Führer“ als Bekenntnis zu einer am Haus verankerten wissenschaftlichen Tradition, der vergleichend-europäischen, lesen, gleichzeitig aber auch als Vorbote eines restaurativen ideologischen Kulturverständnisses und der dräuenden Kämpfe um kulturelle Vorherrschaft.

Schwerpunktverlagerungen im Spiegel austrofaschistischer Kulturpolitik

Mit der Ausschaltung des Parlaments im März 1933 war das Unternehmen Erste Republik zu Ende, entscheidende Veränderungen auf mehreren Ebenen läuteten eine „genuin österreichische Diktatur“²² ein: Das System der rechtsstaatlich-parlamentarischen Demokratie erfuhr eine Um- und Neugestaltung in institutionell-struktureller Hinsicht, die neue Verfassung, ein Jahr später, am 1. Mai 1934, ausgerufen, verlautbarte einen berufsständischen Aufbau, die Ausschaltung des Klassenkampfes sowie antimarxistische, antidemokratische und antiparlamentaristische Grundsätze zum Zwecke der Absicherung des autoritären Prinzips.²³ NSDAP und KPÖ waren

21 Ebda., S. 130; eigene Bereiche existierten auch zu den „Sudetenländern“, den „Karpätenländern“, den Ländern der „Adria und Balkanländer“ (Italienisches Küstenland, Jugoslawien, Albanien).

22 Tálos, Emmerich, Wolfgang Neugebauer (Hg.): Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933–1938. (= Politik und Zeitgeschichte, 1). Wien: Lit Verlag 2005⁵, S. 1.

23 Tálos, Emmerich, Walter Manoschek: Aspekte der politischen Struktur des

schon 1933 verboten worden, mit der sukzessiven Ausschaltung der Sozialdemokratie und ihrer Verbände 1934 – dies bedeutete auch das Ende des Roten Wien – wurde die letzte Opposition und zugleich das letzte Hindernis zur Errichtung eines autoritären Herrschaftssystems beseitigt.²⁴ Auf gesellschaftlicher Ebene erfasste die ausgerufenen „austrofaschistische ‚Österreich‘-Ideologie“²⁵ in ihrem Selbstverständnis und in ihrer Zielsetzung und unter Mithilfe der katholischen Kirche die Sozialisationsinstanzen des täglichen Lebens, also Schule, Bildung, Kultur, Sport, Medien etc. ebenso wie auch persönliche Handlungsspielräume.²⁶

Das Museum für Volkskunde in Wien vermerkte im Jahr 1934 nach Jahren rückläufiger staatlicher Aufmerksamkeit eine deutliche Besserstellung. „Die bedeutungsvollen Umwälzungen im Staatsaufbau Oesterreich“, so Arthur Haberlandt hoch erfreut im Jahresbericht 1934, „die sich im Berichtsjahr vollzogen haben, haben sich auch im Wirkungskreis unseres Vereins und Museums mehrfach ausgewirkt.“²⁷ Neue Ansprechpartner, auch bei der Stadt Wien, ermöglichten „im Zuge eines Sofort-Programms“ größere und längst notwendige Hausrenovierungen. Als weitere „unmittelbare bedeutsame Folge der Ereignisse des Jahres 1934“ wurde die Anbindung der 1928 gegründeten Österreichischen Heimatgesellschaft an das Museum gesehen. Durch das Verbot der Sozialdemokratie aufgelöste Arbeiter-trachten- und Volkstanzvereine wurden offenbar zum Teil in die Heimatgesellschaft übergeführt²⁸ und brachten dem Museum so „einen Interessentenkreis von nahezu 3000 für unsere Volkssache warmherzig eingenommene Personen“²⁹. Auch in den nachfolgenden Jah-

Austrofaschismus. In: Tálos, Neugebauer (wie Anm. 22), S. 126ff.

24 Maderthaner, Wolfgang: 12. Februar 1934: Sozialdemokratie und Bürgerkrieg. In: Steininger, Rolf, Michael Gehler (Hg.): Österreich im 20. Jahrhundert. Bd. 1: Von der Monarchie bis zum Zweiten Weltkrieg. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1997, S. 177f; Tálos, Neugebauer (wie Anm. 22), S. 18ff.

25 Staudinger, Anton: Austrofaschistische „Österreich“-Ideologie. In: Tálos, Neugebauer (wie Anm. 22), S. 28.

26 Tálos, Neugebauer (wie Anm. 22), S. 413.

27 Haberlandt, Arthur: Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1934. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 39 (1934), S. 25.

28 Schreiben des Vorstands der Österreichischen Heimat-Gesellschaft an die Vereinsleitung des Museums für Volkskunde, 16.5.1934, ÖMV, Ktn. 20, Heimatschutz. Siehe auch Nikitsch (wie Anm. 2), S. 213.

29 Haberlandt (wie Anm. 27), S. 26.

ren hatte die Museumsspitze allen Grund zu Optimismus: Vielseitige Aktivitäten und Werbetätigkeit sowie eine merkbar gesteigerte Anteilnahme seitens der Bevölkerung an den Belangen der Volkskunde verdrängten Erinnerungen an die Depression früherer Jahre.³⁰

Bei der Bestimmung der inhaltlichen Ausrichtung des Museums in den Jahren des Austrofaschismus ist die offizielle staatliche Traditionslinie, die gelenkte Aufmerksamkeit auf das Ländlich-Bäuerliche zu berücksichtigen. Die Restauration österreichischer Landschaft und Lebensweise der ländlichen Bevölkerung war Bestreben der stadt- bzw. wienfeindlichen Austrofaschisten, mit Vorliebe bauten sie Ausflugsstraßen, auf den Kahlenberg, auf die Hohe Wand oder auf den Großglockner. Neben offensichtlichen ökonomischen Aspekten lassen sich diese infrastrukturfördernden Maßnahmen auch als ideologische Bemühungen um die Gesundung der als „erkrankt“ bzw. „entfremdet“ charakterisierten Städter lesen.³¹ Auch die Beschwörung Österreichs als „Hort deutschen Geistes und deutscher Kultur“³², des Österreicherers als den „besseren Deutschen“³³, weil katholisch und kulturell höherstehend, war Zutat der ausgerufenen „Österreich“-Ideologie. Konstruktionen wie diese sollten der Aufrechterhal-

30 Hierzu sei folgende Episode aus den frühen 1930er Jahren angeführt: Im Herbst 1932 erreichte die Mitglieder des Vereins der Österreichischen Heimatgesellschaft, ideell und räumlich dem Museum für Volkskunde verbunden, ein Schreiben, in welchem jedes Mitglied um seine aktive Museumsmitarbeit ersucht wurde. Auf Grund der „schlechten Verhältnisse“, der „empfindlichen Streichung der staatlichen Unterstützung, schwacher Besuche usw.“ befände sich das Museum in einer „misslichen Lage“. Die Vereinsmitglieder wurden angehalten, durch „Arbeitsgemeinschaften von Ausstellungen, Vorführungen usw.“ dem Museum „Hilfe zu bringen“. Schreiben an die Mitglieder des Vereins der Österreichischen Heimat-Gesellschaft, Oktober 1932, ÖMV, Ktn. 18, Verein/Mitglieder/Sitzungen.

31 Eröffnungen der Ausflugsstraßen wurden zu reinen Propagandaveranstaltungen des Austrofaschismus, die Straßen selbst waren durch die Errichtung von Dollfuß-Kapellen, -Materln, -Kreuzen etc. auch als Gedenkstätte für den von den Nationalsozialisten ermordeten Kanzler konzipiert (Klösch, Christian: Die Konzeption der „Dollfuß-Straße“ im Austrofaschismus am Beispiel der Packstraße. In: Austrofaschismus 4/99. Hg. v. Verein Gedenkdienst, <http://www.gedenkdienst.at/fileadmin/zeitung/gd1999-4.pdf>, zuletzt aufgerufen am 26.06.2008).

32 Der Bundeskulturrat in seiner 20. Sitzung, o.J., hier zit. in: Amann, Sirikit M.: Kulturpolitische Aspekte im Austrofaschismus (1934–1938) unter besonderer Berücksichtigung des Bundesministeriums für Unterricht. Phil. Diss., Univ. Wien 1987, S. 149.

33 Staudinger (wie Anm. 25), S. 48.

tung des Systems dienen und der zum Teil aggressiven Anschluss-Propaganda an das von den Austrofaschisten als „protestantisch-preußisch“ bzw. „heidnisch-nationalsozialistisch“ charakterisierte Deutschland entgegenwirken, unter anderem mit einer aktuell-politischen Interpretation der Geschichte der Habsburger-Monarchie.³⁴

Volksbildnerische wie auch volkswirtschaftliche Standpunkte waren offizieller Triebmotor des Museums für seine Aktivitäten, sie sollten dem Haus das Wohlwollen der Subventionsgeber, allen voran des zuständigen Ministeriums aber auch der Stadt Wien und des Gewerbeförderungsinstituts der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie sichern.³⁵ Sonderausstellungen im Museum wurden in den 1930er Jahren unter (finanzieller) Beteiligung externer Organisationen wie etwa dem bereits erwähnten Gewerbeförderungsinstitut, der Österreichischen Verkehrswerbung, dem Vaterländischen Frontwerk „Neues Leben“ oder auch dem Museum ideell und zum Teil auch räumlich nahestehenden ideologischen Verbänden wie der „Österreichischen Heimatgesellschaft“, dem Verein „Deutsche Heimat“ oder dem bekanntermaßen nationalsozialistisch unterwanderten³⁶ „Deutschen Schulverein Südmärk“ durchgeführt. Themen der Ausstellungen waren „Volkstum im Bilde (30 Jahre „Deutsche Heimat“)“, dessen Eröffnung übrigens durch den Rektor der Akademie der bildenden Künste, Clemens Holzmeister – einem tonangebenden Vertreter austrofaschistischer Kulturpolitik³⁷ – vorgenommen wurde

34 Hierfür wurde die „österreichische Mission“ entworfen, die die Errichtung eines zukünftigen „Heiligen Reiches“ zum Ziel hatte (Staudinger [wie Anm. 25], S. 48).

35 Arthur Haberlandt wusste geschickt, Unterstützungsansuchen an geeigneter Stelle bzw. zum geeigneten Zeitpunkt vorzubringen: Ein zweiseitiges Schreiben des Direktors an den Wiener Stadtschulrat über den alljährlich abzuhaltenden „Kurs“ für Volks- und Hauptschullehrer Wiens in den Häusern des Wiener Volksbildungswerkes (Einzelvorträge und Schulungskurse zu Themen aus „dem Festkreis des Jahres, für Spiel, von Kindern und Erwachsenen usw.“, gehalten vom Direktor selbst bzw. auch von seiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin Adelgard Perkmann) endet etwa mit der Bitte um Gewährung einer Subvention, um 150 Lichtbilder aus Privatbesitz erwerben zu können. Arthur Haberlandt an den Wiener Stadtschulrat, 6.7.1934, ÖMV, Ktn. 20, Museum/Ausstellungen/Besucher.

36 Vgl. Staudinger (wie Anm. 25), S. 46.

37 Zu Clemens Holzmeister und seiner Beziehung zum „Ständestaat“ siehe auch Nierhaus, Irene: Erwartungshorizont. Ausstellungen als Gestaltungsmittel autoritärer Politik an Wiener Beispielen aus den dreißiger und vierziger Jahren. In: Fliedl, Gottfried, Roswitha Muttenthaler, Herbert Posch (Hg.): Museumsraum,

oder auch „Volkskunst in Österreich“ unter Beteiligung volkskundlicher Partnermuseen aus den Bundesländern, beide 1936.³⁸ Binnentouristische Aspekte traten dabei auffallend in den Vordergrund unter Verwendung dafür als geeignet angesehener medialer Verfahrensweisen. Lichtbilder, Diapositive und Filme, die dem Museum teilweise von den Verbänden übergeben, teilweise von touristischen Organisationen hergestellt und für die Dauer der Ausstellung zur Verfügung gestellt wurden, rückten volkskundliche Schön- und Eigenheiten Österreichs, seiner „Grenzräume“ und auch Südtirols für die Besucherinnen und Besucher ins rechte Licht.

Dem Museum mag der staatliche Rückgriff auf eine alpenländische, idyllisch-romantisierende Geschichte gemundet haben, davon zeugen allein Themen und Titel der genannten Sonderausstellungen. Inwieweit seine Funktionsträger die eigene Geschichte als Hebel zur Identifikation und Zustimmung zur herrschenden re-feudalisierten Politik instrumentalisierten oder Ausstellungen zu Vermittlern autoritärer Propaganda und Ideologie wurden, wird im Detail noch zu untersuchen sein. Ebenso wird nach einem spezifisch fassbaren Interesse „ständestaatlicher“ Institutionen am Museum für Volkskunde, aber auch am Wissen seiner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und deren „volksbildnerischer Vermittlung“ zu fragen sein.

Am Beispiel der 1924 gegründeten RAVAG, der Österreichischen Radio-Verkehrs-Aktiengesellschaft, wurde von Hans Veigl nachgezeichnet, wie nationale Kulturstrategien bzw. der Kampf um kulturelle Hegemonie in mediale Popularisierungsmaßnahmen Eingang fanden und welche „österreichische Sendung“ dabei den heimischen Volkskundlerinnen und Volkskundlern zuteil wurde.³⁹ Die am Museum als Bibliothekarin beschäftigte Dr. Adelgard Perkmann, die in den 1930er Jahren mit zahlreichen Vorträgen und Kursen vor allem an der Wiener Urania, aber auch an anderen volksbildnerischen Organisationen intensiv vermittelnd tätig war⁴⁰, war mit mehr als 60 Sen-

Museumszeit. Zur Geschichte des österreichischen Museums- und Ausstellungs-
wesens. Wien: Picus 1992, S. 155–166.

38 ÖMV, Ktn. 21, Heimatschutz und Ktn. 22, Heimatschutz.

39 Veigl, Hans: Sendung und Auftrag. Volkskultur zwischen Volksmusik und
Volkstumsideologie in den Programmen der RAVAG und des Reichssenders
Wien 1924–1945. Dipl., Univ. Wien 1995, S. 9ff.

40 Nikitsch, Herbert: Adelgard Perkmann – eine fachgeschichtliche Notiz. In:
Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIII/102 (1999), 3, S. 365.

dungen zu traditionellen Themen wie Jahresbrauchtum oder ländlichem Brauchtum von Februar 1926 bis Dezember 1937 die fleißigste Beiträgerin zur volkskundlichen RAVAG-Programmschiene.⁴¹ Auch Leopold Schmidt, Hanns Koren und Richard Wolfram waren im Laufe der 1930er Jahre immer wieder Gestalter volkskundlicher Radiobeiträge gewesen, wohingegen Arthur Haberlandt im März 1933, kurz nach der Ausschaltung des Parlaments durch Dollfuß, seine vorläufig letzte Sendung gestaltete. Erst im September 1938 betrat der Museumsdirektor wieder die mediale Bühne mit der das Wesen des deutschen Volkstums beschwörenden Sendung „Sommerlicher Fahrt durch deutsche Lande“.⁴²

Doch noch einmal zurück in das Jahr 1935: Das Bundesministerium für Unterricht hatte in diesem Jahr an alle Volksbildungsreferenten in den Bundesländern eine Umfrage zur „Trachtenforschung und Trachtenpflege“ ausgesandt.⁴³ Gefragt wurde unter anderem nach „nennenswerten und bedeutsamen Trachtensammlungen“ der Museen vor Ort. Zu diesem Zeitpunkt hatte Arthur Haberlandt bereits die Idee verbalisiert, im Umfeld des Museums eine „Vermittlungs- und Begutachtungsstelle“ einzurichten, die „besonders in den Kreisen des ‚kleinen Mannes‘ die von Monat zu Monat anschwellende Trachtenbewegung volkswirtschaftlich nutzbringend zu lenken vermöchte“.⁴⁴ Anregungen hierzu holte er sich von seinem Fachkollegen aus Graz. Viktor Gerambs Steirisches Volkskundemuseum vergab bereits „Heimatwerk-Marken“ und Geramb selbst hielt für seinen Wiener Kollegen Tipps und Hinweise bereit, wie über eine „bloße ‚Denkmalpflege‘“⁴⁵ hinaus „neuzeitlich Wienerisches“ gestaltet werden könnte. Eine Verkaufsstelle, ursprünglich in unmittelbarer Nähe des Museums geplant, sollte für Besucherinnen und Besucher „stille“ österreichische Volkstrachten und Gegenstände der österreichischen Volkskunst, die sie im Museum gesehen hatten, zum Kauf bereithalten. Unter Beteiligung verschiedener Interessengruppen wie

41 Veigl (wie Anm. 39), S. 9.

42 Ebd., S. 17ff.

43 Volksbildungsreferent für Niederösterreich an Arthur Haberlandt, 29.10.1935, ÖMV, Ktn. 21, Heimatschutz.

44 Direktion des Museums für Volkskunde an das Gremium der Wiener Kaufmannschaft, 11.2.1935, ÖMV, Ktn. 21, Heimatschutz.

45 Viktor Geramb an Arthur Haberlandt, 24.2.1935, ÖMV, Ktn. 21, Tätigkeiten Haberlandt.

der „Vertriebs- und Einkaufsgenossenschaft deutscher Heimarbeiterinnen ‚Frauenarbeit‘“ oder auch der Österreichischen Heimatgesellschaft unter der Federführung von Robert Mucnjak, Haberlands Restaurator, wurden bald darauf im Museum idealtypische Stoffe, Dirndl, Trachtentücher u.ä. verkauft, plombiert und mit dem Gütesiegel „Museum für Volkskunde Wien, als volkstümlich beglaubigt“ versehen.⁴⁶ Erhaltung, Pflege aber auch Erneuerung von Tracht sollten, so die Intention der Entscheidungsträger, in der Laudongasse zusammenlaufen. Mit offiziellen Richtlinien wurde versucht, den als gefährlich beschriebenen Modeströmungen, Missbräuchen durch den an und für sich erwünschten Fremdenverkehr oder auch laienhafter Unkenntnis in den Kreisen der Trachtenliebhaber und -liebhaberinnen entgegenzuwirken.⁴⁷ Ob und in welchem Ausmaß eine „verdeckte“ Mission im Sinne einer kulturpolitischen Volkstumspflege⁴⁸ seitens ideologisch motivierter „Trachtenkämpfer“ in die Arbeit der Trachtenberatungsstelle hineinfließen, wird erst noch zu untersuchen sein.

Mit der Ideologisierung des Eigenen zur Förderung des heimischen Gewerbes oder auch mit der Verschiebung einer ehemals ethnografisch-vergleichenden Reise- und Sammelpraxis hin zur Propagierung binnentouristischer Reiseziele und österreichischer Heimatgedanken spiegelte das Programm des Museums eine spezifisch gedachte Kulturpolitik wider, eine Kulturpolitik, die für das austrofaschistische System „zugleich die beste Wirtschaftspolitik“⁴⁹ darstellte. Dieser ein-grenzende Blick auf Österreich hieß für den viel gereisten und international vernetzten Haberlandt möglicherweise eine unwillkom-

46 Verzeichnis der Trachtenberatungsstelle mit Auflistung der Beglaubigungen, 10.1935–03.1961, ÖMV.

47 Vgl. „Bericht über die Fachtagung zur Trachtenfrage in Oesterreich, einberufen vom Oesterreichischen Verband für Heimatpflege“, Museum für Volkskunde, 6.–7.12.1936, ÖMV, Ktn. 22, Heimatschutz.

48 Vgl. Kammerhofer-Aggermann, Ulrike: „Volk in Tracht ist Macht! Von der Trachtenmode zur heiligen ererbten Vätertracht. In: Trachten nicht für jedermann? Heimatideologie und Festspieltourismus dargestellt am Kleidungsverhalten in Salzburg zwischen 1920 und 1938. (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 6). Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde 1993, S. 264.

49 Bundeskulturrat, zit. in.: Amann (wie Anm. 32), S. 151. Der Bundeskulturrat wurde „als vorbereitendes Organ“ neben dem Bundeswirtschaftsrat, Landesrat, Staatsrat von der Gesetzgebung 1934 eingerichtet.

mene Einschränkung seiner wissenschaftlichen Bewegungsräume. Mit dem Juliabkommen von 1936, in welchem Deutschland und Österreich eine Auflösung der Behinderungen künstlerischer und kultureller Beziehungen festhielten⁵⁰, wurde es jedoch gewiss auch für Haberlandt wieder einfacher, mit Kolleginnen und Kollegen in Deutschland in wissenschaftlichen Austausch zu treten. Im September 1937 war Arthur Haberlandt am Lübecker Kongress „Tracht und Schmuck“ mit einem Vortrag über „Volkskundliche Webkunst der Germanen und Indogermanen“ vertreten.⁵¹ Der Kongress war von der „Nordischen Gesellschaft“ organisiert worden, die Alfred Rosenberg unterstellt war, weiters vom „Reichsbund für deutsche Vorgeschichte“, ebenfalls dem Amt Rosenberg zugeordnet und der „Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde“ unter dem aufstrebenden Matthes Ziegler, Theologe mit volkskundlichen Vorlieben, SS-Mann und selbst Mitarbeiter im Amt Rosenberg sowie Schriftleiter der von Rosenberg herausgegebenen „Nationalsozialistischen Monatshefte“.⁵²

Eine Untersuchung der wissenschaftlichen und politischen Netzwerke (Austausch- und Kommunikationsbeziehungen, Kooperationsbeziehungen, formelle Beziehungen wie Funktionen in Vereinen, Teilnahme an Ereignissen wie Tagungen u.ä.) sowie der ideologischen Haltung des Direktors anhand sorgsamer Analysen seiner Texte, Kommentare, Konzepte, Denkschriften etc. der Jahre vor dem historischen Bruch 1938 sollen im Zuge des Forschungsvorhabens eine Einschätzung erlauben, inwiefern von einer zeitgleichen Inanspruchnahme zweier differenter ideologischer (wissenschaftlicher) Praxen gesprochen werden kann, der „katholisch-österreichischen Spielart des Gesamtgermanismus“⁵³ und der NS-Volkskunde in Deutschland bzw. welche Formen ein wissenschaftliches Navigieren zwischen zwei Faschismen annehmen kann. Eine Institution wird allerdings nicht von einer Person allein geformt und geprägt – auch

50 Das Juliabkommen von 1936, <http://zis.uibk.ac.at/quellen/binder.htm>, zuletzt aufgerufen am 07.08.2008.

51 Dr. Thiele an Arthur Haberlandt, 8.6.1937, ÖMV, Ktn. 23, Tätigkeiten Haberlandt.

52 Lixfeld, Hannjost: Nationalsozialistische Volkskunde und Volkserneuerung. In: Jacobeit, Lixfeld, Bockhorn (wie Anm. 11), S. 211; Gailus, Manfred: Bruder Ziegler. In: Die Zeit 8, 15.2.2007, S. 92.

53 Staudinger (wie Anm. 25), S. 49.

die ideologische Haltung von Haberlandts Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen soll untersucht werden. So war Robert Mucnjak nicht nur Restaurator und gleichzeitig Vorstand der im Haus eingemieteten Österreichischen Heimatgesellschaft, sondern auch Organisator zahlreicher Veranstaltungen zur „Belebung“ von Volkslied, -tanz, und -spiel⁵⁴ und darüber hinaus aktiv an der Einrichtung und dem Betrieb der Trachtenberatungsstelle am Museum beteiligt. Als Abgesandter des Hauses im „Studienkreis für Wiener Volkskultur des V.F. Werkes „Neues Leben“, an welchem u.a. Raimund Zoder oder auch Walter Hirschberg teilnahmen⁵⁵, stand er in direktem Austausch mit Vertretern des „Ständestaates“. In den ersten Monaten nach der NS-Machtübernahme im März 1938 war Mucnjak ein offenbar gefragter Mann innerhalb der NSDAP. Wegen seiner angeblichen „Vertrauenswürdigkeit“ nahm ihn die Dienststelle des Gauleiters Bürckel höchst persönlich in Verwendung.⁵⁶ Auch Adelgard Perkmann arbeitete mit dem V.F.-Werk „Neues Leben“ eng zusammen und wurde von der Organisation nicht nur einmal explizit zur Ausstellungszusammenarbeit eingeladen bzw. mit der Leitung von Ausstellungen, organisiert vom Vaterländischen Frontwerk, betraut.⁵⁷ Herbert Nikitsch attestiert der konvertierten Katholikin in ihrer wissenschaftlich-vermittelnden Ausrichtung, ihren Bemühungen um Erhalt und Erneuerung von Volksktrachten und Volksschmuck, ihren brauchkundlichen Schwerpunkten „linientreue“ Übereinstimmung mit dem „ständestaatlichen“ Kulturverständnis.⁵⁸ Das Dienstverhältnis von Adelgard Perkmann wurde übrigens 1936 auf Aufforderung des Ministeriums in ein öffentlich-rechtliches übergeleitet.⁵⁹

54 Vgl. Nikitsch (wie Anm. 2), S. 215ff.

55 Siehe etwa Anwesenheitsliste der 1. Sitzung des Studienkreises für Wiener Volkskultur des V.F. Werkes „Neues Leben“, gemeinsam mit dem Volksbildungsreferenten der Stadt Wien, 13.5.1937, ÖMV, Ktn. 23, Heimatpflege.

56 Arthur Haberlandt an das Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten, 19.7.1938, ÖMV, Ktn.24, Verwaltung/Personal.

57 Der Generalsekretär des V.F.-Werks „Neues Leben“ (Name unleserlich) an Arthur Haberlandt, 1936, ÖMV, Ktn. 22, Verwaltung/Gebäude/Personal.

58 Nikitsch (wie Anm. 40), S. 365.

59 Arthur Haberlandt an das Bundesministerium für Unterricht, 4.2.1936, ÖMV, Ktn. 22, Verwaltung/Gebäude/Personal.

Haus des deutschen Volkstums

„Heimkehr ins Reich!“⁶⁰ Mit diesen Worten begrüßte „Schriftleiter“ Arthur Haberlandt 1938 in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde euphorisch die neue Zeit. Im Zuge der „Gleichschaltung“⁶¹ war Haberlandt von den neuen Machthabern im Dienst belassen und nach einer Anordnung des Stillhaltekommissars für Organisationen und Verbände am 13. April auch zum „Unterbevollmächtigten“ des Vereins für Volkskunde ernannt worden.⁶² Diese Funktion erlaubte es ihm, den Geschäftsbetrieb aufrechtzuerhalten, die laufenden Einnahmen zu sichern, nicht jedoch ohne Zustimmung des Reichsamtseleiters organisatorische oder auch personelle Veränderungen vorzunehmen.⁶³ Noch vor der formellen Neuorganisation des Vereins wurde die seit 1924 am Museum tätige und nun als „Halbjüdin“ geltende Adelgard Perkmann per 12. April „aus rassischen Gründen vom Dienst enthoben“. Eine Rückkehr der Beurlaubten, so Haberlandt nur wenige Tage später, sei für ihn „persönlich wie sachlich aus Gründen, die dem Ministerium mit Eingabe vom 11. April i.J. bekanntgegeben wurden, untragbar.“⁶⁴ Am 1. Mai wurde die erst 41-jährige Bibliothe-

60 Haberlandt, Arthur: Heimkehr ins Reich! In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 43 (1938), S. 33.

61 Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 kam es zu umfassenden machterhaltenden Maßnahmen. Die „Gleichschaltung“ der Behörden, basierend insbesondere auf dem in Deutschland 1934 erlassenen „Gesetz über den Neuaufbau des Reiches“ hatte personelle Wechsel auf staatlicher Ebene wie auch auf Ebene der Wiener Stadtverwaltung zur Folge (Botz, Gerhard: Nationalsozialismus in Wien. Machtübernahme, Herrschaftssicherung, Radikalisierung 1938/39. Wien: Mandelbaum 2008, S. 111f und S. 301).

62 Bestätigung des treuhänderischen Leiters der kulturellen Verbände und Organisationen im Auftrag des Stillhaltekommissars für Organisationen und Verbände, 13.4.1938, ÖMV, Ktn. 24, Verwaltung/Personal.

63 Anordnung des Stillhaltekommissars für Organisationen und Verbände, 22.3.1938, ÖMV, Ktn. 24, Verein/Mitglieder; vgl. auch Pawlowsky, Verena, Edith Leisch-Prost, Christian Klösch: Vereine im Nationalsozialismus. Vermögensentzug durch den Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände und Aspekte der Restitution in Österreich nach 1945. (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellung und Entschädigung seit 1945 in Österreich, 21/1). Wien, München: Oldenbourg 2004, S. 150.

64 Arthur Haberlandt, Denkschrift und vorläufige Vorschläge, 27.4.1938, ÖMV, Ktn. 24, Verwaltung/Personal.

karin zwangspensioniert.⁶⁵ Fortan widmete sie sich der Pflege ihrer Eltern, ihre Mutter starb 1944 in Wien. Gemeinsam mit ihrem Vater flüchtete Adelgard Perkmann an die niederösterreichisch-steirische Grenze. 1946 erlag sie einer Gehirnlähmung, kurz zuvor war der 49-Jährigen die Einleitung ihrer beruflichen Rehabilitation vom Ministerium schriftlich mitgeteilt worden.⁶⁶

Für die restliche „Gefolgschaft“ brachte das Jahr „der Schicksals-erfüllung“⁶⁷ die lang ersehnte Übernahme per 23.12.1938 in den Staatsdienst⁶⁸ sowie dem Haus auf allen Ebenen entscheidende Belebung. Visionäre Pläne über die Verstaatlichung des Museums und den Ausbau zu einem „Haus des deutschen Volkstums im Donauostern“⁶⁹, Begehungen von attraktiven Räumlichkeiten im Messepalast sowie selbstbewusst formulierte und detaillierte Kostenaufstellungen für den Umzug zeugen von den vielen Möglichkeiten und Hoffnungen, die sich für die Direktion an die neuen Verhältnisse knüpfen ließen.

Transformationen

„Den Juden“, so heißt es in einem Papier des ehemaligen Instituts für Denkmalpflege in Wien, sei „das in ihrem Besitze befindliche Kunst- und Kulturgut, an dem ihre Rasse schaffend nie beteiligt war, zu entziehen und in arische Hände zu bringen.“⁷⁰ Die von den Nationalsozialisten konsequent durchgeführte „Enteignung jüdischen Eigentums“ zwang Jüdinnen und Juden im Laufe des „Arisierungsprozesses“ dazu, zur Sicherung ihres Lebensunterhalts oder auch zur Ausreise aus Österreich selbst ihr mobiles Eigentum, etwa Kraftfahr-

65 ÖMV, Ktn. 25/2, Personal. Vgl. auch Nikitsch (wie Anm. 40), S. 368. An ihre Stelle trat fast eineinhalb Jahre später, per 1.9.1939, der als „wissenschaftlicher Assistent“ eingestufte NSKK-Rottenführer Dr. Erwin M. Auer.

66 Nikitsch (wie Anm. 40), S. 368f.

67 Haberlandt (wie Anm. 60), S. 36.

68 Schreiben des Ministeriums für innere und kulturelle Angelegenheiten, 23.12.1938, ÖMV, Ktn. 24, Verwaltung/Personal.

69 Arthur Haberlandt, Denkschrift über die Unterbringung und Verstaatlichung des ÖMV zu einem „Haus des deutschen Volkstums“ 29.7.1938, ÖMV, Ktn. 24, Verwaltung/Personal.

70 Verwertung des in nichtarischem Besitz befindlichen Kunst- und Kulturgutes, Wien, 19.6.1939, Name unleserlich, Bundesdenkmalamt (BDA), Karton 8/1, Mappe „Dossier Allgemeine Fragen“.

zeuge, Möbel, Hausrat, Wert- und Kunstgegenstände zu veräußern. Die „Arisierung“ der Kunstgegenstände sollte über den Kunsthandel erfolgen, dem Staat und den Museen stand jedoch ein „Vorerwerbsrecht“ auf jene Objekte zu, die von besonders historischem, kulturellem oder lokalem Interesse zeugten.⁷¹ Im Zuge dieser Vorgänge waren die Funktionäre von den NS-Machthabern befähigt worden, Ansprüche zu stellen und Objekte vorauszuwählen.⁷² Unzählige „Erwerbungen“ kamen über das Institut für Denkmalpflege als Raubgut in die Museen, darüber hinaus fanden die beschlagnahmten Wert- und Kunstgegenstände auch via Antiquitätenhandel bzw. über das Wiener Auktionshaus Dorotheum ihren Weg in die Wiener Museen.⁷³

Auch dem Museum für Volkskunde brachten die neuen Machtverhältnisse Spezialzugriffe auf bestimmte Objekte bzw. Sonderförderungen, explizit angewiesen „zur Erwerbung von Notverkäufen“ und „Sicherstellung jüdischer Sammlungen“.⁷⁴ So konnte Haberlandt im Februar 1939 im Zuge der Umsiedlung ganzer Ortschaften im Waldviertel für die Errichtung eines Truppenübungsplatzes eine zweitägige Fahrt nach Allentsteig und Umgebung unternehmen, um vor Ort solche „Notverkäufe“ zu erwerben.⁷⁵ Im Kriegsjahr 1942 etwa suchte der Direktor um einen Sammlungszuschuss von RM 3.000,- für Spezialankäufe „aus dem Altreich“ an. „Auf diesem Gebiet“, so Haberlandt werbend, „bedürfen die Sammlungen des Museums lediglich sinngemäßer Aufrundung um zu einer Sonderschau ‚Volkskunst aus dem Altreich‘ führen zu können.“ Eine solche hatte er für das Frühjahr 1943 angedacht, aller-

71 Ebda.

72 Vgl. Schwärzler, Monika: Objekte wie du und ich. Anmerkungen zu Arno Gisingers fotografischer Präsentation von Objekten. In: Barta-Fliedl, Ilsebill, Herbert Posch (Hg.): *inventarisiert. Enteignung von Möbeln aus jüdischem Besitz*. Wien: Turia + Kant 2000, S. 59.

73 So berichtet Arthur Haberlandt am 8.7.1942 an das Generalreferat für Kunstförderung, Staatstheater, Museen und Volksbildung, dass sich „beachtliche Ankaufsmöglichkeiten im Wiener Antiquitätenhandel ergeben [haben], die laufend ausgenützt werden können.“ Arthur Haberlandt an Reg. Rat Dr. Berg, 8.7.1942, ÖMV, Ktn. 29, Erlässe. Vgl. auch Bailer-Galanda, Brigitte, Eva Blimlinger: *Vermögensentzug – Rückstellung – Entschädigung. Österreich 138/1945–2005*. (= Österreich – Zweite Republik. Befund, Kritik, Perspektive, 7). Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2005, S. 26f.

74 Arthur Haberlandt an Dr. Kajetan Mühlmann, 10.9.1938, ÖMV, Ktn. 24, Sammlung/Leihgaben.

75 Verwendungsnachweis, vermutlich 21.3.1939, ÖMV, Ktn. 25, Museum/Ankauf von Sammlungen.

dings nicht im Ausstellungsraum des Museums, da dieser „bei der gedrängten Fülle seiner Sammlungen für diese Zwecke“⁷⁶ nicht ausreiche.

In den Direktions- und Herkunftsakten des Museums finden sich weiters Belege für Erwerbungen von Objekten in vormals offensichtlich jüdischem Besitz. Der Fall von Anna Mautner sei hier kurz skizziert: Seit langem schon war das Museum resp. die Familie Haberlandt mit der Industriellenfamilie Mautner persönlich bekannt. Konrad Mautner (1880–1924) hatte sich der jungen Wissenschaft verschrieben, forschte und publizierte zu Teilgebieten der Volkskunde und legte eine umfangreiche Volksliedsammlung an. Daneben galt er als eifriger Sammler von Trachten und Trachtenabbildungen und arbeitete zusammen mit Viktor Geramb an der Herausgabe eines steirischen Trachtenbuches.⁷⁷ Einzelne Objekte, die Konrad Mautner im Zuge seiner Forschungen vor allem im Salzkammergut sammelte, kamen im Zeitraum 1909 bis 1928 ins Museum. Im August 1938 berichtete die Kanzleiangestellte Ida Schuster ihrem in Tirol auf Sommerfrische weilenden Direktor, dass „durch die N.S.D.A.P. bei der Fam. Mautner volkskundliche Gegenstände (Kasten, Truhen u.s.w.) sichergestellt und zu uns gebracht“⁷⁸ worden seien. Eine mit 14. Oktober 1938 datierte Bestandsliste weist den Erwerb von 205 Inventarnummern aus dem Besitz Anna Mautner aus: Kästen, Truhen, Stühle, Tabakpfeifen, Trachtenfiguren, Trachtenskizzen, Abschriften von Liedern aus dem Salzkammergut und vieles mehr.⁷⁹ Die Liste mit dem Hinweis auf den Kaufpreis von RM 420,– ist hier als Nachweis eines Verwaltungsprozesses einer erfolgten „Arisierung“ zu lesen. Doch damit nicht genug. Im Februar 1939 sah sich Anna Mautner offenbar erneut gezwungen, Gegenstände aus dem Nachlass ihres Mannes zu veräußern. Diesmal waren es überwiegend Radierungen, Lithographien, Ölbilder, die offenbar gegen eine Ankaufspauschale von RM 1.000,– ins Museum gelangten.⁸⁰ Aus welchem Grund Anna

76 Wie Anm. 73, Schreiben vom 8.7.1942.

77 Ein Nachruf auf Konrad Mautner erschien von Michael Haberlandt in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 29 (1924), Heft 3–4, S. 71f.

78 Ida Schuster an Arthur Haberlandt, 9.8.1938, ÖMV, Ktn. 24, Verwaltung/Personal.

79 Bestandsliste der aus dem Nachlass Konrad Mautner angekauften volkskundlichen Gegenstände und Aufzeichnungen, 14.10.1938, ÖMV, Ktn. 25, Museum/Ankauf von Sammlungen.

80 Bestandsliste der von Frau Anna Mautner aus deren freiwilligem Anbot angekauften Gegenstände bzw. Trachtenbilder, ÖMV, Ktn. 25, Museum/Ankauf von Sammlungen.

Mautner diese Sammlung veräußerte bzw. veräußern musste und ob sie beide Summen erhalten hat, ist ungewiss. Die für die Unterschrift vorgezeichneten Felder sind nicht unterschrieben, ein Erhalt der Ankaufsbeträge somit nicht dokumentiert.

Die Erwerbungs-geschichte nicht nur dieser Sammlung muss im Detail im Zuge einer konsequenten Provenienzforschung rekonstruiert werden. Darüber hinaus sind die erworbenen Objekte und ihre ehemaligen Eigentümerinnen und Eigentümer im Rahmen des anvisierten Forschungsvorhabens auf mehreren Ebenen zu befragen: War Haberlandt mit den Geschädigten vor 1938 bekannt, wusste er gar von den Objekten und Sammlungen? Welche Spielarten der „Erwerbung“ kannte das Museum? Mit welchen Behörden wurde zusammengearbeitet? Welche Sammlungsidee lag dem Erwerb der Objekte zugrunde? Welche Bearbeitung erfuhren die nun in „arische Hände übergeleiteten“ Objekte im Museum (Inventarisierung, Archivierung, Aufstellung im Rahmen einer Sonderausstellung etc.)?

Jüdische Kultur war bis 1938 fixer Bestandteil der ständigen Schausammlungen⁸¹, mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten erfuhr nicht nur die Haltung diesen Objekten gegenüber eine Modifikation, auch wurden jegliche Verbindungslinien zu ehemaligen jüdischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Forscherinnen und Forschern des Hauses abgeschnitten. Eugenie Goldstern (1883–1942) brachte zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine repräsentative Sammlung an bäuerlichen Objekten aus „Randgebieten“ der Schweiz, Frankreich und Italien nach Wien ins Museum und publizierte Beiträge zu ihren Forschungen in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Ihr Schicksal ist bekannt, Eugenie Goldstern wurde 1942 zuerst nach Izbica und dann nach Sobibor deportiert. Der Kontakt zum Museum war schon Jahre zuvor zum Erliegen gekommen.⁸² Auch Heinrich Moses (gest. 1920) und Rudolf Trebitsch (1876–1917) waren wichtige Vereinsmitglieder jüdischer Herkunft, deren rege Sammeltätigkeit für das Museum bedeutende Bestände einbrachte. 1938 wurde die in den 1920er Jahren im Museum angebrachte Metalltafel,

81 Vgl. Anm. 21.

82 Vgl. hierzu u.a. Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museums für Volkskunde, 29.8.2004–13.2.2005 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 85). Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde 2004.

die an Rudolf Trebitsch erinnerte, entfernt⁸³ und somit ein sichtbares Zeichen früherer sozialer wie wissenschaftlicher Verankerung eines jüdischen Wissenschafters innerhalb der Wiener Volkskunde eliminiert. Im April 1940 wurde die Gedenktafel als „Metallspende des deutschen Volkes zum Geburtstag des Führers“⁸⁴ abgegeben. Die Tafel war im Eigentum des Vereins für Volkskunde, Haberlandt ersuchte deswegen um eine Bescheinigung „als Beleg für die Ablieferung der Trebitsch-Gedenktafel aus Bronze“⁸⁵. Als Dank für die „Spende“ erhielt der Verein eine Art Urkunde für „die opferbereite Beteiligung“, unterschrieben vom Feldmarschall im Namen des Führers, versehen mit der Illustration vom Inneren einer betriebsamen Rüstungsfirma.

In der Neuaufstellung nach 1945 verblieben diese Sammlungen im Depot, lediglich die ethnografischen Reisen von Eugenie Goldstern, Rudolf Trebitsch und anderen Sammlern wurden auf „Schaukarten“ nachgezeichnet.⁸⁶ 1968 kamen Teile der Sammlung Goldstern in einer Sonderausstellung über „Französische Volkskunst“ – allerdings in einer Außenstelle des Museums – zur Aufstellung.⁸⁷ Eine wissenschaftshistorische Ausstellung ausschließlich zu Eugenie Goldstern und ihren Sammlungen war von August 2004 bis Februar 2005 im Österreichischen Museum für Volkskunde zu sehen. Aktuell ist ein Projekt zu Rudolf Trebitsch und seiner Sammlung ethnographischer Gegenstände aus dem Baskenland vor dem Hintergrund europäischer Regionalisierung in Vorbereitung.

Das Schicksal der jüdischen Sammlung des Hauses ist hingegen bis dato nur bruchstückhaft bekannt. Einer Aussage Haberlandts aus dem Jahr 1946 zu Folge, hätte sein ehemaliger Restaurator, Robert Mucnjak, die Sammlung 1938 abräumen lassen mit dem Argument, dass es „sonst unter den Beschauern zu Demonstrationen kommen

83 Nikitsch, Herbert: Moser, Schmidl, Trebitsch & Co. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIX/108 (2005), S. 289.

84 Urkunde: Metallspende des deutschen Volkes für den „Verein für Volkskunde (Trebitsch-Gedenktafel)“, von einem Mitarbeiter des Museums mit 17.4.1940 datiert, ÖMV, Mappe „Ausgeschiedene Objekte“.

85 Arthur Haberlandt an Dir. Leopold Reiter, Wien, 13.4.1940, ÖMV, Mappe „Ausgeschiedene Objekte“.

86 Schmidt (wie Anm. 4), S. 97.

87 Grieshofer, Franz: Vorwort. In: Ur-Ethnographie (wie Anm. 82), S. 7.

könnte.“⁸⁸ Ihm, Haberlandt, sei von seinem Mitarbeiter mit der SA gedroht worden, hätte er die „jüdischen Leuchter nicht wegnehmen“ lassen. Als Haberlandt diese Aussage zu Protokoll gab, stand er selbst wegen politischer Belastung unter Observanz des Ministeriums. In den Berichten zur Neuaufrichtung der Sammlungen nach 1945, konzipiert von Leopold Schmidt, finden sich zwar Hinweise auf „Vergleichsräume“ – Objektivationen alpenländischer Nachbarschaft – nicht jedoch auf eine Beschäftigung mit den materiellen Zeugnissen jüdischer Kultur. Ein Gruppeninventar der „Objekte zur jüdischen Volkskunde“ wurde 1962 von Klaus Beitzl im Zuge einer Neuinventarisierung dieser Sammlung verfasst. Die Sammlung dürfte überwiegend noch in der Zeit vor 1918 bzw. als Teil der „patriotischen Kriegsmetallsammlung 1915–1916“ in den 1920er Jahren über das Heeresgeschichtliche Museum ins Haus gelangt sein. Einige wenige Objekte jedoch wurden offenbar von Arthur Haberlandt 1938 beim Wiener Antiquitätenhändler V. Reitzner und 1943 auf dem Tandelmarkt im 9. Bezirk erworben: eine Beschneidungsschere, ein Silberbecher für „Sabbattrunk“, ein turmförmiges Räucherbüchlein, ein Schofarhorn, ein als „Judenlampe“ bezeichneter Chanukkaleuchter und zwei „Sabbathleuchter“. Dies erscheint in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert, Haberlandt beging hier so etwas wie eine Grenzüberschreitung. Einerseits wurde von volkskundlichen Helferinnen und Helfern, wie auch Haberlandt es einer war, Konzentration auf das „weltanschauliche Erbe“ in „Volkskunst und Brauchtum“ gefordert, volkskundliche Sichtweisen mussten unter der Sinnkonstruktion „Volkstum“ bzw. dem Mythos eines gemein indo-germanischen Erbes zusammengebracht werden. Also etwa: Wie lässt sich die Ideologie des „deutschen Bauernlebens“ in die Großstadt transformieren? Die Tracht für den „Volkstumskampf“ verwenden? Und: Wie kann das „germanische Erbe“ in Volkstracht, -schmuck, -lied und -tanz gefunden werden? Völkisch-nordischer Germanenglaube vertrat sich auch nicht mit jüdischer bzw. christlicher Tradition. „Der Jude“ war Gegner, „Staats- und Volksfeind“; er wurde beraubt, verfolgt, vertrieben und ermordet. Seine Kunst galt unter der Hilfenahme der NS-Rassentheorie als „entartet“, sie wurde beschlagnahmt, ver-

88 Protokoll über die 3. Sitzung des Senates Nr. 9 im Kunsthistorischen Museum, 1.2.1946, mündliche Verhandlung des Falles Robert Mucnjak, ÖMV, Ktn. 33, Personal.

nichtet, magaziniert oder veräußert. Werke jüdischer Autorinnen und Autoren standen auf den Listen verbotener Bücher, ihre Schriften wurden 1933 in Deutschland und 1938 auch in Österreich⁸⁹ unter großer medialer Aufmerksamkeit verbrannt. Im Zuge des Novemberpogroms 1938 brannten im ganzen Reich fast alle Synagogen. Die Kultobjekte jedoch konnten nicht „arisiert“ werden, da es sich dabei um genuin jüdisches Zeremonialgut handelte. Vereinzelt gelangten sie in Museen, wie Bernhard Purin nachzeichnen konnte, allerdings lässt sich (bislang) keine Strategie der NS-Behörden bei der Beschlagnahme von Judaica-Sammlungen ausmachen.⁹⁰ Nun also Beschneidungsmesser, Sabbat-Leuchter oder Schofarhorne zu sammeln – dies auch zu einem Zeitpunkt, als der Höhepunkt der Deportationen in die Konzentrations- und Vernichtungslager aus Wien bereits überschritten war⁹¹ –, hieß im Grunde spezifisch traditionsgebundene Kultobjekte der Feinde für das Museum resp. für die Nachwelt zu „retten“.

Der weitere museale Umgang Haberlandts mit diesen Objekten ist, abgesehen von der Inventarisierung, bislang allerdings noch nicht bekannt. Möglicherweise wird sich nicht mehr klären lassen, für

89 „Übersicht der Orte, an denen Bücherverbrennungen stattgefunden haben“, <http://www.buecherverbrennung.de/Bucherverbrennungen/bucherverbrennung.gen.html>, zuletzt aufgerufen am 18.07.2008.

90 Die Objekte im ehemaligen Jüdischen Museum Wien, das im März 1938 geschlossen wurde, waren bald für ein anderes Museum von Interesse: Dr. Josef Wastl, Leiter der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, suchte im Februar 1939 bei Eichmann persönlich um Überlassung des gesamten Museumsbestandes an das Völkerkundemuseum an. 1939 dürfte ein großer Teil der beschlagnahmten Sammlung auch tatsächlich in dieses Museum gebracht worden sein. Zu Zwecken der Aufstellung im Rahmen der von Wastl organisierten Ausstellung über „die körperlichen und seelischen Eigenschaften der Juden“ gelangten einige Objekte aus diesem Bestand in das Naturhistorische Museum. Bernhard Purin hat das weitere Schicksal der Sammlung – soweit möglich – rekonstruiert, siehe: Purin, Bernhard: Inventarisiert. Zur Aneignung von Judaica durch Museen im Nationalsozialismus. In: Schade, Sigrid, Gottfried Fliedl, Martin Sturm (Hg.): Kunst als Beute. Zur symbolischen Zirkulation von Kulturobjekten. (= Museum zum Quadrat, 8). Wien: Turia+Kant 2000, S. 75–88.

91 1942 fanden die letzten großen Deportationen zu jeweils ca. 1000 Personen aus Wien statt, vgl. hierzu Moser, Jonny: Die Judenverfolgung in Österreich 1938–1945. (= Monographien zur Zeitgeschichte; Schriftenreihe des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes). Wien, Frankfurt, Zürich: Europa 1966.

welche Zwecke Haberlandt diese Objekte für sein Museum erworben hatte. Die Frage, wie die wissenschaftlichen und kulturellen Transformationen, die das NS-Regime formuliert hatte und auch einforderte, vom Museum bzw. von Haberlandt persönlich bzw. wissenschaftlich bewältigt wurden, lässt sich aber an Handlungen wie diese knüpfen.

Museumsalltag im Kriegsverlauf

1939 war die Welt für die Wiener Museumsdirektoren in Ordnung: Der Siegeszug des Nationalsozialismus brachte eine Fülle von neu zu bearbeitenden Themen und darüber hinaus breite Möglichkeiten der Vernetzung. Die großen Wiener Museen, die sich mittlerweile in einem Zusammenschluss mit der Bezeichnung „Verband der kulturwissenschaftlichen Museen Wiens“ unter der Leitung des neuen Direktors des Naturhistorischen Museums (NHM), Dr. Hans Kummerlöwe⁹², befanden, verhandelten in ihren Arbeitssitzungen nicht nur Budget, Personal und administrative Fragen, sondern diskutierten auch mögliche Themen für neue Ausstellungen. 1939 wurde im NHM die Sonderschau „Das körperliche und seelische Erscheinungsbild der Juden“ eröffnet, eine Ausstellung, die mindestens bis Anfang 1941 gezeigt wurde⁹³ und an der auch das Museum für Volkskunde mit Leihgaben beteiligt war.⁹⁴ Nach Hitlers „Blitzkrieg“ in Polen rückte auch der neue „Lebensraum“ im Osten ins Zentrum der Auf-

92 Lt. Schreiben des Ministers für innere und kulturelle Angelegenheiten wurde Kummerlöwe – bislang Direktor der staatlichen Museen für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden – mit Wirkung vom 1.7.1939 „die Oberleitung über die bisher im Naturhistorischen Museum organisatorisch und administrativ zusammengefassten Sammlungen, ferner über das Museum für Volkskunde und über das Technische Museum für Industrie und Gewerbe in Wien übertragen.“ Der Minister für innere und kulturelle Angelegenheiten an den Direktor des Museums für Volkskunde, 7.6.1939, ÖMV, Ktn. 25, Verwaltung. Später wurde dem Verband auch das Museum für Völkerkunde eingegliedert.

93 Pawlowsky, Verena: Erweiterung der Bestände. Die Anthropologische Abteilung des Naturhistorischen Museums 1938–1945. In: Zeitgeschichte 32/2 (2005): Wiener Anthropologie im Nationalsozialismus, S. 73.

94 Josef Wastl an Arthur Haberlandt, 9.5.1939, ÖMV, Ktn. 25, Tätigkeiten Haberlandt.

merksamkeit. Wissenschaftlerinnen, Wissenschaftler und Museumsleute bereisten die eben eroberten Gebiete. In Wien wurde von Kummerlöwe und seinen Kollegen im Museumsverbund bereits im Oktober 1939 fieberhaft an einer Sonderschau über das eben eroberte Polen gearbeitet.⁹⁵ Daneben wurden neue Zielgruppen für die Museen formuliert und gerade von Haberlandt Vorschläge für eine „sinnvolle Zusammenarbeit“ zwischen HJ und den Museen eingebracht.⁹⁶ Der Direktor hatte schon durch das vor 1938 am Haus virulent gewordene und auch vom „Deutschen Schulverein Südmark“ propagierte Forschungsfeld „Grenzland“ bzw. „Grenzräume“ mit seinem konkreten „Grenzlanddienst“ Erfahrung in der Jugendarbeit.⁹⁷ In Zusammenarbeit mit dem „Schulverein Südmark“ war in den 1930er Jahren gar eine Schau über geleistete „Kulturarbeit“ in den Räumen des Museums veranstaltet worden, aus diesem Anlass hatte Haberlandt auch in seinen eigenen Sammlungen eine Umstellung vorgenommen, um „Kultur und Volkstum im Grenzraume Österreichs zur Veranschaulichung“ zu bringen. Ein Begleitprogramm von Jugendgruppen des Deutschen Schulvereins sorgte für „Verlebendigung“ von Lied, Spiel und Tanz.⁹⁸ Mit der Einrichtung einer Heimstube für die HJ in seinem Museum und der Abhaltung von Schulungs- und Übungsabenden in zwangloser Atmosphäre suchte er nun die heran-

95 Arthur Haberlandt an den Verlag S. Hirzel, 25.10.1939, ÖMV, Ktn. 26, Bibliothek.

96 Arthur Haberlandt an die Reichsstelle Süd-Ost und Gebiet Wien der Reichsjugendführung, 3.4.1939, ÖMV, Ktn. 25, Museum.

97 In den 1930er Jahren hatten Jugendliche aus der Stadt im Rahmen des „Grenzlanddienstes“ – analog zu ähnlichen Organisationen im nationalsozialistischen Deutschland – bei der Erntearbeit geholfen, vorzugsweise in gemischtsprachigen Grenzregionen des Burgenlands, Kärntens und Niederösterreichs, Regionen also mit Nationalitätenkonflikt, zur „Festigung des Deutschtums“ (Gehmacher, Johanna: *Jugend ohne Zukunft. Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädel in Österreich vor 1938*. Wien: Picus 1994, S. 370).

Herbert Nikitsch führt diesbezüglich auch den österreichischen Wandervogel an, der noch zu Zeiten der k.u.k.-Monarchie Volkstums- und Grenzlandarbeit leistete und schon damals zu Organisationen wie dem Schulverein Kontakt hielt. Spätere Volkskundler wie Viktor Geramb oder auch Karl Haiding kamen als Jugendliche mit dieser national-romantischen Jugendbewegung in Verbindung (Nikitsch [wie Anm. 2], S. 197f).

98 Arthur Haberlandt, o.J. (vermutlich 1935), Ktn. 21, Sammlung/Leihgaben.

wachsende Jugend „zu einer tieferen Auffassung vom Volkstum“⁹⁹ heranzuführen.

Dieses Werben des Direktors um die Aufmerksamkeit der Jugendlichen muss vor dem Hintergrund einer intensiven NS-Volkstumpflege gelesen werden. Auch für die Nationalsozialisten begann „Volkserziehung“ schon bei den Kindern und Jugendlichen, sie galten als zukünftige Verteidiger der „Volks- und Kulturgemeinschaft“ und wurden zu Adressaten einer aggressiven NS-Propaganda, die sie zu Pflege von Musik und Liedgut, Fest- und Feierkultur oder auch Laien- und Puppenspiel animierte.¹⁰⁰

Bedeutungsvoll nicht nur für die wissenschaftliche Biografie Arthur Haberlandts sondern wohl auch für das Haus und seine Sammlungen ist die Bestellung des Direktors in den Einsatzstab des Reichsleiters Rosenberg (ERR) mit Jahresende 1941.¹⁰¹ Dieser wurde im Sommer 1940 nach Beendigung des Westfeldzuges von Alfred Rosenberg gegründet, die erste „Dienststelle“ befand sich in Paris.¹⁰² Mit der Expansion des „Dritten Reichs“ in den Osten wurde Rosenbergs Macht durch seine Ernennung zum „Reichsminister für die besetzten Ostgebiete“ im Juli 1941 erweitert.¹⁰³ Der „Führererlass“ vom 1.3.1942 erteilte ihm offiziell das Recht, nun auch im Osten sämtliche „weltanschaulichen“ und kulturellen Einrichtungen wie Bibliotheken, Archive oder auch Logen nach Material zu durchforsten und für die später einzurichtende Hohe Schule der NSDAP „sicherzustellen“.¹⁰⁴ Dasselbe galt für „Kulturgüter, die im Besitz oder Eigentum von Juden, herrenlos oder nicht einwandfrei zu klärender Herkunft sind“.¹⁰⁵ Der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg war von allen natio-

99 Arthur Haberlandt an die Reichsstelle Süd-Ost und Gebiet Wien der Reichsjugendführung, 3.4.1939, ÖMV, Ktn. 25/2, Museum.

100 Hering, Sabine, Kurt Schilde: Das BDM-Werk „Glaube und Schönheit“. Die Organisation junger Frauen im Nationalsozialismus. Berlin: Metropol Verlag, 2000, S. 49.

101 Arthur Haberlandt an den Generalkulturreferenten Dr. W. Thomas, 1.1.1942, ÖMV, Ktn. 28, 01.–03.1942.

102 Piper, Ernst: Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe. München: Pantheon 2007, S. 489.

103 Lixfeld (wie Anm. 52), S. 270.

104 Kater, Michael H.: Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches. (= Studien zur Zeitgeschichte, 6). München: Oldenbourg 2001, S. 295.

105 Führererlass vom 1.3.1942, hier zit.in: Piper (wie Anm. 102), S. 501.

nalsozialistischen Kunstrauborganisationen der effektivste¹⁰⁶, nach de Vries organisierte er den größten systematischen Kunst- und Kulturdiebstahl der Geschichte.¹⁰⁷

Haberlandt war schon im November 1939 erstmals in kulturpolitischer Mission im Osten unterwegs gewesen und zwar in Polen, damals auf Ruf des Beauftragten des Generalgouverneurs, Dr. Kajetan Mühlmann.¹⁰⁸ Der österreichische SS-Offizier Mühlmann hatte bereits in Wien bei den Konfiszierungen von Kunstbesitz aus jüdischem Eigentum eine tragende Rolle gespielt, von Reichsmarschall Göring wurde er rasch nach der Expansion in den Osten als Sonderbeauftragter für die Erfassung der Kunst- und Kulturschätze im „Generalgouvernement“ eingesetzt und koordinierte die „Arbeits-einsätze“ der SS- und SD-Plünderungskommandos. Ihm zur Hilfe stand ein „Arbeitsstab“, bestehend aus neun Fachleuten, überwiegend Wissenschaftler und Museumsdirektoren.¹⁰⁹

Mit dem Aufenthalt Haberlands in Polen begann für den Direktor eine Zeit zwischen „Einsatz“ und Schreibtisch, später Luftschutzkeller. Haberlands erste Arbeitsberichte über die begutachteten Sammlungen des Dom- und Diözesanmuseums und des Narodowe Museums in Warschau sowie des Pottochi-Palais in Krakau verweisen auf einen getreuen wissenschaftlichen Gefolgsmann. Ordnungsgemäß liefert er Zustandsbeschreibungen von Objekten und gibt Tipps für Restaurierung, Verpackung und Abtransport sowie für geeignete Aufbewahrung. Sein Sammlerehrgeiz klingt gegen Ende des Berichts durch: Haberlandt vergisst nicht, bei der Entscheidung über die Aufteilung der Sammlungen Erstansprüche für das Volkskundemuseum in Wien anzumelden.¹¹⁰

106 Piper (wie Anm. 102), S. 508.

107 de Vries, Willem: Sonderstab Musik. Music Confiscations by the Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg under the Nazi Occupation of Western Europe. Amsterdam: Amsterdam University Press 1996, S. 31; vgl. Piper (wie Anm. 102), S. 488.

108 Arthur Haberlandt an Dr. Mühlmann, Krakau, 25.11.1939, ÖMV, Ktn. 25, Tätigkeiten Haberlandt.

109 Petropoulos, Jonathan: Kunstraub und Sammelwahn. Kunst und Politik im Dritten Reich. Propyläen: Berlin 1999, S. 131ff. Von Petropoulos werden die Namen der für Mühlmann arbeitenden Fachleute jedoch nicht angeführt.

110 Siehe u.a. Arthur Haberlandt, Bericht über den Zustand der erhaltenen Stücke aus der Ethnographischen Sammlung des Narodowe-Museums in Warschau, 5.12.1939 und Bericht über den Zustand des Dom- und Diözesanmuseums in Warschau, 5.12.1939; ÖMV, Ktn. 25, Tätigkeiten Haberlandt.

In weiterer Folge brachten Reisen im Rahmen des ERR den nunmehrigen „Pg. Haberlandt“¹¹¹ unter anderem nach Riga, Tallinn, erneut nach Krakau, zwischendurch zu Vorträgen und dienstlichen Besprechungen nach Deutschland. Seinen Berliner Vorgesetzten machte der Volkskundler aus Wien bald seine Kenntnisse über die Gebiete im Südosten Europas schmackhaft – verfügte Haberlandt doch auf Grund zahlreicher früherer Reisen, u.a. der „wissenschaftlichen Balkanexpedition“ im Auftrag der Akademie der Wissenschaften 1915/1916¹¹² über ausgezeichnete Einblicke in lokale Gegebenheiten. Im Oktober 1943 schließlich führte ein „Einsatz“ den mittlerweile zum „Obereinsatzführer“ des „Sonderstabes Volkskunde“¹¹³ beförderten Haberlandt nach Belgrad und im Frühjahr 1944 nach Saloniki und Athen. Von dieser Reise ist die Überführung einer „kleinen, aber kennzeichnenden Beispielsammlung“ griechischer Volkskunst „Dank dem Entgegenkommen der Deutschen Gesandtschaft“ nach Wien dokumentiert.¹¹⁴

Während der Direktor, seit 1941 u.k.-gestellt, immer wieder auf „kriegswichtigen Reisen“¹¹⁵ weilte und sich vor Ort auch in Fotografieren und Vermessen im Sinne der bewahrenden bzw. imperialistischen NS-Kulturpolitik übte, führte Haberlandts Ehefrau die Agenden in Wien. Hier hatte der Kriegsalltag zwischenzeitlich die zentralen Tätigkeiten des Museums in den Hintergrund treten lassen. Beschädigungen am Haus durch Luftangriffe waren immer öfters

111 Haberlandts Parteienwärterschaft wird im Jahre 1946 per 13. März 1938 angegeben (Direktion des Museums für Volkskunde an das Bundesministerium für Unterricht, 4.12.1946, ÖStA/AdR, BMU, 02/5 Hauptreihe 15, Museum für Volkskunde 1940–1958, Ktn. 185), ein von ihm während der NS-Zeit ausgefüllter Fragebogen trägt das Datum 15.3.1938 (Fragebogen des Volksbildungsamtes, o.J., ÖMV, Ktn. 24, Tätigkeiten Haberlandt). Seine definitive Aufnahme als „Pg.“ in die Partei erfolgte per 1.6.1940 (Gauleitung Wien, Personalamt an die NSDAP Gauleitung, Kreisleitung 9, 12.2.1941, ÖStA/AdR, Gauakte Arthur Haberlandt, Zl. 82932).

112 Arthur Haberlandt an das Philosophische Dekanat der Universität Wien, 18.9.1943, ÖMV, Ktn. 30, Tätigkeiten Haberlandt.

113 Ernennungsurkunde Arthur Haberlandt, 6.8.1943, ausgestellt durch den Chef des Einsatzstabes, Gerhard Utikal, ÖMV, Ktn. 28, 07–09.1943.

114 Mitteilungen der Deutsch-Griechischen Gesellschaft, Juli 1944, ÖMV, Ktn. 31, Korrespondenz Personen.

115 Bescheinigung der NSDAP, Amt Volkskunde und Fei ergestaltung für Arthur Haberlandt, 8.11.43, ÖMV, Ktn. 28, 10.–12.1943.

Grund für Bittgesuche an die Geldgeber, ab 1942 musste auf Anweisung des Reichsstatthalters mit der Bergung der Sammlungen begonnen werden,¹¹⁶ sukzessive wurde auch das Museum geschlossen. Die Objekte wurden in den Luftschutzkeller des Hauses gebracht, und Haberlandt selbst trug hierfür Obsorge, soweit es seine Anwesenheit zuließ. Von Gertrud Heß-Haberlandt, die die letzten Kriegstage im April 1945 mit ihren Eltern gänzlich im Museum zubachte, wurden Erinnerungen an diese Zeit publiziert.¹¹⁷

Das Österreichische Museum für Volkskunde nach 1945

Die ersten Monate der neuen Republik brachten dem Museum in personeller Hinsicht bedeutungsvolle Veränderungen: Vom zuständigen Ministerium wurde Arthur Haberlandt nach 21 Dienstjahren per 26.10.1945¹¹⁸ vom Dienst enthoben, bis zuletzt hatte dieser als Direktor die Agenden des Museums geführt, hatte Kostenaufstellungen für monatliche Erfordernisse des Museums erstellt und versucht, personelle Angelegenheiten seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter betreffend zu regeln.¹¹⁹ Allerdings dürfte der ehemalige Direktor auch nach seiner Dienstenthebung in den Räumlichkeiten des Museums anwesend gewesen sein, im April 1946 wurde seitens des zuständigen Ministeriums ein Hausverbot für Arthur Haberlandt und die Mitglieder seiner Familie in Erwägung gezogen.¹²⁰

116 Am 2.9.1944 berichtete Haberlandt, dass die Sammlung zur Gänze geborgen sei (Arthur Haberlandt an Inge Riedler, Hildesheim, 2.9.1944, ÖMV, Ktn. 31, Wissenschaftliche Anfragen).

117 Heß-Haberlandt, Gertrud: Vor vierzig Jahren. Bericht über das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien während der letzten Kriegsjahre und der ersten Nachkriegsmonate im Jahre 1945. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXIX/88 (1985), 3–4, S. 250–254. An dieser Stelle besonderer Dank an Frau Dr. Heß-Haberlandt für das Zurverfügungstellen von Informationen und Materialien.

118 Direktion des Museums für Volkskunde an das Bundesministerium für Unterricht, 4.12.1946, Zl. 534/46, ÖStA/AdR, BMU, 02/5 Hauptreihe 15, Museum für Volkskunde 1940–1965, Kt. 158.

119 Arthur Haberlandt an das Staatsamt für Volksaufklärung, für Unterricht und Erziehung, 21.8.1945, ÖMV, Ktn. 32, Personal.

120 Schreiben des Bundesministeriums für Unterricht an das Museum für Volkskunde, 17.4.1946, Zl. 8126-II–3/46, ÖMV, Ktn. 33, Personal.

Nach Haberlandt wurde als provisorischer Museumsleiter zuerst der Ethnologe, Orientalist und bis 1938 und nach vier Semestern Unterbrechung auch während der NS-Zeit am Institut für Völkerkunde lehrende Robert Bleichsteiner (1891–1954) eingesetzt. Dieser war gleichzeitig auch Kustos am Museum für Völkerkunde gewesen und gegen Ende des Krieges Teil der sich an diesem Museum formierenden Widerstandsgruppe.¹²¹ Bleichsteiner übergab am 10.12.1945 die Leitung des Museums in der Laudongasse an Heinrich Jungwirth (1888–1962).¹²² Der klassische Philologe, Mittelschuldirektor i.R. und bekennende Katholik Jungwirth war innerhalb der Volkskunde kein Unbekannter: Schon in den 1930er Jahren hatte er Beiträge insbesondere auf dem Gebiet des Wallfahrtswesens und der Volksreligiosität in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde veröffentlicht. 1938 war der hauptberufliche Direktor eines Realgymnasiums von den Nationalsozialisten „aus politischen Gründen“ vom Schuldienst enthoben worden.¹²³

Jungwirth hatte als Museumsleiter keine einfachen Aufgaben zu bewältigen: Die Arbeit der Institution war in den auch für das Museum als nicht nur ökonomisch schwierig einzustufenden ersten Nachkriegsjahren geprägt von Behebung kriegsbedingter Schäden, der Rück-Bergung der Objekte, von personellen Belangen (Museumsangestellte suchten nun nach Rechtfertigungsgründen für ihre ehemalige NSDAP-Parteimitgliedschaft), dem Bemühen um Reaktivierung unterbrochener Verbindungen und Netzwerke und einer inhaltlichen Orientierung der volkskundlichen Wissenschaft resp. des Museums. Nach der „Restitution des Vereines“¹²⁴ am 20.7.1946 konnte unter Annahme der alten Vereinsstatuten von 1925 offiziell mit dem „Wiederaufbau“ desselben und auch des Museums begonnen werden.¹²⁵ Dem Direktor zur Seite gestellt und mit der wissenschaftlichen Reorganisation des Museums betraut war Leopold Schmidt (1912–

121 Linimayr (wie Anm. 8), S. 48ff und 166ff.

122 Heinrich Jungwirth an das Bundesministerium für Unterricht, 12.1.1946, ÖMV, Ktn. 33, Finanzen.

123 Zu Heinrich Jungwirth siehe sein Nachruf, veröffentlicht in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, XVI/65 (1962), S. 182f.

124 Schmidt, Leopold: Chronik der Volkskunde. Der Verein für Volkskunde im Jahr 1947. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NS 1 (1947), S. 119.

125 Schmidt (wie Anm. 122), S. 119f.

1981).¹²⁶ Schmidt hatte seine wissenschaftliche Laufbahn nach seiner Promotion 1935 mit der Bearbeitung der Sammlung für „deutsche religiöse Volkskunde“ von Rudolf Kriss begonnen, Kriegseinsatz und Gefangenschaft unterbrachen seine Karriere. 1946 wurde er Generalsekretär des neu gegründeten Museumsvereins¹²⁷, 1947 konnte er die Neuauftellung der Schausammlung abschließen, die „bewusst auf das neugewonnene Österreich in den Grenzen der Republik beschränkt wurde“¹²⁸. Als ein Spiegelbild des nach dem Zweiten Weltkrieg sich herausbildenden österreichischen Staatsbewusstseins mit versuchter Abgrenzung zur jüngsten NS-Vergangenheit¹²⁹ und einer „Austrifizierung aller Lebensbereiche“¹³⁰ lassen sich auch die Neubennungen von Museum und Verein lesen: Die Direktion des Museums beantragte schon im Juli 1945 die Umbenennung in „Österreichisches Museum für Volkskunde“¹³¹, das von 1919 bis 1944 als „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ geführte Organ hieß ab der ersten Nachkriegsnummer „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“. „Österreich“ oder „österreichisch“ waren auch programmatische Attribute in den Titeln der ersten Sonderausstellungen nach 1945: „Volkschauspiel in Österreich“ (1946), „Österreichische Trachten in der Volkskunst und im Bilde“ (1947), „Volkslied-Forschung und Volksliedpflege in Österreich“ (1949, in Zusammenarbeit

126 Anstellungsantrag per 31.1.1946, Heinrich Jungwirth an das Bundesministerium für Unterricht, 4.3.1946, ÖMV, Ktn. 33, Runderlässe 1–250, Jg. 1946.

127 Zu Leopold Schmidt siehe u.a. ein Nachruf von Klaus Beitzl, veröffentlicht in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde XXXVI/85 (1982), S. 1–4 oder auch Nikitsch, Herbert: Leopold Schmidt und die Lösung des Gordischen Knotens. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LVII/106 (2003), S. 1–21 bzw. Nikitsch (wie Anm. 2), S. 247ff.

128 Beitzl, Klaus: 90 Jahre Österreichisches Museum für Volkskunde. Zentralmuseum und Museumsdezentralisation. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXIX/88 (1985), S. 236.

129 Botz und Müller sprechen diesbezüglich von einer „Sowohl-als-Auch“-Mentalität Österreichs, von Diskontinuität und Kontinuitäten im Verhältnis zur NS-Zeit (Bolz, Gerhard, Albert Müller: Differenz/Identität in Österreich. Zu Gesellschafts-, Politik- und Kulturgeschichte vor und nach 1945. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 6 [1995/1], S. 12).

130 Köstlin, Konrad: Volkskunde: Pathologie der Randlage. In: Acham, Karl (Hg.): Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften. Bd. 4 – Geschichte und fremde Kulturen. Wien: Passagen 2002, S. 371.

131 Direktion des Museums an das Kulturamt der Stadt Wien, 10.7.1945, ÖMV, Ktn. 32, Verein.

mit der Österreichischen Gesellschaft für Volkslied- und Volkstanzpflege). In den langsam sich etablierenden Museumsalltag mit seinen „inneren Erneuerungsarbeiten“¹³² mischten sich aber auch bald Fragen der Restitution. Nur zögerlich und mehr auf Druck von außen verabschiedete Österreich zwischen 1946 und 1949 sieben zum Teil unübersichtliche und in sich widersprüchliche Rückstellungsgesetze.¹³³ Ob, wie und unter welcher Federführung nach 1945 Rückstellungen unrechtmäßig erworbener Objekte im Haus erfolgt sind, wird im Rahmen des Forschungsprojektes im Detail zu klären sein, ebenso wie u.a. eine Beurteilung der wissenschaftlichen Linie des Hauses nach 1945 unter Berücksichtigung der politischen und damit verbunden auch wissenschaftlichen Brüche 1938 und 1945, der Produktion gesellschaftlicher Identitätsvorstellungen über Ausstellungen und Objekte, auch über museale Vermittlungsarbeit, möglich sein soll.

3. Zusammenfassung

Museen sind nicht nur Speicher, sondern auch Bühnen. Heute liegt es in der Verantwortung volkscundlich-kulturhistorischer Museen, in ihrer Sammelpraxis alle historischen Wirklichkeitsbereiche zu berücksichtigen und nicht wie einst, nur das Schöne, Wahre und Gute zu zeigen.¹³⁴ Im öffentlichen Bewusstsein wird Volkskunde allerdings vielfach mit „Heimat“ und „Volkstum“ in Verbindung gebracht; beide Begriffe wiederum zielen auf regionale Differenzierungen innerhalb einer Nation.¹³⁵

132 Heinrich Jungwirth an Sektionschef Dr. Edwin Zellwerker, 7.6.1946, ÖMV, Ktn. 33, Finanzen.

133 Erst mit dem 1998 verabschiedeten „Bundesgesetz über die Rückgabe von Kunstgegenständen aus den Österreichischen Bundesmuseen und Sammlungen“ wurde ein Instrument zur konsequenteren Regelung zur Rückgabe jener Objekte geschaffen, die im Zuge oder als Folge der NS-Gewaltherrschaft in das Eigentum des Bundes gelangt waren. Vgl. hierzu u.a. Brigitte Bailer-Galanda, Eva Blimlinger: Vermögensentzug – Rückstellung – Entschädigung. Österreich 1938/1945–2005 (wie Anm. 73).

134 Korff, Gottfried: Zur Eigenart der Museumsdinge (1992). In: Eberspächer, Martina, Gudrun Marlene König, Bernhard Tschöfen (Hg.): Gottfried Korff. Museumsdinge. Deponieren-Exponieren. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2002, S. 140.

135 Bausinger, Hermann: Zwischen Grün und Braun. Volkstumsideologie und Heimatpflege nach dem Ersten Weltkrieg. In: Cancik, Hubert (Hg.): Religi-

Die Herausbildung nationaler bzw. regionaler Heimatideologie hat ihre Geschichte: Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist eine von staatlicher Seite strategische Förderung von Heimat, Tradition, Brauchtum und Tracht nachweisbar.¹³⁶ Das „heile Dorf“ als Gegenentwurf zum „Moloch“ Großstadt führte zu einer spezifischen Aneignung von Heimat, markant etwa in der Sommerfrische der als „entwurzelt“ charakterisierten Großstadtbürger oder den bürgerlichen und sozialistischen Jugendbewegungen und ihrem Verlangen nach bewusstem Erleben von Heimat.¹³⁷ In der Zwischenkriegszeit waren „Volkstum“ und „Heimat“ längst zu Begriffen geworden, die ländliche Vorstellungen erzeugten, mitgetragen und mitgeformt von der aufkommenden Heimatpflege, ihren Verbänden und deren Publikationsorganen.¹³⁸ Auf universitärer Ebene nur zögerlich angebunden, „passierte“ Volkskunde in Institutionen und Organisationen, deren Vertreter, versehen mit mehr oder weniger theoretischen und methodischen Standards ihrer Wissenschaftsdisziplin¹³⁹, zwischen „objektivem Erkenntnisstreben und gesellschaftlich-politischer Dienstleistung“¹⁴⁰ agierten.

ons- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik. Düsseldorf: Patmos 1982, S. 217.

- 136 Für Österreich sei hier Erzherzog Johann (1782–1859) erwähnt, der mit seiner Vorliebe für den „Steireranzug“ „Trachtenpflege“ durch nicht-bäuerliche Kreise vollzog (Beitl, Klaus: Großstädtische Trachtenvereine des 19. und 20. Jahrhunderts. Möglichkeiten einer Dokumentation. In: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier vom 13. bis 18. September 1971. Hg. von Günter Wiegmann. [= Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im 19. Jahrhundert, 5]. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1973, S. 177). Im königlichen Bayern wurde 1853 ein Erlass zur „Erhaltung der Nationaltrachten“ ausgegeben mit dem Vermerk, auf diese Weise der Entwurzelung des Menschen entgegenzuarbeiten und die Modernisierung zu verlangsamen (Köstlin, Konrad: „Heimat“ als Identitätsfabrik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, L/99 [1996], S. 331).

137 Ebda., S. 331ff.

138 Bausinger (wie Anm. 133), S. 215.

139 Nikitsch (wie Anm. 83), S. 194f; Deißner, Vera: Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer „tastend-schreitenden Wissenschaft“ bis 1945. Die Entstehung und Entwicklung des volkskundlich-methodologischen Paradigmas im Spannungsfeld des gesellschaftlichen Diskurses bis 1945. (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 21). Mainz: Diss. 1996, S. 129ff.

140 Weber, Wolfgang: Protestantismus, Historismus, Borussianismus. Zu den sozial- und geistesgeschichtlichen Merkmalen der deutschen Geschichtswissenschaft

Auch im Wiener Museum für Volkskunde als zentralem Ort früher volkskundlicher Wissensproduktion nahmen in der Zwischenkriegszeit „Pflege und Erhaltung“ von „Volkskultur“, vor allem durch Fokussierung auf Volkstanz, Lied und Spiel breiten Raum in der Vermittlung von Inhalten ein.¹⁴¹ Vor 1933 hatten sich bereits traditionalistisch eingestellte Organisationen, allen voran die Österreichische Heimatgesellschaft unter ihrem Vorsitzenden Robert Mucnjak, in die Heimatpflege des Museums gemengt,¹⁴² mit dem Austrofaschismus spielten kulturpolitische Organisationen des „Ständestaates“, etwa das Vaterländische Front-Werk „Neues Leben“ bei der Programmgestaltung des Hauses eine Rolle wie auch explizit völkisch-national eingestellte Verbände. Ab 1938 erhielten museale, wissenschaftliche bzw. vermittelnde Aktivitäten neue Vorzeichen im Rahmen der Herausbildung des nationalsozialistischen „weltanschaulichen Erbes“. Heimat im Allgemeinen erhielt ihr eindeutig politisches Element: In Abgrenzung zum Eigenen versagten die Nationalsozialisten mit dem Begriff des „Volkstums“ Teilen der Bevölkerung das Recht auf „Heimat“, gleichzeitig deklarierten die Machthaber ihren Anspruch auf neuen „Volksboden“ und „Lebensraum“. Im „Einsatz“ stehende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, unter ihnen auch der Direktor des Wiener Volkskundemuseums, arbeiteten kulturimperialistisch im Rahmen zahlreicher neu geschaffener Institutionen und im Auftrag nationalsozialistischer Expansion.

In der staatlichen Neugründungsphase nach 1945 bot der Zweiten Republik das Identitätskonstrukt „Heimat“ in der Stilisierung des „Österreichischen“ bzw. des Österreichers und in Abgrenzung zu anderen Staaten Überschaubarkeit, Sinn und Orientierung.¹⁴³ Das Engagement der neuen Führung des nunmehrigen „Österreichischen Museums für Volkskunde“, sich nach Kriegsende nationalsozialistischer Spuren zu entledigen, sich eine Präsenz in der sinnstiftenden Kulturpolitik der Zweiten Republik zu erarbeiten, gleichzeitig aber

und deren Konsequenzen. In: Wehling, Hans-Georg (Red.): Nord-Süd in Deutschland? Vorurteile und Tatsachen. Stuttgart u.a. 1987, S. 46, hier zit. in: Nikitsch (wie Anm. 2), S. 196.

141 Vgl. Nikitsch (wie Anm. 83), S. 175ff.

142 Vgl. Nikitsch (wie Anm. 2), S. 175ff.

143 Vgl. Köstlin (wie Anm. 134), S. 333f.

auch an Traditionslinien und Verbindungen vor 1938 anzuknüpfen, verweist auf die heikle Situation, in der sich die Institution auch nach 1945 befand.

Birgit Johler, The Austrian Museum of Folk Life and Folk Art in Times of Political Upheaval. Initial Insight into a New Viennese History of the Museum

To date, the history of the Austrian Museum of Folk Life and Folk Art (ÖMV) in Vienna – in terms of its collection the largest museum on this subject in Austria – has hardly been dealt with as far as the period of Austrofascism, Nazism, and the initial years of the Second Republic are concerned. This paper provides insight into the institutional and/or museological practice of the ÖMV against the backdrop of changing political power structures based on the initial review of the so-called “Direktionsakten,” a relatively closed body of files at the ÖMV.

Buchanzeige

Andreas Duscha: Places of Worship. Interreligiöse Gebetsräume auf Flughäfen

Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde 17.09.2008–16.11.2008. Wien: Metro Verlag 2008

96 Seiten, Texte in dt. und engl., farbige Abb., 28,5 x 21, Leder gebunden
Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 89
ISBN 978-3-902517-56-2

€ 27,50 (exkl. Versand), € 18,40 (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Interreligiöse Gebetsräume auf Flughäfen sind für alle Konfessionen offene Räume. Sie tauchen vermehrt seit den 1980er-Jahren auf und reagieren auf zunehmende Migration und die Globalisierung der Mobilität. Andreas Duscha hat für *Places of Worship* 24 dieser Räume in Amerika, Asien und Europa dokumentiert – die Fotoserie ermöglicht deren Vergleich. In wissenschaftlichen Probebohrungen spüren fünf Kultur- und KunstwissenschaftlerInnen diesem Phänomen auf ethnographischer, soziologischer und fototheoretischer Ebene nach.

Inhalt:

- 5 Vorwort
- 7 Herbert Justnik: Einleitung
- 9 Juliane Feldhoffer: Die Narrativität des Zwischenraums
- 12 Martin Jonas: Interreligiöse Räume: Miteinander oder nebeneinander?
- 14 Klara Löffler, Herbert Nikitsch: Ein-/Blicke: Die interreligiösen Räume in München und Wien
- 17 Andreas Spiegl: Der unbeliebte Raum und Räume der Beliebtheit
- 21 Foreword
- 22 Herbert Justnik: Introduction
- 24 Juliane Feldhoffer: A narrative of the spaces between
- 26 Martin Jonas: Interfaith rooms: With each other or side by side?
- 28 Klara Löffler, Herbert Nikitsch: Put into focus: The interfaith prayer rooms in Munich and Vienna
- 31 Andreas Spiegl: The unpopular area and space of the arbitrariness
- 35 Dokumentation/Documentation
- 65 Bildtafeln/Plates
- 95 Impressum/Imprint

Bestellungen:

Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

Mitteilung

Promulgation – vom Votivbild zum Graffiti

Beobachtungen zur „popularen Religiosität“?

Herbert Nikitsch

Ich möchte anhand einiger Beobachtungen an ein Phänomen erinnern, das in der Volkskunde als „Promulgation“ beschrieben worden ist – worunter in diesem Rahmen eine religiös intendierte Kundgabe verstanden wird. Dabei dient mir das Votivbild als Einstieg, das Graffiti aber gewissermaßen als Ausstieg – nämlich aus jenem facheinschlägig-kanonischen Rahmen, an den man zunächst denkt, wenn man von „Votivbild“ oder von „Promulgation“ hört. Denn ob und wieweit sich die jeweils damit verbundenen Haltungen, Motivationen und Intentionen in diesen zwingen lassen, bleibt dahingestellt – darum auch das Fragezeichen im Untertitel.

Ins Feld einer „popularen Religiosität“ und damit zu Fragen volkskundlicher Frömmigkeitsforschung passt so richtig wohl nur der erste meiner Streifzüge. Er führt mich in die institutionären und publizistischen Reviere volkskundlichen Forschens über „Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens“¹, in die einschlägigen Sammlungen und Bildbände also, in denen eines der Haupt- und Lieblingsthemen das Votivbild ist. Und es war auch das Votiv bzw. die volkskundliche Diskussion über seine Funktion, die Lenz Kriss-Rettenbeck seinerzeit dazu veranlasst hat, den Begriff der Promulgation in die Frömmigkeitsforschung einzuführen. Der Ausdruck stammt ursprünglich aus der Rechtssprache, in der er die „öffentliche Bekanntmachung“ eines Gesetzes (so die wörtliche Übersetzung) bedeutet, und mit seiner Einführung in den Fachdiskurs wollte Kriss-Rettenbeck klarstellen, dass „die Votivtafel weniger als materielle Dankgabe, sondern weitaus mehr als ein Mittel aufgefaßt wurde, um einen erhaltenen Gnadenbeistand vor der Gemeinschaft der Gläubigen kundzutun.“² Die Darbringung eines Votivbildes entspricht also „der Promulgation eines rechtskräftigen Aktes, der erst damit endgültig vollzogen ist“³ – und zwar eben „Ex voto“ (also „auf Grund

1 Kriss-Rettenbeck, Lenz: Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München: Callwey 1963.

2 Kriss-Rettenbeck, Lenz: Das Votivbild. München: Callwey 1961, S. 98.

eines Gelübdes“). Damit erinnert dieser Begriff zugleich an die historischen Zusammenhänge, in denen das Votivbild auch zu sehen ist. Man hat dabei vor allem den „für das Mittelalter [...] zentrale[n] Gedanken des rechtlichen Treueverhältnisses“ in den Vordergrund gerückt – eines rechtlichen do-ut-des-Verhältnisses also, wie es „[nicht nur] zwischen den ständischen Gruppen [sondern] auch zwischen der Gesamtheit der Menschen und Gott“⁴ bestanden hat.

Doch diese Andeutung zur Genese des Votivs soll hier genügen – und auch die formalen Gliederungsprinzipien der Votivbilder und ihre stereotype Ausformung will ich nur am Rande erwähnen. Man hat hier einen regelrechten optischen Kanon ausgemacht, der gewöhnlich aus einem Bild- und einem Inschriftenteil besteht, wobei am „echten Votivbild [...] nicht der redende, sondern der bildliche Teil wesentlich [ist]. Seine gewissermaßen klassische Ausprägung wird durch die Darstellung von drei Grundmotiven bestimmt, nämlich von Kultobjekt (der Heilige in Gestalt des angerufenen Gnadenbildes), intendiertem Objekt (Opferobjekt oder Opfermotiv) und Opfersubjekt (Stifter). Diese Dreiheit ist untrennbar.“⁵ Dieses kompositorische Grundmuster – das sich in kunsthistorischer Ableitung auf die Gestaltung „spätm. Epitaphien“⁶ zurückführen lässt – hat allerdings doch eine gewisse Variationsbreite gehabt, und jene überlieferten Votivbilder, auf denen der „redende Teil“ doch recht präsent ist (Abb. 1), mögen auch zurecht als Vorläufer der steinernen Votivtafeln mit ausschließlich schriftlichem (oft aus der Formel „Bitte und Dank“ bestehendem) Inhalt gesehen werden, auf die ich gleich zu sprechen kommen werde – und die sich im übrigen in ihrer Produktionsweise nicht prinzipiell von den gemalten Votivbildern unterscheiden. Auch diese sind ja, wie man weiß, in der Regel serienmäßig hergestellt worden, wobei sich ihre großteils anonym gebliebenen Produzenten aus einem weiten professionellen Feld rekrutiert haben, das vom malenden Handwerker bis zum akademisch ausgebildeten Kunst- und Kirchenmaler reicht.⁷

3 Brückner, Wolfgang: Votive, Votivbilder, Votivtafeln. In: Lexikon für Theologie und Kirche. 10. Bd, Freiburg u.a.: Herder 2001, Sp. 907–909.

4 Brückner, Wolfgang: Volkstümliche Denkstrukturen und hochschichtliches Weltbild im Votivwesen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 59, 1963, S. 186–203, S. 202.

5 Schmidt, Leopold: Das deutsche Votivbild. In: Ders.: Volkskunde als Geisteswissenschaft. Gesammelte Abhandlungen zur geistigen Volkskunde (= Handbuch der Geisteswissenschaften, 2). Wien: Bellaria 1948, S. 103–126, S. 109.

6 Brückner 2001 (wie Anm. 3), Sp. 908.

7 Beitzl, Klaus: Votivbilder. Zeugnisse einer alten Volkskunst. Salzburg: Residenz 1973, Tafel 22 und 23. Hier auch deutlich gemacht die Arbeitsweise mancher

Ebenfalls nicht rekapituliert werden sollen hier auch Spekulationen über die Intentionen und Motivationen des Votivbrauchs, wie sie sich großteils in mythologischen und symbolischen Deutungen erschöpft und im Votiv vor allem die Manifestation eines in „naive[r] Geisteshaltung und eine[m] primitive[n] Denken [begründeten] Weltbildes“⁸ gesehen haben. Von derartigen Meinungen hat man im neueren volkskundlichen Fachbetrieb Abstand genommen, hat sich von der Tendenz abgewandt, „alle volkstümliche Religiosität auch unserer Tage dem hypothetischen Primitivzustand von Eiszeitmenschen zu vergleichen“, wie Wolfgang Brückner ironisch resümiert⁹, und statt dessen „die allem Votivwesen und damit aller Promulgation zugrunde liegende zentrale religiöse Haltung“¹⁰ in den Vordergrund gerückt – und zwar, so muss man dazusagen, eine religiöse Haltung zumeist katholischer Provenienz, man könnte auch sagen: eine „katholischem Kulturmuster“ folgende religiöse Haltung.

An solche Interpretatorik gelte es nun Überlegungen anzuschließen, die nicht nur die weitere Entwicklung des Votivbilds als zugleich Ausgangspunkt und klassischer Ausdruck von Promulgation thematisieren, sondern auch über die Berücksichtigung traditioneller „populärer Religiosität“ hinaus jene individualistischen Züge privatisierter Religionspraxis nicht aussparen, von der in anderen Disziplinen etwa als „Diesseitsreligiosität“¹¹ die Rede ist. Es gelte also – folgt man der eingangs genannten Funktionsbestimmung des Votivbildes, nämlich „einen erhaltenen Gnadenbeistand vor der Gemeinschaft der Gläubigen kundzutun“¹² – zu fragen, mit welchen Mitteln und in welcher Intention eine solche Kundgabe, eine solche Promulgation auch heutzutage unter den Vorzeichen einer zuweilen konstatierten „desakralisierten“ Glaubenshaltung¹³ und jenseits einer „Gemeinschaft von Gläubigen“ begegnet.

Die weitere Geschichte des Votivbildes ist bereits von Leopold Schmidt in seinem vorhin genannten Beitrag angedeutet worden. Schmidt hat dabei

Votivmaler, von denen ein nach Vorlage gefertigter „Stehsatz“ (etwa der Raumgestaltung und perspektivischen Komposition) je nach Bedarf durch Einfügung von Votant und Votationsanlass vervollständigt wurde.

8 Brückner 1963 (wie Anm. 4), S. 186.

9 Ebda., S. 188.

10 Brückner 2001 (wie Anm. 3), Sp. 908.

11 Honer, Anne (Hg.): Diesseitsreligion. Zur Deutung der Bedeutung moderner Kultur. Hans-Georg Soeffner zum 60. Geburtstag. Konstanz: UVK 1999.

12 Kriss-Rettenbeck 1961 (wie Anm. 2).

13 Aka, Christine: Heilige Orte am Straßenrand. Sinnsuche, Krisenritual und neue Spiritualität. In: Jahrbuch für Europäische Ethnologie. Dritte Folge 1, 2006, S. 9–28, hier S. 19.

auf „Verkümmerungserscheinungen der Neuzeit“¹⁴ hingewiesen, bei denen das eigentliche Motivbild wegfällt und nur die – nunmehr meist in Stein gravierten – Inschriften übrigbleiben. Und er hat diese im übrigen – als eine der wenigen Ausnahmen im Fach, das dergleichen in den Sammlungen und Dokumentationen nicht berücksichtigt hat¹⁵ – schon Ende der 30er Jahre in seiner „Wiener Volkskunde“ als Phänomen des „städtischen Wallfahrtswesens“ gewürdigt: „Eine wahre große Volkswallfahrt auch der Gegenwart ist die zum h. Antonius in der Alserkirche. Dort befinden sich wohl nur moderne, meist marmorne Motivtafeln, Steinmetzarbeit, mit den üblichen wenigen Danksagungsworten, doch sind es sicherlich weit über tausend Tafeln [...] Wenn irgendwo, dann wird es hier fühlbar, daß der Herzschlag der Volksfrömmigkeit in den Goldlettern der einförmigen Steintafeln ebenso schlägt wie in den schönsten barocken Holztafelbildern der einfachsten Kapelle des Alpenlandes.“¹⁶ Tatsächlich kann ein Besuch des Kreuzganges im Minoritenkloster in der Alserstraße noch heute einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen – viele der Motivtafeln stammen aus oder nach dem Ersten Weltkrieg und viele nennen in verzweifelter Hoffnung die Namen oft kaum dem Schulalter entwachsener vermisster Soldaten. Es finden sich aber auch Relikte jüngeren Datums – und darunter auch die „Deponia pia“¹⁷ eines mir von meinen Kirchenstreifzügen schon gut bekannten Votanten: Sie stammt aus den 60er Jahren, ist, nicht im Verbund mit anderen Tafeln, an recht prominenter Stelle eingelassen, und auch das Material ist recht ungewöhnlich und selten.

Doch bevor die qualitativ und – wie wir sehen werden – auch quantitativ recht ostentativ wirkende Kundgebung dieses Gläubigen näher betrachtet wird, noch ein paar Worte allgemein zu den „bildlosen Texttafeln“¹⁸ und zu

14 Schmidt 1948 (wie Anm. 5), S. 109.

15 Nur en passant wird in einschlägiger Literatur die Reduktion der bildlichen Darstellungen angesprochen, in deren Folge ein „zuweilen ziemlich ausführlicher Schriftteil festzustellen [ist], der sich später vielfach auf Formeln wie ‚ex voto‘ reduziert, im 19. Jahrhundert ausführlicher wird und sich schließlich als reine Inschriftentafel aus Marmor, Holz, Blech oder Karton verselbstständigt“. Heim, Walter: Briefe zum Himmel. Die Grabbriefe an Mutter M. Theresia Scherer in Ingenbohl. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 40). Basel: Krebs 1961, S. 11. Über solche Andeutungen hinaus ist diese Art der „Weihegaben“ – „heute meist beschriftete Steinplatten“, wie Brückner sie im Lexikon für Theologie und Kirche lapidar und ohne weitere Hinweise nennt – im Fach kaum registriert worden. Brückner 2001 (wie Anm. 3), Sp. 907.

16 Schmidt, Leopold: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß. Wien, Leipzig: Gerlach & Wiedling 1940, S. 95f.

17 Dünninger, Hans: Deponia pia. In: Jahrbuch für Volkskunde 1978, S. 238–240.

damit verwandten Erscheinungen. Walter Heim hat sie als „schreibend vollzogenes Gebet“ in den Bereich der „schriftlichen Devotion“ eingereiht, jener „jüngste[n] und zeitgemäße[n] Variante religiöser Dokumentations“, die „mehr und mehr an die Stelle bildlicher Zeugnisse [tritt und die auch] dem modernen Zeitgeist [entspricht], wo eine schriftliche Äußerung jedermann selbstverständlich und natürlich ist, so daß sie beinahe schon als die einzig mögliche Art des Zeugnisgebens empfunden wird.“¹⁹ Ansonsten weiß man über diese steinernen Exvotos nicht viel mehr, als dass sie „seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts“²⁰ aufkommen, dann allerdings das Votivwesen dominieren und in zuweilen unübersehbarer Menge begegnen (Abb. 2).²¹ Gewissermaßen als Billigvariante kann man ihnen all die papierenen „Votivtafeln des Dankes“²², also die Propagierung von Danksagungen und Gebetserhörungen in jenen frommen Periodica zur Seite stellen, wie sie in Wien in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bis weit in die erste Republik hinein auf dem Boden eines damals blühenden katholischen Kongregations- und Vereinswesens²³ in großer Zahl herausgegeben worden sind.

18 Harvolk, Edgar: Votivtafeln aus Bayern und Österreich (= Bilderheft der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz, 32). Berlin: Mann 1977, S. 14.

19 Heim 1961 (wie Anm. 15), S. 3 (in Verwendung eines Zitats von Rudolf Kriss).

20 Brockhaus Enzyklopädie Online (21. Aufl.), Stichwort Votiv, http://www.brockhaus-encyklopaedie.de/be21_article.php?document_id=0x0ef36619%40be.

21 Zudem waren sie oft in ihrer Situierung bei vielen Altargestaltungen in gründerzeitlichen Kirchenneubauten ein Bestandteil des architektonischen Konzepts – wobei oft Raum für weitere Anbringungen ausgespart blieb (wie beispielsweise beim Altar der hl. Theresia von Lisieux in der um 1900 erbauten Döblinger Karmeliterkirche zu sehen). Dieses Angebot wird fallweise auch heute noch angenommen – in der Regel freilich werden derzeit die „modernen“ Tafeln weniger angebracht, sondern – oft im Zuge von Kirchenrenovierungen – abgenommen und landen dann wenn schon nicht auf dem Müll, so doch im (Pfarr)Archiv (wie etwa in der Hietzinger Pfarrkirche Maria Geburt) oder, soweit aus höherwertigem Material, zur Wiederverwertung in den Steinmetz- und Bildhauerbetrieben (freundliche Auskunft von Martin Schmeiser, Bildhauermeister Wien, Juni 2007).

22 So bezeichnet wird die einschlägige Rubrik etwa im „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“, eine international in hoher Auflage von den Jesuiten verbreitete Monatsschrift von kaum zu überschätzendem Promulgationsradius, siehe Nikitsch, Herbert: „... den unsern Jammer, der anders brennt“. Verortungen der Judas Thaddäus-Verehrung im Ersten Weltkrieg und „in unserer Zeit“. In: Gottfried Korff (Hg.): Alliierte im Himmel. Populäre Religiosität und Kriegserfahrung (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 99). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. 2006, S. 223–262, hier S. 231f.

23 Nach Sauer existierten um 1900 in Wien über 200 katholische Vereine; Sauer,

Erinnert ist man mit ihnen aber auch an Erscheinungen der von Walter Heim so genannten „Volksgraphologie“, an die „Briefe zum Himmel“ oder an die Wandkritzeleien und Kirchengraffiti (Abb. 3), die man mit etwas Glück in meist etwas devastierten Kirchen (wie derzeit „Maria vom Siege“ am Wiener Mariahilfer Gürtel) sehen kann. Und erinnert ist man auch an all die Eintragungen in den sogenannten Anliegenbüchern, die heute in vielen Kirchen aufliegen und zur schriftlichen Äußerung von Sorgen, Wünschen und Bitten einladen.

Die Eintragungen der Anliegenbücher werden üblicherweise in der Messfeier im Rahmen des „Gebets der Gläubigen“ gewissermaßen als stille Fürbitten mitintendiert²⁴ – doch finden sich unter ihnen oft auch solche, die sich für diesen offiziellen Gebrauch kaum eignen. Es handelt sich dabei um immer wiederkehrende Schriftzüge, die deutlich von ein und derselben Person stammen, fast täglich bzw. auf fast jeder Seite vorkommen, manchmal auch für Wochen oder Monate ausbleiben, um dann wieder konzentriert aufzutauchen. Und während gewöhnlich in den Anliegenbüchern ganz konkrete und damit eben auch meist einmalige Bitten an die Transzendenz gerichtet werden – wie es ja auch ihrer Funktion im liturgischen Kontext entspricht –, enthalten jene Eintragung nur sehr allgemein gehaltene Appelle und verdanken sich so wohl vor allem dem exzessiven „Bestreben des Gläubigen, eine Spur von sich am heiligen Ort zu hinterlassen.“²⁵ Diese Eintragungen wiederholen sich immer wieder, durchfurchen gewissermaßen das Anliegenbuch, indem sie manchmal, in ihrer Schriftgestalt sich deutlich von ihrem textlichen Umfeld abhebend, halbseitig Raum beanspruchen oder ganze Seiten füllen, manchmal auch zwischen den Zeilen voranstehender Eintragungen stehen – und das oft mit der gleichen repetierenden Formel, etwa mit der Bitte „um einen gesegneten Tag und Hilfe für uns alle“ und dazu einem graphisch-hastigen „Vergelt's Gott“ (Abb. 4). Man ist versucht – in eher hilfloser Erklärungs bemühung – hier Zwangshandlungen zu konstatieren, oder auch die Anliegenbücher in der Funktion eines Tagebuches in seiner restringiertesten Form zu sehen oder auch als Ersatz eines

Walter: Katholisches Vereinswesen in Wien. Zur Geschichte des christlichsozial-konservativen Lagers vor 1914 (= Geschichte und Sozialkunde, 5). Salzburg: Neugebauer 1980, S. 40.

24 Nikitsch, Herbert: Schreiben und Glauben. Anliegenbücher als Beispiel moderner Volksreligiosität. In: Eberhart, Helmut, Edith Hörandner, Burkhard Pöttler (Hg.): Volksfrömmigkeit. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1989 in Graz. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde 1990, S. 191–201, hier S. 195.

25 Scharfe, Martin: Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2004, S. 139.

Gegenübers, mit dem man reden kann.²⁶ Doch jenseits solcher psychologischer Deutungen bleibt für meine weiteren Überlegungen nur festzustellen, dass diese Eintragungen unabhängig von spezifischer Intention zu sein scheinen, dass sie, im Sinne gängiger Frömmigkeits- bzw. Votivforschung gesprochen, ohne expliziten Anlass sind – mit anderen Worten: dass sie ihren Anlass in sich selbst haben. Und gerade das ist es, was sie (neben ihrer quantitativen Häufung) mit den Votivtafeln des vorhin erwähnten Votanten im Minoritenkloster in der Alserstraße verbindet.

Dessen Dankesbezeugungen sind mir erstmals in der Döblinger Judas Thaddäus-Kirche untergekommen, wobei der Plural bereits hier anzuwenden ist, es sind nämlich gleich zwei Stück, die in der nicht allzu geräumigen Kapelle hängen. Und sie unterscheiden sich auch hier markant: Sie sind überformatig, sie übersteigen die Durchschnittsgröße der sonst hier zu sehenden Votivtafeln um ein Vielfaches, sie weisen sich statt der üblichen Initialen mit voller Namensnennung aus, und sie sind ungewöhnlich dekorativ graviert – wobei bei einer Tafel auch nicht vergessen wird, mit dem Hinweis auf den Urheber ihres „Entwurfs“ gewissermaßen auf das Copyright ihrer Gestaltung hinzuweisen. Doch die Promulgation (und wohl auch Ostentation) des Votanten ist auch noch in verschiedenen anderen Wiener Kirchen dokumentiert – meist in renommierten Gotteshäusern wie etwa der Michaeler- oder der Minoritenkirche. Auch hier sind sie in der Regel an exklusiver Stelle platziert – und im übrigen ganz verschiedenen Heiligen gewidmet, also diesbezüglich recht beliebig zu nennen.²⁷ Und überall erhellt sich die wohl auch weltliche Intention dieser Weihegaben insofern, als auf den meisten neben dem üblichen „Dank und Bitte“ Hinweise auf Beruf („Staatsbeamter i. P.“) und Genealogie („I[n] M[emoria] General Julius u. Hermine Hoppe. In Ehrung Eugen Hoppe, Sohn 1966“) des gern als „Leopoldritter“²⁸ firmierenden Spenders nicht fehlen (Abb. 5). Über dessen Herkunft und Lebenslauf weiß ich trotz einiger Recherche kaum etwas – nicht

26 Nikitsch 1990 (wie Anm. 24), S. 201.

27 Allein in der Votivkirche finden sich so zwei vor Antonius, eine vor dem hl. Joseph und zwei vor Maria von Guadalupe.

28 Der Österreichisch-kaiserliche Leopold-Orden war ein 1808 gestifteter Verdienstorden, mit dessen Verleihung bis 1884 die Erhebung in den erblichen österreichischen Ritter- bzw. Freiherrenstand verbunden war. (Näheres dazu etwa bei Czeike, Felix: *Historisches Lexikon Wien*, Bd. 4, Wien: Kremayr & Scheriau 1997, S. 34 oder Frank zu Döfering, Karl Friedrich von: *Alt-Österreichisches Adels-Lexikon*, Wien: Selbstverlag des Verfassers 1928, S. IX). In der Regel an Minister, hohe Geistliche und Generale verliehen, erinnert diese Auszeichnung bzw. ihre Nennung an den Beruf des Vaters (1866–1943), seines Zeichens als Generalmajor letzter Kommandant des k.k. Gebirgsschützenregiments Nr. 1 und Ritter des Leopoldordens.

viel mehr, als dass er seine Tafeln in den 60er und frühen 70er Jahren angebracht hat und dass er anno 1985 gestorben ist.²⁹

Noch weniger, genau genommen gar nichts, weiß ich auch von dem zeitgenössischen (vermutlich jugendlichen) Produzenten jener hier abschließend zu nennenden Graffiti, wie sie (wenngleich einige von ihnen immer wieder übermalt und entfernt werden) seit rund drei Jahren zu Dutzenden in einem relativ engumgrenzten Grätzl in meiner näheren Wohnumgebung zu sehen sind (Abb. 6). Sie demonstrieren jene zwei Funktionen, die solchen „Tags“ vor allem zugeschrieben werden: Zum einen dienen sie (wie schon in der frühen Graffiti-forschung am Beispiel jugendlicher Straßenbanden in verschiedenen amerikanischen Städten geschildert) der Territorialmarkierung³⁰, fungieren also als Revierbehauptungszeichen im urbanen Umfeld – was sich in unserem Fall in graphischen Auseinandersetzungen an den Hausmauern dokumentiert (Abb. 7). Zum anderen sind sie Mittel der Selbstdeklaration und Selbstthematisierung – und gerade in dieser Rolle können sie, vor allem unter dem Eindruck inszenierter Platzierung (Abb. 8), einen durchaus identitätskonstruktiven Akt suggerieren. Jedenfalls stellt sich angesichts solcher – zweifellos als säkulare Kundgebung zu verstehenden – Selbstmarkierung die Frage nach der Vergleichbarkeit der hier kurz vorgestellten Beispiele des Phänomens „Promulgation“.

Von den Promulgationsmedien, die ich genannte habe, können die meisten ja durchaus funktionsäquivalent sein: Ein Votivbild des 18. Jahrhunderts mag trotz anderer Produktions- und Distributionsweise den grundsätzlich gleichen Intentionen entsprechen wie die Votivplatte in einer Gründerzeitkirche, die gedruckte Gebetserhörung in einer Kongregationsbroschüre oder die Eintragung in einem Anliegenbuch – nämlich, wie Wolfgang Brückner die „alles Votivwesen und damit aller Promulgation zugrundeliegende Haltung“ umschrieben hat, „sich vertrauend dem Schutz Gottes und der Fürbitte seiner Heiligen anzuheimgeben“³¹. Wir haben aber auch bereits im spezifischen, individualisierten Gebrauch dieser Medien – und nicht nur im zuletzt genannten Säkularisat – einiges kennen gelernt, was sich nicht so ohne weiteres in traditionelle Frömmigkeitspraxis einordnen lässt, wofür hinsichtlich der Funktion bzw. Intention kaum das Epitheton des „Religiösen“, ja nicht einmal das des „Religioiden“, des Religions-Analogen, angemessen

29 Grabstellensuche der Gemeinde Wien, <https://www.wien.gv.at/grabauskunft/internet/suche.aspx>.

30 Ley, David, Roman Cibriwsky: Stadt-Graffiti als Territorialmarkierung. In: Müller, Siegfried (Hg.): Graffiti. Tätowierte Wände. Bielefeld: AJZ 1985, S. 175–187.

31 Brückner 2001 (wie Anm. 3), Sp. 908.

ist. Kurzum, der Begriff der Promulgation ist hier in unterschiedlicher Spannweite gebraucht bzw. zielt (im Sinne Thomas Luckmanns) auf unterschiedlichen Transzendenzgehalt. Er inkludiert die institutionalisierter Religiosität verpflichtete Haltung „sub specie aeternitatis“ ebenso wie eine Haltung „sub specie individualitatis“, in der sich die „Suche nach einem Selbst“ spiegelt, „dessen subjektive Existenz als ideologischer Glaubensinhalt [...] gepredigt wird“.³² Und gerade mit Letzterem mag er der Verfassung des heutigen Menschen gerecht werden, der in einer „Gesellschaft ohne Baldachin“ lebt, um ein schönes Wort des Religionssoziologen Hans-Georg Soeffner zu zitieren.

Soeffner hat den historischen Weg „von der Religion des Individuums zum Individuum als religiösen Gegenstand“ nachgezeichnet – beginnend bei der im Zuge der Reformation hergestellten „Reichsunmittelbarkeit des einzelnen gegenüber seinem Gott“ und der damit „strukturell auf Selbstbeobachtung, Selbstausslegung und Selbstreflexivität angelegten Glaubenshaltung“ bis zum Verlust jeden „religiösen ‚Außenhalts‘ des Individuums“, in dessen Folge „das Individuum letztlich ‚reichsunmittelbar‘ nur noch zu sich selbst [wurde]“.³³ Mit anderen Worten: Unter den Vorzeichen der oft beschworenen Bricolageanfälligkeit der heutigen *conditio humana*, unter der auch und gerade religiöse Bindungen sich lösen, wird der Mensch, wird das Individuum selbst „zum wichtigsten Glaubensinhalt“ und „zur letzten dauerhaften ‚Institution‘“³⁴, zur Institution seiner selbst also. Dabei überschreitet das Individuum zwar „im individuell gewählten und begründeten Ritual“ die eigene Alltäglichkeit und „überhöht sich selbst in der rituellen Heraushebung der eigenen Singularität“³⁵, wie das Soeffner als ein Resultat jener „Reichsunmittelbarkeit zu sich selbst“ beschreibt. Doch handelt es sich dabei um eine Selbstdeutung, die (so Soeffner weiter) „ihre Spuren oft auch da [hinterlässt], wo ihr Einfluß am wenigsten zu vermuten war, [nämlich] in den Schutzgehegen eines religiösen Traditionalismus und Symbolismus“ – man könnte auch sagen: im Rückgriff auf das Repertoire historischer Muster, überlieferter Schablonen und Vorgaben religiösen Handelns.

32 Knoblauch, Hubert: Religion, Identität und Transzendenz. In: Friedrich Jaeger, Burkhard Liebsch (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 1. Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Stuttgart, Weimar: Metzler 2004, S. 349–363, S. 362.

33 Soeffner, Hans-Georg: Das „Ebenbild“ in der Bilderwelt. Religiosität und die Religionen. In: Ders.: Gesellschaft ohne Baldachin. Über die Labilität von Ordnungskonstruktionen. Weilerswist: Velbrück 2000, S. 97–123, S. 98.

34 Knoblauch 2004 (wie Anm. 32), S. 260.

35 Soeffner, Hans-Georg: Rituale des Antiritualismus – Materialien für Außeralltägliches. In: Ders.: Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992, S. 103–130, S. 127.

Solchen Rückgriff sehen wir etwa in jenen Votivtafeln des „Staatsbeamten i. P.“ – die als Mittel jener „rituellen Heraushebung der eigenen Singularität“, gewissermaßen als Medien der Kundgabe seiner selbst, ihrerseits wieder an die Promulgationssäkularisate des Graffiti-Jüngers erinnern, dem wir zuletzt über die Schulter geschaut haben: Auch sie spiegeln die Suche nach einem Ich, dem unter den Vorzeichen der oft beschworenen Säkularisierung Selbstvergewisserung zum Glaubensinhalt geworden ist.



Abb. 2 (oben): Votivtafeln, Maria Enzersdorf, 2007



Abb. 1 (links): Votivbild, ÖMV, Inv.Nr. 41.931

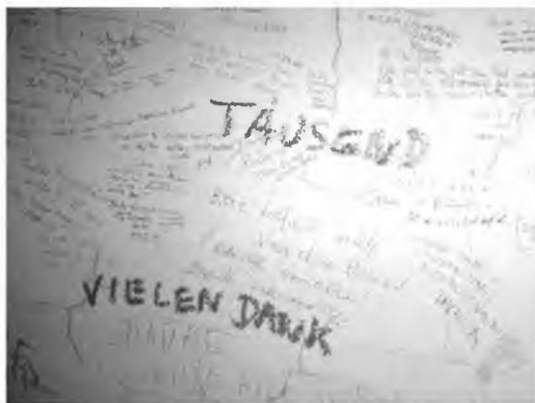


Abb. 3: Maria vom Siege, Wien, 2008



Abb. 6: Graffiti,
Wien-Währing, 2007



Abb. 7: Graffiti,
Wien-Währing, 2007



Abb. 8: Graffiti,
Wien-Währing, 2007

neuerDings

Helmut Seethaler – die Aneignung des öffentlichen Raumes

Der „rebellische“ Zettelpoet von Wien

Es ist der 4. August 2007, ein sonniger Tag. Schauplatz ist die Schwedenbrücke zwischen dem ersten und zweiten Wiener Gemeindebezirk. Das Gelände der gesamten Brücke ist beklebt mit kleinen und größeren Zetteln. Bei näherer Betrachtung stellt man fest, dass es sich um kleine Gedichte und Sprüche wie etwa: „Je mehr Dinge vom Denken ablenken, umso lenkbarer werden wir für die Dingeerzeuger“¹, handelt. Verfasst wurden diese Gedichte von Helmut Seethaler, Wiens „Zettelpoeten“.

Seethaler schreibt seine so genannten Pflückgedichte nun schon seit über 30 Jahren. Er beklebt den öffentlichen Raum mit seinen kleinen Sprüchen, die Denkanstöße für die Menschen sein sollen und erfreut damit immer wieder Passanten, deren Weg von seiner Zettelpoesie gekreuzt wird. Als Träger seiner Gedichte dienen ihm Klebestreifen, die er beispielsweise an Brückengeländern, U-Bahn-Stationen, Bretterverschlagen an Baustellen oder zwischen Bäumen anbringt. Dass diese langjährige Leidenschaft und Lebensaufgabe nicht nur Liebhaber findet, ist unschwer nachvollziehbar und obwohl Seethaler inzwischen sogar eine Methode entwickelt hat, um seine Gedichte wieder rückstandslos von den beklebten Flächen zu entfernen, stößt er auf regen Widerspruch.

Der Verfasser der Pflückgedichte wurde bereits über 3000 Mal angezeigt und mehrmals wegen Verschmutzung, Erregung öffentlichen Ärgernisses, Lärmbelästigung usw. zu Geldstrafen oder ersatzweisen Haftstrafen verurteilt. In über 2500 Fällen hatte der Berufungsrichter jedoch entschieden, dass Seethalers Gedichte und Aktionen als Kunstausübung zu akzeptieren seien. Einer der Berufungsrichter begründete einen Freispruch wie folgt: „Seethaler hat in der Ausübung seiner Kunst agiert. Das Besondere liegt darin, an öffentlichen Orten Gedichte an Klebebänder zu applizieren, wodurch Literatur außerhalb des üblichen Kulturbetriebs einem großen Personenkreis in einem untypischen Umfeld vermittelt wird: Bestrafungen würden diese Form der Kunst unmöglich machen. Es wäre ein unverhältnis-

1 Helmut Seethaler.

mäßiger Eingriff in die grundrechtlich garantierte Freiheit der Kunst.“² Dieser Entscheidung dürfte wohl der Artikel 17a des Staatsgrundgesetzes, der am 12.5.1982 in den Katalog der Grund- und Freiheitsrechte der österreichischen Verfassung aufgenommen wurde, zugrunde liegen: „Das künstlerische Schaffen, die Vermittlung von Kunst, sowie deren Lehren sind frei.“

Trotz dieser richterlichen Zugeständnisse und verfassungsrechtlich festgelegter Freiheit, wird das „öffentliche Ärgernis“ Seethaler mit allen nur erdenklichen Mitteln von den Wiener Linien und teilweise auch von den öffentlichen Verwaltungsorganen der Stadt Wien bekämpft.

An diesem Punkt stellen sich einige Fragen: Wem gehört der öffentliche Raum und wer darf über ihn bestimmen? Warum stellen Seethalers Pflückgedichte so ein kontroverses Thema, fast schon eine Bedrohung dar?

Der öffentliche Raum, als Raum für Kunst und Kultur!?

Kunst im öffentlichen Raum hat laut Kunst im öffentlichen Raum Wien (KÖR), abgesehen vom ästhetischen Aspekt vor allem eine wissens- und bewusstseinsbildende Wirkung. KÖR versteht Kunst im öffentlichen Raum nicht als Dekor, sondern als Angebot zur Auseinandersetzung mit Inhalten und radikalen ästhetischen Setzungen sowie als symbolische Markierung bislang kulturabstinenter Territorien.³ Ein weiteres Anliegen von KÖR ist es, „die Funktion des öffentlichen Raums als Agora – als Ort der gesellschaftspolitischen und kulturellen Debatte – wieder zu beleben“.⁴

Seethalers Art, seine Gedichte zu präsentieren, trifft genau auf diese Sichtweisen zu. Er möchte seine Kunst einem breiteren Publikum zugänglich machen. Der Zettelpoet entlässt seine Kunst aus den engen Kontexten von Büchern, Museen und Galerien. All diese genannten Orte setzen nämlich voraus, dass man sich Kunst leisten oder sie erwerben kann und machen sie somit zu einer Ware. Sobald die Kunst jedoch im öffentlichen Raum passiert, ist sie für jeden Menschen frei zugänglich und bietet jedem die Möglichkeit, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Doch diese künstlerischen Bestrebungen des Gedichteschreibers werden andernorts als Vandalismus aufgefasst. Besonders für die Wiener Linien ist er ein hartnäckiges, ungeliebtes Ärgernis.

Die „Verschmutzung“ der U-Bahn-Stationen wurde schon hundertfach zur Anzeige gebracht. Das „Katz-und-Maus-Spiel“ zwischen Seethaler und

2 <http://www.f13.at/texte/Arm-Reich/Strafwut.html>, ohne Autor, zuletzt aufgerufen am 01.08.2008.

3 <http://www.koer.or.at>, ohne Autor, zuletzt aufgerufen am 23.07.2008.

4 <http://www.koer.or.at>, ohne Autor, zuletzt aufgerufen am 28.07.2008.

Bediensteten der Wiener Linien stand ebenfalls das öfteren auf der Tagesordnung. Während er seine Gedichte an Wände und Geländer klebt, reißen im selben Takt ein oder mehrere Bedienstete der Wiener Linien diese wieder herunter und vernichten sie, damit sie nicht erneut aufgeklebt werden können und das saubere Image der U-Bahn-Stationen gefährden. Denn an wenigen öffentlichen Orten ist man so sehr darauf bedacht, Reinheit und Ordnung zu halten, wie in der U-Bahn. Eine gepflegte, ordentliche Station mit festgelegten Benutzungsregeln, eventuell auch mit beleuchteten Werbekästen, wirkt auf den Benutzer oder Besucher der Station sicherer.

Die Verhaltensregeln sind auf Infopostern, gemeinsam mit den Kontaktdaten der Wiener Linien, abgedruckt. Sie untersagen Handlungen wie das Verunreinigen von Anlagen und Wagen, sowie das Musizieren, Lärmen, Betteln oder das Belästigen von anderen Menschen und noch einiges mehr.

Was ist es aber, das Seethalers Pflückgedichte von den City Lights, die mehrfach in Wiener U-Bahn-Stationen hängen, unterscheidet? Ein wesentlicher Unterschied liegt wohl darin, dass die City Lights bezahlte Werbeflächen sind und somit eine lukrative Einnahmequelle für die Wiener Linien.

Als Benutzer der U-Bahn wird man überall mit Werbeplakaten konfrontiert, die für verschiedenste Dinge werben und dementsprechend Aufmerksamkeit erwecken sollen. Im öffentlichen Raum ist dies ebenso. An Werbungen und Werbeplakaten, egal in welcher Dichte oder an welchen Orten sie auftreten, scheint niemand mehr Anstoß zu nehmen.

Hier spielt die zunehmende Privatisierung, Regulierung und Kontrolle des öffentlichen Raumes eine nicht unwesentliche Rolle.⁵ Seethalers vehemente Rückaneignung eines Raumes, der nicht mehr so öffentlich ist, wie er zu sein scheint, weil er zunehmend normiert, reguliert und privatisiert wird, manifestiert sich durch seine Beklebungen. Der Dichter bricht mit dieser Vormachtstellung der Behörden und auch der Industrie, indem er sich den von ihnen angeeigneten Raum durch seine Aktionen zurückholt.

Bei der Suche im Internet nach Helmut Seethaler und seinen Aktionen stößt man immer wieder auf folgende Frage: Warum ist Wien gegen seine Zettelgedichte, obwohl er von anderen Städten eingeladen wird, dort seine Aktionen durchzuführen? Und warum gab es dort keine Probleme oder etwa Anzeigen? Eine einfache Erklärung dafür könnte sein, dass der Zetelpoet durch seine zeitlich begrenzten Aufenthalte ein mehr oder weniger kalku-

5 Vgl. Wiegandt, Claus C.: Öffentliche Räume – öffentliche Träume. Zur Kontroverse über die Stadt und ihre Gesellschaft. Ein kurzes Vorwort. In: ders.: Öffentliche Räume – öffentliche Träume. Zur Kontroverse über die Stadt und ihre Gesellschaft. Bd. 2, Berlin 2006, S. 7ff.

lier- und kontrollierbarer Faktor im Stadtbild ist. In Wien hingegen „schlägt“ er meist unvorhersehbar zu.

Wie bereits erwähnt, hat Seethaler jedoch nicht nur Widersacher. Seine Gedichte und die damit verbundenen Performances im öffentlichen Raum, finden durchaus Liebhaber und regen Anklang bei vielen Passanten, wie auch die Fotos von Frau Christine Kainz belegen. Sie hat seine Aktion auf der Schwedenbrücke vom 4. August 2007 mit ihrer Kamera begleitet und die Reaktionen der Vorbeikommenden auf drei Kleinbildfilmen festgehalten. 49 Positivabzüge im Format 10 x 15 cm und ein Großteil der dazugehörenden Negative wurden am 8.11.2007 als Schenkung dem Österreichischen Museum für Volkskunde übergeben.

Hauptsächlich zeigen die Bilder angeregt lesende Menschen unterschiedlichen Alters und Geschlechts. Immer wieder sieht man Hände, die beherzt zugreifen, und eines der Zettelgedichte nehmen, um es anzuschauen oder zu lesen. Viele Vorbeigehende fotografieren kurzerhand die Gedichte mit Digital- oder Handycameras. Zwischenzeitlich vermögen es die Pflückgedichte, dass sogar Radfahrer anhalten und sich einem kurzen Moment des Lesens hingeben, oder dass Mütter ihren neugierigen Kindern Seethalers Texte vorlesen. Einige Passanten „pflücken“ sich ihre Lieblingsgedichte und nehmen sie mit, ganz so, wie es vom Künstler angedacht und gewünscht ist. Natürlich bleibt nicht jeder stehen und gibt sich dem Lesen hin, viele gehen vorbei, nehmen keine Kenntnis von den Gedichten oder regen sich über sie auf.

Christine Kainz zeigt mit ihren Fotos Helmut Seethaler während er parallel zur Beklebung der Schwedenbrücke eine Lesung hält. Als Plattform dafür dient ihm eine Bühne am Donaukanal, auf der kurz zuvor noch Musiker die Hauptakteure waren.

Die Performance scheint prinzipiell ein wichtiger Aspekt von Seethalers Kunst zu sein. Sei es bei einer Beklebung, einer Lesung oder einer Auseinandersetzung mit seinen Widersachern, die sich oft zu einem regelrechten Kräfteressen hochschaukeln. Immer wieder geht der Zetteldichter auf Konfrontationskurs mit seinem Umfeld. Durch die öffentliche Art, mit der er seine Kunst präsentiert, steht er immer in Interaktion zu den Individuen, die sich in positiver oder negativer Weise mit seiner Kunst konfrontiert sehen und sich mit ihr auseinandersetzen.

Wer weiß, ob Helmut Seethaler nicht ohne die unzähligen Auseinandersetzungen der Antrieb für seine Zettelpoesie fehlen würde?

Herbert Justnik, Stephanie Stübler



Aktion vom 4. August 2007, Wien, Schwedenbrücke



Aktion vom 4. August 2007, Wien, Schwedenbrücke

Chronik der Volkskunde

Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2007

EINFÜHRUNG

2007 war für die österreichische Museumslandschaft ein herausragendes Jahr, da zum ersten Mal in der 61-jährigen Geschichte des Internationalen Museumsrates ICOM dessen 21. Generalkonferenz in Wien stattfand. Das Museum für Volkskunde war ganz vorne mit dabei, diese Großkonferenz zu organisieren, das Programm zweier Internationaler Komitees zu gestalten und sie durch Österreich zu begleiten. Besonders das für die Tagung eigens entwickelte innovative Ausstellungsprojekt „museum_inside_out. Arbeit am Gedächtnis“ wurde von den Museumskollegen und -kolleginnen aus aller Welt mit großem Interesse aufgenommen. Daneben waren in diesem Jahr zwei Sonderausstellungen mit Europa-Fokus im Haus erfolgreich und zwei Ausstellungen, mit denen das Österreichische Museum für Volkskunde einerseits in der Kulturhauptstadt Sibiu in Rumänien und andererseits in den französischen Städten Chambéry und Grenoble zu Gast war.

Das Veranstaltungsjahr prägten die zahlreichen nachfolgend aufgelisteten Vereinsaktivitäten, mehrere im Museum stattfindende Tagungen, darunter das Studierendentreffen der dgv, ausstellungsbegleitende Vortragsreihen, Studienreisen und Exkursionen und ein Filmschwerpunkt. Eine besondere Erwähnung verdienen auch die vermehrt von Erfolg gekrönten Bemühungen, neue Besucherschichten anzusprechen. Die Angebote wurden hierbei für Kindergarten- und Schulgruppen, für Lehrlinge, Studierende, Migranten und Migrantinnen, Menschen mit Behinderungen, Senioren und Seniorinnen maßgeschneidert. Als Zielvorstellung steht dabei nicht der Massenbesuch im Vordergrund, sondern die Qualität des Angebots, die (zeit- und personalintensive) persönliche Auseinandersetzung mit den Museums Gästen und ihre aktive Einbindung in Kommunikationsprozesse.

Die schönen Ergebnisse wurden trotz unverändert schwieriger Rahmenbedingungen erzielt. Mangelnde Planungssicherheit aufgrund des jährlich ungewissen Subventionsflusses wurde durch erhöhte Kreativität ausgeglichen, Ausstellungs- und Infrastrukturbudgets verschränkt und dadurch

Synergien geschaffen. Die Kommunikation mit dem zuständigen Bundesministerium für Unterricht Kunst und Kultur gestaltete sich aufgrund des Personalwechsels in den entscheidenden Spitzenpositionen schwierig, die Stadt Wien pocht nach wie vor auf die formalrechtliche Erhaltungspflicht für das Museumsgebäude durch den Verein für Volkskunde. Vereinsvorstand und Museumsdirektion können und werden sich mit dieser Situation jedoch nicht abfinden, bis sich eine Lösung der existentiellen Probleme des Museums abzeichnet. An entsprechenden Strategien wird gearbeitet.

VERANSTALTUNGSKALENDER

- 07.01. Exkursion zu den Wiener Kirchenkrippen mit HR Dir. i.R. Dr. Franz Grieshofer
- 11.01. Großer Bahnhof. Wien und die weite Welt. Führung durch die Ausstellung im Wien Museum mit Herbert Justnik
- 18.01. Nordsee ist Mordsee. Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen. Vortrag von Univ.-Doz. Mag. DDr. Bernd Rieken
- 15.02. Spurwechsel – Wien lernt Auto fahren. Kuratorenführung durch die Ausstellung im Technischen Museum Wien
- 17.–19.02. Exkursion zum Karneval in Ptuj, Slowenien, geführt von HR Dr. Franz Grieshofer
- 01.03. brücken:schlag. Die Czernowitzer Austria. Symbole und Identitäten in einem neuen Europa. Ausstellungseröffnung
- 16.03. Ordentliche Generalversammlung 2007 des Vereins für Volkskunde
Stadtpläne als politische Zeichensysteme – politische Denkmäler, Heldenplätze und Straßennamen. Vortrag von Univ.-Doz. Dr. Peter Stachel, Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften
- 22.03. Gottschee – Kočevje. Ausstellungseröffnung im Slowenischen Kulturzentrum. Das Österreichische Museum für Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Regionalmuseum Kočevje
- 29.03. Die Allegorie der Austria. Die Entstehung des Gesamtstaatsgedankens in der österreichisch-ungarischen Monarchie und die bildende Kunst. Buchpräsentation von Selma Krasa-Florian
- 13.04. Busexkursion in das Ethnographische Museum Schloss Kittsee. Führungen durch die Sonderausstellungen „Grabhölzer aus Ungarn“ und „Ostereier aus Mähren“

- 20.04. Studententag: Politische Symbole und neue Identitäten in Europa. Univ.-Prof. Dr. Rudolf Jaworski (D): Austria im Zerrspiegel – Karikaturen der späten Monarchie; Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. Andrei Corbea-Hoisie (RO): Mythos Czernowitz; Univ.-Doz. Dr. Heidemarie Uhl (A): Iconclash – EU-Europa in der visuellen Kommunikation
- 28.04. Finissage: brücken:schlag. Die Czernowitzer Austria. Lesung von Péter Zilahy (H) „Czernowitz mein schwarzer Witz“; Ukrainisches Special, Clubbing mit DJ Prutsky
- 12.05. Österreich mit Europa in Rumänien: „15+10+2. Europäische Identitäten. 12 Pakete aus Europa“. Eröffnung der Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Emil Sigerus Museum in Sibiu, Rumänien
- 24.05. Unordnung. Geschichten aus dem Museumsalltag. Impulsreferat von Herbert Justnik mit anschließender Diskussion
- 05.06. Im Wirtshaus. Eine Geschichte zur Wiener Geselligkeit. Führung durch die Ausstellung im Wien Museum mit Mag. Ulli Fuchs
- 13.06. Wer erinnert sich an die 351 Deportierten aus der Josefstadt? 3. Josefstädter Kulturgespräch mit Statements von Mag. Eva Blimlinger, Dr. Doron Rabinovici, Dr. Bertrand Perz, Mag. Birgit Johler; Moderation: Timm Starl
- 14.06. museum_inside_out. Arbeit am Gedächtnis. Ausstellungseröffnung
- 16./17.06. Sprachen, Schriftzeichen, Typen. Aktionswochenende in der Reihe „Insights – Einblicke und Aktionen“ zur Ausstellung „museum_inside_out“ mit Hermann Hummer
- 21.06. Promulgation – vom Votivbild zum Graffiti. Vortrag von Dr. Herbert Nikitsch
- 28.06. Wie die Dinge ins Museum kommen. Dr. Margot Schindler im Gespräch mit Univ.-Ass. Dr. Michaela Haibl in der Reihe „Arbeit am Gedächtnis“ zur Ausstellung „museum_inside_out“; Moderation: Mag. Katerina Kratzmann
- 05.07. Von Objekten ohne Nummer zu Ohne-Nummer-Nummern. Mag. (FH) Elisabeth Egger im Gespräch mit Univ.-Ass. Dr. Elisabeth Timm in der Reihe „Arbeit am Gedächtnis“ zur Ausstellung „museum_inside_out“; Moderation: Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler
- 12.07. Tabus. Impulsreferat von Mag. Katharina Richter-Kovarik mit anschließendem Publikumsgespräch in der Reihe: „Geschichten aus dem Museumsalltag“ zur Ausstellung „museum_inside_out“

- 14./15.07. Fotografie/Konservierung. Aktionswochenende in der Reihe „Insights – Einblicke und Aktionen“ zur Ausstellung „museum_inside_out“ mit Herbert Justnik
- 18./19.08. Unbekannte Objekte. Aktionswochenende in der Reihe „Insights – Einblicke und Aktionen“ zur Ausstellung „museum_inside_out“ mit Elisabeth Egger
- 19.–24.08. Museen und universelles Erbe. ICOM Generalkonferenz 2007, Wien
- 30.08. Sinnlichkeit. Impulsreferat von Dr. Claudia Peschel-Wacha mit anschließendem Publikumsgespräch in der Reihe „Geschichten aus dem Museumsalltag“ zur Ausstellung „museum_inside_out“
- 31.08. Vision Film. Eröffnung der Filminitiative des 8. Bezirks. Im Rahmen dieses Projekts fanden von August bis November 2008 eine Reihe von Filmabenden statt.
- 03.09. Benin – Könige und Rituale. Höfische Kunst aus Nigeria. Führung durch die Ausstellung im Museum für Völkerkunde, Wien, mit Dr. Barbara Plankensteiner
- 04.09. Vorhang auf – Film ab. Eine Geschichte der Bilderwerfer. Ausstellungseröffnung
- 06.09. Keine Ahnung! Impulsreferat von Hermann Hummer mit anschließendem Publikumsgespräch in der Reihe „Geschichten aus dem Museumsalltag“ zur Ausstellung „museum_inside_out“
- 13.09. Streifzüge. Impulsreferat von Matthias Beitl mit anschließendem Publikumsgespräch in der Reihe „Geschichten aus dem Museumsalltag“ zur Ausstellung „museum_inside_out“
- 15./16.09. Tand und Teures. Aktionswochenende in der Reihe „Insights – Einblicke und Aktionen“ zur Ausstellung „museum_inside_out“ mit Ing. Gabriele Klein
- 15.09. Picknick für den volkskundlichen Nachwuchs
- 20.09. Normierung. Impulsreferat mit anschließendem Publikumsgespräch mit Mag. Charlotte Martinz-Turek und Herbert Justnik in der Reihe „Geschichten aus dem Museumsalltag“ zur Ausstellung „museum_inside_out“
- 27.09. Welche Dinge man von der Reise mitbringt. Matthias Beitl im Gespräch mit Dr. Axel Steinmann in der Reihe „Arbeit am Gedächtnis“ zur Ausstellung „museum_inside_out“
- 29.09. Exkursion zur Niederösterreichischen Landesausstellung „Feuer & Erde“
- 03.10. Was hat die Wirklichkeit mit dem Film zu tun? 4. Josefstädter Kulturgespräch mit Statements von Dr. Ruth Beckermann,

- Dokumentarfilmerin und freie Autorin, Mag. Klaus Nüchtern, Journalist, Leiter der Kulturredaktion der Stadtzeitung „Falter“, Mag. Lisl Ponger, Bildende Künstlerin (Fotografie und Film), Prof. Dr. Karl Sierek, Medienwissenschaftler; Moderation: Timm Starl
- 06.10. Lange Nacht der Museen: Möbelsachen und Frauendinge. Quiz zur Symbolik von Kopfbedeckungen
- 22.10. Forschung an Museen. Expert/inn/en-Workshop
- 25.10. Die unbekannten Europäer. Eine fotografische Reise von Kurt Kaindl mit Texten von Karl-Markus Gauß. Ausstellungseröffnung
- 26.10. Nationalfeiertag: Der goldene Faden. Praktische Beispiele der Textilkunst anhand von Objekten aus der Sammlung des Museums für Volkskunde
- 17./18.11. Grenzenlose Einblicke. Podiumsdiskussion zum Thema Barrierefreiheit und MigrantInnen. Aktionswochenende in der Reihe „Insights – Einblicke und Aktionen“ zur Ausstellung „museum_inside_out“ mit Dr. Claudia Peschel-Wacha und Mag. Katharina Richter-Kovarik
- 22.11. Von Europa in die Neue Welt – bei den Hutterern in Kanada. Über Sprache und Kultur einer aus Tirol stammenden Glaubensgemeinschaft. Vortrag von Dr. Wilfried Schabus
- 29.11. Krippenskulpturen von Meinrad Mayrhofer im Garten des Volkskundemuseums. Ausstellungseröffnung
- 03.12. Bauernmöbel im Dorotheum. Führung zu ausgewählten Exponaten mit Ulrich Prinz und HR Dir. i.R. Dr. Franz Grieshofer
- 06.12. Die sterbenden Europäer – Die Arbëreshe von Kalabrien. Präsentation des Films von Wolfgang Niedermair. Anschließend Publikumsgespräch mit dem Regisseur und Kurt Kaindl
- 08.12. Exkursion zum Pramtaler Adventmarkt im Lignorama, Oberösterreich
- 14./15.12. Vom Alltagsverstand zum Widerstand. Tagung zur gegenwärtigen Rezeption der Ideen und Werke von Antonio Gramsci
- 16.12. Aufbau der Zwittauer Krippe. Aktionswochenende in der Reihe „Insights – Einblicke und Aktionen“ zur Ausstellung „museum_inside_out“

AUSSTELLUNGEN

Krippenkunst

Geschnitzt, gefasst, gekleidet, gemalt, gemodelt, geformt, geschnitten, gegossen, gespickelt ...

20. November 2006 bis 4. Februar 2007

Kuratierung und Organisation: Helmut Czakler, Franz Grieshofer, Nora Witzmann, Claudia Peschel-Wacha, Gabriele Klein

Die Geburt Christi und die Anbetung der Magier zählen neben der Passionsgeschichte zu den häufigsten Darstellungen in der bildenden Kunst. In Fortführung antiker Traditionen suchten die Künstler seit dem frühen Christentum das weihnachtliche Geschehen in Form von Reliefs, als Illustrationen in Handschriften oder auf Wand- und Altargemälden wiederzugeben. Zur lebendigen Veranschaulichung des Evangeliums begegnen uns die handelnden Personen in Form von Plastiken aus Terrakotta geformt, aus Holz geschnitzt, aus Wachs bossiert und bekleidet, oder als Papierfiguren. Solcherart entstand im Verlauf der Jahrhunderte eine Vielfalt an künstlerischen Schöpfungen, die alle dem Nachvollzug des Weihnachtsmysteriums dienen. Die Weihnachtsausstellung im Wiener Volkskundemuseum lenkte das Augenmerk auf diese unterschiedlichen Gestaltungsmöglichkeiten von Weihnachtskrippen. Erlesenen Stücken aus einer Privatsammlung von hoher künstlerischer Qualität standen dabei schlichte Laienarbeiten gegenüber, deren Naivität die Weihnachtsbotschaft besonders zu Herzen gehen lässt. Den BesucherInnen blieb es unbenommen, mit welcher Intention sie die geschnitzten, gefassten, gekleideten, gemalten, gemodelten, geformten, geschnittenen, gegossenen und gespickelten Kunstwerke in Augenschein nahmen. Die Kreativität bei der Herstellung von Weihnachtskrippen war in jedem Fall beeindruckend.

brücken:schlag. Die Czernowitzer Austria

Symbole und Identitäten in einem neuen Europa

2. März bis 29. April 2007

Idee: Abbé Libansky, Barbara Zeidler

Organisation: Matthias Beitzl

Die „Czernowitzer Austria“ des Wiener Bildhauers Karl Pekary stand als Zeichen österreichisch-ungarischer Machtpräsenz ab 1875 am „Austria-Platz“ in Czernowitz. Im Jahr 1918 verschwand die „Austria“ unter unge-

klärten Umständen. Im Mai 2003 tauchte der zwei Meter große Torso der Statue bei Bauarbeiten überraschend wieder auf. In einem internationalen Kunst- und Kulturprojekt beschäftigten sich im Jahr 2006 KünstlerInnen aus Ungarn, der Slowakei, Polen, der Ukraine und Österreich mit der Neuinterpretation jeweils eines originalgetreuen Abgusses der Statue, um deren symbolische Relevanz zu untersuchen. Die zehn „neuen“ Austria-Skulpturen wanderten durch das „neue“ Europa mit Zwischenstationen in Krakau, Budapest, Bratislava, Wien-Laudongasse und Czernowitz. Sie symbolisieren die unterschiedlichen Visionen, Blickwinkel und Entwürfe der gegenwärtigen strukturellen Veränderungen, um schließlich in Kiew für einen längeren Zeitraum neuen Botschaften und möglichen Interpretationen ihren Körper zu leihen. Beteiligte KünstlerInnen: Iлона Nemeth (SK), Gruppe XYZ (SK), Róza El-Hassan (HU), Janos Sugar (HU), Karolina Kowalska (PL), Janek Simon (PL), Anna Sidorenko (UA), Bronislav Tutelman (UA), Bernadette Huber (A), Abbé Libansky (A), Hilde Fuchs (A)

museum inside_out. Arbeit am Gedächtnis

14. Juni 2007 bis 31. Jänner 2008

Idee: Margot Schindler

Durchführung: gesamtes Team Wissenschaft und Sammlungen

Das Österreichische Museum für Volkskunde zeigte 2007 ein bislang in der Museumsszene einzigartiges Projekt. Die Museumsarbeit, die normalerweise zu 80 Prozent Backstage unter Ausschluss der Öffentlichkeit passiert, wurde in die Ausstellungsräume transferiert, KuratorInnen, Restauratorinnen, BibliothekarInnen, ArchivarInnen, Kulturvermittlerinnen agierten gleichsam auf einer Bühne und traten über die Museumsobjekte und ihre Arbeit mit den BesucherInnen in Interaktion. Mit dem Projekt „museum_inside_out“ machte das Volkskundemuseum Museumsarbeit öffentlich, stülpte sich von innen nach außen und dachte sowohl intern als auch mit unterschiedlichen Öffentlichkeiten über seine Inhalte und möglichen Zukunftsperspektiven nach. Die jeglicher Museumsarbeit inhärente Arbeit am Gedächtnis wurde so auch dem Publikum als öffentliche Aufgabe für das kollektive Gedächtnis bewusst gemacht.

Vorhang auf – Film ab. Eine Geschichte der Bilderwerfer

5. September bis 7. Oktober 2007

Kurator: Christian Neubacher

Organisation: Matthias Beitzl

Die Ausstellung bot einen Blick hinter die Kulissen des Kinobetriebes. Ansonsten nur über verwinkelte Hintereingänge oder waghalsige Wendeltreppen zu erreichen, führte die Ausstellung die BesucherInnen in das „Herz“ eines Kinos, in den Vorführraum. Sie machte neugierig auf ein Medium, das wohl einmalig ist im komplexen Zusammenspiel von modernster Technik und althergebrachten Arbeitsabläufen, Kunst und massentauglicher Unterhaltung. Die Apparatur, und jene die sie bedienen, bilden die Basis dieses Zusammenwirkens. Menschen mit ihrer Zuneigung zu ihrem Beruf standen im Vordergrund, historische Entwicklungen oder technische Errungenschaften waren ebenfalls Thema, wurden aber nicht umfassend behandelt. Die Ausstellung war eine Kooperation zwischen dem Österreichischen Museum für Volkskunde, dem Österreichischen Filmmuseum sowie mehreren Wiener Kinos und deren Vorführern.

Die unbekannten Europäer. Eine fotografische Reise von Kurt Kaindl mit Texten von Karl-Markus Gauß

26. Oktober 2007 bis 23. März 2008

Organisation: Matthias Beitzl

Der für seine sensiblen und genauen Bilder bekannte Photograph und Medienwissenschaftler Kurt Kaindl hat auf mehreren Reisen gemeinsam mit Karl Markus Gauß Orte und Menschen besucht, die gewöhnlich außerhalb öffentlicher Wahrnehmung hegen. Eine Auswahl der dabei entstandenen Photos war in dieser Ausstellung zu sehen, wobei die Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde erstmals 12 Volksgruppen in einer großen Schau vereinte. Kaindls Bilder und Gauß' Texte öffneten dem Betrachter, der Betrachterin behutsam den Blick für das Wesen europäischer Minderheiten und legten in Fotos und Texten ein leises, aber starkes und überzeugendes Plädoyer für das unbekannte Europa – jenseits von Maastricht und Brüssel – ab. Die Fotos zeigten ein Europa, in dem sich Identitäten zu behaupten suchen und dabei täglich kulturelle Grenzüberschreitungen praktizieren. Seit 2002 wurden die Fotoarbeiten über diese Minderheiten in zahlreichen kleinen Ausstellungen gezeigt und in zwei Bildbänden publiziert. Drei Essaybände widmen sich ihrer Geschichte.

Krippenskulpturen von Meinrad Mayrhofer im Garten des Volkskundemuseums

30. November 2007 bis 3. Februar 2008

Organisation: Claudia Peschel-Wacha

Der Bildhauer aus Pram in Oberösterreich fertigt mit der Motorsäge Skulpturen aus heimischen Hölzern. Die Kerngruppe seiner Großkrippe, Maria, Josef und das Jesuskind, wird von einem Hirten mit drei Schafen sowie dem aus den Salzkammergutkrippen bekannten Figurentypus der „Muata laß mi a mitgehen“ (eine Mutter mit Kind) ergänzt. Seit 1979 ist Meinrad Mayrhofer freischaffend als Bildhauer und Maler tätig, er ist Vorsitzender der Innviertler Künstlergilde. Die erste von ihm geschaffene Großkrippe mit einer Höhe von sieben Meter steht in permanenter Aufstellung im Lignorama, dem Holz- und Werkzeugmuseum in Riedau. Die Krippenskulpturen dieser Weihnachtsausstellung wurden von Meinrad Mayrhofer eigens für die Aufstellung im Garten des Palais Schönborn geschaffen. Krippenfiguren von solcher Dimension waren erstmalig in Wien zu sehen. Eine Besonderheit lag auch darin, dass die BesucherInnen die Figuren nicht nur betrachten durften, sondern vor allem mit den Händen begreifen sollten.

*Ausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde im Ausland***Österreich mit Europa in Rumänien:****15+10+2. Europäische Identitäten. 12 Pakete aus Europa**

Muzeul de Etnografie Saseasca „Emil Sigerus“, Sibiu, Rumänien

12. Mai bis 20. Juli 2007

Kuratierung und Organisation: Franz Grieshofer, Margot Schindler

Das Österreichische Museum für Volkskunde wurde vom Complexul National Muzeul „ASTRA“ eingeladen, die Ausstellung „15+10+2. Europäische Identitäten. 12 Pakete aus Europa“ in Sibiu, der Kulturhauptstadt Europas 2007, zu präsentieren. Die Idee dieser Ausstellung, die anlässlich der EU-Erweiterung 2004 für Wien konzipiert wurde, bestand darin, dass die ethnographischen Fachinstitutionen der neuen EU-Mitgliedstaaten gebeten wurden, dem Wiener Volkskundemuseum ein möglichst symbolgeladenes Geschenk zu überlassen, das als typisch für das jeweilige Land angesehen werden kann und mit dem sich die BewohnerInnen identifizieren. Für das Österreichische Museum für Volkskunde bot die Beteiligung am Programm

der Kulturhauptstadt Sibiu eine willkommene und gerne wahrgenommene Gelegenheit, die langjährigen Beziehungen zu Rumänien zu dokumentieren und neuerlich zu vertiefen.

Eugénie Goldstern. Éthnologue et juive dans l'Europe des deux guerres

Musée Savoisien, Chambéry, Frankreich, Juni 2007 bis 5. November 2007

Musée Dauphinois in Grenoble, Frankreich, 23. November 2007 bis 30. Juni 2008

Ausstellungskooperation des Österreichischen Museums für Volkskunde mit dem Musée Savoisien und dem Musée Dauphinois

Leitung Frankreich: Jean-Claude Duclos, Louis-Jean Gachet

Leitung Wien: Margot Schindler

Organisation Wien: Elisabeth Egger, Herbert Justnik, Gabriele Klein

In Bessans, am Vorabend des Ersten Weltkrieges, wurde eine erste ethnographisch monografische Recherche in den Alpen durchgeführt. Das Leben dieser Menschen im Gebirge teilend, beobachtet und beschreibt eine junge Staatsangehörige des österreichisch-ungarischen Reiches, Eugénie Goldstern. Die Lebensumstände dieser Gemeinschaft publizierte sie 1921 in einer beispielhaften Arbeit. Die Arbeiten und Sammlungen Eugénie Goldsterns erstreckten sich quer über den alpinen Bereich, der Kern dieser Sammlung befindet sich heute im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien.

Im Jahre 1942 wurde Eugénie Goldstern von den Nationalsozialisten zuerst nach Izbica und dann nach Sobibor deportiert und dort ermordet. Bessans wurde 1944 von den Nazis in Brand gesetzt. Im Laufe der 1980er Jahre wurde Eugénie Goldstern und ihre Arbeiten von interessierten Bessanern wiederentdeckt.

Anlässlich dieser Ausstellung erschienen ein Katalog und die Publikationen von Eugénie Goldstern in einem Sammelband in französischer Sprache:

Eugénie Goldstern (1884–1942). Être ethnologue et juive dans l'Europe alpine des deux guerres. Grenoble 2007.

Eugénie Goldstern (1884–1942), éthnologue de l'arc alpin. Œuvres complètes traduites de l'allemand par Mireille Gansel. (= Collection Le Monde alpin et rhodanien) Patrimoine en Isère/Le Mondes alpin et rhodanien, Musée Dauphinois, Grenoble 2007.

WISSENSCHAFT

museum_inside_out

An diesem Ausstellungs- und Diskursprojekt über das Museum, seine Arbeit und Perspektiven, wurde schon im Jahr 2006 gearbeitet. Entscheidende Schritte wurden im Frühjahr 2007 unternommen, indem gemeinsam mit dem Büro trafo.K Workshops mit allen MitarbeiterInnen aus Wissenschaft und Sammlungen zu den Themen „Aufgaben“, „Produktion“ und „Perspektiven“ durchgeführt wurden. Als Ergebnis arbeitete ein hoch motiviertes Team bis in den Winter 2007/2008 innerhalb des Betriebs an diesem einzigartigen partizipativen Ausstellungsprojekt. Ab 15. Juni 2007 konnten BesucherInnen an drei Tagen pro Woche Museumsarbeit live erleben. Tausende Objekte aus den verschiedenen Sammlungen des Hauses wanderten durch Regale, über Tische, durch die Hände der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Der Arbeitsfluss veränderte die Präsentation jeden Tag. Strukturen und Inhalte des Museums wurden durchbrochen und ein Diskurs etabliert, der nicht nur von ExpertInnen geführt wurde, sondern auch auf das Mitwirken der BesucherInnen zählte. Als besonders ertragreich erwies sich das Begleitprogramm, das parallel zum Ausstellungsprojekt in drei verschiedenen Programmschienen lief (siehe Veranstaltungskalender).

Tagungsteilnahmen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

- 25.–27.01. 5. Internationale Konferenz der Ethnographischen Museen in Zentral- und Südosteuropa „Museen brauchen Menschen. Kundenbindung und Kommunikationsnetzwerke in der Museumsarbeit“, Volkskundemuseum Graz; Teilnahme: Dr. Margot Schindler (Vortrag)
- 22.–24.02. Tagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der dgv „Wissen und Geschlecht“, Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien; Teilnahme: Dr. Margot Schindler
- 28.02.–03.03. Tagung des Bundesverbands Museumspädagogik und der Bundesakademie für kulturelle Bildung „Standards in der Museumspädagogik“, Wolfenbüttel (D); Teilnahme: Dr. Claudia Peschel-Wacha
- 25.03. Niederösterreichischer Museumstag 2007 „Ehrenamt Museum“, Ybbsitz; Teilnahme: Dr. Claudia Peschel-Wacha (Vortrag)
- 23.–25.03. Symposium „Volksmusik und neue Regionalität“, Haus der Volkskultur, Oberschützen; Teilnahme: Dr. Margot Schindler

- 02.04. Tagung „Raubkunst und Restitution. Ergebnisse aus Oberösterreich in vergleichender Perspektive“, OÖ Landesmuseum, Linz; Teilnahme: Dr. Margot Schindler
- 03.05. Tagung „Qualität im Museum“, OÖ Landesmuseum, Linz; Teilnahme: Dr. Margot Schindler
- 23.05. Tagung von WienXtra, Institut für Freizeitpädagogik „Qualität ist (k)ein Kinderspiel. Freizeitwelten zwischen Konsum und Kreativität“, Wien; Teilnahme: Dr. Claudia Peschel-Wacha
- 09.–11.09. Kulturgeschichtetag Linz, Panel „Wie KulturWissenschaft(f)t? Formen und Formate der Vermittlung“, Beitrag von Matthias Beitzl gemeinsam mit Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler, Univ.-Ass. Dr. Michaela Haibl und Univ.-Ass. Dr. Elisabeth Timm (Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien), Hon.-Prof. Nicola Lepp (Praxis für Ausstellungen und Theorie, Berlin), Mag. Charlotte Martinz-Turek (Büro trafo.K, Wien)
- 16.–22.09. 40. Internationales Keramiksymposium in Obernzell (D); Teilnahme: Dr. Claudia Peschel-Wacha (Vortrag)
- 11.–12.10. Arbeitstagung zur Ausstellung „Europäische Tuchmosaike“, Museum Europäischer Kulturen, Berlin; Teilnahme: Dr. Margot Schindler (Projektpräsentation)
- 15.10. Konstituierende Arbeitssitzung des österreichischen Wissensnetzwerkes DigitaleLangzeitarchivierung – eine Initiative des Bundeskanzleramts, des Österreichischen Staatsarchivs und der Österreichischen Nationalbibliothek; Teilnahme: Mag. (FH) Elisabeth Egger
- 17.–20.10. Österreichischer Museumstag „Sammlungsstrategien der Museen“, Salzburg; Teilnahme: Matthias Beitzl, Dr. Claudia Peschel-Wacha, Mag. Katharina Richter-Kovarik, Dr. Margot Schindler
- 22.10. ExpertInnenworkshop des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung im Österreichischen Museum für Volkskunde für ein Programm zur Förderung der Forschung an Museen; Teilnahme: Dr. Margot Schindler
- 14.–17.11. Österreichische Volkskundetagung „Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft“, Innsbruck; Teilnahme: Matthias Beitzl, Dr. Margot Schindler (Moderation)
- 22.11. Veranstaltung von KulturKontakt Austria „Audience Development und Kulturvermittlung“, Teilnahme: Mag. Katharina Richter-Kovarik, Dr. Claudia Peschel-Wacha (Präsentation)

des Lehrgangs „Unternehmen Schneeball“ im Rahmen der Projektbörse „SeniorInnen & Kultur“ – Entwicklungen in Österreich)

Studienreisen und Exkursionen:

- 17.–19.02. Karneval in Ptuj, Slowenien. Busreise mit Raiffeisen Reisen. Organisation: Dr. Claudia Peschel-Wacha, Reiseleitung: HR Dir. i.R. Dr. Franz Grieshofer
- 13.04. Exkursion in das Ethnographische Museum Schloss Kittsee: Organisation und Reiseleitung: Dr. Claudia Peschel-Wacha
- 29.09. Exkursion in das Mostviertel zur Niederösterreichischen Landesausstellung (Waidhofen an der Ybbs und St. Peter in der Au) und in das Keramikmuseum Scheibbs. Organisation und Reiseleitung: Dr. Claudia Peschel-Wacha
- 08.12. Exkursion nach Riedau, Oberösterreich. Besichtigung des Holz- und Waldmuseums Lignorama und einer der größten Weihnachtskrippen der Welt, Besuch des Pramtaler Adventmarktes. Organisation und Reiseleitung: Dr. Claudia Peschel-Wacha

Ausstellungsbegleitende Vortragsreihen:

- 20.04. Studientag zur Ausstellung „Brücken: Schlag. Die Czernowitzer Austria: Politische Symbole und neue Identitäten in Europa (siehe Veranstaltungskalender)

16 Veranstaltungstermine zur Ausstellung „museum_inside_out“ (siehe Veranstaltungskalender)

Sonstige Aktivitäten:

21. ICOM-Generalkonferenz „Museen und universelles Erbe“, Wien, 19.–24.08.2007

Dieses alle drei Jahre auf einem anderen Kontinent abgehaltene Großereignis der Museumswelt versammelte zum ersten Mal in Wien 2.700 Museumsleute aller Fachgebiete aus 117 Nationen. In drei auf die Eröffnung folgenden Tagen trafen sich 30 verschiedene internationale Fachkomitees zu individuellen Sitzungen und Programmen, die an der Universität Wien und in sämtlichen Museen Wiens stattfanden. Das Österreichische Museum für Volkskunde war Organisator für das komplette Programm zweier solcher Komitees, jenes der Ethnologischen Museen (ICME) mit rund 80 TeilnehmerInnen, betreut von Matthias Beitzl, und der Kostüm- und Modehistoriker

(Costume) mit 64 TeilnehmerInnen, betreut von Dr. Margot Schindler. Weiters war das Museum Gastgeber und Mitorganisator für das Komitee der Regionalmuseen (ICR) durch Dr. Veronika Plöckinger-Walenta, der Kulturvermittler (CECA) durch Dr. Claudia Peschel-Wacha und Mag. Katharina Richter-Kovarik, und der sich neu formierenden Gruppe für „Bürgerschaftliches Engagement in Museen“, das ebenfalls von Claudia Peschel-Wacha gemanagt wurde. Auf Einladung des Österreichischen Museumsbundes traf sich während der ICOM-Generalkonferenz auch das Netzwerk der Museumsverbände Europas, inklusive Kanada und USA. 700 Kongreßteilnehmer und -teilnehmerinnen besuchten im Lauf der Tagungswoche das Volkskundemuseum. Im Anschluss an die Tagung leiteten Matthias Beitzl eine exklusiv für ICME-Mitglieder organisierte zweitägige Exkursion in das Burgenland und Margot Schindler die viertägige Reise des Kostümkomitees nach Salzburg und Innsbruck.

Vision Film. Kulturschwerpunkt in der Josefstadt, 27.08.–13.11.2007

1990 musste das letzte Kino im 8. Bezirk, das Albertkino, seine Pforten schließen. Mit dem Projekt „Vision Film“ der Bezirksvorstehung Josefstadt unter der Programmverantwortung von Mag. Markus Trenker konnten mit über 60 Spiel-, Dokumentar- und Avantgardefilmen sowie zwei Ausstellungen, einem Filmwettbewerb mit Symposium, mit Lesungen und einem Konzert mit Filmmusik von Ende August bis Mitte November 2007 2.500 BesucherInnen für anspruchsvolles Programm kino begeistert werden. Acht unterschiedliche Örtlichkeiten im Bezirk, darunter das Volkskunde- und das Bezirksmuseum sowie das Amtshaus am Schlesingerplatz verwandelten sich temporär in Kinos. Im Bezirksmuseum war während dieser Zeit eine Ausstellung über die ehemaligen Kinos in der Josefstadt zu sehen, und das Österreichische Museum für Volkskunde zeigte vom 5. September bis 7. Oktober 2007 die Ausstellung „Vorhang auf – Film ab. Eine Geschichte der Bilderwerfer“. Darüber hinaus gab es im Volkskundemuseum zehn Filmabende mit insgesamt 750 BesucherInnen.

Expert/inn/en Workshop „Forschung an Museen“, 22.10.2007

Das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung plant, vor dem Hintergrund von öffentlichen Legitimationszwängen und wirtschaftlichem Konkurrenzdruck, den Stellenwert von Forschung als zentraler Aufgabe von Museen wieder zu stärken. Für Mai 2008 ist der Start einer ersten Ausschreibung des Förderprogramms „forMuse“ vorgesehen. Um vergleichbare Modellprojekte in Europa zu diskutieren und Vorschläge für konkrete Umsetzungsmaßnahmen einzuholen, lud die Abteilung Gesellschaftswissenschaft-

ten des BMWF zu diesem Workshop in das Österreichische Museum für Volkskunde. Charakteristikum jeder musealen Forschung ist ihre Ausrichtung auf die materiellen Zeugnisse der Kultur und damit auf die jeweiligen Sammlungen und Sammlungsschwerpunkte. Eine nicht hoch genug zu bewertende Funktion kommt dabei einem forschungsbezogenen Leitbild zu, das neben dem Forschungs- auch den gesellschaftlichen Bildungsauftrag im Blick hat. Erst durch ihre Veröffentlichung und Vermittlung erlangt museale Forschung auch gesellschaftliche Bedeutung. Dies kann nach wie vor gut über Ausstellungen funktionieren, besonders, wenn sie auch Arbeitsprozesse des Forschens zu erklären vermögen. Von dem geplanten Forschungsförderungsprogramm erwartet man sich einen hohen Mobilisierungswert besonders auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Kooperative Anträge von Museen und universitären Institutionen sollen daher bevorzugt gefördert werden.

dgv-Studierendentreffen der Europäischen Ethnologie, 7.–10.06.2007

Das dgv-Studierendentreffen wird jedes Jahr von einem anderen Institut im deutschsprachigen Raum durchgeführt. Ziel und Zweck des von Studierenden für Studierende organisierten Treffens ist es, sich auszutauschen, an aktuellen Themen zu arbeiten und andere Institute kennen zu lernen. Zwei Tage der viertägigen, erstmals in Wien stattfindenden Veranstaltung, fanden im Volkskundemuseum statt. Zentrale Frage des Treffens und mehrerer Workshops war wiederum die Frage nach der Fachidentität, ein alle 15 bis 20 Jahre wiederkehrendes Thema. Dies betrifft auch das fachspezifische Museum, dass sich, ähnlich wie die entsprechenden Institute, ständig um eine bessere Präsenz in der Öffentlichkeit bemühen muss. Das Studierendentreffen war nur eines der vielen Projekte, die das Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien und des Volkskundemuseum in diesem Jahr zusammen lancierten und erfolgreich durchführten.

Gramsci-Symposium „Vom Alltagsverstand zum Widerstand“, 14.–15.12.2007

Die Österreichische Hochschülerschaft, die Grüne Bildungswerkstatt Wien und eine Reihe von weiteren Organisationen veranstalteten in Zusammenarbeit mit dem Museum für Volkskunde diese Tagung zur gegenwärtigen Rezeption der Ideen und Werke von Antonio Gramsci. Der 70. Todestag des italienischen Schriftstellers, der auch Journalist, Politiker, Philosoph und ein Theoretiker des Sozialismus war, und kurzfristig im 8. Bezirk, in der Florianigasse, seinen Wohnsitz hatte, war Anlass für diese Veranstaltung im Museum für Volkskunde, die verschiedene Themenfelder in sieben

Workshops abdeckte. Im Rahmen einer Podiumsdiskussion und einer Buchvorstellung wurden die Arbeitsweisen und Erfahrungen mit dem Denken Gramscis diskutiert. In der Wahrnehmung der Volkskunde ist Gramsci durch seine Beobachtungen über die Folklore „Osservazioni sul Folclore“ von 1930 (publ. 1950) präsent.

„Grenzenlose Einblicke“ Zugang für Menschen mit Behinderungen im Rahmen der Sonderausstellung „museum_inside_out“

Die Veranstaltung fand am 17. November 2007 im Rahmen des Lehrgangs „Lebensbegleitendes Lernen – Ausbildung von Vereinsmitgliedern zu AusstellungstutorInnen“ statt. Sie bildete den Abschluss des von KulturKontakt Austria geförderten Konzepts für mehr Barrierefreiheit im Volkskundemuseum, das von Mag. Brigitte Hauptner in Zusammenarbeit mit der Vermittlungsabteilung des Volkskundemuseums erstellt wurde. Teilnehmer an der Podiumsdiskussion waren Experten für Barrierefreiheit: Manfred W. K. Fischer, freier Journalist, Rollifahrer und routinierter Museumsbesucher, Erich Schmid, Professor am Bundesblindeninstitut in Wien (mit ihm wurde ein Rundgang für Blinde entworfen und im Testlauf durchgeführt), Jo Spelbrink, Webdesigner und gehörlos, Christian Klein, Vertreter des Kuratoriums Wiener Pensionistenwohnhäuser. Der Besuch der Veranstaltung durch Theresia Haidlmayr, Behindertensprecherin der „Grünen“, sowie ihre intensive Diskussionsteilnahme zeigten, dass die Neuorientierung des Museums mit Interesse wahrgenommen wird. Noch längst ist über das Thema „Barrierefreiheit im Museum“ nicht alles gesagt, doch es blieb die Erkenntnis, dass Menschen mit Behinderungen eine immer wichtigere Zielgruppe von Museen werden.

MigrantInnen

Mag. Katharina Richter-Kovarik erarbeitete ein von KulturKontakt Austria gefördertes Konzept für die Zielgruppe der Deutsch lernenden MigrantInnen, das darauf abzielt, das Museum auch als Ort des Spracherwerbs und des interkulturellen Austausches zu etablieren. Das Projekt hat impulsgebende Bedeutung für den Ausbau von Netzwerken mit Vereinen und Institutionen, die Deutschkurse für MigrantInnen anbieten. Nun können themenspezifische Unterrichtseinheiten, die in den Räumen der ständigen Schausammlung stattfinden, gebucht werden. Diese werden auch mit Hilfe der im Lehrgang „Lebensbegleitendes Lernen“ ausgebildeten TutorInnen durchgeführt.

Am 18. November wurde das Konzept öffentlich vorgestellt. Am Podium diskutierten ExpertInnen, darunter Mag. Carmen Nardelli, Referentin der Bildungsabteilung der MA 17, der Magistratsabteilung für Integrations- und Diversitätsangelegenheiten.

Lehrlingsprojekt: Berufsfeld Museum

In diesem Programm, entwickelt in Kooperation mit KulturKontakt Austria – es wurde im Oktober 2007 gestartet und läuft auch heuer weiter – sind die Jugendlichen keine passiven KonsumentInnen einer Museumsausstellung, sondern lernen Menschen, die im Museum arbeiten und deren Berufsstrukturen kennen. Die Lehrlinge entwickelten gezielte Fragen für Interviews und nehmen eine aktive Rolle in der Durchführung ein. Gefragt sind dabei Kompetenzen wie die Erfassung wesentlicher Informationen, die erfolgreiche Durchführung von Gesprächen und die Fähigkeit zur Kommunikation mit VertreterInnen eines neuen Berufsfeldes. Am Ende präsentierten die Jugendlichen die Ergebnisse aus den Gesprächen mit dem Tischler, dem Leiter des Besucherdienstes und den BibliothekarInnen, Restauratorinnen und KuratorInnen im Abschlussplenum vor der versammelten Klasse.

ERSTE Bank – Zentralarchiv

Im Dezember des Jahres begann das Projekt „ERSTE Bank Zentralarchiv – eine Machbarkeitsstudie“. Diese Kooperation verbindet Interessen eines Bankinstituts (History Marketing, CSR) mit den Kompetenzen eines kulturhistorischen Museums (Archiv, Sammlung, thematische Konzepte, Display). Dem Museum kommen dabei auch entsprechende finanzielle Leistungen zugute.

Engagement von Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern in Fachverbänden

Dr. Margot Schindler nahm 2007 die Funktion eines Vorstandsmitglieds im Österreichischen Museumsbund wahr, Matthias Beitzl ist Rechnungsprüfer.

Matthias Beitzl arbeitete als Jurymitglied im Auftrag des Museumsbundes Österreich und ICOM-Österreich für das Österreichische Museumsgütesiegel.

Bei der ICOM-Generalkonferenz wurde Matthias Beitzl als Board-Member bestätigt und mit der Funktion des Webmasters betraut.

Dr. Margot Schindler wurde bei der Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde am 14.11.2007 zur Stellvertretenen Vorsitzenden gewählt.

Dr. Claudia Peschel-Wacha war 2007 Jurymitglied der Aktion M:O Museum online von KulturKontakt Austria.

PUBLIKATIONEN

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. 61. Band der Neuen Serie (110. Band der Gesamtserie) mit 501 Seiten. Herausgegeben von Margot Schindler unter Mitwirkung von Klaus Beitzl, Franz Grieshofer und Konrad Köstlin. Redaktion: Margot Schindler (Aufsätze, Mitteilungen und Chronik), Michaela Haibl (Rezensionen).

Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde. Jahrgang 42, 10 Folgen, 112 Seiten. Redaktion: Matthias Beitzl, Dagmar Butterweck.

Abbé Libansky u.a.: brücken:schlag. Die „Czernowitzer Austria“ – politische Symbole und neue Identitäten in Europa. Wien 2007, unpag. (60 Seiten, zahlr. Abb.).

Elisabeth Timm, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Kulturanalyse – Psychoanalyse – Sozialforschung. Positionen, Verbindungen, Perspektiven. Beiträge der Tagung des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, des Instituts für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz und des Vereins für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien vom 23. bis 25. November 2006. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 21). Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2007, 230 Seiten.

Michael J. Greger, Johann Verhovsek: Viktor Geramb 1884–1958 Leben und Werk. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 22). Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2007, 224 Seiten, Abb.

KOOPERATIONEN UND LEIHVERKEHR

Leihgaben

Diözesanmuseum Graz „Kripperlroas durch das Salzkammergut“, 3 Objekte
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee „SaitenBlicke. Joseph Joachim und die Geige in der europäischen Volksmusik“, 83 Objekte

Musée Savoisien in Chambéry, Musée Dauphinois in Grenoble „Eugénie Goldstern (1884–1942). Être ethnologue et juive dans l'Europe alpine des deux guerres“, 200 Objekte

Österreichisches Volksliedwerk, 1 Objekt

Wien Museum Karlsplatz „Im Wirtshaus. Eine Geschichte der Wiener Geselligkeit“, 5 Objekte

Wien Museum Karlsplatz „Baby an Bord. Mit dem Kinderwagen durch das 20. Jahrhundert“, 1 Objekt

Wien Museum Hermesvilla „Schöne Aussichten. Die berühmten Wien-Bilder des Verlags Artaria“, 1 Objekt
Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H. „Feuer & Erde“, NÖ Landesausstellung 2007, 13 Objekte
Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H. „Kreuzritter“, Schloss Schallaburg, 1 Objekt
Slowenischer Kulturverein Korotan „Die ehemalige deutsche Sprachinsel im Gottscheerland“, 20 Objekte
Südtiroler Landesmuseum „Margarethe Gräfin von Tirol genannt Maulltasch“, 1 Objekt
NÖ Landesmuseum (Niederösterreichische Museum Betriebsges.m.b.H.) „Einhorn, Bock und Biber: Tierische Geschichte(n)“, 1 Objekt
Reichenau an der Rax „Wien – Triest – Mit Volldampf in den Süden“, 15 Objekte
Künstlerhaus Wien „Exitus – Tod Alltäglich“, 2 Objekte
Stadtarchiv/Stadtmuseum Innsbruck „Der Mensch um 1500. Politik & Glaube – Die Hutterer“, Museum Goldenes Dachl, 3 Objekte

Sonstige Kooperationen

Bayerisches Fernsehen; Donauuniversität Krems, Department für Angewandte Kulturwissenschaften; Gemeinde Mils; Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig, Fachbereich Medien; Leopold-Franzens Universität Innsbruck, Institut für Geschichte und Ethnologie; Museum für Völkerkunde Wien; Schlossmuseum Linz; Universität Dortmund, Fakultät für Rehabilitationswissenschaften; Universität für Angewandte Kunst, Konservierung und Restaurierung; Raiffeisen Reisen; Kuratorium Wiener Pensionistenwohnhäuser; Volkshochschule Wien Alsergrund; Picus Verlag; KulturKontakt Austria; Puppenbühne Ultima Ratio; Bezirksvertretung Josefstadt; Kroatische Ethnologische Gesellschaft; ecm-Lehrgang an der Universität für angewandte Kunst, Forum Museologie; Musée Dauphinois, Grenoble; Musée Savoisien, Chambéry; Muzeul de Etnografie Saseasca „Emil Sigerus“, Sibiu; Pokrajinski Muzej Kočevje; Wien Museum; Zentrum für Antisemitismusforschung, Berlin; Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H. & NÖ Landesausstellungen; Museum Goldenes Dachl, Innsbruck; Internationale Arbeitsgemeinschaft der Archiv-, Bibliotheks- und Grafikrestauratoren; Technisches Museum Wien; Bundesministerium für Bildung und Forschung, Deutschland; W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG, Bielefeld; Fototext Verlag Wolfgang Jaworek, Stuttgart; Verlag HOHE GmbH,

Erftstadt; Museum für Kommunikation, Berlin; Zentrum für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften; Centrum Badań Historycznych PAN w Berlinie; Université Laval, Québec; Landeskulturdirektion OÖ.

BESUCHERSERVICE, VERMITTLUNG

Das Österreichische Museum für Volkskunde verzeichnete im Jahr 2007 13.882 BesucherInnen, die Außenstelle Religiöse Volkskunst in der Alten Klosterapotheke wurde aufgrund der „Langen Nacht der Museen“ und dem intensiven Vermittlungsprogramm von 3.373 Gästen besucht, insgesamt also 17.255 Besucherinnen und Besucher.

In der ständigen Schausammlung, in den fünf Sonderausstellungen sowie in der Außenstelle Alte Klosterapotheke in der Johannesgasse wurden unter der Leitung von Dr. Claudia Peschel-Wacha und Mag. Katharina Richter-Kovarik unter der Assistenz von externen VermittlerInnen, VolontärInnen und KeyworkerInnen des Schneeballteams insgesamt 9.427 BesucherInnen betreut. 6.455 in der Laudongasse, 2.972 in der Klosterapotheke. Zu sämtlichen Ausstellungen wurden auf verschiedene Altersgruppen abgestimmte Programme erarbeitet. Wichtige Publikumsaktivitäten waren, wie jedes Jahr, die Ferienspiele, Familientage und weitere Kooperationen mit wienX-tra und anderen Partnern wie etwa den Bezirksfestwochen. Neben diesen Programmen finden laufend weitere Betreuungen unterschiedlicher Besuchergruppen statt: Studierende, MuseumskollegInnen, Gesprächskreise mit Seniorengruppen, Informationsveranstaltungen für LehrerInnen. Besonders hervorzuheben sind dieses Jahr die drei bereits oben näher erläuterten Vermittlungsaktivitäten für MigrantInnen, BesucherInnen mit besonderen Bedürfnissen und Lehrlinge. Die Arbeitsgemeinschaft Schneeball trifft sich monatlich ein Mal mit jeweils speziellen museumsbezogenen Gesprächsinhalten. Claudia Peschel-Wacha koordiniert auch die von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnenden Bereiche Ehrenamtlichenmanagement und die Vermietung von Räumlichkeiten des Museums.

SAMMLUNGEN

Hauptsammlung

Zuwachs Hauptsammlung 2007: 245 Inventarnummern, belegt wurden die Inventarnummern 83.362 bis 83.606. Es handelt sich um 166 Schenkungen, 65 Objekte aus Altbestand, 12 Objekte aus Legaten und 2 Ankäufe. Einer

dieser Ankäufe ist eine Nachinventarisierung eines Gemäldes von Karl Suschnig von 1955. Beim zweiten Ankauf handelt es sich um ein Gemälde von Karoline Hafner-Scholz (Innenraum eines bäuerlichen Hauses mit Frau am Herd). Unter den Widmungen befinden sich eine Surwatschka und eine Marteniza aus Bulgarien (Ausstellung „15+10+2. Europäische Identitäten“), ein Handschutz „Palamarka“ ebenfalls aus Bulgarien, ein Konvolut Trachtenfiguren aus Holz aus Lemberg, ein Eisstock, ein Tischfußball, ein umfangreiches Konvolut Glücksbringer, ein gut erhaltenes Care-Paket samt Inhalt, eine Osterratsche, eine Erstkommunionkerze, eine Maria Lourdes-Statue unter Glassturz, ein Pilgersackerl samt Inhalt vom Besuch Papst Benedikt XVI. in Mariazell, eine Schlangenhaut einer Äskulapnatter, die als Glücksbringer für Haus und Hof bewahrt wurde und eine Buckelkraxen samt Federzeichnung eines Kraxenträgers von M. Schmid, Tirol. Besonders hervorzuheben sind 2 Spielzeugaltäre mit vierteiligem Zubehör sowie Kasel, Stola und Manipel für Kinder. Einer dieser Altäre stammt aus Innsbruck, aus der Familie des Innsbrucker Altbischofs Reinhold Stecher. Im Bereich Keramik wurden ein Konvolut Geschirr und ein Konvolut Reisesouvenirs gewidmet. Die Textilsammlung wurde um Kastenstreifen, 3 Paradehandtücher, 2 Stofftragtaschen der Ausstellung „15+10+2. Europäische Identitäten“, ein Frauenturndress aus den 1930er Jahren und diverse Raum- und Bekleidungstextilien erweitert. Die Grafik verzeichnete Handarbeitshefte, Kinderbücher, und Rauchfangkehrerkalender als Neuzugänge. Dr. Uggi Meistrup-Larsen aus Dänemark schenkte dem Museum ein Gemälde, das ein österreichischer Kriegsgefangener im Lager Tarp 1946 seinem Großvater Lars Christian-Larsen als Dank für eine Zigarrenspende malte. Als Legate kamen ein Konvolut mit Abendhandtaschen, Hutnadeln sowie einem Zigarrenetui und ein barockes Kruzifix ins Haus. Die Kosten der Ankäufe beliefen sich auf € 2.000,-.

Neben der Inventarisierung der neu hinzugekommenen Objekte finden laufend Sammlungsarbeiten und Nacherfassungen am Bestand statt. Aus der Musikinstrumentensammlung wurden Saiteninstrumente für die Bearbeitung durch Prof. Walter Deutsch bereitgestellt. Ein umfangreicher, immer größer werdender Arbeitsaufwand entsteht durch die vielen Leihgabenanfragen für Ausstellungen. Dies bedeutet jeweils Recherche, Nachinventarisierung, Fotografieren, Objektreinigung, Erstellung von Zustandsprotokollen (545 im Jahr 2007), Objektlisten, Leihverträgen, Versicherung, Verpackung, Versand oder Objektbegleitung und Rückholung der Leihgaben samt Rückführung an die jeweiligen Standorte im Depot.

Im Rahmen des Bunkerprojekts konnten im Jahr 2007 1.802 Objekte gereinigt und bearbeitet werden. Im Bereich der Gemälde- und Graphiksammlung wurden im laufenden Jahr mehrere Sammlungsteile neu- und

nachbearbeitet, 254 Motivbilder, 240 Gemälde und Blätter aus der Sammlung der Artothek des Bundes, 30 Gebetbücher und andere Objekte der religiösen Kleinkunst.

Bibliothek

BesucherInnen: 337; Anzahl der benutzten Medien: 908; Gesamtzuwachs an Medien: 1.298; Inventarisierung von Altbeständen: 795; Gesamtzuwachs in der Datenbank: 2.093; Ausgaben für Buchankauf: € 7.600,-; Ausgaben für Buchbinder: € 2.562,43; Tauschabgleich Verein (ÖZV): € 4.651,20; Ausstattung der Bibliothek mit neuen Regalen, PC, Buchstützen, etc. € 3.700,-; Anzahl bibliotheksbezogener E-mails: 903; Antiquariat/Einnahmen: € 402,60; Kopierer/Einnahmen: € 422,14.

Neben der routinemäßigen Arbeit wie Akquisition von Büchern und Zeitschriften durch Ankauf, Tausch, Rezensionsgaben und Geschenke, Inventarisierung und Einarbeitung in die bestehenden Bestände, Betreuung von BibliotheksbesucherInnen und MitarbeiterInnen des Hauses, Literaturrecherche für Anfragen per Telefon oder e-mail, Aktualisierung des kulturwissenschaftlichen Antiquariats und vielen anderen Tätigkeiten, war die Bibliothek in diesem Jahr in das Ausstellungsprojekt „museum_inside_out“ eingebunden und damit an drei Tagen in der Woche in Interaktion mit den MuseumsbesucherInnen. Im Rahmen der Vermittlungsarbeit bot die Bibliothek ein Programm für Schülergruppen unter dem Titel „Schriften unter der Lupe“ an. GymnasiastInnen wurden darüber hinaus an „Berufsschnuppertagen“ in die Arbeit von BibliothekarInnen eingeführt. Die Bibliothek betreute auch studentische VolontärInnen und ehrenamtliche MitarbeiterInnen. Eine wichtige Verbesserung für interne und externe BenutzerInnen der Bibliothek bestand in der neuen Ausstattung des Lesesaales mit Regalen, die eine neue Bestückung des Handapparats ermöglichte. Dadurch wurden eine große Anzahl an Enzyklopädien, Bibliographien, biographischen Lexika und Grundlagenwerke zur Kulturwissenschaft und Volkskunst, zu Brauch und Musikforschung leichter zugänglich. Der Arbeitsplatz des Bibliothekars wurde mit einem neuen PC ausgestattet und auch der Benutzerterminal wurde erneuert.

Fotosammlung

In der Fotosammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde wurden im Jahr 2007 697 Fotografien neu inventarisiert, wobei die Fotografien

des Ethnologen Rudolf Trebitsch einen Schwerpunkt bildeten. Zusätzlich wurde ein Inventar der fotografischen Aufnahmen der Ethnologin Eugénie Goldstern erstellt, das 398 Nummern umfasst. Einige der noch nicht bearbeiteten Bestände wurden für die Inventarisierung vorbereitet. 2007 wurden zwar keine Ankäufe getätigt, allerdings gab es Zuwachs durch Schenkungen. Es handelt sich dabei um Fotografien des Musikethnologen Karl M. Klier, die von Prof. Walter Deutsch geschenkt wurden und um die private volkskundliche Sammlung von Frau Helga Wettstein, die in den letzten vierzig Jahren volkskundliche Objekte in der Landschaft, großteils Bildstöcke, aber auch Brauchtum dokumentierte. Eine Sammlung zu volkskundlichen Objekten unbekannter Provenienz wurde vor dem Wegwerfen gerettet. Frau Christine Kainz spendete eine Dokumentation einer Gedichtaktion von Helmut Seethaler, sowie je ein Familienfotoalbum aus dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert. Neben der fortwährenden Inventarisierung nahm auch im Bereich der Fotosammlung die Betreuung von BesucherInnen, wissenschaftliche Anfragen und Recherchen und die Abwicklung von Reproduktionsansuchen einiges an Zeit in Anspruch.

INFRASTRUKTUR

Zu Beginn des Jahres 2007 wurde die Museumskasse völlig neu ausgestattet, da sie in der ursprünglichen Form den Anforderungen in Bezug auf die Kommunikation mit dem Publikum, der Präsentation der zu verkaufenden Bücher und Postkarten und dem Ablauf der Kassenfunktionen insgesamt nicht mehr gerecht wurde. Das Designbüro Walking Chair entwarf eine innovative Lösung, die Tischlerei Markus Pieber aus der Steiermark führte die Arbeiten aus. Einen nachhaltigen Ausstattungsschub erfuhr das Museum durch die Ausstellung „museum_inside_out“. Die hierfür angeschaffte technische Ausrüstung und sämtliche Möbel sind inzwischen zur dauerhaften Nachnutzung verteilt. Metallregale kamen in neue Büros und in die Depots, zehn neue Arbeitstische auf Rollen werden für Tagungen genützt. Ein Foto- und ein Verpackungstisch wanderten in die entsprechenden Abteilungen. Durch die Verbindung des jährlichen Ausstellungs- und sonstigen Anschaffungsbudgets wurde es auch möglich, die veraltete Telephonanlage zu ersetzen und das Haus mit Funkverbindungen und Schnurlos-Telephonen auszustatten. Drei neue PCs waren nötig und fünf Laptops ermöglichten mobile Arbeitsstationen für VolontärInnen. Seit Anfang 2007 werden Haus-technik und Systemadministration von Herrn Hubert Inführ kompetent und engagiert betreut. Mit seiner Übernahme dieser Arbeitsgebiete ist eine deutliche Verbesserung in diesen Bereichen spürbar. Der versierte Tischler

des Hauses, Herr Stefan Virag, besorgte nicht nur wie üblich sämtliche Auf- und Abbauten der Ausstellungen, sondern baute in diesem Jahr auch Möbel für das Café, ein Einbauregal für die Direktion und einen Schreibtisch für das Sekretariat. Daneben verrichtet er regelmäßig kleinere Reparaturarbeiten, baut Transportkisten für Objekte, Podien für Veranstaltungen etc.

Aufgrund des schlechten Zustands des Gebäudes, das nach den zuletzt in den 1980er Jahren durchgeführten Sanierungsarbeiten wieder dringend einer Reparatur bedarf, wurde auf Drängen der Direktion durch medialen Nachdruck ab September 2007 von der für das Gartenpalais Schönborn zuständigen Magistratsabteilung 34, Bau- und Gebäudemanagement, eine Untersuchung der Bausubstanz durchgeführt. Diese brachte wenig überraschend die intern bekannten Schäden: undichtes Dach, verrostete Verblechungen, feuchte Mauern, bröckelnde Gesimse, vermodernde Fensterstöcke, unzureichende Kanalisation, vorsintflutliche Elektro- und Wasserinstallationen. Der Verein für Volkskunde wurde aufgefordert, seiner vertraglich vereinbarten Erhaltungspflicht für das Gebäude unverzüglich nachzukommen.

FINANZEN UND PERSONAL

Die Subvention des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur betrug für das Jahr 2007 € 331.705,- (plus € 68.295,- als Durchlaufposten für das EMK). Für nötigste Infrastrukturmaßnahmen gewährte das Ministerium Ende des Jahres noch einen weiteren Betrag von € 30.000,-. Für Projekte und Veranstaltungen wurden zusätzlich € 77.961,- an Fördermitteln eingeworben. € 112.582,59 erwirtschaftete das Museum an eigenen Einnahmen. Inklusive Steuerrückvergütungen stand somit ein Gesamtbudget von € 683.613,56 zur Verfügung. Die wesentlichen Ausgaben betrugen: Betriebskosten, laufender Aufwand € 200.410,34, Personalkosten (Sicherheitsdienst, Reinigung) € 45.711,50, Ausstellungen € 106.072,48, Vermittlung und Rahmenprogramme € 23.662,81, Publikationen € 18.382,79, Projekte und Veranstaltungen € 42.718,04. Ausgaben gesamt: € 577.964,80.

Der Personalstand umfasste im Jahr 2007 22 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, wobei fünf davon teilzeitbeschäftigt waren (je 50%). 21 MitarbeiterInnen sind Bundesbedienstete, eine Halbtagskraft (Vermittlung) ist Angestellte des Vereins. Herbert Justnik legte am 27.11.2007 seine Diplomprüfung mit Auszeichnung ab. Die Verleihung des akademischen Grades „Magister der Philosophie“ erfolgte am 7.12.2007. Ing. Gabriele Klein absolvierte die Grundausbildung A2/v2 von 8.11.–29.11.2007 und legte die entsprechenden Prüfungen mit drei Auszeichnungen am 9.1.2008 ab.

Dr. Claudia Peschel-Wacha durchlief die Grundausbildung A1/v1 von 8.11.–29.11.2007 und absolvierte ihre Prüfungen mit vier Auszeichnungen am 9.1.2008.

Auch im Jahr 2007 wurden wieder unzählige Stunden ehrenamtlicher Tätigkeiten geleistet, insgesamt 3.963 Stunden, was umgerechnet einer Arbeitsleistung von 99 Wochen bzw. 24,7 Monaten, also zwei vollen Arbeitsjahren gleichkommt. Diese Arbeit ist für das Museum unschätzbar.

VEREIN FÜR VOLKSKUNDE WIEN

Generalversammlung: Freitag, 11. April 2008

Tagesordnung

- I. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2007
- II. Kassenbericht
- III. Entlastung der Vereinsorgane
- IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrags
- V. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern
- VI. Allfälliges

Mitglieder

Die Statistik verzeichnet für das Vereinsjahr 2007 eine Zahl von 812 Mitgliedern bei 17 Austritten, 6 Todesfällen und 33 Neueintritten.

Im Vereinsjahr 2007 verstorbene Mitglieder

Elfriede Janda, Wien; emer. o. Univ.-Prof. DDr. Leopold Kretzenbacher, Lebring; Dr. Iris Martinek, Wien; Dr. Hubert Moser, Graz; Dr. Dorothea Schafhuber, Graz; Mag. Erika Zilk, Wien.

I. und II. (Jahresbericht und Kassenbericht)

siehe oben

III. Entlastung der Vereinsorgane

Über Antrag der Rechnungsprüfer, die eine eingehende Kassenprüfung vorgenommen hatten, wurde die Kassierin einstimmig von der Generalversammlung entlastet und die Vereins- und Museumsberichte zur Kenntnis genommen.

IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrags

Die Höhe des Mitgliedsbeitrages blieb mit € 25,- gleich und auch der Preis für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde wurde beibehalten: Jahresabonnement der Zeitschrift für Mitglieder € 23,30 + Versandkosten. Der Preis des Jahresabonnements beträgt im freien Verkauf € 34,90, das Einzelheft kostet € 8,70, für Mitglieder € 5,80). Der Mitgliedsbeitrag für Studenten bis zum 27. Lebensjahr blieb mit € 7,30 gleich.

V Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern

Es wurden keine neuen Korrespondierenden Mitglieder bestätigt.

VII. Allfälliges

Der Vereinspräsident, o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin, erläuterte kurz die Diskussion in der der Generalversammlung vorangegangenen Kuratoriumssitzung. Das Museum leide an einer existentiell bedrohenden Situation durch mangelnde finanzielle Deckung des laufenden Museumsbetriebes und durch den zunehmend schlechter werdenden Bauzustand des Museumsgebäudes. Der Vorstand kündigt gemeinsame Schritte mit der Direktion in Richtung der politischen Verantwortungsträger an. Man wird Gesprächsbereitschaft signalisieren und sich sowohl im Hinblick auf die Rechtsstellung als auch in der Standortfrage flexibel zeigen.

Im Anschluss an die Generalversammlung fand ein Vortrag von a.o. Univ.-Prof. Dr. Manfred Kremser, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien, über „Anthropologische Grundlagen religiöser ritueller Heilkünste: Lokale Kontexte – globale Perspektiven – spirituelle Dimensionen“ statt.

Margot Schindler

Jahresbericht Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee 2007

EINFÜHRUNG

Der Violinvirtuose, Komponist und Dirigent Joseph Joachim gilt als großer Sohn der Gemeinde Kittsee, auch wenn er in diesem Ort nur die ersten zwei Jahre seines Lebens verbracht hat. Aus Anlass seines 100. Todestages – eine entsprechende Personale zeigte das Haydn-Museum Eisenstadt – fiel daher im Ethnographischen Museum die Entscheidung, die Jahresausstellung 2007 seinem Instrument, der Geige, und der Geigenmusik in der europäischen Volksmusik zu widmen. Dieses Projekt wurde in Zusammenarbeit mit dem Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien und auf Basis des umfassenden Fachwissens von Ass.-Prof. Dr. Rudolf Pietsch durchgeführt. Leider konnte zu dieser sehr schönen Präsentation – wie im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee bislang Standard – kein Katalog erscheinen, da er nicht finanzierbar war. Die gesamte Ausstellung war aus finanziellen Gründen kaum noch realisierbar, und die gewohnte Herbstausstellung musste dieses Jahr ganz entfallen.

Die prekäre Situation hatte sich bereits im Vorjahr abgezeichnet (vgl. den Jahresbericht 2006 in dieser Zeitschrift, ÖZV LXI/110, Wien 2007, S. 352) und war das Resultat einer längeren Entwicklung. Die Subventionen von Bund und Land waren seit gut zwanzig Jahren nicht erhöht worden, jene des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur wurde sogar mehrmals gekürzt. Betriebs- und Personalkosten stiegen jedoch kontinuierlich und waren auch durch die durchaus beträchtlichen Eigeneinnahmen auf Dauer nicht abzufedern. Der Museumsverein war, ähnlich wie in Wien, laut Mietvereinbarung dazu verpflichtet, das Schlossgebäude und den Park zu erhalten und für die Sicherheit von BesucherInnen, MitarbeiterInnen und Sammlung verantwortlich.

Die Infrastruktur des in die Jahre gekommenen Museums hätte dringend eines Investitionsschubes bedurft, die dreißig Jahre alte Dauerausstellung der Entwicklung eines neuen Konzepts. Bereits die vorangegangene Geschäftsführung hat vergeblich versucht, Verbesserungen zu bewirken. Von Juli bis Dezember 2007 hat sich der Vereinsvorstand neuerlich intensiv um Verständnis und Interesse bei den unterstützenden Körperschaften bemüht. Die notwendigen Sanierungsmaßnahmen wurden erhoben, eine strukturelle wie inhaltliche Neuorientierung vorgeschlagen. Zu Ende des Jahres war jedoch klar, daß weder der Bund noch das Land noch die Gemeinde

dazu bereit oder in der Lage waren, das durch die neue geopolitische Situation vorhandene Entwicklungspotential dieses Museums zu erkennen und zu fördern (vgl. Beitzl, Matthias: Ein Fenster schließt sich ... In: Neues Museum Heft 2 (2008), S. 61–64).

Für die nähere Zukunft standen daher Stillstand im Wissenschafts- und Ausstellungsbetrieb und Missachtung jeglicher Sicherheitsstandards oder die Schließung des Museums zur Wahl. Schweren Herzens entschloss sich der Vorstand zum zweiten Schritt. Um wenigstens die Sammlungen, die Bibliothek und das Archiv zu retten, wurde bei der ordentlichen Generalversammlung des Vereins am 10. Dezember 2007 einstimmig dessen Auflösung durch eine außerordentliche Generalversammlung am 10. März 2008 beschlossen. Den Statuten des Vereins Ethnographisches Museum Schloss Kittsee gemäß, geht im Falle der freiwilligen Auflösung des Vereins das Vereinsvermögen in das Eigentum des Österreichischen Museums für Volkskunde über.

VERANSTALTUNGSKALENDER

- 24.02. Ausstellungseröffnung „Ostereier aus Mähren“
- 25.03. Ostermarkt/Ostereier-Verzierung „Vom Ei zum Osterei“
- 01.04. Konzert Pannonisches Forum: Eröffnungskonzert des Josef Joachim-Jahres mit Dr. Clemens Hellsberg und Rudolf Buchbinder
- 22.04. Konzert Pannonisches Forum: Ernst Ottensamer (Wiener Philharmoniker) & Söhne
- 05.05. „SaitenBlicke – Joseph Joachim und die Geige in der europäischen Volksmusik“. Ausstellungseröffnung
- 06.05. Konzert Pannonisches Forum: Bläserensemble der Wiener Philharmoniker
- 27.05. Konzert Pannonisches Forum: Wiener Philharmonia Quintett/Peter Wächter (Wiener Philharmoniker)
- 17.06. Konzert Pannonisches Forum: Ensemble Tibor Kovac
- 24.06. Konzert Musikschule Kittsee
- 10.07. Workshop zur Ausstellung „SaitenBlicke“ für Kinder von 5–12 Jahren
- 13., 14.07. Aufführung „Anatevka“, Musicalsommer Kittsee
- 20., 21.07. Aufführung „Anatevka“, Musicalsommer Kittsee
- 27.–29.07. Musikwissenschaftliche Tagung „Joseph Joachim (1831–1907) Europäischer Bürger, Komponist, Virtuose“, Ethnogra-

- phisches Museum Kittsee; Teilnahme: Dr. Veronika Plöckinger-Walenta
- 27., 28.,
29.07. Aufführung „Anatevka“, Musicalsommer Kittsee
29.07. Konzert Pannonisches Forum: Symposiums-Abschlusskonzert mit Dr. Beatrix Borchard und Paul Gulda & Freunde
07.08. Workshop zur Ausstellung „SaitenBlicke“ für Kinder von 5–12 Jahren
10.09. Konzert Pannonisches Forum: Schulhoff Quartett
04.10. Nike Earth Day (Parkpflege)
07.10. Familiensonntag zur Ausstellung „SaitenBlicke“
13.10. Saitenklänge. Europäisches Geigenspielertreffen
30.11., 01.,
02.12. 26. Burgenländischer Advent „Wintermärchen“
08.12. Konzert Freunde des Krankenhauses Kittsee: Tamburizza Parndorf/Pandorf

AUSSTELLUNGEN

Grabhölzer aus Ungarn

17. Dezember 2006–15. April 2007

Hölzerne Grabstelen sind eine hauptsächlich bei den Calvinisten (seltener bei den Lutheranern) Ungarns gebräuchliche Art des Grabschmuckes, durch den sich ihre Gräber und Friedhöfe von denjenigen der Katholiken und Orthodoxen, bei denen Kreuze üblich sind, unterscheiden. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nachgewiesen, hatten sie ihre Blütezeit in der 2. Hälfte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, heute werden sie noch in geringer Zahl angefertigt. Die Forschung vermutet in ihrer Gestalt und besonders der Auszier archaische Merkmale alter ungarischer Kultur. Die verschiedenen Formen, z.B. tafelförmig, speerartig, bootsförmig, angedeutet anthropomorph, mit Knöpfen, Sternen oder Kugeln als Aufsatz, und eingeschnitzten Verzierungen wie Herzen, Blumen oder Trauerweiden, geben – ebenso wie manchmal angebrachte Inschriften – Auskunft über Geschlecht, Alter und Familienstand der oder des Begrabenen, spiegeln aber auch regionale Unterschiede wider.

Ostereier aus Mähren

25. Februar bis 29. April 2007

Eier dienten den Menschen seit Jahrtausenden nicht nur als Nahrungsmittel, sondern als Symbol von Fruchtbarkeit, Kraft und Regeneration, von ewigem Leben und Wiederauferstehung und auch für zahlreiche Rituale. So blieb beispielsweise der Brauch, Eier als Grabbeigaben in Gräber zu legen, in Mähren bis ins Mittelalter erhalten. Das Verzieren von Eiern ist in Mähren seit Jahrhunderten als kulturelles Phänomen zu beobachten. Die älteste und häufigste Methode der Verzierung war das Färben mit roter Farbe. In der Volkssymbolik ist Rot die Farbe der Stärke und des Lebens, die böse Mächte bekämpft. Weitere Verzierungstechniken sind Batik (Bemalen mit Bienenwachs), Bemalen mit Farbe, Kratzen, Ätzen und Applizieren. Das Interesse an Ostereiern in Böhmen und Mähren ist eng mit der Gründung von volkskundlichen Museumssammlungen im späten 19. Jahrhundert verbunden. Die größten Sammlungen befinden sich in den Museen in Prag, Olmütz und Brünn. Die Ostereier-Sammlung des Ethnographischen Instituts des Mährischen Landesmuseums in Brünn umfasst über 7.000 Stück. Eine Auswahl von rund 350 davon waren im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee zu sehen.

SaitenBlicke – Joseph Joachim und die Geige in der europäischen Volksmusik

6. Mai bis 4. November 2007

Anlässlich des 100. Todestages des Violinvirtuosen, Komponisten und Dirigenten Joseph Joachim – geboren am 28. Juni 1831 in Kittsee, gestorben am 15. August 1907 in Berlin – widmete sich die Ausstellung „SaitenBlicke – Joseph Joachim und die Geige in der europäischen Volksmusik“ der Geige als Instrument und Kulturerscheinung. Die Ausstellung begab sich auf die Suche nach Alltäglichem und Besonderem, Volkskundlichem und Symbolhaftem, Handwerklichem und Künstlerischem: Um die Geige ranken sich zahlreiche Märchen, Mythen und Heiligenlegenden, und die besondere Form des Instruments ruft Assoziationen mit dem weiblichen Körper hervor. Handwerklich begabte Volksmusikanten verändern, verfremden und verzieren kunstfertig die Gestalt des Instruments. Solchen höchst individuellen Schöpfungen steht eine Suche nach dem vollkommenen Klang gegenüber. Während das Instrument eine hohe Wertschätzung erfuhr und erfährt, blieben die aufspielenden Musikanten oft unbedankt und ungeliebt. Bilder und alte Verordnungen geben einen Begriff vom harten Leben der Schmalz-

geiger, Bierfiedler und „fahrenden Leit“. Heute erfahren die Geige und die ihr verwandten Saiteninstrumente in ganz Europa ein populäres Revival. Die Ausstellung entstand in Zusammenarbeit mit dem Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien

TEILNAHME AN TAGUNGEN

- 25.–27.01. 5. Internationale Konferenz der Ethnografischen Museen in Zentral- und Südosteuropa „Museen brauchen Menschen – Kundenbindung und Kommunikationsnetzwerke in der Museumsarbeit“, Graz; Teilnahme: Dr. Veronika Plöckinger-Walenta
- 18.–26.08. 21. ICOM Generalkonferenz „Museen und universelles Erbe“, Wien; Teilnahme: Dr. Veronika Plöckinger-Walenta
- 17.–20.10. Österreichischer Museumstag „Sammlungsstrategien der Museen“, Salzburg; Teilnahme Dr. Veronika Plöckinger-Walenta
- 15.–16.11. Internationale Tagung „Connecting Collecting“, Nordiska Museet, Stockholm; Teilnahme: Dr. Veronika Plöckinger-Walenta

BESUCHERSERVICE

Das Ethnographische Museum Schloss Kittsee verzeichnete im Jahr 2006 17.322 BesucherInnen. 40 Gruppenführungen für Erwachsene wurden durchgeführt. Im Rahmen des museumspädagogischen Programms wurden 25 Kindergartengruppen und Schulklassen betreut. Am Familiensonntag im Rahmen der Ausstellung „SaitenBlicke“ lüftete ein Geigenbaumeister einige Geheimnisse der Geigenerzeugung und gab Anleitungen zum Basteln einer eigenen einfachen Geige. Geigerinnen und Geiger aus der Slowakei, Ungarn, Dänemark, Finnland, Irland, Litauen, Griechenland, Serbien und Österreich spielten im Schloss im Rahmen eines Europäischen Geigenspiellertreffens am 13. Oktober auf. In der „Werkstatt des Gegenspiels“ war Mitspielen möglich und erwünscht – gemeinsam wurden Stücke erarbeitet und aufgeführt. Abends fanden Konzertdarbietungen aller Musiker und Musikerinnen im Festsaal des Schlosses statt

*SAMMLUNGEN**Hauptsammlung EMK*

6.297 inventarisierte Objekte

Bibliothek

4.071 Nummern

Fotothek

ca. 5.500 Positive, 3.096 Diapositive, ca. 12.300 Negative

*INFRASTRUKTUR**Gebäude*

Von Mitte Juni bis Mitte August 2007 wurden dem Museum vom Bundesministerium für Finanzen bzw. Arbeitsmarktservice zwei Praktikanten zugeteilt: Franz Wenhard erledigte als gelernter Maurer zahlreiche Maurer- und Malerarbeiten. Er besserte den durch Wasserschäden unansehnlich gewordenen Kassenraum aus und überstrich die Ausbesserungen neu. Weiters wurden die abgeschlagenen Stellen am Mauersockel des gesamten Schlosses ausgebessert und gestrichen und die Pflastersteine im Eingangsbereich unter der Altane aufgefüllt. Hans Hautzinger unterstützte die Gärtner im Park vor allem nach den massiven Sturmschäden und half auch im Schloss bei diversen Arbeiten mit.

Park

Vom Maschinenring wurden die üblichen Sanierungsmaßnahmen am Baumbestand (Mistelschnitt, Entfernung von dünnen Ästen) vorgenommen, von der Firma Jakel/Wien das alljährliche Spritzen der Kastanienbäume gegen die Miniermotte. Die teilweise schweren Schäden vom Sturm Mitte Juni mussten behoben werden, die umgerissenen Bäume entfernt und neue ge-

setzt werden (1 *Tilia platyphyllos*/Sommerlinde, 1 Kastanienbaum muss noch ersetzt werden). Der historische Baumbestand konnte durch 1 *Platanus acerifolia* (Platane), 1 *Tilia platyphyllos* (Sommerlinde), 1 *Castanea sativa* ‚Anny’s Summer Red‘ (Rote Edelkastanie) ergänzt werden. Am „Nike Earth Day“ haben MitarbeiterInnen der Firma Nike mit betreuten Jugendlichen von der Forstverwaltung zur Verfügung gestellte Sträucher entlang des Zaunes zur Schlossgärtnerei gepflanzt.

Die Initiative „Parkpatenschaft Schlosspark Kittsee“ unterstützte das Ethnographische Museum wiederum durch Spenden bei der Erhaltung und Wiederherstellung des historischen Gartens. Der Dank für die aktive Mitarbeit bei der Parkerhaltung gebührt besonders dem Ehepaar Petrovics. Die Errichtung des Kinderspielplatzes im nordöstlichen Teil durch die Gemeinde Kittsee wurde mit tatkräftiger Unterstützung der beiden Gärtner des EMK abgeschlossen. Die Gemeinde Kittsee hat ohne Genehmigung durch das Bundesdenkmalamt und ohne Absprache mit dem Museum eine Zufahrtsstraße vom Schulgelände außerhalb des Parks zum Spielplatz errichtet. Der Kinderspielplatz wird gut angenommen und sowohl von Kittseer Kindern als auch von kleinen MuseumsbesucherInnen stark frequentiert.

FINANZEN UND PERSONAL

Für den Betrieb des Ethnographischen Museums standen im Geschäftsjahr 2007 insgesamt € 254.110,92 zur Verfügung. Die Ausgaben betrugen € 245.944,73. Das Amt der Burgenländischen Landesregierung gewährte eine Förderung von € 79.900,–, das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur € 68.295,–. Das Land Burgenland gewährte eine Sonderförderung von € 2.500,– für das Vermittlungsprogramm, das Bundesdenkmalamt überwies für Parkpflegemaßnahmen 2006 und 2007 eine Summe von € 9.500,–. An eigenen Einnahmen wurden € 73.268,– erzielt. Die Ausgaben betrugen: Sachaufwand € 41.212,–, Personalaufwand € 122.275,57, Ausstellungen € 27.347,62, Veranstaltungen € 13.311,14, PR und Werbung € 11.019,70, Versicherungen € 8.834,49, Parkpflege € 6.472,16.

Dr. Veronika Plöckinger-Walenta schied mit 31.12.2007 nach 10-jähriger Tätigkeit (Werkvertrag Oktober 1997 – Mai 1998, Anstellung seit 1. Juni 1998) einvernehmlich aus dem Dienst am Ethnographischen Museum Schloss Kittsee aus.

Margot Schindler

**Bericht zur internationalen Tagung
„Regional Culture as Reflected by Museum Collections.
Analyses of the Collections of Rudolf Trebitsch (1876–1918)
against the Background of European Regionalisation“
18. April 2008, Österreichisches Museum für Volkskunde**

Ein weiteres Mal rückt eine europäische Region in den Fokus sammlungs-historischer und museologischer Forschung. Dem Österreichischen Museum für Volkskunde wurde zwischen 1908 und 1914 eine Sammlung mit rund 800 Objekten aus mehreren Ländern Europas zugetragen. Rudolf Trebitsch (1876–1918), ausgebildeter Mediziner mit einem Doktorat in Ethnologie (1911), war der Reisende, der für das Museum Objekte aus Irland, Wales, Schottland (1907 und 1909), Bretagne (1908), der Römischen Campagna (1909 [?]), Dalmatien (1911) und dem Baskenland (1913) erwarb. Darüber hinaus verwahrt das Völkerkundemuseum Wien in etwa 450 Objekte aus Westgrönland, die Trebitsch 1906 von einer zweieinhalb Monate dauernden Reise, gemeinsam mit dem Zoologen Gustav Stiasny (1877–1946) nach Wien brachte und der damaligen anthropologisch-ethnographischen Abteilung des k.k. Naturhistorischen Hofmuseums überließ. Grönland war das Land seiner Sehnsucht, wie Trebitsch in der Einleitung zu seinem 1910 erschienenen Buch „Bei den Eskimos in Westgrönland“ schrieb.¹ Michael Haberlandt, damaliger Direktor des Wiener Volkskundemuseums, verfasste den ethnologischen Anhang dazu.

Seine Reise in das von der dänischen Regierung für touristische Reiseziele gesperrte Land war nur durch einen offiziellen wissenschaftlichen Auftrag möglich geworden. Die Phonogramm-Archivkommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften beantwortete Trebitschs Antrag, phonographische Aufnahmen zu Gunsten der Institution zu machen, positiv. Damit war der Weg nach Westgrönland geebnet, das Resultat sind die seit dem Jahr 2003 auf CD vorliegenden „Recordings from Greenland (Kalaa-lit Nunaat) 1906“ in der Reihe „Tondokumente aus dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Gesamtausgabe der Historischen Bestände 1899–1950“ des Verlags der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

In den darauffolgenden Jahren entstanden mit den „Celtic Recordings – Ireland, Wales, Brittany, Isle of Man and Scotland (1907–09) und den

1 Trebitsch, Rudolf: Bei den Eskimos in Westgrönland. Ergebnisse einer Sommerreise im Jahre 1906. Berlin: Reimer 1910, S. XVI.

„Basque Recordings“ von 1913 weitere Aufnahmen, die ebenfalls 2003 in der genannten CD-Reihe der Akademie der Wissenschaften erschienen sind.

Trebitsch publizierte nicht nur im Umfeld der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und des Vereins für Volkskunde. Seine Reiseberichte fanden auch Niederschlag in populärwissenschaftlichen Zeitschriften, wie zum Beispiel der „Urania“. Aus seinem Nachlass, der dem Museum 1919 übergeben wurde, sind Mitschriften mehrerer Vorlesungen, darunter vom Wintersemester 1914/15 bei Arthur Haberlandt, der ebenfalls 1911 promovierte und 1914 habilitierte, über die Ethnographie Afrikas und bei dem Anthropologen Rudolf Pösch über die Ethnographie Australiens erhalten. Im Konvolut findet sich auch ein mit 1910 datiertes Notizheft mit der Beschriftung: „Vorbereitungen für die Asienreise“. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass diese Reise stattgefunden hat, jedoch waren die Planungen dafür offensichtlich schon weit fortgeschritten. Die Aufzeichnungen enthalten neben Inhalts- und Literaturnotizen Reiserouten mit Zeitangaben sowie Angaben zu Kontaktpersonen. Weiters finden sich in dem Heft Einträge zu Impfungen sowie Medikationen. Der Vermerk „Chinin an die Primitiven abgeben“ lässt darauf schließen, dass der Mediziner Trebitsch bei seiner Reiseplanung auch an medizinische Hilfe gegen Malaria dachte. Die Gesamtheit seines schriftlichen Nachlasses verweist auf sein weitgreifendes wissenschaftliches Interesse und nicht zuletzt auf seine innere Mobilität.

Rudolf Trebitsch verfügte als Sohn eines Wiener Seidenfabrikanten offensichtlich über genügend finanzielle Mittel, um sowohl die genannten Reisen, den Ankauf der Objekte als auch die Ausführung der Sprachforschungen selbst zu finanzieren. Den Verein für Volkskunde unterstützte er darüber hinaus mit teilweise stattlichen Spenden zu Gunsten des laufenden Betriebs und der Vergrößerung der „vergleichenden“ Sammlungen. Ab 1914 war er Mitglied des Ausschusses des Vereins und erhielt auf Betreiben Michael Haberlandts das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens² und später

2 Exzerpt aus dem Empfehlungsschreiben Michael Haberlandts vom 21. Oktober 1912 zur Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josef-Ordens: „Herr Dr Rudolf Trebitsch hat des Weiteren in Betätigung neuerlicher Munificenz und seines speziellen Interesses für die Volkskunde Europas und zumal Österreichs dem k.k. Museum für österreichische Volkskunde umfangreiche vergleichende Volkskundesammlungen aus Bosnien, Serbien, Russland, der Schweiz, Frankreich und Italien im faktischen Anschaffungswerte von 5000 Kronen, sowie des Hausfonds des k.k. Museums für öst. Volkskunde überwiesen. Herr Dr Rudolf Trebitsch hat sich bereit erklärt, das genannte Museum auch künftig mit jährlichen Baarbeiträgen [sic] von je 3000 Kronen zu unterstützen.“ Archiv ÖMV, Sammlung Trebitsch.

eine Gedenktafel, die im Kriegsjahr 1940 abgenommen und als Metallspende verwertet wurde.³

Mit Trebitschs frühem Tod 1918 verlor das Museum in mehrerlei Hinsicht einen wichtigen Förderer, der zuletzt auch noch eine beachtliche finanzielle Hinterlassenschaft widmete.

„Folklore in the beginning and for long after was a gentlemans activity“ zitierte Herbert Nikitsch, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, in seinem Tagungsbeitrag den britischen Ethnosoziologen Edmund Ronald Leach und verwies damit auf den bürgerlichen Hintergrund früher ethnologischer Interessen.⁴ Diese sowie die Sammlungen des Reisenden und Privatforschers Rudolf Trebitsch standen im Mittelpunkt einer Arbeitstagung am Österreichischen Museum für Volkskunde am 18. April 2008. Dieser Zusammenkunft ging ein erstes Treffen mit Kolleginnen des Ethnographischen Museums in Bilbao im Herbst 2007 voraus, wobei zunächst einmal das gegenseitige Interesse an einer gemeinsamen Aufarbeitung des Wiener Bestandes zum Baskenland bekundet wurde. In der Folge kam auch der Kontakt mit dem entsprechenden Museum in Bayonne auf französischer Seite zustande. Relativ schnell war klar, dass die Sammlungen zunächst einmal auf den Kontext ihrer Entstehung und ihre historische Wirkkraft hin befragt werden mussten. Letztendlich aber werden sich Fragen nach der Rezeption gegenwärtiger regionaler Kultur, deren politischen Engagements und Dissonanzen in den Vordergrund schieben und von da weg wird der Weg in die „Zwischenräume“ gesellschaftlichen Daseins führen, in die „Demographie des neuen Internationalismus“ wie der Literaturwissenschaftler Homi K. Bhabha die Fragmente kultureller und politischer Entwicklung an die Postmoderne andockt und neu instrumentiert.⁵ Wie weit die dem Vorhaben zugrunde liegenden Objekte über ihren Status als Relikte⁶ sowie als

3 Siehe den Beitrag von Birgit Johler in diesem Heft, S. 249.

4 Vortrag von Herbert Nikitsch „Some biographical remarks on Rudolf Trebitsch“ im Rahmen der Tagung.

5 Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kultur. (= Bronfen, Elisabeth u.a. [Hg.]: Stauffenburg Discussion. Studien zur Inter- und Multikultur, 5). Tübingen: Stauffenburg 2007, S. 6.

6 Zum Begriff Relikt in der Volkskunde hat sich Konrad Köstlin 1973 geäußert: Köstlin, Konrad: Relikte: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. In: Kieler Blätter zur Volkskunde V/1973, S.135–157, später auch: Köstlin, Konrad: Ur-Ethnographie und Moderne. In: Grieshofer, Franz (Hg.): Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie. Beiträge des Abschluss-symposiums zur Ausstellung „Urethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern“, 3.–5. Februar 2005. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 18), Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, S.115–131, hier S.124.

Informationsträger ehemaliger kultureller Praxen wie auch Forschungsinteressen hinausgehend von heuristischem Wert für diese Instrumentierung sein können, ist eine drängende museologische Frage. Sie wird umso interessanter und diskursiver innerhalb internationaler fachlicher Netzwerke zu beantworten sein. Bei der Arbeitstagung in Wien blieb sie zunächst im Hintergrund.

Die Kolleginnen und Kollegen aus dem französischen und spanischen Baskenland, dem Euskal Museoa, Bilbao und dem Baionako Euskal Museoa – Musée Basque et de l'histoire de Bayonne präsentierten zunächst ihre Museen. Ein Imagefilm über das Museum in Bilbao blieb erwartungsgemäß in repräsentativen Erzählbahnen, die Idee eines lebendigen Museums wurde darin durch Mitschnitte von traditionellen Tanzvorführungen untermauert.

Rafael Zulaika aus Bayonne berichtete von einer kürzlich vorgenommenen Neuaufstellung der ständigen Präsentation. Er merkte an, dass ein guter Teil des Publikums die alte Präsentation entlang üblicher Objektkompilationen bevorzugte. Solche Kontroversen sind integrativer Bestandteil neuer Setzungen in der Museumsarbeit. Das Het Huis van Alijn (www.huisvanalijn.be) in Gent beispielsweise, hatte im Jahr 2000 bei seiner grundlegenden Neupositionierung extreme Probleme mit seiner traditionellen Museumscommunity. Der mutige Schritt erwies sich jedoch als richtig, das neue Konzept als erfolgreich.

Die Neuaufstellung in Bayonne bildet laut Zulaika die Basis für eine prospektive Museumsarbeit. Als Beispiel nennt er ein rekonstruiertes Boot, das den Eisenhandel zwischen dem französischen und dem spanischen Baskenland thematisiert und damit symbolisch für ein Navigieren entlang kultureller Beziehungen steht. Ein zentrales Vorhaben ist die Präsentation des Großteils der Sammlung auf der Museumswebsite. Fünfhundert Objekte sind derzeit online (www.musee-basque.fr/fr/collections/collections.html), siebentausend sollen es einmal werden. Auf Trebitsch zurückkommend erinnerte Zulaika daran, dass dessen Aktivitäten im Baskenland bis in die 1930er und 1940er Jahre bekannt waren. Zum Abschluss seines Beitrages stellte er als Arbeitsperspektive für das zu konstituierende Projekt die Leitbegriffe Identität und Regionalität sowie kulturelle Diversität in den Raum. Nicht ganz neu, verweisen diese Vorschläge aber immerhin auf ein Vernetzungspotenzial zwischen den Museen und sind vor dem Hintergrund der EU-Projektkultur nur zu verständlich und hilfreich. Trebitschs Begeisterung für, wie es Herbert Nikitsch ausdrückte, „lokale Phänomene“ hinterließ mit dem weitläufigen Objekt- sowie Schriftbestand eine gute Interpretationsbasis im Sinne von Zulaikas Vorschlägen. Diese Begeisterung drückt sich in einigen Publikationen von Rudolf Trebitsch durch eine schwärmerische Diktion und den Vergleich seiner Aktivitäten mit denen von Entdeckern

und berühmten Forscherpersönlichkeiten aus.⁷ Das Motiv des reisenden Abenteurers taucht sowohl in Herbert Nikitschs biographischer Untersuchung als auch in Matthias Beitzls Archiv- und Sammlungspräsentation auf. Trebitschs wissenschaftliche Leistungen mögen selbst in ihrer Zeit nicht hervorhebenswert gewesen sein, doch die Summe seiner publizistischen und sammlerischen Tätigkeit stellt einen wissenschaftsgeschichtlichen und museologisch-materiellen Wert dar. Herbert Justnik, Kurator der Fotosammlung am Wiener Volkskundemuseum, ordnete im von Trebitsch hinterlassenen Fotobestand ethnographische neben illustrativer Fotografie, wobei die touristische Perspektive überwiege.

Kritische Positionen zur wissenschaftlichen Hinterlassenschaft von Rudolf Trebitsch brachte Bernhard Hurch vom Institut für Sprachwissenschaften der Universität Graz ein. Im Zusammenhang mit den schon genannten baskischen Sprachaufnahmen vermisst er bei Trebitsch jeglichen methodologischen Zugang.

Die inhaltliche und organisatorische Arbeit führten regionale Persönlichkeiten, wie beispielsweise der Baskologe Julio de Urquijo, aus. Trebitsch war primär ein „Unternehmer“, seine Qualitäten lagen offenbar in einer guten Vernetzungsarbeit, auf die Christian Liebl vom Phonogrammarchiv Wien hinwies. In den Beiträgen der „Celtic Recordings“ tauchen viele bekannte Persönlichkeiten und Spezialisten auf. Auch bei seinem Grönlandaufenthalt baute er auf einige Kooperationen. Bei seiner Reise ins Baskenland hatte Trebitsch so viele soziale Kontakte, dass er laut Bernhard Hurch im Briefverkehr mit dem Romanisten Hugo Schuchardt (1842–1927) in Graz, der ihn auch laufend beriet, darüber klagte, dass er nie wirklich in die Region „eindringen“ konnte. Laut Hurch belegt ein Brief von Michael Haberlandt an Hugo Schuchardt auch, dass die Sammlungen aus dem Baskenland seiner Meinung nach nicht hervorragend seien.

Bei aller Kritik wies Christian Feest, Direktor des Wiener Museums für Völkerkunde, auf den wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund von Trebitschs Aktivitäten hin. Viele Fehler seiner Forschungstätigkeit, die wir heute sehen, seien die Fehler seiner Zeit. Feest hob anhand der Grönlandsammlung am Völkerkundemuseum Aspekte des *cultural change* in Trebitschs Sammlungstätigkeit hervor. Die Sammlung unterteilt sich in vier Objektgruppen. Es gibt 145 Objekte prähistorischer Steinwerkzeuge, 45 Objekte von Gräbern und Wohnstätten, rund 45 Objekte aus Ostgrönland, die Trebitsch bei der Dänischen Grönlandhandelskompanie in Kopenhagen kaufte und 120 Objekte, die auf Grund ihres hybriden Charakters die

⁷ Siehe z.B. Trebitschs Arbeit über die Eskimos in Westgrönland (wie Anm. 1), S. XXIII.

genannten Aspekte des *cultural change* repräsentieren und für Christian Feest besondere Bedeutung haben.

Ergänzend zur Baskensammlung präsentiert Hana Dvořáková, Moravské zemské muzeum – Etnografické muzeum, Brno, unter dem Titel „Fêtes traditionnelles pour le Musée Basque“ den Forscher und Filmer František Pospíšil, einen Zeitgenossen Robert Flahertys, der für das Museum in Brno in den 1920er und 1930er Jahren tätig war. Neben der filmischen Aufzeichnung von Volkstanz beschäftigte er sich ebenfalls mit Sprachaufnahmen. Eine vergleichende Forschung zum Thema Schwerttanz führte ihn 1927 nach St. Sebastian ins Baskenland.

In einer abschließenden Diskussion, die die Moderatorin der Tagung, Elisabeth Timm, Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, leitete, hoben Christian Feest und Bernhard Hurch noch einmal hervor, dass sich Rudolf Trebitschs und Michael Haberlands Zugangsweisen zu musealen Sammlungen stark voneinander unterschieden. Franz Grieshofer, ehemaliger Direktor des Wiener Volkskundemuseums, vermutete in einem Statement, dass Haberlandt auf die Sammlungstätigkeit Rudolf Trebitschs Einfluss nahm. Es gab damals, so Grieshofer, in Europa große Themen im Rahmen der vergleichenden Ethnologie. Persönlichkeiten wie Eugenie Goldstern und Rudolf Trebitsch haben diesen Themen zugearbeitet.

Dieser aufschlussreichen und durchaus diskursiven Veranstaltung folgte eine Woche Arbeit an der Sammlung gemeinsam mit Amaia Mujika Goni, Kuratorin am Historischen Museum in Bilbao und Adolfo Arejita, Linguist an der Universität Bilbao.

Der Arbeitstagung am 18.4. ging ein Treffen einiger Museen, die sich mit dem Themenfeld „Europa“ beschäftigen, voraus. Ziel dieser Unternehmung, die von dem Historiker Laurent Gervereau initiiert wurde, ist eine verbesserte Vernetzung dieser Museen. Teilgenommen haben daran neben dem Österreichischen Museum für Volkskunde, den Gästen aus Bilbao und Bayonne auch Marie-Luise von Plessen (Musée de l'Europe, Bruxelles), Beate Wild (Museum Europäischer Kulturen, Berlin), Damodar Frlan (Etnografski muzej Zagreb), Arnaud Pinon (Maison de Jean Monnet, Bazoches-sur-Guyonne), Bojana Rogelj-Škafar (Slovenski etnografski muzej, Ljubljana), Florence Pizzorni (Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée, Marseille), Lea Sillart (Tallin Linnamuseum, Tallin), Hans Joachim Neyer (Wilhelm Busch Museum Hannover – Deutsches Museum für Karikatur und kritische Grafik) und Roger Mayou (Musée international de la Croix-Rouge et du Croissant Rouge, Genève).

Matthias Beitzl

**9th SIEF-Congress Transcending „European Heritages“:
Liberating the Ethnological Imagination,
University of Ulster, 16.–20. Juni 2008**

Eine Woche lang, vom 16. bis zum 20. Juni 2008, beherbergten der Magee Campus der Universität Ulster in Derry, Nordirland, und die Stadt Derry den 9. Kongress der „Société Internationale d’Ethnologie et Folklore“ (SIEF). Passend zum 80. Geburtstag der Gesellschaft und ihrer Vorgängereinstitutionen¹ zog es viele Europäische EthnologInnen, Folkloristen und Mitglieder von Nachbardisziplinen nach Derry: Fast 400 TeilnehmerInnen aus über 30 Ländern (überwiegend aus Europa, ferner aus Israel, Nordamerika und Asien), stellten in weit über 300 Beiträgen Ergebnisse ihrer Arbeiten vor. Mit der Koordination dieser wissenschaftlichen Großveranstaltung vollbrachten die Hauptverantwortlichen vor Ort, Ullrich Kockel und Mairead Nic Craith, gemeinsam mit ihrem Team engagierter studentischer MitarbeiterInnen eine organisatorische Meisterleistung. Konzept und Ablauf des Kongresses waren bis ins Detail ebenso professionell wie mit Leidenschaft geplant. Ein Symbol für diesen Enthusiasmus ist das von einer Postgraduate-Studentin eigens für den Kongress entworfene Logo: eine Pustelblume, deren beschirmte Samenkörner sich gerade auf die Reise in neue Landschaften und Regionen begeben. Diese ebenso zarte wie kraftvolle Botschaft illustrierte das Thema des Kongresses – die Erschließung neuer Horizonte und Felder, die Nutzung des kreativen Potentials der Europäischen Ethnologie².

Das Symbol der fliegenden Löwenzahnsamen war auch eine Verbeugung vor dem Veranstaltungsort selbst: vor der nordirischen Landschaft mit ihren sanften Hügeln und saftigen Wiesen; und vor der Stadt Derry, die sich nach der offiziellen Beilegung der Konflikte um Nordirlands Unabhängigkeit anschiekt, ihre Zukunft in Europa zu gestalten. Derry war gleich in mehrfacher Hinsicht ein bemerkenswerter Kongress-Ort. Die Stadt ist eher klein. Es war daher beachtlich, wie man hier scheinbar mühelos einen internationalen Kongress dieser Größe buchstäblich in seiner Mitte – die Plenarveranstaltungen fanden im Rathaus statt – beherbergte. An diesem Ort war die Europäische Ethnologie zugleich mitten in einem ihrer Forschungsanliegen: der Untersuchung der Konstruktion des kulturellen Erbes Europas.

1 Rogan, Bjarne: The Troubled Past of European Ethnology. SIEF and International Cooperation from Prague to Derry. In: *Ethnologia Europea* 38: 1 (2008), S. 66–78.

2 Vgl. Kockel, Ullrich: Liberating the Ethnological Imagination. In: *Ethnologia Europea* 38: 1 (2008), S. 8–12.

Denn in Derry wird die konfliktvolle und schmerzhaftes Geschichte um die nordirische Unabhängigkeit, wird der Konflikt selbst zum „Heritage“ und damit auch zur Ressource einer aufkeimenden Tourismusindustrie. Längst sind die Murals hier nicht mehr nur Mittel im politischen Kampf, sondern auch eine der touristischen Attraktionen. Als wichtiges Symbol der nordirischen Kultur standen die Wandbilder von Derry und Belfast daher auch im Zentrum des Abschlussvortrags von Anthony Candon (National Museum of Ireland). Gerade weil die Geschichte der Stadt bis in die jüngste Vergangenheit hinein so konfliktvoll war, wird sie hier mit besonderer Verve und übrigens – etwa im Tower-Museum – mit beeindruckendem Know-How erzählt. Dabei kreiert Derry seine Geschichte unermüdlich neu: Während des Kongresses wurde gerade ein neues Wandgemälde fertig gestellt: Es zeigt neben Nelson Mandela, Mutter Teresa auch den örtlichen Nobelpreisträger John Hume. So war Derry einerseits angesichts seiner Gastfreundschaft und der lokalen Geschichte und Kultur ein besonderer Kongressort, stand aber andererseits zugleich in seinem Bemühen um Identität auch beispielhaft für das derzeitige Ringen um kulturelle Eigenheiten in Europa. Dass diese Konstruktionen in Auseinandersetzung mit den politischen Maßnahmen stehen, illustrierte anschaulich die Ablehnung der EU-Verfassung durch Volksabstimmung in Irland kurz vor dem SIEF-Kongress. Dies Ringen um das kulturell „Eigene“, die wachsende Betonung kultureller Differenz in Europa und seine Bedeutung für die Europäische Ethnologie als der, die europäischen Gesellschaften begleitenden Analytikerin, waren Leitthema des Kongresses.³

Der Eröffnungsvortrag von Peter Jan Margry (Meertens-Institut, Amsterdam) und die anschließenden Plenarvorträge von Wolfgang Kaschuba (Humboldt-Universität Berlin) und Sharon Macdonald (Universität Manchester) reflektierten kritisch die Konstruktion des europäischen Heritage-Konzepts als kulturpolitisches Schlüsselkonzept Europas seit den 1990er Jahren. In seinem Eröffnungsvortrag „Memorializing Europe. The Reframing of an Undefinable Continent“ erklärte Peter Jan Margry das Konzept des europäischen Kulturerbes als Ersatz für die gescheiterte politische Utopie Pan-Europas. Europa sei aber nicht nur Gegenstand politischer Utopien, sondern auch der Träume vieler Menschen. Darunter solcher Menschen, deren Vorfahren bereits vor geraumer Zeit in Europa gelandet sind und die sich daher als „einheimisch“ begreifen und solcher, die – wie

3 Programmübersicht und Kongresshandbuch sind auf folgenden Web-Sides einsehbar: http://www.arts.ulster.ac.uk/sief2008/docs/SIEF_programmeWeb.pdf (zuletzt eingesehen am 11.7.08); http://www.arts.ulster.ac.uk/sief2008/docs/SIEF_handbookcontent.pdf (zuletzt eingesehen am 11.7.08).

die afrikanischen Flüchtlinge vor Spaniens Küsten – erst vor kurzer Zeit ankamen. Vor dem Hintergrund der Migration funktionierte das Konzept des kulturellen Erbes wie ein Schirm: So ermögliche beispielsweise die stete Konstruktion von kulturellem europäischem Erbe etwa auf dem Feld der Religion einerseits, Ängste und Missverständnisse aus der Begegnung mit dem Islam zu bändigen, sie verdecke aber zugleich die Diversität der europäischen Gesellschaften und die vorhandenen Spannungen. Hier setze die Aufgabe der Europäischen Ethnologie an. Wolfgang Kaschuba präzisierete diese Aufgabe in seinem Vortrag als der eines „mindmanagers“ postmoderner Imaginationen. Das Fach habe ein Gegengewicht zu den derzeit boomenden Heritage-Konzepten zu schaffen, indem es kritisch das Authentizitäts-Geschäft der Heritage-Produzenten durchleuchte, die Pluralität der europäischen Gesellschaft herausstelle, auf Dynamik statt auf Konservierung setze, die Ränder betrachte, und die gerne vergessenen Aspekte des sozialen, kulturellen und ökonomischen Erbes thematisiere. Wie dies konkret etwa in der musealen Inszenierung aussieht, thematisierte Sharon Macdonald. Sie zeigte ebenso „krankmachende“ Heritage-Konstruktionen („sticky heritage“) als auch auf Diversität setzende Ausstellungskonzepte zur Visualisierung der Pluralität europäischer Kulturen.

Unter der Überschrift „European Heritages“ fanden am zweiten Kongressstag 16 Panels und fünf Workshops statt. Man arbeitete an ganz verschiedenen „Baustellen“ europäischen Erbes: der Konstruktion von „Englishness“ bzw. englischer Kultur, neuen Formen der Nahrungskultur („Futuristic Food“) als Möglichkeit jugendlichen Protestes gegen herkömmliche Nahrungsmittel, „Celticity“ als Inszenierung des Keltisch-Seins, interkulturelle Kommunikation, Paganismus als neue religiöse Bewegung, Vorstellungen von Europa, politische Implikationen des Heritage-Konzepts, Technik- und Naturkundeaustellungen als Medium der Inszenierung Europas, immaterielle (Lieder) und materielle Kultur (Kleider) als Verdinglichung von Heritage-Konzepten, jüdisches Erbe und anderes mehr. Ein roter Faden durch die diversen Heritage-Konstruktionen ließ sich schnell ausmachen: Es ist die Bedeutung von Geschichte als rekonstruierbarer und rekonstruierter Vergangenheit. Geschichte ist Bestandteil vieler aktueller populärer Bewegungen in Europa, die spätmodernen Zeitgenossen Antworten auf ihrer Frage nach Sinn und Orientierung in der komplexen Welt versprechen. Dabei spielt Religion auch in westlichen Gesellschaften eine wachsende Rolle, und zwar weniger in bekannten Formen als in Gestalt neuer bzw. neu entdeckter Religionen wie den Paganismus. Diese überaus erfolgreiche spirituelle Bewegung arbeitet mit Geschichte in ähnlicher Weise wie andere Produzenten von Heritage-Konzepten. So zeigte Jenny Blain (Sheffield Hallam University) am Beispiel der von ihr und Robert Wallis untersuchten

englischen AnhängerInnen des Paganismus, wie diese sich bemühen, ihre Bräuche an historischen Druidenfeiern zu orientieren. Die Verbindung von Tradition, „Authentizität“ und Re-Enactment sei der Schlüssel zum Verständnis der Bewegung, die ihren AnhängerInnen Sinn und Geborgenheit vermittelt. Dabei verstecke sich hinter der Anhängerschaft zum Paganismus, dem Besuch historischer Kultorte und der Praktizierung einer Naturreligion auch vehemente Kritik an der heutigen Gesellschaft, deren Naturentfremdung und Werte. Doch Paganismus bietet nicht nur Sinn, er tut dies auch in besonderer Weise und spricht damit die Menschen umfassend an: Sabina Magliocco (California State University) zeigte am Beispiel Italien, wie der Paganismus hier seinen AnhängerInnen einen direkten Kontakt zum Göttlichen verspricht, wie diese sich als Mitglieder in einer Kette in Zeit und Raum geborgen fühlen und wie die sensuelle Erfahrbarkeit der Spiritualität durch Licht, Gerüche etc. das Immaterielle unauslöschlich einprägt. Gulnara Aitpaevas (Aigine Reserach Centre) Plenarvortrag erweiterte diesen weitgespannten Horizont von Heritage-Konstruktionen um das von „Kyrgyzchylk“, ein neues ganzheitliches Konzept der Alltagsbewältigung in Kirgistan. Auch hier sind Religion und die Hinwendung zu Tradition bzw. der eigenen Geschichte und Natur als Teil des eigenen kulturellen Erbes eine Antwort der Bevölkerung auf die Suche nach Identität und nach Erlangung der politischen Eigenständigkeit. Dass Heritage als leitendes Konzept „Tradition“ in kultureller Praxis und deren Erforschung längst abgelöst hat, gehörte zu den wichtigen Aussagen in Pertti Anttonens (University of Helsinki) Plenar-Vortrag. Anttonen sprach in diesem Zusammenhang von einem „discursive move“, dem in der Europäischen Ethnologie die Hinwendung zur Ethnografie der Repräsentation und Präsentation entspreche. Anttonen forderte vom Fach ein kritisches Engagement auf dem Feld der Methoden und Theorien. Die Europäische Ethnologie müsse sich über die Notwendigkeit von Verbesserung im Klaren werden und herausfinden, wie Reflexivität und Dekonstruktivismus eingesetzt werden können, um dem Fach einen Platz in der Zukunft zu sichern.

Anttonens Aufforderung bildete den Auftakt für das Programm des dritten Kongresstages. Unter der Überschrift „Transcending Theories and Practices“ diskutierten die TeilnehmerInnen in 15 Panels und drei Workshops über wissenschaftliche Praktiken und Praxisfelder: von den Wissenspraktiken der Europäischen Ethnologie und Folklore, über die fruchtbare Verbindung von Ethnologie und Soziolinguistik, den Debatten um Oralität und Schriftlichkeit, der Bedeutung des Konzepts von kulturellem Eigentum für ethnologische Forschung, Ethnologie und öffentlicher Raum, Archive oder Tagträume als Herausforderung ethnologischer Forschung. Gerade auf dem Feld der Wissenskonstruktion und damit der Identität des Faches trugen

die KollegInnen aus Osteuropa und den baltischen Ländern bemerkenswert viel bei. Es scheint, dass man hier aus zeitnaher Erfahrung der Instrumentalisierung von Wissenschaft offenbar besonders intensiv und fruchtbar über Aufgaben und Verantwortungen der Gesellschafts- und Geisteswissenschaften im Zeitalter der Globalisierung nachdenkt. Der abendliche Plenarvortrag von Helena Wulff (Stockholms Universitet) setzte diese Überlegungen auf anderer Ebene fort und thematisierte einmal mehr den Übergang zwischen ethnologischer Arbeit und künstlerischem Schaffen, der den Kongress immer wieder beschäftigte. Wulff stellte Aspekte ihrer ethnologischen Studien über zeitgenössische irische SchriftstellerInnen vor, deren Selbstdarstellung und Performance auf Lesungen, Festivals und anderen öffentlichen Veranstaltungen sie begleitet hat. Die Anthropologie des künstlerischen Schreibens halte der Wissenschaft einen Spiegel vor, denn in beiden Fällen gehe es um ähnliche Praktiken und Regeln des Performativen. Auch Regina Bendix (Universität Göttingen) setzte auf die Verbindung von künstlerischer und akademischer Performanz. Sie führte in ihrer „presidential address“ hörbar vor, wie Musik als Medium der kulturellen Konstruktion funktioniert und welcher Stereotype man sich dabei heutzutage bedient: Wenn etwa heiße südliche Rhythmen im ansonsten doch eher kühlen Deutschland produziert werden, dann wird deutlich, dass die Alltagskultur Europas in einem kompliziertem Geflecht zwischen Eigenem und Fremden entsteht. Musik als sinnliche Erfahrung spreche Menschen weltweit an, sei damit auch ein Medium ökonomischer und politischer Interessen. Die Europäische Ethnologie ist aufgerufen, diesen sensitiven Bereich aktueller globaler Sounds als Arbeitsfeld aufzunehmen. Das Beispiel verdeutlicht auch, dass Europäische Ethnologie als eine offene Wissenschaft weder hinsichtlich der sie betreibenden AkteurInnen noch der sie beschäftigenden Themen an den Grenzen Europas halt machen kann.

Die Mitgliederversammlung am Nachmittag des dritten Kongresstages verabschiedete Regina Bendix als SIEF-Präsidentin. Bendix gab den Dirigentenstab, den sie selbst als Symbol der Präsidentschaft bei Amtsantritt erhalten hatte, an Ullrich Kockel weiter. Dem teils neu gewählten, teils in seiner Amtsführung bestätigtem Board gehören außer Kockel nunmehr an: Peter Jan Margry, Amsterdam (Vizepräsident); Birgitta Svensson, Stockholm (Vizepräsidentin); Arne Bugge Amundsen, Oslo; Marjetka Golež Kaučič, Ljubljana; Valdimar Hafstein, Reykjavík; Kirstin Kuutma, Tartu; Dorothy Noyes, Ohio; Cristina Sánchez-Carretero, Madrid; Maria Clara Ferreira de Almeida Saraiva, Lissabon; Bernhard Tschöfen, Tübingen. Hetty Garcia, Amsterdam, wird als Assistentin in bewährter hervorragender Weise Peter Jan Margry bei der Führung der Geschäfte der Gesellschaft unterstützen. Gleich zwei neue Arbeitsgruppen nahmen in Derry ihre Arbeit auf: (1.)

Cultural Heritage and Property (Kristin Kuutma, Tartu); (2.) Historical Approaches in Cultural Analysis (Herman Roodenburg, Amsterdam und Michaela Fenske, Göttingen).

Regina Bendix Experiment, in ihrem Vortrag Sprache und Musik zu mischen und damit Intellekt und sinnliche Erfahrung gleichzeitig anzusprechen, läutete das Thema des vierten und letzten Kongresstages ein: „Performing the Ethnological Imagination“. In 14 Panels diskutierte man performative Praktiken in Gesellschaft und Wissenschaft. Nicht zufällig fanden in dieser Sektion die meisten Workshops statt, denn genau hier, auf dem Feld der Praktiken ethnologischer Erkenntnisuche, bedurfte es am stärksten neuer, spielerischer Formen des Umgangs mit wissenschaftlichen Inhalten, Perspektiven, Erfahrungen, Fragen. Denn nur so war die ethnologische Praxis des Wissen-Schaffens wenigstens zeitweilig von der Kette der sie auch bestimmenden Zwänge, Gewohnheiten und Ängste zu lassen. Brechend voll war etwa der Raum, in dem Cristina Sánchez-Carretero (Consejo superior de investigaciones científicas) und Dieter Haller (Ruhr-Universität Bochum) den Workshop „Performing Academia“ abhielten. Dieser Workshop war ein besonders gelungenes Beispiel dafür, wie der Einsatz des Körpers und wie neue Arten des Kommunizierens ebenso intellektuelle Erfahrungen wie Spaß am Tun vermitteln können. Ob meditative Einlage, multivokale Europäische Ethnologie, biografisch-akademische Binnensichten, Übungen in Rhythmik oder fliegende Frage-Zettel – diese expressive Wissenschaft war mehr als Stillsitzen und Zuhören, war Mittun und Teilhabe, kurz: gestattete ihren TeilnehmerInnen sich ganz einzubringen und einzulassen. Vom Mittun lebte auch die Postkarten-Performance, zu der die Kunstwissenschaftlerin Sarah Blowen (University of the West of England) und ihr Fachkollege Iain Biggs (University of the West of England) die Kongress-TeilnehmerInnen bereits im Vorfeld des Kongresses eingeladen hatten. „Was macht in Ihren Augen Grenzen aus?“ wollten Blowen und Biggs von den TeilnehmerInnen wissen und gaben ihnen mit ihren Borderland-Postcards einige Imaginationen an die Hand, die die Vorstellung anregten. Dass Grenzen als individuelle und kollektive Konstrukte auch veränderbar sind, wurde so auf besonders anschauliche Weise erfahrbar.

„Let's liberate our ethnological minds“ hatte Peter Jan Margry in seiner Eröffnungsrede die KongressteilnehmerInnen aufgefordert, und die Bereitschaft, Neues auszuprobieren, war auf diesem Kongress groß. Dabei war man sich zugleich der eigenen Stärken, des bereits Erarbeiteten bewusst. Insofern war die 9. SIEF-Konferenz in Derry ebenso eine Bestandsaufnahme des im Fach Europäische Ethnologie international Geleisteten wie ein Aufbruch zu neuen Perspektiven und Praktiken des Wissen-Schaffens. Die Konferenz bot einen umfassenden Schirm auch für die Diversität des Fa-

ches: Hier präsentierte sich eine Vielheit von Ansätzen, Themen, Methoden und Meinungen, konnte die Übereinstimmung ebenso gefeiert werden, wie dem Widerspruch Raum gegeben wurde; Raum erhielt ebenso das Fertige, die Meisterschaft in Forschung und Präsentation wie das Unfertige, Experimentelle, das auf dem Weg ist. Dass der Kongress nicht nur von berühmten und in die Jahre gekommenen WissenschaftlerInnen, sondern auch von bemerkenswert vielen jungen Menschen, Studierenden und Graduates, besucht wurde, die sich im Austausch mit den ältere FachkollegInnen sichtlich gut aufgehoben fühlten, machte eine seiner besonderen Stärken aus. Der nächsten SIEF-Konferenz 2011 in Portugal ist ein vergleichbarer Erfolg zu wünschen.

Michaela Fenske

Edith Hörandner (12.2.1939–20.6.2008)

Mit Editha* Hörandner starb im vergangenen Juni die erste Frau auf einem Lehrstuhl für Volkskunde an einer österreichischen Universität. Nachdem es in hierzulande keine Lehrstühle mehr gibt, wird sie auch die einzige bleiben. Nicht einmal ein Jahr überlebte sie die Emeritierung und es scheint, dass es die Verpflichtungen als Ordinaria und Institutsleiterin waren, die die in den letzten Jahren gesundheitlich schon sichtbar Angeschlagene aufrecht hielten.

In den letzten Monaten war Edith Hörandner zunehmend von ihrer körperlichen Schwäche gezeichnet und konnte sich nur mehr mühsam und unter großen Schmerzen bewegen. Ich erinnere mich an unser letztes gemeinsames Rigorosum im März dieses Jahres, als sie nur mehr sehr langsam in Richtung Prüfungszimmer gehen konnte und meinte, in Zukunft müssten die Prüfungen in einem für sie leichter erreichbaren Zimmer abgehalten werden. Es sollte leider ihr letztes Rigorosum sein. Sie hat aber nicht nur solange wie möglich ihre kommissionellen Prüfungen abgehalten, sie hat sich im vergangenen Studienjahr trotz angeschlagener Gesundheit auch noch den Mühen zweier Exkursionen nach Innsbruck und Wien unterzogen. Bis zuletzt hat sie sich überdies bemüht, ihren Korrekturpflichten nachzukommen, was ihr nicht mehr zur Gänze vergönnt war.

Wenn ich als ehemaliger Mitarbeiter und langjähriger Stellvertreter Edith Hörandners nun einen Nachruf schreibe, geht es mir dabei wie vielen in dieser Situation: Man reflektiert die gemeinsame Zeit und es mischen sich wichtige Fakten im Leben der Verstorbenen mit persönlichen Erinnerungen. Und diese gemeinsamen Erinnerungen reichen mehr als 20 Jahre zurück. Doch es ist nicht nur der gemeinsame berufliche Weg, an den erinnert werden soll, es ist vielmehr ein an Erfahrungen reiches Leben, dem es hier wenigstens in Ansätzen gerecht zu werden gilt.

Edith Hörandner kam als Tochter von Anna Klenk und des Gendarmeriebeamten Anton Klenk im niederösterreichischen Korneuburg zur Welt, maturierte 1957 mit Auszeichnung und widmete sich zunächst dem Studium der Anglistik, Germanistik und Philosophie. Es gehörte zu den Leitlinien ihres lebensgeschichtlichen Erzählens, dass sie 1958 mit dem Schiff nach Boston reiste, um dort ein Jahr an der Boston University „English Literature“ und „Cultural Anthropology“ zu studieren. Nach ihrer Rückkehr setzte

* Der offizielle Vorname lautet Editha, in diesem Text wird aber die von ihr häufiger gebrauchte Schreibweise „Edith“ verwendet.

sie ihr Studium in Wien fort und belegte zunächst Philosophie als Dissertationfach, Anglistik als Nebenfach.

Als Folge der nationalsozialistischen Ausrichtung der Volkskunde an der Universität Wien führte das Fach dort bis in die frühen 1960er Jahre ein eher kümmerliches Dasein und war nicht durch einen Lehrstuhl vertreten. Erst 1963 konnte sich die Volkskunde an der Wiener Universität wieder voll etablieren, was Edith Hörandner zu einem Wechsel des Dissertationsfachs veranlasste. Fortan galt ihre erste Aufmerksamkeit der Volkskunde, die sie im Sommersemester 1966 bei Richard Wolfram mit einer Dissertation zum Thema „Terminologie, Methoden und Zielsetzungen einer Wiener Volkskunde in Verbindung mit Darstellung und Einordnung zweier erneuerter gegenwärtiger Brauchformen“ abschloss.

Unmittelbar darauf begann ihre Mitarbeit beim Österreichischen Volkskundeatlas, einem wissenschaftlichen Projekt, das seit den 1950er Jahren bestand und in den 60er und 70er Jahren wohl seine Blüte erlebte, ehe in den 80er Jahren die Zeit der kartographischen Erfassung traditioneller Volkskultur mehr oder weniger zu Ende ging. In diesen Jahren erfolgte auch die Hinwendung zu einem Forschungsschwerpunkt, der Edith Hörandner ihr Leben lang begleiten sollte – die ethnologische Nahrungsforschung. Dazu hat sie auch eine Reihe von Karten und Kommentaren für den ÖVA verfasst. Am 1. April 1968 kam sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an das Institut für Volkskunde der Universität Wien; die Mitarbeit am Atlaswerk gehörte aber auch hier weiterhin zu ihren Aufgaben.

Zur Blütezeit dieser Forschungsrichtung wurde ein besonders ehrgeiziges Unternehmen gestartet, nämlich die Erstellung eines europäischen Volkskundeatlases, zu dessen Projektteam Frau Hörandner seit 1968 gehörte. Für dieses Vorhaben übernahm sie 1976 die Gesamtverantwortung für die Karten zum Thema „Traditionelle Konservierung von Fleisch, Wurst und Speck“. In den folgenden Jahren zeichnete sich aber schon das Ende der „Ära der Volkskundeatlanten“ ab. Das wohl zu ambitionierte Projekt eines europäischen Atlases scheiterte schon nach der ersten Lieferung und somit blieb auch ihr Teil unvollendet.

In diese Zeit fielen auch mehrere längere Forschungsaufenthalte im Ausland, die mit dem Atlasprojekt in Zusammenhang standen, etwa in Griechenland und der Slowakei.

Ihre frühen Forschungsergebnisse erschienen noch unter Edith Klenk, 1972 erfolgte der für die ältere Wissenschaftlerinnengeneration häufige „publizistische Identitätsbruch“. Sie heiratete den Byzantinisten Wolfram Hörandner, womit ihre Arbeiten zunächst unter „Hörandner-Klenk“, später dann unter ihrem neuen Familiennamen erschienen. In diesem Jahr kam auch Tochter Magdalena zu Welt.

In den 70er und frühen 80er Jahren gelang es Edith Hörandner, sich wissenschaftlich zu etablieren und ihren Arbeits- und Forschungsbereich über die Nahrungsforschung hinaus auf Brauch und Kleidung auszuweiten. Es war aber letztlich doch wieder ein spezielles Thema der Nahrungsforschung, mit dem sie 1985 ihre Lehrbefugnis erwarb. 1982 erschien im Münchner Callway Verlag der opulent ausgestattete Band „Model. Geschnittene Formen für Lebkuchen, Spekulatius und Springerle“, den die Fakultät als Habilitationsschrift annahm.

Frau Hörandner war 1968 nicht als Assistentin ans Wiener Institut gekommen, sondern als Vertragsbedienstete, dementsprechend nahm ihre Karriere zunächst auch einen anderen Verlauf: Die junge Wissenschaftlerin wurde nach ihrer Pragmatisierung als Beamtin 1975 „Oberkommissär“, dann „Rat“ und war zum Zeitpunkt ihrer Berufung nach Graz „Wissenschaftlicher Oberrat“ (damals noch in der männlichen Schreibweise).

Ihre Habilitation fiel genau in die Zeit des Berufungsverfahrens um die Nachfolge des mit Ende Sommersemester 1984 emeritierten Grazer Lehrstuhlinhabers Oskar Moser. Während Frau Hörandner im ersten Verfahren noch keinen Listenplatz erringen konnte, stand sie im zweiten Verfahren, das zu Jahresbeginn 1986 abgeschlossen wurde, auf der Liste und erhielt mit 1. Oktober 1986 die Berufung als ordentliche Universitätsprofessorin für Volkskunde an die Karl-Franzens-Universität Graz.

In der Folge setzte sie ihre ganze Kraft für die Verbesserung der äußerst prekären Raumsituation des Instituts ein. Schon zwei Jahre nach ihrer Übersiedlung nach Graz erreichte sie eine erste räumliche Ausweitung in ein Nachbarhaus (Hans-Sachs-Gasse 12). 1996 war sie und mit ihr das Institut schließlich am Ziel: Die Übersiedlung in die Attemsgasse 25 und damit die großzügige räumliche Ausstattung ist ihr großes Verdienst. Die Zuweisung der neuen Institutsräume war zweifellos auch einer Eigenschaft zu verdanken, die Edith Hörandner auszeichnete, die sie für manche aber auch zur gefürchteten Verhandlungspartnerin machte – die ihr so eigene Zähigkeit, wenn es um das Erreichen eines gesteckten Zieles ging. Sie sorgte damit weit über ihren Tod hinaus für ein räumliches Umfeld des Instituts, das man noch für längere Zeit als nahezu optimal ansprechen wird können.

Sie versuchte von Beginn an noch ein weiteres offenes Problem zu lösen: Es scheint aus heutiger Sicht in der Tat seltsam, dass das Grazer Institut, trotz wissenschaftlicher Größen, die als Vorgänger von Edith Hörandner den Lehrstuhl innehatten (Viktor Geramb, Hanns Koren, Oskar Moser), nie eine eigene Publikationsreihe herausgab. Frau Hörandner löste auch dieses Problem und bereits 1988 konnte der erste Band der „Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie“ erscheinen. Gleichsam als Reverenz gegenüber ihrer neuen Wirkungsstätte veröffentlichte sie eine Dissertation unseres

Instituts aus dem Jahr 1961. Dies war keinesfalls ein Blick zurück, sondern war vielmehr der Tatsache geschuldet, dass die Veröffentlichung der Studie von Anni Gamerith (Speise und Trank im südoststeirischen Bauernland) besonders in Kreisen der NahrungsforscherInnen immer wieder gefordert aber nie realisiert worden war. Die Grazer Reihe ist mittlerweile auf 13 Bände angewachsen und stellt neben der Lösung der Raumfrage zweifellos das größte Verdienst von Edith Hörandner dar. Nicht unterschätzt werden darf auch ihr Einsatz für eine entsprechende EDV-Ausstattung des Instituts. Ihre ersten Jahre als Ordinaria waren schließlich auch die Jahre der Umstellung der Büros auf EDV, wodurch nicht nur die Schreibmaschinen verschwanden, sondern auch die Grundlagen für IT-unterstützte Forschung, Lehre und Publikationstätigkeit geschaffen wurden. Und es ist nicht zuletzt ihr Verdienst, dass das Institut heute sogar über einen eigenen EDV-Raum für Studierende verfügt.

Darüber hinaus versuchte Edith Hörandner sich besonders zu Beginn mit großer Energie in die steirische Szene einzubringen: Sie beantragte für Anni Gamerith und für den Leiter des Österreichischen Freilichtmuseums, Viktor Herbert Pöttler, die Honorarprofessur für Volkskunde. Weiters stellte sie den Antrag, dem damaligen Leiter der Sparte Volkskultur des ORF Steiermark, Hubert Moser, den Professorentitel zu verleihen. Den größten Respekt als durchschlagskräftige Institutsleiterin und akademische Lehrerin erwarb sie sich in unseren Kreisen aber mit einer fachlichen Marginalie: Es gab in jenen Tagen einen mittlerweile leider auch schon verstorbenen Seniorstudenten, der bereits bei Viktor Geramb sein Studium aufgenommen und bis zu ihrem Dienstantritt nicht abgeschlossen hatte – inzwischen waren mehr als 30 Jahre vergangen. Es war allen klar, dass die Arbeit unersetzbares historisches Material barg, das ohne Fertigstellung der Dissertation wohl endgültig verloren war. Frau Hörandner schaffte es, obwohl Wetten dagegen abgeschlossen worden waren, innerhalb kurzer Zeit, den Kollegen zur Fertigstellung und Abgabe seiner (dreibändigen!!) Dissertation zu bewegen. Diese kleine Geschichte sei hier deshalb erzählt, weil sie wie kaum eine andere die Energie und das Durchsetzungsvermögen Edith Hörandners in ihren frühen Jahren als Ordinaria zeigt. Dies wirkte sich auch auf der Ebene der Wissenschaftsorganisation aus: So konnte sie bereits 1989 die FachvertreterInnen zur Österreichischen Volkskundetagung einladen. Ein Kongress, für den der damalige Landeshauptmann der Steiermark, Josef Krainer, gleichsam als Einstandsgeschenk für die neue Professorin, die volle Finanzierung übernommen hatte. (Angesichts der heutigen Fördermöglichkeiten denken manche von uns mit leiser Wehmut an diese Zeiten.)

Ihre große Liebe im Bereich der Lehre gehörte sicher den Exkursionen, die sie in großer Zahl leitete: Hervorgehoben werden soll hier nur die erste

Reise nach Rumänien (1987), die noch von Oskar Moser geleitet und von ihr begleitet wurde. Diese Fahrt bildete somit auch einen symbolischen Übergang zwischen den beiden. Zahlreiche weitere Exkursionen folgten, von denen viele heute noch zum narrativen Standardrepertoire der TeilnehmerInnen gehören, wie z.B. Türkei, Schottland, Paris, Lettland, Bulgarien usw. Neben den von ihr so geliebten Exkursionen bot sie aber auch eine erstaunliche Breite an Seminaren an, in denen sie immer wieder aktuelle Themen aufgriff, wie den Wellness-Boom und den Umgang mit dem Internet.

Zur Tragik ihres Lebens gehörten wohl ihre körperlichen Beschwerden, die sich immer wieder und schon früh zeigten. Sie waren wohl hauptverantwortlich dafür, dass sie mit den fortschreitenden Jahren ihres Wirkens nicht mehr an die frühen Erfolge anschließen konnte. Sie hatte zudem viele Funktionen inner- und außerhalb der Universität inne, denen sie mit zunehmendem Alter und zunehmenden Beschwerden nur mehr schwer gerecht werden konnte.

In den 21 Jahren als Ordinaria und Institutsleiterin hat Edith Hörandner viel für die Verbesserung der Gesamtsituation des Instituts getan. Sie musste so manchen Widerstand überwinden, um Rahmenbedingungen zu schaffen, die dem Institut und der Studienrichtung eine positive Zukunft innerhalb des Fächerkanons an der Universität Graz sichern. Dafür gilt es zu danken!

Helmut Eberhart

Friederike Prodingen (1913–2008) – ein Leben für die Volkskunde

Friederike Prodingen hat ihr gesamtes Leben der Volkskunde, der Kunst, dem Museum und ihrer Familie gewidmet. Sie hatte in ihrem langen Leben viele Schicksalsschläge zu überwinden und war trotzdem immer ein lebenswürdiger, sehr positiv denkender Mensch. Jetzt ist sie bald nach ihrem 95. Geburtstag, an dem ich sie gemeinsam mit Peter Husty noch besuchen durfte, ruhig entschlafen.

Friederike Prodingen wurde am 30. Mai 1913 mitten in der Salzburger Altstadt, in der Sigmund-Haffner-Gasse 6 als dritte Tochter des aus Oberösterreich stammenden Kaufmannsehepaares Josef und Franziska Pühringer geboren. Hier absolvierte sie vier Klassen Realgymnasium bei den Ursulinen und die Oberstufe am humanistischen Gymnasium. Sie studierte dann Kunstgeschichte, Geschichte, Geographie und Volkskunde und promovierte 1939 an der Universität Graz mit dem Dissertationsthema „Kulturgeographisches Profil durch Salzburg“, begann danach ihre wissenschaftliche Tätigkeit als Assistentin von Prof. Richard Wolfram an der „Forschungs- und Lehrgemeinschaft ‚Das Ahnenerbe‘“ in Salzburg und heiratete den Juristen Dr. Eberhard Prodingen. 1940 arbeitete sie bereits ehrenamtlich am damals städtischen Museum Carolino Augusteum für den hochbetagten Ehrenkustos Schulrat Karl Adrian. Im selben Jahr kam ihre Tochter Irntraut zur Welt. 1942 übernahm Friederike Prodingen am Museum das Kustodiat für Volkskunde und hatte die bittere Nachricht entgegen nehmen müssen, dass ihr Mann in Russland vermisst wurde und dies auch auf Dauer blieb. So musste sie ihre kleine Tochter allein großziehen.

Während der folgenden Kriegsjahre war Friederike Prodingen vor allem mit der Sicherung der Museumsgüter in außen liegende Gebäude und Stollen im Salzbergwerk Hallein beschäftigt. Sie hat mir mehrfach erzählt, wie schwierig das war, weil allein die Beschaffung von Kisten und vor allem von Fahrzeugen auf größte Probleme stieß. Wie wichtig diese Arbeit war, zeigte sich dann, als am 16. Oktober 1944 das Museum durch Bomben schwer getroffen wurde. Statt Sicherung stand dann die Bergung der verschütteten Objekte im Mittelpunkt ihrer Arbeit.

1945 nach Kriegsende wurde Friederike Prodingen aus dem Museumsdienst entlassen und wurde zu verschiedenen Hilfsarbeiten verpflichtet. Ende 1947 erfolgt die Wiedereinstellung in den Museumsdienst und sie widmete sich mit großem Elan dem Wiederaufbau, auch wenn damals die Mängelverwaltung in privater wie in beruflicher Hinsicht auf der Tagesordnung stand. 1950 konnte sie bereits die erste Nachkriegsausstellung auf der

Festung Hohensalzburg einrichten, zwei Jahre später das Volkskundemuseum in Hellbrunn wieder eröffnen, das sie später neu gestaltete und das für sie immer eine besondere Rolle gespielt hatte. Bis voriges Jahr nahm sie immer an den Sonderausstellungseröffnungen im Monatsschlössl teil.

1954 wurde sie zur Korrespondentin für volkskundliche Angelegenheiten beim Bundesdenkmalamt ernannt und begann zwei Jahre später mit der Einrichtung der Studiensammlung des Museums im wieder aufgebauten Arkadentrakt des Bürgerspitals. Das gestaltete sich sehr schwierig, denn das Museum existierte zum Großteil nur in Kisten bzw. mehr in schlechten als rechten provisorischen Depots. So stellte es einen großen Fortschritt dar, als sich Stadt und Land endlich entschieden, an der Stelle der Bombenruine des alten Museums ein neues zu bauen. Unter dem damaligen Direktor Dr. Kurt Willvonseder war sie eng in die Planung eingebunden und arbeitete mit großem Engagement an der Neugestaltung des im Jahre 1967 eröffneten Museums mit. So war es eigentlich klar, dass Friederike Prodingner nach dem Tode von Dr. Willvonseder zur neuen Direktorin des Carolino Augusteums ab 1969 und zur Frau Senatsrat ernannt wurde. Sie leitete als erste weibliche Chefin das Haus bis Ende 1978. In ihre Amtszeit fiel eine Reihe von wichtigen Entscheidungen. So wurde die Spielzeugsammlung des Wiener Ehepaares Gabriele und Hugo Folk erworben und das Spielzeugmuseum 1978 im Bürgerspital eröffnet. 1974 konnte nach Abschluss der langen archäologischen Grabungen rund um den Salzburger Dom das Grabungsmuseum in Betrieb genommen werden. Es gelang ihr auch noch knapp vor Ende ihrer Amtszeit den Vertrag mit Baron Friedrich Mayr-Melnhof zu unterzeichnen, womit der Weg frei war für das später von Hofrat Dr. Kurt Conrad eröffnete Freilichtmuseum in Großmain.

In die Zeit ihrer langen verantwortungsvollen Tätigkeit für das Salzburger Museum Carolino Augusteum fallen also einige ganz markante Ereignisse. Sie hat aber darüber hinaus viele Sonderausstellungen vorbereitet, durchgeführt und dazu die Kataloge verfasst, zahlreiche wertvolle Bestände für das Museum erworben und eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten über Brauchtum, Tracht, Bauernhäuser, volkskundliche Objekte, Krippen, Hinterglasmalerei, Kunsthandwerk und vieles mehr veröffentlicht. Ihr vielleicht bekanntestes Werk ist „Gewand und Stand“, das sie gemeinsam mit Prof. Dr. Reinhard Heinisch im Residenzverlag herausgebracht hat. Sie unterrichtete eineinhalb Jahrzehnte „Volkskunst und Heimatpflege“ in der Kunstgewerbeklasse der Gewerbeschule, beriet die Trachtenklasse an der HBLA sowie viele Heimatmuseen im Land Salzburg und kümmerte sich gemeinsam mit anderen um die Trachtenerneuerung. Dazu war sie in den Führungsorganen des Salzburger Museumsvereins und der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde über lange Jahre engagiert tätig. Seit 1954 war Frau

Prodinger Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien, und sie war auch Trägerin der vom Verein verliehenen Michael-Haberlandt-Medaille.

Als ich sie einmal gefragt habe, wie das alles zu bewältigen war, schließlich hatte sie ja noch ihre Familie zu betreuen, meinte sie, das könne sie selbst nicht genau sagen, irgendwie sei es halt gegangen, mit viel Fleiß und Disziplin. Und diese Tugenden haben sie ja wirklich ausgezeichnet, wobei ich bewundert habe, dass sie trotz aller Anstrengungen und auch der körperlichen Leiden im fortgeschrittenen Alter immer fröhlich und positiv denkend geblieben ist. Und darüber hinaus war ihr gesamtes Tun von einer unglaublichen Begeisterung getragen, die sie auch auf andere zu übertragen vermochte. So hat Friederike Prodinger mit Recht eine ganze Reihe von öffentlichen Auszeichnungen erhalten, mit denen ihr Lebenswerk gewürdigt wurde, darunter auch die Ehrenmitgliedschaft des Salzburger Museumsvereins, denn es war ihr immer wichtig, viele Freunde für das Museum zu gewinnen.

So hat sich Friederike Prodinger auch in der Pensionszeit immer mit großem Interesse allen Belangen des Museums und des Museumsvereins gewidmet und verfolgte auch in den letzten Jahren sehr intensiv die neuen Entwicklungen des Hauses. Sie war immer aufgeschlossen für das Neue und immer voller Überzeugung, dass auch jüngere Generationen etwas Gutes zum Wohle des Museums schaffen. Dafür bin ich ihr ganz persönlich sehr dankbar und denke gerne an ihre so freundlichen Worte anlässlich der Eröffnung des Salzburg Museum in der Neuen Residenz, die genau auf ihren 94. Geburtstag gefallen war. Damals ging auch ein Traum für sie in Erfüllung und sie war sehr glücklich, dass sie das neue schöne Haus, für das sie so viel an Vorarbeit geleistet hatte, noch erleben konnte.

So werden wir Friederike Prodinger immer in dankbarer und lieber Erinnerung behalten.

Erich Marx

Literatur der Volkskunde

BEITL, Richard: *Untersuchungen zur Mythologie des Kindes* (Habilitationsschrift, Berlin 1933) (= Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, hg. von der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e. V., Bd. 1). Herausgegeben und eingeleitet von Bernd RIEKEN und Michael SIMON. Mit Beiträgen von Klaus BEITL und Thomas K. SCHIPPERS. Münster u. a.: Waxmann, 2007. 234 Seiten, 28 Abb., und 1 CD-ROM.

Die Fachgeschichte der Volkskunde und der Formierung volkskundlicher Interessen ist seit Ende der 1980er Jahre vermehrt Gegenstand der Forschung. Diese quantitative Zunahme ist durch eine qualitative Veränderung und Erweiterung der Untersuchungsperspektiven charakterisiert: Im Zuge der Fachreformen der 1960er und 1970er Jahre dominierte lange eine Herangehensweise, die sich auf die „Kritik der Volkstumsideologie“ (Wolfgang Emmerich) konzentrierte, das Fach historisch aber auch auf diese reduzierte. Das wurde aber vor allem ab Ende der 1990er Jahre erweitert durch eine empirisch-historische Dokumentation und Analyse der Geschichte einzelner Wissenschaftler (seltener Wissenschaftlerinnen) und Institutionen (Vereine, Museen, Zeitschriften, universitäre oder andere Institute). In diesem Kontext ist das vorliegende Buch, die Edition der bislang unveröffentlichten Habilitationsschrift von Richard Beitzl aus dem Jahr 1933, anzusiedeln.

Die Herausgeber dokumentieren den im Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin und im privaten Nachlass recherchierten wissenschaftlichen Werdegang Beitzls, der zwar „mit einem klassischen Thema aus der Goetheforschung promoviert worden war“, jedoch bereits im Studium durch, wie Beitzl selbst schrieb, „die altertumskundlichen und folkloristischen Vorlesungen von Roethe und Hübner“ zur Sammlung von Sagen in seiner Herkunftsregion, dem Montafon, angeregt worden war (S. XVI). Nach Tätigkeiten als Jugendpfleger und im Bühnenvolksbund kam Beitzl durch Adolf Helbok im Frühsommer 1928 zum Atlas der Deutschen Volkskunde. Beitzl wurde mit der Sichtung des Fragebogenmaterials im Mannhardt-Nachlass beauftragt und arbeitete damit an der Schnittstelle der Überführung des alten Gewährsmannprinzips in die neue kartographische Methode. Aus diesen Forschungen ging seine Habilitationsschrift „Untersuchungen zur Mythologie des Kindes“ hervor, die er im Februar 1933 an der Philosophi-

schen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin einreichte. Beitzl erhielt im Juli 1933 seine *Venia legendi* für „Deutsche Philologie, insbesondere für Deutsche Volkskunde“, die Habilitationsschrift jedoch blieb ungedruckt (S. XIVf).

Für seine Forschung wählte Richard Beitzl Mannhardts Frage nach „besondere(n) Redensarten, um die kleinen Kinder vom Verlaufen in ein Getreidefeld abzuhalten“, die auch für die ADV-Erhebungen im Jahr 1930 gestellt wurde (S. 5). Seine Fragestellung war primär eine methodologische nach den „Erkenntnismöglichkeiten des historischen Vergleichs paralleler Mythenkarten“, die Absicht, „jene Wahrscheinlichkeit, mythische Überlieferungsinhalte durch die kartographische Methode der wissenschaftlichen Forschung von einer neuen Seite erschließen zu können, zur Sicherheit zu erheben“, und „die Fruchtbarkeit der kartographischen Methode für die Volkskunde und die Kultur- und Geisteswissenschaft überhaupt darzutun“ (S. 10). Für die Frage nach der Interpretation des Quellenmaterials wendet er sich zum einen gegen das etymologische Herleiten von Bedeutung und will dieser durch die „Wortgeographie“ (er nennt sie auch „Volksetymologie“) ein Korrektiv gegenüberstellen – man könnte auch sagen: Er will eine sprachwissenschaftliche Herleitung von Bedeutung von Worten durch die kulturwissenschaftliche Analyse ihres Gebrauchs und ihrer Verwendungsgeschichte ergänzen. Zum anderen grenzt er sich ab gegen „die Zurückführung mythischer Gestalten und Motive auf primäre psychologische Tatbestände“, was er sowohl an Mannhardts Interpretationen als auch an völkerpsychologischen Deutungen kritisierte. Stattdessen versuchte er „die Herkunft“ mythischer Gestalten über die geographische Methode zu rekonstruieren (S. 10f). Ausdruck seiner methodologischen Orientierung ist auch die Kritik, mit der er die Formulierung von „zu engen oder zu weiten“ und „vor allem der irgendwie suggestiven Fragestellung“ bei der Datenerhebung für den ADV problematisierte (S. 11). Nach dem kurzen Kapitel zu Fragestellung und Methode (S. 13–14) folgt die mit zahlreichen Belegen gestaltete Darstellung des empirischen Materials in zwei umfangreichen Kapiteln zu Korndämonen in weiblicher, männlicher und tierischer Gestalt (S. 15–97) und zu Kinderscheuchen (S. 98–155). Seine Herangehensweise einer Synthese und Ergänzung bis dahin vorliegender volkskundlicher Interpretationen für Mythenmaterial wird besonders deutlich bei der Darstellung zur „Roggenmuhme“, die die am häufigsten genannte Kinderschreckgestalt war. Beitzl resümiert, dass das aufgrund eines „sechsfachen Wege(s)“ zustande kam: „durch den alten Vegetationsmythus, durch dessen Verbindung mit anderen Mythen, durch Einbürgerung als Übersetzungswort, durch sprunghaften Import (Zuwanderung), durch literarische Übertragung (Schule und Buch) und endlich durch organisches sprachliches Wachstum von Ort zu

Ort“ (S. 21). Das bedeutet, dass er bei seiner Herangehensweise mythen- bzw. religionsgeschichtliche, sprachwissenschaftliche, sozialhistorische und kulturalanthropologische Deutungen kombinierte. Das wird auch in dem Kapitel zu „Wanderndes Volk, Jude, Zigeuner“ als Kinderschreckgestalten deutlich, in dem er die Rede vom „Mörder im Wald“ auf Mordfälle zurückführt, die in der betreffenden Region „auf dem Wege der mythischen Apperzeption zum Kern einer Sage“ wurden (S. 141) – auch hier zeigt sich wieder die Kombination aus historischer Rekonstruktion und kulturalanthropologischer Perspektive. Eine Gegenposition zur Verklärung der bäuerlichen Lebenswelt in vielen zeitgenössischen volkskundlichen Arbeiten ist Beitzls Blick in diesem Kapitel, wo er diese bzw. die von ihr hervorgebrachten Schreckgestalten in ihrer Relation zu anderen Lebensweisen sieht, da „für den sesshaft Gewordenen jeder Nomade von vornherein verdächtig und ein Gegner der bürgerlichen und moralischen Ordnung scheint“, wobei Beitzl nicht versäumt zu erwähnen, dass dieses Stereotyp ambivalent ist, da Fremdheit in den mythischen Überlieferungen auch Gelehrtheit oder besondere Fähigkeiten wie Zaubern beinhalten kann (S. 141). Auch Beitzls Blick auf „Juden“ als Schreckgestalten (so einige Nennungen im ADV-Material) bleibt konsequent analytisch – er erörtert nämlich nicht Eigenschaften von Juden, sondern das Bild von Juden (S. 143–146). Zudem ergibt sein Vergleich der Befunde von 1865 und von 1930 eine Abnahme (!) dieser Nennungen als Kinderschreckgestalt, was Beitzl auf die Aufklärung, die jüdische Emanzipation und „die Postulierung der Menschenrechte“ zurückführte, die verhindert haben, „daß er weiterhin vom Volksmythus als Kindermörder hingestellt wurde“ (S. 146). Das steht in einem gewissen Widerspruch zum erstarkenden Antisemitismus im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, den Beitzl benennt und allerdings eklatant unterschätzte: „Daß die auf neuer (politisch-wirtschaftlich-rassenbiologischer) Basis erfolgte Gegenbewegung des Antisemitismus daran etwas ändern wird, glauben wir nicht, und zwar deshalb, weil der Jude nicht bei jener historischen Freimachung stehen geblieben ist, sondern sich längst aktiv in alle sozialen und kulturellen Schichten des Volkes eingegliedert hat.“ (S. 146).

Bei der Interpretation der Verbreitung der Roggenmuhme als Kinderschreckgestalt verweist Beitzl auf die Institutionen des modernen Nationalstaates (Schulen, Heimatkundeunterricht) als Quelle der Popularisierung. Markant ist, das betonen auch die Herausgeber (S. XIX), die Absage Beitzls an ahistorische Spekulationen über den Ursprung oder das Alter der Kinderschreckgestalten. Stattdessen verweist er auf Schulbildung und (Kinder-)Literatur als Quellen für die so genannte Roggenmuhme, deren Belege er deshalb so ausführlich diskutiert, weil er sie in seiner Auswertung der ADV-Daten sehr viel häufiger belegt fand als Mannhardt im 19. Jahrhundert.

Ebenso bezog Beitz die staatlichen Institutionen selbst in seine Analyse von Kinderschreckgestalten ein: „die starke sicherheitspolizeiliche Durchleuchtung eines modernen Staates“ zeige sich in seinem Material dadurch, dass das Kind „wenn es schon vor Dämonen und Gespenstern keine Angst haben sollte, (...) gemeinsam mit dem Bettler und kleinen Gelegenheitsmacher das Auge des Wächters, des Schützen und des Polizisten (fürchtet)“, letztere Kinderschreckgestalten führt er auf „religiöse, ethische und pädagogische Vorstellungen“ (S. 147) zurück. Das erörtert er am Beispiel der „bürgerlichen Feldpolizei“, ein Phänomen der kleinbäuerlichen Ökonomie in Süddeutschland, die dort das Personal der Kinderschreckgestalten stellt (S. 149–152). Entscheidend ist, dass er keinen qualitativen Unterschied in den verschiedenen Kinderschreckgestalten sieht, „eine scharfe Grenzlinie ist (...) auch hier nirgends zu ziehen“, da sich „mit zunächst ganz sachlich gemeinten Drohungen in zahlreichen Fällen doch mythische Vorstellungsinhalte“ verbinden (S. 147). Die Konsequenz, mit der Beitz das Rationale und das Irrationale zusammensieht, und die Freiheit, mit der er sozialhistorische Rekonstruktion und kulturalanthropologischen Vergleich über Raum und Zeit nicht als Widerspruch sondern als Elemente und Komplemente einer volkskundlichen Untersuchung präsentiert, zeichnen ihn nicht nur für die damalige Zeit sondern auch angesichts späterer Spaltungen nach der Reform der Volkskunde aus. Für beide Perspektiven führt er vehement Argumente an: „vor den volkskundlichen Traktätchenschreibern, die jedes Sprichwort und jede Anekdote auf Volkspsyche, Stammescharakter und Dorfart zurückführen wollen“ könne man „nicht genug warnen“ (S. 149). Zugleich aber bestimmt er es als einen „Irrtum mancher Volkskundler (...), der Mehrzahl der Kinderschrecke mythische Gestalt abzusprechen“ (S. 166). Beitz formulierte also eine analytische Perspektive, die einerseits kulturalanthropologisch postulierte, dass die mythische Form eine eigene Dimension und Dynamik hat und entwickelt, die nicht sozialhistorisch rekonstruiert bzw. dekonstruiert werden kann, und die andererseits aber den sozial-, politik-, wirtschafts- und institutionenhistorischen Kontext konsequent mitreflektiert.

Am Ende seiner Arbeit diskutiert Beitz zusammenfassend die Befunde (S. 156–220) in Bezug auf den zeitlichen Faktor (Mythengeschichte), den räumlichen Faktor (Mythengeographie) und in Bezug auf „Volkskunde und Kinderpsychologie“. Für die historische Dimension resümiert er für unterschiedliche Schreckgestalten unterschiedliche Entwicklungen, nämlich „Wachstum, Schwund und Stabilität“ (S. 168), auch diese Differenzierung zeichnet ihn als Wissenschaftler aus, der Geschichte untersuchte und nicht Verlust perhorreszierte. In „geographischer“ – heute würde man es räumlich nennen – Hinsicht konstatiert er zunächst, „dass der Kulturforscher *alle*, das

kartographische Bild beeinflussenden, Faktoren heranzuziehen hat“ (S. 170, Hervorhebung i. Orig. durch Unterstreichungen). Diese Orientierung zeigt klar, inwiefern Beitzl die Karte als Forschungsinstrument einzusetzen versuchte und sich des Problems, darin Dinge abgebildet zu sehen, die letztendlich ein Effekt der Methode wären, sehr bewusst war. Daher erörtert er die „Bodenformen“ ebenso wie Flüsse und Wirtschaft sowie „Ethnographische Bedingungen“, „territoriale Grenzen“ und Konfession in Bezug auf die Nachweise der Kinderschreckgestalten (S. 170–174). Im Gegensatz zu seiner Nennung der Vermessung der kartographischen Methode als Fragestellung und Erkenntnisinteresse formulierte Beitzl zu dieser Methodik aber auffallend wenig Ergebnissicherung. Die Arbeit taugt daher auch nicht zu einer etwaigen Aktualisierung der kartographischen Methode (deren notwendige Ergänzung durch Beobachtungen Beitzl im folgenden Teil auch benennt). Den umfangreichsten Teil seiner Ergebnisdiskussion bildet nämlich der Abschnitt über „Volkskunde und Kinderpsychologie“ (183–220). Hier setzt er an am Befund einer bestehenden Nutzung volkskundlichen Materials durch Kinderpsychologie, Sexualpsychologie und Psychoanalyse, moniert jedoch, dass die „text- und quellenkundlichen Beobachtungen und Feststellungen“, die „kritische Sichtung der Quellen“, die das Fach mit der historisch-philologischen Methode entwickelt habe, dabei nicht berücksichtigt würden, was zu den bekannten, „allgemeine(n) Schlüssen“ in den psychologischen Disziplinen führe (S. 183). Gleichwohl plädiert er für eine volkskundliche wie für eine psychologische Betrachtung des Stoffes, da das ADV-Material zu den Kinderschreckgestalten „ein doppeltes Gesicht trägt“, es gehe um das „Ineinander- und Übereinandergreifen der Forschungsgebiete“ (S. 184). Rezipiert hat Beitzl dazu deutsch-, französisch- und englischsprachige kinderpsychologische Literatur zu Angst und Furcht, und zwar die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“, die individualpsychologischen Arbeiten von Erwin Wexberg, die „Psychologie der frühen Kindheit“ von William Stern, Arbeiten von Stanley Hall (die im Übrigen auch auf Fragebogenerhebungen beruhten und das Material für die Analyse ähnlich wie Beitzl dasjenige aus dem ADV sortierten und gliederten) (S. 183–190). Ausführlich diskutiert er die Tagebuchstudie des Ehepaars Scupin über das Heranwachsen ihres Sohnes, die Beitzl auch als Korrektiv angesichts der Schwächen der Fragebogenuntersuchungen lobt (S. 191–199). Dieses Stück und insbesondere die erfolglosen Bemühungen des Ehepaars Scupin, sein Kind vor jeglichem Furchterlebnis zu schützen, führt ihn schließlich zu der Schlußfolgerung, dass bestimmte „mythisch-magische Weltbilder“ von Erziehung nicht erreicht oder aufgeklärt werden können und daher anderen Dynamiken unterliegen (S. 199). Deshalb kritisiert er in seiner Diskussion einiger „Gesamtdarstellungen der kindlichen Psyche“ (S. 209): die „rein

negative(n) Erörterung des Tatbestandes“ (der kindlichen Ängste), mangels „tiefer(m) Eingehen auf die Ergebnisse völkerkundlicher und volkskundlicher Forschung“ und bemerkt spöttisch: „die Kinderpsychologie erscheint hierin als geradlinige Erbin der Aufklärungsphilosophie“ (S. 203). Die psychologischen Diskussionen um ererbte oder erworbene Furcht ergänzt Beitzl mit dem „Begriff einer kollektiven Erbfurcht, deren Träger und Vermittler nicht das Individuum ist, sondern die primitive Gemeinschaftskultur mit ihrem mythisch-magischen Weltbild“ (S. 206). Die Furchtvorstellungen versteht er als Teil einer „geistigen Erbmasse, die von einem ganzen Volksstamm, einer Siedlungsgemeinschaft, einer großen oder kleinen kulturell, wirtschaftlich oder – seltener – politisch geschlossenen Landschaft, also von umfassenden, weite Gebiete bedeckenden Gruppen der primitiven Gemeinschaftskultur durch Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende hindurch allen Nachkommen vererbt wird, die wieder in diesem Raume körperliche und geistige Existenz finden“ (S. 211, Hervorhebung i. Orig. durch Unterstreichen). Hier kippt die Betrachtung mehrfach zwischen einer tendenziell ontologisierenden Konzeption der „mythisch-magischen Welt“, die eine Art gegenständlich vorhandenes Erbe sei, das gegeben ist – vom Menschen also nicht geschaffen, sondern allenfalls angeeignet, adaptiert, verwandelt wird (S. 213) – und der kulturalanthropologischen Perspektive, die den historischen Wandel und soziale Varianz des Phänomens thematisiert. Als Kernbefund wird festgehalten, dass die rationale und die magische Welt sich nicht nur begegnen, wenn etwa ein aufgeklärtes bürgerliches Ehepaar sein ungebildetes Kindermädchen für dessen Schauernmärchen rügt, sondern dass „ähnliche Begegnungen auch in homogenen Kulturschichten, ja in ein und demselben Individuum stattfinden“, was aber „bisher viel zu selten erkannt worden“ sei, und „dass es sich (...) um ein allgemeines geistesgeschichtliches und kulturelles Menschheitsproblem handelt“ (S. 212, 214f). Damit ist die Habilitationsschrift von Richard Beitzl ein später Beitrag jener volkskundlichen Linie, die Bernd Jürgen Warneken als „primitivistisches Paradigma“ rekonstruiert hat, mit der „die frühe Volkskunde einen Beitrag zur Desillusionierung des bürgerlichen Ich“ leistete.¹

Michael Simon positioniert die Edition dieser Habilitationsschrift als Band 1 in der neuen Reihe „Mainzer Beiträge zur Kulturalanthropologie/Volkskunde“ (die zwei kleinere Mainzer Reihen ablöst) mit einem spezifischen Verständnis des Faches (Deutsche) Volkskunde: Dessen Ergänzung mit „Kulturalanthropologie“ in Mainz begründet er mit der Überschreitung eines bis dahin maßgebenden regionalen Untersuchungsraumes in Richtung

1 Warneken, Bernd Jürgen: Das primitivistische Erbe der Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIX/108 (2005), S. 133–150, hier S. 135.

einer „vergleichenden Kulturwissenschaft mit ethnologischer Ausrichtung“; zugleich aber will er damit nicht „die Wurzeln des Faches in Frage stellen“, nämlich den „Auftrag, das Regionale im Blick zu behalten“ (S. V). Beitzls Arbeit charakterisiert er als einen „gewichtigen Beitrag mit zukunftsweisender Bedeutung“, der „transdisziplinär und international ausgerichtet“ ist, „neue methodische Zugänge“ entwickelte, „Beitrag zu einer empirischen Kulturwissenschaft“ ist und „Grundfragen der *conditio humana*“ behandelt (S. Vf). Das soll „den Diskussionsstand im Fach am Ausgang der Weimarer Republik neu beleuchten und damit die eigentliche Verantwortung einzelner Fachvertreter für das aufziehende Unheil klären“, um so „hebgewonnene Ansichten der Fachgeschichtsschreibung“ zu konterkarieren (S. VI). Zu diesen Ansichten zählen Michael Simon und Bernd Rieken (allerdings ohne Angabe von Nachweisen) die „wissenschaftshistorischen Darstellungen“, denen „der Übergang zur NS-Volkskunde aus der sicheren Distanz der Nachkriegsjahrzehnte vielfach schneller und reibungsloser (gelingt), als er sich wohl tatsächlich vollzogen hat“ (S. XIX). Daher betrachten sie die Herausgabe der Habilitationsschrift „als späte Wiedergutmachung, als Erinnerung an jene andere Volkskunde, die sich eigentlich 1933 mit modernen, innovativen Ideen an den deutschen Universitäten zu etablieren begann, die dann aber ganz schnell von den braunen Machthabern abgewickelt wurde. Ihrer rohen Gewalt hatten deren Vertreter nur wenig entgegenzusetzen.“ (S. XXII).²

Die Herausgeber situieren die Arbeit von Beitzl in den Kontext der beginnenden Arbeiten am Atlas für deutsche Volkskunde. Dieses wissenschaftliche Großprojekt interpretieren sie als Reaktion auf Kritiken an der romantischen Fachtradition und deren spekulativer Suche nach ursprünglichen, schöpferischen, möglichst heidnisch-germanischen Kultformen in der Volkskultur: hier, so Simon und Rieken, sollte der ADV „eine Bestandsaufnahme der zeitgenössischen Volkskultur liefern“ (S. XIV).³ Die auf ADV-

2 Mit dieser Einschätzung stehen die Herausgeber im Widerspruch zu Ergebnissen der neueren Fachgeschichtsschreibung, die die Jahre zwischen Erstem Weltkrieg und der Machtübergabe an das NS-Regime gerade umgekehrt als Verdrängung der universalistischen, kulturvergleichenden, nicht-völkischen Volkskunde und als Etablierung der völkischen Strömungen dokumentiert haben und das Jahr 1933 daher nicht als Bruch sondern als „amtlichen“ Endpunkt dieses Prozesses beschreiben (etwa: Bernd Jürgen Warneken: *Die Ethnographie populärer Kulturen. Eine Einführung*. Wien u.a. 2006, S. 38; Bernd Jürgen Warneken: „Völkisch nicht beschränkte Volkskunde“. Eine Erinnerung an die Gründungsphase des Fachs vor 100 Jahren. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 95.II (1999), S. 169–196).

3 Diese eindimensionale Interpretation des ADV als sozusagen empirische Kritik an romantischer Spekulation (auch ebd., S. XVIII) steht im Gegensatz zu der von Friedemann Schmoll vorgelegten, diskursanalytisch informierten Position, mit

Material basierende Habilitationsschrift „zeigt, dass es bis 1933 auch eine andere Volkskunde gegeben hat, die mit fortschrittlichen Überlegungen das Fach in eine moderne Zeit hätte führen können“ (S. XLI). Mit der Edition der Habilitationsschrift stellen sie auf der beigelegten CD-Rom auch das komplette Kartenmaterial zur Verfügung.

Thomas K. Schippers beleuchtet in seinem kurzen Beitrag „Richard Beitzls Karten, ein Zugang zur Geschichte des Faches“ (S. XLV–LII) die Habilitationsschrift vor dem Hintergrund der sich etablierenden kartographischen Methode. Beitzl charakterisiert er als methodologischen „Pionier auf diesem bislang wenig erforschten Gebiet“ (S. XLVIII). Die kartographische Methode sei, so auch Beitzl selbst, vor allem wegen technischer Probleme, das Material lesbar abzubilden, und wegen der sehr aufwändigen Herstellung der handgezeichneten Karten an eine Grenze gestoßen. Hier, so Schippers, macht die Digitalisierung „[den] ganze[n] Reichtum dieser Pionierarbeit deutlich“. Sein Beitrag ist illustriert mit Fotografien, die die heute an der Bonner Universität lagernde ADV-Kartothek und unter anderem auch Richard Beitzl bei der Arbeit in der Berliner Arbeitsstelle des ADV sowie die dortigen Kartotheken, Ablage- und Arbeitssysteme zeigen. Diese hier erstmals publizierten Aufnahmen stammen aus dem Privatarhiv von Richard Beitzl, die sein Sohn Klaus Beitzl (Wien) zur Verfügung stellte. Es ist zu hoffen, dass dieses Archiv eines Tages auch für weitere Forschungen zur Verfügung stehen wird.

Klaus Beitzl verortet in seinem Beitrag „Habilitationsschrift trifft Habilitationsschrift“ (S. LIII–LXI) die Edition der Arbeit seines Vaters im Kontext der von Michael Simon in seiner Habilitationsschrift einer Revision unterzogenen Fachgeschichte und Quellenkritik des ADV. Zudem gewährt er Einblick in Erinnerungen an seine Kindheit und das Leben der Familie in Berlin und in Schruns im Montafon. Auch dieser Beitrag ist illustriert mit wiederum erstmals gezeigtem Material aus dem Nachlass von Richard Beitzl: Ein Holzschnitt-Portrait von Wilhelm Mannhardt (W. Hansen), Fotos von Ausflügen und Feiern der Zentralstelle des ADV sowie von Papiermaché-Handpuppen, die Wissenschaftler des ADV sowie Hugenberg, Hitler, und von Papen darstellen. Auch diese Bilder und die Hinweise auf die in der ADV-Zentrale veranstalteten Puppenspiele – für ein politisch-satirisches, so

der er darauf hinweist, wie gerade die nur vordergründig objektive kartographische Methode dazu taugte, „im Zeitalter nervöser Territorialität“ „imaginäre Räume zu eröffnen“ (Friedemann Schmoll: Wie kommt das Volk in die Karte? Zur Visualisierung volkswissenschaftlichen Wissens im „Atlas der deutschen Volkskunde“. In: Helge Gerndt; Michaela Haibl (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkswissenschaftlichen Bildwissenschaft (Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 33). München 2005, S. 233–250, hier S. 234f).

Klaus Beitzl, habe sein Vater selbst den Text verfasst – lassen hoffen, dass der Nachlass von Richard Beitzl einmal für eine wissenschaftliche Biographie systematisch ausgewertet werden könnte, einschließlich dieser Methode der Mimesis, mit denen die ADV-Wissenschaftler in den Puppenspielen offenbar sich selbst und die politische Situation inszenierten und ausdrückten, und die allein schon Gegenstand einer kulturanthropologischen Studie sein könnte.

Die von Michael Simon und Bernd Rieken sehr sorgfältig besorgte Herausgabe der Habilitationsschrift ist verdienstvoll, wohl überlegt und gut begründet; beinhaltet die Arbeit doch Perspektiven und die Möglichkeit einer Ausrichtung des Faches, die bislang nicht diskutiert werden konnte. Allerdings werfen zum einen einige Einschätzungen der Herausgeber und zum anderen die Habilitationsschrift Fragen auf, die ich kurz skizzieren will:

1. Die Herausgeber beziehen sich bei der Kontextualisierung von Beitzls Arbeit auf einen Stand der Fachgeschichtsschreibung, der etwa bis Ende der 1980er Jahre relevant war. Neuere Arbeiten, die die auch aus Abwehr resultierende, pauschalisierende Kritik und Reduktion der gesamten Volkskunde vor 1945 auf nationalromantische, sozialkonservative und völkische Strömungen längst hinter sich gelassen haben und die die Potentiale, Gefährdungen und Gefahren volkscundlichen Interesses seit dem 19. Jahrhundert personen- und institutionengeschichtlich quellenbasiert rekonstruiert haben (u.a. Anita Bagus, Gottfried Korff, Herbert Nikitsch, Friedemann Schmoll, Bernd Jürgen Warneken) wurden nicht herangezogen. Daraus resultiert zum einen die wortreiche Verteidigung der Edition der Habilitationsschrift gegen Kritik die gar nicht geäußert wurde, und zum anderen ein ereignisgeschichtlich auf das „Schicksalsjahr 1933“ (S. XIX) fixiertes Geschichtsverständnis. Das erschwert es, die Widersprüchlichkeit der Beitzlschen Arbeit in den Blick zu bekommen. So betrachten die Herausgeber Richard Beitzl aufgrund der Habilitationsschrift als Opponenten der NS-Ideologie, der sich eben „angepasst“ habe. Deutlich wird das auch in ihrer Positionierung der Edition als „späte Wiedergutmachung“ (S. XV) – diese Semantik konnotiert ja die Kompensation für jüdische Verfolgte. Die Herausgeber diskutieren zwar unter anderem spätere „germanophile und antikirchliche Äußerungen“ in der „Volkskunde des Kindesalters“ (1934) von Richard Beitzl (S. XXXVII). Es bleibt unklar, warum das und andere Befunde nicht in ihrer Widersprüchlichkeit stehen gelassen oder mit ähnlichen Ergebnissen anderer wissenschaftshistorischer Untersuchungen in vergleichende Erörterung gebracht wird, sondern warum dann doch wieder mit einer (wissenschaftlich gar nicht notwendigen) Exkulpation Eindeutigkeit hergestellt werden muss: Etwa wenn die Herausgeber die später von Beitzl im „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ (1936, gem. mit Oswald A. Erich) eingenommene antisemiti-

sche und völkische Position, die eine positive Beurteilung der Nürnberger Gesetze beinhaltete, als „vergleichsweise moderat“ (S. XLI) kategorisiert wird. Beitzl habe seine Positionen der völkischen Wissenschaft aus Existenzängsten „angepasst“: „Sich anzupassen ist nicht völlig unverständlich – außer man legt die hohen Maßstäbe eines Märtyrers an – und soll auch in demokratischen Systemen vorkommen, indem man etwa Publikationen im Sinne des Mainstreams verfasst, um leichter eine Professur zu erlangen.“ (S. XXXVIII); „Beitzl hat sich dem System angedient, aber er tat es wahrscheinlich primär aus Existenzängsten“ (S. XLI). Das ist eine eher tentative Auffassung der NS-Geschichte und -Gesellschaft im Allgemeinen und der NS-Wissenschaftsgeschichte im Besonderen, und der Spontanvergleich mit Verhalten „in demokratischen Systemen“ kann weder sachlich noch politisch etwas erklären. Erhellend und methodisch sinnvoll wäre hier eine vergleichende Einordnung und Einschätzung auf der Grundlage wissenschaftsgeschichtlicher Befunde zur NS-Zeit, die ja (nicht zuletzt zur Friedrich-Wilhelms-Universität sowie zu Forschungseinrichtungen und WissenschaftlerInnen im damaligen Berlin) reichhaltig vorliegen. Die Karriereorientierung, die Möglichkeit zum gesellschaftlichen Aufstieg und zur beruflichen Etablierung gerade für junge Wissenschaftler war, wie quantitative und qualitative Untersuchungen belegen (etwa die Arbeit von Isabel Heinemann zu den Wissenschaftlern im Rasse- und Siedlungshauptamt der SS), ein ganz entscheidendes Moment der Zustimmung und Unterstützung der NS-Bewegung – nur wird das in der neuen Wissenschaftsgeschichte nicht als Entschuldigung argumentiert, sondern in seiner Dynamik aufgezeigt.

2. An Beitzls Rezeption der zeitgenössischen Psychologie und insbesondere der Psychoanalyse fällt auf, dass er diejenige (Kinder)Psychologie, die zu denselben Ergebnissen wie er kam, nicht erwähnt. Es wirft Fragen auf, wenn sich Beitzl 1933 über wohlmeinende Psychologen, die eine angstfreie Kindheit für ein sinnvolles und realistisches pädagogisches Ziel halten, als naive Erben der Aufklärung lustig macht (siehe oben) – weil nämlich Sigmund Freud und andere nicht so naive VerteidigerInnen der Aufklärung zu diesem Zeitpunkt schon drei Jahrzehnte lang Ablehnung, Hohn und Spott für ihre psychoanalytische Einsicht in die Begrenztheit von Rationalität nicht nur beim Kinde und in andere irrationale „allgemein geistesgeschichtliche und kulturelle Menschheitsprobleme“ (Beitzl) geerntet hatten. Beitzl rezipierte laut Literaturverzeichnis weder Freuds eigene Arbeiten und auch nicht die Forschungen der sich in Wien und Berlin formierenden kinderanalytischen Bestrebungen so unterschiedlicher AnalytikerInnen wie Karl Abraham, Anna Freud, Hermine Hug-Hellmuth, Melanie Klein. Sie alle hatten seit über einem Jahrzehnt (einige schon vor dem Ersten Weltkrieg) zum Seelenleben des Kindes geforscht und publiziert sowie Behandlungen

durchgeführt – es ist die Zeit, in der die Psychoanalyse „die Entdeckung des Kindes als Objekt von Heilen und Forschen sui generis“⁴ machte; und in der im Übrigen auch für die Volkskunde ähnliche Interessengebiete zu nennen sind, etwa die Spielzeug-Sammlungen und -Forschungen von Eugenie Goldstern und anderen.⁵ Frappierend ist insbesondere die Ähnlichkeit des Themas von Beitls volkskundlicher Arbeit und der in den 1920er Jahren beginnenden Forschungen und Behandlungen von Melanie Klein. Die Herausgeber weisen darauf in ihrem editorischen Teil hin (S. XXXII–XXXIV), indem sie objektbeziehungstheoretische Aussagen von Melanie Klein und anderen über die Ambivalenz der mütterlichen Brust erklären und erörtern – damit aber die auffällige Lücke in Beitls Literaturrezeption eher schließen als sie zu untersuchen. Daran anknüpfend ist zu fragen, warum Beitz selbst gerade diese Befunde ignorierte? Im Zentrum der Kleinschen Arbeit „Die Psychoanalyse des Kindes“ von 1932 stehen Angstentstehung und Angstbewältigung; das Buch ist damals in der Reihe „Antiautoritäre Erziehung“ erschienen und verband, ähnlich wie Beitz das tut (215–220), psychologische mit pädagogischen Fragestellungen. Mit diesem Hinweis geht es mir nicht darum, einzelne AutorInnen in das Werk hineinzumonieren. Ich habe aber nicht verstanden, wie Beitz, der so empirisch fundiert und methodisch reflektiert arbeitete, der (kinder)psychologische Literatur in drei Sprachen rezipierte und zu so eindeutigen Aussagen über die Unausweichlichkeit der irrationalen, emotionalen Elemente des Menschen im Allgemeinen und der Kinderängste im Besonderen kommt, genau diejenige Literatur vollständig ignorierte, die seine zentrale These gestützt und gestärkt hätte.⁶ Ja, diese Habilitationsschrift ist, um es in der Sprache der Herausgeber zu sagen, tatsächlich „frei von ‚braunem Gedankengut‘“ (S. XLI), aber nicht „vollkommen unverdächtig“ (ebd.) – weil eben in Beitls eigentlich sehr ausführlicher Auseinandersetzung mit der Kinderpsychologie (S. 183–220) die gesamte, einschlägige Arbeit der jüdischen KinderanalytikerInnen fehlt. Zur

4 Frank, Claudia: Melanie Kleins erste Kinderanalysen. Die Entdeckung des Kindes als Objekt sui generis von Heilen und Forschen (Problemata, 141). Stuttgart-Bad Cannstatt, 1999.

5 Siehe die Beiträge in: Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie. Beiträge des Abschlusssymposiums zur Ausstellung „Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern“. Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 3. bis 5. Februar 2005. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIX/108 (2005), S. 109–309.

6 Rätselhaft ist in dieser Hinsicht auch die falsche Jahreszahl von Siegfried Bernfelds „Psychologie des Säuglings“, neben dem Buch des Adler-Schülers Erwin Wexberg zum „ängstlichen Kind“ die einzige psychoanalytische Arbeit zu Kindern im Literaturverzeichnis, die auf 1885 statt mit 1925 datiert ist (S. 225).

Aufklärung dieser Lücke (Hat er die Literatur gekannt und absichtlich – z.B. aus Sorge um seine Habilitation – bei der Abgabe der Schrift im Februar 1933 weggelassen? Weshalb hat er darin aber andererseits dezidiert anti-rassenbiologische Positionen formuliert (siehe oben)? Wollte er zwar Kinderpsychologie, nicht aber Kinderanalyse diskutieren?) wird man auf weitere Forschungen warten müssen, insbesondere im Nachlass, die Auskunft über Beitls Lektüre und wissenschaftlichen Kontext geben könnten. Vielleicht finden sich dort auch weitere Hinweise auf Beitls eigene Kinderbeobachtungen – sicherlich handelt es sich bei dem „3-jährigen Knaben“ und dem Mädchen, die in Anm. 168 (105) vor dem Nikolaus Angst haben bzw. denen mit dem Weihnachtsmann gedroht wird, und bei den „zwei Kindern von jetzt 2 und 4 Jahren“, an denen Beitzl „die Entwicklung des Furchterlebnisses (...) täglich“ beobachtete (219), um die beiden ältesten Kinder des Verfassers. Auch das ist (bis hin zum Schreibstil mit dem kurios wirkenden, unvermittelten Auftauchen der nicht als die eigenen benannten Kinder im Text) übrigens eine Parallele zu zeitgenössischen Texten der Kinderanalyse, die die AnalytikerInnen überwiegend bei der Beobachtung und Behandlung ihrer eigenen Kinder (oder derjenigen von KollegInnen) entwickelten: Warum hat sich Beitzl wie viele andere bürgerliche WissenschaftlerInnen im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts der Beobachtung der eigenen Kinder gewidmet? Warum begann er wie andere auch, sich für die innere Welt von Kindern zu interessieren? Warum war es ihm wie anderen auch wichtig, eine Methode zu finden, mit der diese innere Welt – oder Indizien davon – repräsentiert und untersucht werden kann? Warum reagierten in dieser Zeit sehr viele VertreterInnen unterschiedlicher (sich formierender) wissenschaftlicher Disziplinen vom Menschen auf die Konfrontation mit heranwachsenden (eigenen) Kindern⁷ mit Beobachtung, Tagebüchern und Protokollen? – Hier wird es wissenschaftshistorisch und kulturanthropologisch richtig interessant. In der Forschung zur Geschichte der Entwicklungspsychologie und Kinderanalyse ist diese Frage bisher durch Schulenstreits (Freud-Klein-Kontroverse) und Debatten zur Medizinethik und Behandlungstechnik (Ob es *lege artis* war, die eigenen Kinder psychoanalytisch zu behandeln? etc.) verdeckt. Im Unterschied zu den Herausgebern, die Erfahrungen in der Herkunftsfamilie als Motivation für Beitls Interesse an Kinderschreckgestalten vermuten (S. XXXV), ist meines Erachtens diese

7 Diesen Zusammenhang deutet übrigens auch Leopold Schmidt als *Movens* für Beitls Interesse an den Kinderschreckgestalten an: „Da haben vielleicht die in Berlin heranwachsenden eigenen Kinder doch auch eine Rolle gespielt.“ (Leopold Schmidt †, An Richard Beitzl. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVI/85 (1982), S. 161–165, hier S. 162.)

Frage nach der wohl allgemeineren, hochinteressanten und noch aufzuklärenden Zeittypik dieser volkskundlich-kulturanthropologischen Arbeit (eines Vaters) über Kinderschreckgestalten eine weiterführende Perspektive.

Es ist das Verdienst der Herausgeber Michael Simon und Bernd Rieken, mit der Edition der Arbeit von Richard Beitz eine Grundlage für solche Fragen geschaffen zu haben: für jene nach dem historischen Ort und nach den Potentialen der kulturanthropologischen Dimension einer Europäischen Ethnologie.

Elisabeth Timm

KRÄMER, Sybille, Werner KOGGE und Gernot GRUBE (Hg.): *Spur – Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 2007, 366 Seiten.

Die Frage nach der Bedeutung von Bildern, Symbolen und Zeichen in unserer Gesellschaft, die hier aus kulturwissenschaftlicher bzw. kulturphilosophischer Sicht über Reflektionen des Begriffspaares Spur und Spurenlesen vollzogen wird, kann als Teil eines sogenannten „Turns“ innerhalb der Kulturwissenschaften gesehen werden. Bei „Cultural-Turn“-Dynamiken handelt es sich um disziplinübergreifende Metadiskurse innerhalb der Kulturwissenschaften, die durch verschiedene Beiträge aus den Kulturwissenschaften gebildet und weiterentwickelt werden, und mit Disziplinen wie beispielsweise den Lebens- oder Naturwissenschaften in Wechselbeziehung stehen.¹ Die Beiträge des Bandes, die zu einem Gutteil aus der internationalen Tagung „Spurenlesen. Zur Genealogie von Kulturtechniken“ hervorgegangen sind, könnten somit als Spuren dieser Dynamiken gelesen werden.²

Herausgegeben von Sybille Krämer, Werner Kogge und Gernot Grube, ist dieser Band ein Ergebnis eines DFG-Projekts, das zwischen 2004 und 2006 durchgeführt worden war.³

1 Unter „Cultural-Turn“ verstehe ich eine sich immer wieder neu definierende und differenzierende Dynamik, die aus dem Spannungsfeld unterschiedlicher Zugänge verschiedener v.a. Kulturwissenschaften neue Analysekatoren – und damit neue Forschungsfelder und Theorieansätze – entwickelt, ohne jedoch selbst zur Meta-Kategorie zu werden. Vgl.: Doris Bachmann-Medick: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. 2. Auflage. Reinbek bei Hamburg, 2007.

2 Die Tagung fand vom 10. bis 12. Februar 2005 am Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik der Humboldt Universität in Berlin statt.

3 Vgl. <http://www2.hu-berlin.de/hzk/bsz.php?show=projekte#kraemer>; Zugriff am 10.8.08.

Der vollständige Titel des Projekts „Von der Schrift zur Spur. Das Spurenlesen als Kulturtechnik im Spannungsfeld von Medientheorie, Genforschung und Computertechnik“ deutet auf eine Akzentenverschiebung vom „linguistic turn“ hin zum „iconic-turn“ und bildet in diesem Spannungsfeld den Rahmen, innerhalb dessen der Begriff Spur in seiner unterschiedlichen Verwendung und in seiner disziplinübergreifenden Bedeutung analysiert wird.

Der aus der Sprachwissenschaft, mit Verweisen auf Ferdinand de Saussure und Ernst Cassirer hergeleitete Diskurs über die Zeichenhaftigkeit der Welt, welche an der technischen Entwicklung genauso ablesbar ist wie an unterschiedlichen dekonstruktivistischen Ansätzen des postmodernen Denkens, ist für Sybille Krämer Ausgangspunkt für eine Verortung des Spurkonzepts im Diskursfeld. Krämer sieht im Nachdenken über Spur, in deren Überschneidung von „semiologisch-repräsentationalen Diskurs“ und Materialität, Körperlichkeit und Dinghaftigkeit, eine Möglichkeit, „dem unbekümmerten und referenzlosen Flotieren von Zeichen etwas entgegenzuhalten, das seine Erdung in einer Art ‚Dingsemantik‘ findet“ (S. 13). Im Folgenden präzisiert sie ihre Vorstellung von Spur und Spurenlesen über die Wortetymologie und anhand der Definition von zehn Attributen einer Spur. Zentrales Moment dieser Definition von Spur ist die Annahme, dass eine Spur als solche (erst) im Akt des Spurenlesens erzeugt wird. Damit ist das Spurenlesen, also die Unterscheidung zwischen dem, was eine Spur ist und was nicht, eine Wissenspraktik, die in diesem Band aus verschiedenen Perspektiven analysiert wird.

Krämer spitzt die Ausdeutung von Spur „auf eine Bifurkation zwischen dem Indizienparadigma als positiver Wissenskunst einerseits und der Metaphysik der Spur als negativer Grenz- und Entzugserfahrung andererseits zu“ (S. 21). So unterscheidet sie mindestens fünf Traditionen und Felder kognitiver Bedeutsamkeit der Spur und epistemischer Kreativität des Spurenlesens (S. 26). Ausgehend von einem „instinktnahen Spürsinn“, zu dem auch die Mantik gerechnet wird, kann Spurenlesen als elementare Orientierungstechnik im Sinne der abduktiven Wissensgenerierung von Charles Sanders Peirce gesehen werden. Die Einschreibung von Spuren als engrammatische Erklärung von Gedächtnis, wie sie Leibniz bzw. Freud anhand des ‘Wunderblocks’ entwickelten – Spuren der Erinnerung in unterschiedlicher Form – bildet den zweiten Zugriff auf das Thema. Mit dem Verweis auf Plotins Annahme einer sichtbaren Körperwelt, in die die Spur eines unsichtbaren Gottes eingeschrieben sei, legt Krämer, über Giordano Bruno und Martin Heidegger, bis in die gegenwärtige Diskussion, die Emmanuel Levinas und Jacques Derrida anknüpfen, unterschiedliche metaphysische und philosophische Konzepte von Spur dar. Den vierten und fünften Zugriff

bilden das Indizienparadigma von Carlo Ginzburg und eine Form der wissenschaftlichen Visualisierung, die vor allem in den Naturwissenschaften, über experimentell erzeugte Spuren und deren Aufzeichnung und Visualisierung, verdichtete Annahmen über Objekte liefern (S. 27).

Die Aufsätze sind von der Herausgeberin und den Herausgebern auf drei Abschnitte verteilt. Grundsatzfragen bezüglich Spuren, Indices und Zeichen untersuchen Helmut Pape, Uwe Wirth, Werner Stegmaier, Peter Geimer und Mirjam Schaub im ersten Teil des Bandes. Mit der Frage nach Metaphysik und Epistemologie der Spur, setzen sich Ze'ev Levi, Sybille Krämer, Werner Kogge und Gernot Grube auseinander. Abschließend lassen Carlo Ginzburg, Wolfram Högbe, Hans-Jörg Rheinberger, Jo Reichertz und Cornelius Holtorf dem Indizienparadigma dieser Wissenskunst Weiterungen und Revisionen angedeihen, ausgehend von unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen, wie z.B. aus der Sicht der Strahlenforschung, Kriminalistik oder Archäologie.

Der Band bietet von Analysen künstlerischer Arbeiten (von Sophie Calle, Francis Alys und Janet Cardiff), mit deren Praktiken von Spurenlegen und Spurenlesen im öffentlichen Raum sich Mirjam Schaub auseinandersetzt, über Reflektionen zur photographischen Spur, die Peter Geimer hinsichtlich neuerer Medientheorien und technischer Entwicklungen anstellt, bis hin zu Überlegungen zu Spurenlesen in der Molekularbiologie (Werner Kogge) oder Mantik (Wolfram Högbe) unterschiedliche Anknüpfungspunkte an eine volkskundliche Kulturwissenschaft. Nicht nur über Ginzburgs und Giovanni Levis 'microstoria', sondern vor allem im Fragen nach Dingen und deren eingeschriebenen Spuren – ihrer Dingbedeutsamkeit – ihrer Materialität, bzw. über den Komplex von Körperlichkeit, Leib, Erinnerung und Gedächtnis, die nicht ohne Grund seit Jahrzehnten zu den Kernfeldern einer volkskundlichen Kulturwissenschaft zählen, könnte der Band und damit der Diskurs, über die Bedeutung und das Vermögen eines transdisziplinären Begriffs Spur, erweitert werden.

„Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst“ entwickelt in seinen transdisziplinären Zugriffen eine gute Grundlage für eine vielfältige und anregende Diskussion in den Kulturwissenschaften, die sich, so ist zu hoffen, mit reger Beteiligung der volkskundlichen Kulturwissenschaft entwickeln wird.

Martin Jonas

WALTHER, Christine: Siegertypen. *Zur fotografischen Vermittlung eines gesellschaftlichen Selbstbildes um 1900.* (= Kulturtransfer. Alltagskulturelle Beiträge, Bd. 4), Würzburg: Königshausen und Neumann, 2007, 285 Seiten, 76 s/w Abb.

Die Arbeit, eine Dissertation der Ludwig-Maximilians-Universität München aus dem Jahre 2006, stellt einen Beitrag zur volkskundlichen Bild- und Medienforschung dar und verfolgt die Veränderungen in der fotografischen Darstellung des Siegers in der Zeitschrift „Sport im Bild“, der auflagenstärksten deutschen Sportzeitschrift des wilhelminischen Kaiserreiches, während ihres gesamten Erscheinungszeitraumes zwischen 1895 und 1920.

In naiver Weise glaubt man zumeist, dass die Dinge immer schon so waren, wie man es gewohnt ist. Das stimmt eigentlich nie und auch nicht in diesem Fall, denn wir erfahren von Christine Walther, dass bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts Sportler im Atelier porträtiert wurden und noch nicht als Sieger ausgewiesen waren. Denn bis dahin existierte kein differenziertes mentales Bild desselben, und es war die bloße Teilnahme an Wettbewerben noch eine Besonderheit. Die uns geläufige Sportfotografie mit ihren siegerspezifischen Merkmalen entwickelte sich erst zwischen 1900 und 1920: das Verhalten der Fotografierten, ihr „Heiligenschein“, heroisierende Blickachsen sowie typische Rezeptionsformen (Personenkult, Siegerehrung u.a.) und Bildgebungsprozesse (Image- und Biographienbildung).

In weiterer Folge führt uns die Autorin durch die Vorstellungswelt hinter den Bildern, indem sie die darin implizit enthaltenen gesellschaftlichen Normen und Werte analysiert. Sie unterscheidet zwischen dem „männlichen leistungsstarken Sieger“, dem „weißhäutigen zivilisierten Sieger“ und dem „fairen fleißigen Sieger“ bürgerlicher Herkunft, der sich abgrenzt vom Berufssportler proletarischer Provenienz, aber auch vom adeligen Sportler. Diese Wertvorstellungen werden teilweise recht subtil vermittelt, wie die Bildinterpretationen deutlich machen. Ein Beispiel, das die unterschiedliche Ablichtung von Mann und Frau untersucht, möge das illustrieren: Die Siegerin eines Radrennens „wird in Sportkleidung fotografiert, und sie sitzt für die Aufnahme auf ihrem Fahrrad, wie es auch für die fotografische Abbildung männlicher Radfahrer üblich ist. Ein deutlicher Unterschied besteht allerdings hinsichtlich der Hintergrundwahl. Anstelle einer Landschaftsansicht, der Radrennbahn oder einer einfarbigen Leinwand, die bei den männlichen Siegerporträts gewöhnlich als Hintergründe dienen, wählt der Fotograf eine schlichte gräuliche Mauer, die das Bild zu zwei Dritteln ausfüllt. Im unteren Drittel des Bildes wird die Mauer von einem dunkelgrauen Boden abgelöst, der einen starken Kontrast zur hellen Mauer bildet. Die Fugen zwischen den einzelnen Mauersteinen heben sich auf Grund ihrer

dunklen Färbung ab und sorgen für Unruhe im Hintergrund. Die dunkel gekleidete Radfahrerin steht ihrerseits im starken, fast störenden Kontrast zur deutlich helleren Kulisse“ (S. 118f). Und wenn man sich nun fragt, woher die Autorin ihre Maßstäbe für ein „gut“ und ein „schlecht“ arrangiertes Bild nimmt, so verweist sie auf quasi objektive Normen in Gestalt der seinerzeit allgemein verbindlichen Porträtieranleitungen für Fotografen. Zu deren Grundregeln gehörte eine harmonische Beziehung zwischen Hintergrund und Figur, weswegen man allzu große Kontraste zwischen Kulisse und Person sowie innerhalb des Hintergrundes vermeiden sollte.

Abgesehen davon, dass die Autorin sich mit einem bisher in der volkswissenschaftlichen Forschung vernachlässigten Themenbereich befasst hat und damit sozusagen zwangsläufig zu neuen Erkenntnissen gelangt ist, vermag sie auch bestimmte Auffassungen aus Medienwissenschaft und Historiographie zu korrigieren: Erstens weist sie nach, dass die heute geläufige Siegerikonographie nicht erst in der Zeit des Nationalsozialismus, verbunden vor allem mit dem Namen Leni Riefenstahl, begonnen hat, sondern bereits vorher festgeschrieben wurde. Allgemein ist man der Auffassung, dass Untersicht, Nahaufnahme und Anlehnung an die Ikonographie antiker Siegerskulpturen vor allem durch Leni Riefenstahl populär geworden sind. Das stimmt nicht, wie wir nun dank der Dissertation von Christine Walther wissen: Bereits im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts werden Sieger dergestalt porträtiert. Zweitens macht die Autorin deutlich, dass die Siegerfotos nicht, wie oftmals behauptet, als *nationale* Sinnbilder verwendet wurden, sondern für die Propagierung der „weißhäutigen, zivilisierten westlichen Welt“, um sich gegenüber den fremden „Anderen“ aus Afrika und Asien abzugrenzen.

Insgesamt handelt es sich um eine überzeugende Dissertation: Die Autorin hat sich gründlich mit der wissenschaftlichen Literatur befasst und neben volkswissenschaftlichen Arbeiten auch die wichtigsten Werke aus den Nachbardisziplinen herangezogen. Ihr methodisches Vorgehen ist plausibel und stringent, vor allem aber überzeugen die ausführlichen Interpretationen der Fotografien. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass sie in zwei wichtigen Fragen verbreitete wissenschaftliche Ansichten korrigieren konnte.

Bernd Rieken

SCHMALE, Wolfgang: *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)*. Wien u.a.: Böhlau Verlag, 2003. 328 Seiten, 76 s/w Abb., 10 Graf.

Die sogenannten „men's studies“ haben sich, angeregt von anglo-amerikanischen Impulsen, als ernst zu nehmendes Segment der historischen Geschlechterforschung etabliert und interessante Analysen historischer Virili-

tätsformen hervorgebracht. Wolfgang Schmale greift in seiner über 300 Seiten umfassenden „Geschichte der Männlichkeit in Europa“ auf die zentralen soziologischen und kulturwissenschaftlichen Analysekonzepte der Männerforschung zurück. Der Anspruch des in Wien lehrenden Geschichtswissenschaftlers ist es nicht, bereits bestehenden theoretischen Modellen männlicher Rollen-, Identitäts-, Beziehungs- und Geschlechterkonstruktion ein neues hinzuzufügen. In einem weitgespannten historischen Bogen, der von 1450 bis in die unmittelbare Gegenwart reicht, macht der Autor vielmehr Analysekatégorien wie „sex“ und „gender“ oder das von Bob Connell entwickelte soziologische Modell „hegemonialer Männlichkeit“ für Epochen und Untersuchungsfelder fruchtbar, die von der Geschlechterforschung bisher gar nicht oder nur am Rande bearbeitet wurden. Die Unterteilung der untersuchten Zeiträume in fünf klar voneinander abgegrenzten Epochenkapiteln verspricht eine facettenreiche und für Historiker wie Kulturwissenschaftler gewinnbringende Lektüre.

Das Anliegen Schmales, der allzu pauschalen Vorstellung von *der* patriarchalen Männlichkeit, die lange Zeit in der feministisch geprägten Geschlechterforschung vorgeherrscht hat, differenziertere Modelle entgegenzusetzen, ist zwar kein neues; aber kaum eine andere Studie, das sei vorweggenommen, hat die Konzepte von Männlichkeit und ihre Modifizierungen im Lauf der europäischen Geschichte so plastisch und konzise rekonstruiert. Was als Transformations- und Entwicklungsgeschichte angekündigt wird, erweist sich freilich als eine Untersuchung, die Schlaglichter auf die unterschiedlichen Epochen wirft und so die spezifischen „Idealtypisierungen“ von Männlichkeit erhellt. Dabei akzentuiert der Autor diskursive Zusammenhänge stärker als lebensweltlich-praktische Konfigurationen von Männlichkeit. Am Anfang stehen Reflexionen über die christliche Anthropologie und ihre Präfigurierung von Männlichkeitsentwürfen. So bringt die Zeit um 1500 in der abendländischen Kultur das Ideal des „Neuen Adam“ hervor und leistet der Asymmetrisierung der Geschlechterbeziehungen Vorschub. Die Ausdifferenzierung von geschlechtsspezifischen Rollenmodellen erzwingt, dass patriarchale Männlichkeit als Identitätskonzept zwar nicht in Frage gestellt, aber doch zunehmend der Selbstreflexion unterzogen wird. In der Renaissance liefert das Modell der Geschlechtsidentität magische Interpretamente, die dem Mann übersinnliche und „kommunikative Fähigkeiten“ (S. 81) zuweisen. In der Selbstdeutung von Männern, wie Schmale am Beispiel von Benvenuto Cellini (1500–1571) exemplifiziert, wird das Leben von Fortuna oder den Gestirnen und Körpersäften, schließlich gar von Dämonen und Geistern beeinflusst. Konflikthafte Momente dieser Rollenmodelle werden am Beispiel von agonalen Ehrvorstellungen aufgezeigt, deren Rigidität männliche Identitäten verletzbar machen.

Abgelöst werden diese Männlichkeitstypologien durch heroische Maskulinitätsentwürfe, wie sie die höfische Gesellschaft hervorgebracht hat: „Die Figur des Helden als Idealtypisierung von Männlichkeit im 17. Jahrhundert setzt den idealtypisierten neuen Adam des 15. und 16. Jahrhunderts fort.“ (S. 129) Mit der Befreiung der Männlichkeitsvorstellungen aus dem biblischen und theologischen Deutungsmonopol werden Sexualität und die animalische Seite der Virilität zu zentralen Themen der männlichen Selbstthematisierung, was unter anderem geschlechtsspezifische Formen der diätetischen Selbst- und Affektkontrolle hervorbringt. Exemplarisch hierfür steht der Herkules-Typus, der zum Signum männlicher Verhaltensideale wird. Gleichzeitig werden in der entstehenden Konsumgesellschaft neue Rollenmodelle entwickelt, die die Vermännlichung des öffentlichen Raums, aber auch die Entstehung männlicher Subkulturen in die Wege leiten. Vom 18. bis zum 20. Jahrhundert herrscht dann das so genannte „hegemoniale Männlichkeitsmodell“ vor. Schmale macht deutlich, dass dieses Dispositiv der bürgerlichen Gesellschaft auf seiner biologistischen Fundierung, der Exklusion und Stigmatisierung abweichender Formen von männlicher Sexualität und schließlich auf seiner Universalisierung beruht: „Alles, wirklich alles: ideell, materiell, körperlich, moralisch, habituell, wird dichotomisch-geschlechtlich und asymmetrisch durch überlegene Männlichkeit markiert.“ (S. 154) Handlungsleitende Vorstellungen des Mannes als „breadwinner“ für die bürgerliche Familie, die Militarisierung und Disziplinierung des männlichen Habitus sowie die Unterwerfung des männlichen Körpers unter ein Sexualitätsdispositiv, das auf Hygiene, Geburtenregulierung und Heterosexualität ausgerichtet war, sind hier von zentraler Bedeutung. Die Krise von Männlichkeit war in dieser hypertrophen Form bereits angelegt, da das Exkludierte als das wiederkehrte, was die Geschlechtsidentität potentiell unterwandert: „Das hegemoniale Männlichkeitskonzept ließ prinzipiell keine alternativen Männlichkeiten zu, sondern nur Anti-Typen, denen der Männlichkeitscharakter abgesprochen wurde bzw. die als Bedrohung der Männlichkeit interpretiert wurden“ (S. 213). Unterbelichtet bleibt jedoch der Aspekt der „patriarchalen Dividende“, der einen konstitutiven Bestandteil des Konzepts „hegemonialer Männlichkeit“ darstellt. Die Frage, wie Männer aus sozialen Unterschichten und Randgruppen am bürgerlichen Modell „hegemonialer Männlichkeit“ partizipiert oder gar davon profitiert haben, bleibt jedoch unbeantwortet und stellt auch weiterhin ein Desiderat kulturwissenschaftlicher Männerforschung dar. Der Rekonstruktion des Aufstiegs des hegemonialen Männlichkeitsmodells folgt die Beschreibung seiner Verfallsgeschichte, war doch, wie der Autor feststellt, seine Revitalisierung nach 1945 nur bedingt erfolgreich (vgl. S. 238). Der Pluralisierung der Lebensstile, welche mit der Ausbildung unterschiedlicher

Subkulturen einherging, sowie die Ausdifferenzierung der Geschlechterverhältnisse unter dem Druck feministischer Bewegungen zog unweigerlich die Zivilisierung des hegemonialen Männlichkeitsmodells nach sich. Hybride oder postmoderne Gesellschaften lassen keine in sich geschlossenen Identitätskonzepte, sondern nur noch polymorphe Männlichkeiten zu, was der Autor durchaus als utopisches Potential dieser Entwicklung verstanden wissen will.

Schmales Geschichte der Männlichkeit ist zwar auf Geschlechtermodelle und -beziehungen fokussiert, bezieht aber auch zentrale Aspekte der Militär-, Medizin- und Körpergeschichte, Untersuchungen über vestimentäre Kultur, politische Ikonographie und Sexualitätsdispositive mit ein. In die Untersuchung sind darüber hinaus zahlreiche Abbildungen eingeflossen, die mehr sind als bloße Illustrationen; sie stehen als Chiffren für Männlichkeitsbilder, die der Autor mit ikonographischem Sachverstand interpretiert. Auch Ego-Dokumente erweisen sich als fruchtbare Quelle für die Interpretation der Selbstthematisierung von Männern, deren fragile Identitätsentwürfe Schmale mit hermeneutischem Geschick herausarbeitet. Als Beispiele seien die Tagebücher von Samuel Pepy (1633–1703) oder die Autobiographie von Ulrich Bräker (1735–1798) genannt, aus denen genderspezifische, manchmal durchaus selbstreflexive Deutungsmuster extrahiert und transparent gemacht werden. Die diversen Portraits, die Schmale als Prototypen für ihre jeweilige Zeit charakterisiert, gehen in ihrer Differenziertheit über bloße Typenbildungen hinaus. Er liest zwischen den Zeilen und vermeidet so, die komplexen und zum Teil prekären Männlichkeitsentwürfe in stereotype Bilder zu pressen. Die Stärke der Untersuchung liegt zweifellos in der Analyse solch exemplarischer Männlichkeitsbilder, welche jedoch nicht isoliert betrachtet, sondern in Diskurse der politischen Geschlechter-, aber auch der Biopolitik eingebettet werden.

Der große Maßstab, den Schmale seiner Untersuchung zugrundelegt, geht jedoch manchmal auf Kosten eines genaueren Blicks für konkurrierende Männlichkeiten, für Konflikte und Brüche. Darauf, dass etwa die „konkrete Männlichkeit des Adligen“ sich von der „des Bauern oder des Bürgers“ (S. 92) in mannigfaltiger Weise unterscheidet, wird zwar immer wieder hingewiesen, aber diese konflikthaften Konstellationen entziehen sich meistens der Darstellungsperspektive der Untersuchung. Allzu linear folgen die unterschiedlichen Männlichkeitskonzepte aufeinander, bis sie in ihrer post-patriarchalen Phase immer konturloser werden und sich schließlich im Zeitalter postmoderner Beliebigkeit in einer polymorphen Vielfalt auflösen. Doch diese Kritik basiert auf einem Anspruch, den der Autor einzulösen nicht versprochen hat; seine Darstellung des Zusammenhangs von Männlichkeitsmodellen und „kulturellen Figurationen“ will nicht mehr, aber auch

nicht weniger als die „Idealtypen“ der jeweiligen Epochen zu rekonstruieren und „die großen Linien ihrer Modifizierung im Laufe der Geschichte“ (S. 9) aufzeigen. Dies ist Wolfgang Schmale auf eindruckliche Weise und in einer Sprache gelungen, die das Buch auch für ein außeruniversitäres Publikum lesbar macht. Trotz der schlaglichtartigen Perspektivierung der Männlichkeitsmodelle gelingt es dem Autor, kulturelle Konstellationen und Transformationen männlicher Identitätskonzepte transparent zu machen, Fragmentarisches zu einem Gesamtbild zusammenzusetzen, das den Leserinnen und Lesern interessante Einblicke in die historische Dimension von Männlichkeitskonstruktionen gibt.

Ralph Winkle

PÖTTLER, Viktor Herbert: *Gebaute Urväter-Weisheit. Gründung, Planung und Aufbau des Österreichischen Freilichtmuseums zu Stübing bei Graz*. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 2005, 280 Seiten, zahlr. Ill., Kt.

Der bei der renommierten ADEVA erschienene, üppig ausgestattete Band stellt wohl so etwas wie ein Vermächtnis des bedeutenden Hausforschers, Gründers und langjährigen Leiters des Österreichischen Freilichtmuseums dar. Würde man den Autor nicht als Doyen der Freilichtmuseumsszene und ausgewiesenen Gelehrten kennen, würde man angesichts des allzu romantisch geratenen Titels sicher zögern, das Buch in die Hand zu nehmen und einer ernsthaften Rezension zu unterziehen. Zu sehr klingt der Titel nach den im 19. und frühen 20. Jahrhundert so verklärten „Urvätern“. So aber machen Titel und Untertitel des Werkes doch neugierig und veranlassen zu einer intensiveren Beschäftigung mit dem Text. So romantisch übrigens der Titel, der ja tatsächlich aus dem Umfeld der Romantik entstammt, auch scheinen mag, so ist es doch Adolf Loos, der 1913 seinen Schülern riet: „Achte auf die Formen, in denen der Bauer baut. Denn sie sind der urväterweisheit geronnene Substanz.“ (1913).

Pöttler beginnt sein Werk mit einer Vorbemerkung, die insofern interessant ist, als er hier bereits andeutet, dass er diese Veröffentlichung als Dank an alle versteht, die ihn auf seinem beruflichen Weg begleitet haben (dies kommt auch in der Widmung zum Ausdruck).

2005 als Jahr der Veröffentlichung hat zweifellos eine symbolische Dimension, übergab Pöttler doch anlässlich der Vollendung seines 80. Lebensjahres im Herbst 2004 das Museum in die Hände seines Sohnes Egbert. Viktor Herbert Pöttler leitete Stübing seit seiner Gründung 1962 und war

demnach 42 Jahre für diese Einrichtung verantwortlich. Dies war möglich, da das Österreichische Freilichtmuseum seit den 80er Jahren als Stiftung besteht und Pöttler daher über seine Pensionierung als Landesbeamter hinaus von der Stiftung mit der Leitung betraut werden konnte. Damit dürfte er wohl einen einsamen und bleibenden Rekord aufgestellt haben: Über vier Jahrzehnte als Direktor einer musealen Einrichtung zu wirken, ist wohl kaum jemandem beschieden. Dies zu wissen aber ermöglicht es erst, das „Herzblut“ nachvollziehen zu können, mit dem das Buch geschrieben wurde.

Zunächst zeichnet der Autor seinen persönlichen Weg in das Freilichtmuseum nach, d.h. er bietet den LeserInnen biografische Erinnerungen bis zur Gründung des Museums 1962. Pöttler beschreibt hier keineswegs sein Leben anhand einzelner Fakten und Lebensabschnitte, sondern kontextualisiert seine Erinnerungen mit zeitgeschichtlichen Ereignissen. Auf diese Weise entsteht ein sehr subjektives, vielleicht aber gerade deshalb spannendes Bild eines 1924 geborenen Mannes, der als Achtzigjähriger seine Kindheit, Jugend und seine frühen Berufserfahrungen fokussiert. Manche Formulierungen irritieren, so z.B. wenn der geborene Südsteirer von seinen Kindheitserlebnissen „drüben“ schreibt, wo „die Mehrheit der Bewohner (...) damals noch Deutsche waren“ (S. 11). Gemeint ist damit die Region jenseits der 1918 gezogenen Grenze zur ehemaligen Untersteiermark, wo allerdings – dies gilt vor allem für den ländlichen Bereich – auch in den 20er und 30er Jahren ebenso wenig eine deutsche Mehrheit lebte wie zur Zeit der Monarchie. Pöttlers autobiografische Skizze ist so gesehen eine wissenschafts- und zeitgeschichtlich wertvolle Quelle, die einer quellenkritischen Lesart bedarf. Die zahlreich eingestreuten zeitgeschichtlichen Einschätzungen sollen hier auch nicht weiter Gegenstand kritischer Hinterfragungen sein. Dies zu leisten, überlasse ich den Zeitgeschichtlern, die diesen Text vielleicht einmal als interessante Quelle interpretieren mögen. Für die Geschichte der steirischen Nachkriegsvolkskunde sind Pöttlers Ausführungen bemerkenswert, klären sie doch manche bisher offene Frage und machen so einmal mehr deutlich, wie sehr Wissenschaftsgeschichte von persönlichen Beziehungen und privaten Konflikten mitbestimmt wird.

Nach dieser autobiografischen Einleitung widmet sich Pöttler der „Idee des Freilichtmuseums und ihrer Realisierung“ und der „Gründung des Österreichischen Freilichtmuseums“. Spätestens hier wird auch das Konzept des vorliegenden Bandes deutlich: Der Verfasser greift überwiegend auf Themen zurück, die von ihm an anderer Stelle bereits bearbeitet wurden. Dennoch ist das Buch keine Zusammenstellung bereits veröffentlichter Texte. Pöttler verfolgt mit diesem Buch auch ein anderes Ziel: Er will eine interessierte, möglichst breite Öffentlichkeit erreichen. Jene Texte, auf die

der Autor in diesem Buch Bezug nimmt, wenden sich hingegen primär an die volkskundliche bzw. mit Architektur befasste Scientific Community. Dies zeigt der erste der genannten Abschnitte klar, der u.a. auf einen für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde (1991) verfassten Text zurückgeht. Pöttler hat diesen Teil aber völlig neu bearbeitet und formuliert. Er ersetzt auch den Anmerkungsapparat durch Literaturangaben am Ende des Textes. Hier wäre der Autor allerdings besser beraten gewesen, seine Angaben zu den beiden einleitenden Teilen nur ans Ende des zweiten zu setzen und nicht auf beide Abschnitte zu verteilen. Damit hätte die vorhandene Inkonsistenz vermieden werden können.

Beide Kapitel bilden ebenfalls ein spannendes Stück Fach- bzw. Museumsgeschichte. Pöttler erweist sich auch hier als guter Erzähler, der immer wieder Fakten mit bewusst persönlich gehaltenen Erinnerungen verknüpft und sich nicht hinter vermeintlich objektiven Ansätzen versteckt. Dies gilt auch für die folgende „Wanderung durch das Österreichische Freilichtmuseum“, bei der die Erzählfreude sich in schwärmerischen Naturschilderungen ausdrückt, begleitet von ästhetisch anspruchsvollen Fotografien. Wir begegnen hier einem auffälligen Phänomen: Pöttler vermittelt gerade in seinen populärwissenschaftlich gehaltenen Texten in Kombination mit hervorragenden Fotografien – wohl auch unabsichtlich – immer wieder das Gefühl, es werde bäuerliche Romantik vermittelt. Und doch wäre dies nicht nur eine krasse Fehleinschätzung seines Wollens, sondern auch eine Verkennerung seiner Vorstellung von einem Freilichtmuseum, die in erster Linie von Wissenschaftlichkeit geprägt ist. Wie kaum ein anderer hat er öffentlichkeitswirksame Aktivitäten im Freilichtmuseum lange Zeit überhaupt abgelehnt und sah das Museum „als Auftrag aus dem Bereich der Wissenschaft“ und primär dieser verpflichtet (S. 24). Dass er in den letzten Jahren seines Wirkens den Wünschen der Besucher nach dem „Event“ im Museum stärker nachkam, war wohl mehr eine notwendige Reaktion auf entsprechende Publikumsinteressen als den eigenen Ideen geschuldet. Klar und bar jeder Romantik äußert sich Pöttler denn auch über die Möglichkeiten der Freilichtmuseen und warnt vor falschen Vorstellungen. Sein Hinweis auf die Tatsache, dass die historische Realität im Freilichtmuseum nicht darstellbar ist (S. 24), verdeutlicht eindrucksvoll, worum es ihm geht – um die Auseinandersetzung mit der bäuerlichen Architektur. Anders gesagt, um den Blick auf jene Bautradition, die der Architektur bis heute – frei von romantischen Ideen – Anregungen zu liefern vermag. Und in diesem Sinne ist auch die – vielleicht nicht ganz glücklich gewählte – Bezeichnung „Urväter-Weisheit“ zu lesen, als weitergegebenes Wissen von langfristiger Gültigkeit.

Nach diesen sowohl zeit- als auch fachgeschichtlich bemerkenswerten Schilderungen folgt nun der Hauptteil des Buches, in dem der Verfasser 13

Großobjekte des Freilichtmuseums vorstellt. Dass Pöttler mit dem „Sallegger Moar“ aus der Oststeiermark beginnt, hat programmatische Gründe, war dies doch das erste Gehöft, das 1963 nach Stübing übertragen wurde. Im Übrigen können wir Pöttler bei diesen Schilderungen jedoch quer durch Österreich begleiten, vom Burgenland bis Vorarlberg. Die einzelnen Abschnitte beziehen sich wieder auf wissenschaftliche Bearbeitungen der Anlagen aus früheren Jahren, aus denen der Autor auch Abbildungen übernimmt, die aber für diesen Band eindrucksvoll mit weiteren Photographien ergänzt werden. Mit Ausnahme des Kärntner Ringhofes, der von Oskar Moser bearbeitet worden war, konnte Pöttler dabei stets auf eigene Forschungen und Veröffentlichungen zurückgreifen. Am Ende eines jeden Abschnitts wird darauf und auf entsprechende weiterführende Literatur verwiesen. Pöttlers Buch erfüllt somit einen mehrfachen Zweck: Zum einen ist es eine wissenschaftshistorisch wichtige Quelle, zum anderen eine Einladung an interessierte Laien, sich über die eindrucksvolle Architektur im Museum fundiert zu informieren.

Dass Pöttler mit dem Abdruck seiner Abschiedsrede vom 10. Oktober 2004 endet, sagt uns sehr viel über den Stellenwert des Buches im Rahmen seiner zahlreichen Veröffentlichungen. Die Wehmut, mit der er sich von seinem Lebenswerk verabschiedet, wird nicht nur wörtlich angesprochen (S. 279), sondern zieht sich auch durch die ganze Rede. Ich wage sogar zu behaupten, sie ist – berechtigter – Teil dieses Werkes, mit dem uns Viktor Herbert Pöttler einen Einblick in sein Lebenswerk gewährt.

Helmut Eberhart

PETERMAYR, Klaus und Oberösterreichisches Volksliedwerk/Volksliedarchiv (Hg.): *Schnopfhagen. Umfeld – Leben – Wirken*. Linz: Oberösterreichisches Volksliedwerk, 2008, 144 Seiten, 3 s/w Abb., Notenbeispiele, 5 Repr. von Autographen.

Als „Spurensicherung eines oberösterreichischen Künstlers“ bezeichnet Landeshauptmann Josef Pühringer den von Klaus Petermayer herausgegebenen Band, der nicht nur ein forschendes Auge auf den vor hundert Jahren verstorbenen „Komponisten“ wirft, sondern auch kritisch dessen Nachwirkung und Nachkommenschaft thematisiert.

Die elf Autorinnen und Autoren dieses Sammelbands sind – bis auf wenige Ausnahmen – junge und jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich kritisch mit der Zeit, den Entstehungsbedingungen, den Biographien, den politischen und kulturellen Strömungen um Hans Schnopfhagen auseinandersetzen. Hinter all dem steht – der vielleicht vor

allen den Oberösterreichern im Alltagswissen verankerte – Mythos um den Dichter der seit 1952 gesetzlich offiziellen oberösterreichischen Landeshymne und deren Komponisten: Franz Stelzhamer und Hans Schnopfhagen. Insofern verbinden sich in dieser Hymne „Hoamatland, Homatland, i han di so gern ...“, die ja noch immer – und häufig mit großer emotionaler Anteilnahme, wie mir versichert wurde – gesungen wird, die nationale Heimatsehnsucht des 19. Jahrhunderts mit der Sehnsucht nach regionaler Identität im 21. Jahrhundert.

Die elf Beiträge des Bandes reichen von einer Skizzierung des „gesellschaftlichen und weltanschaulichen Umfeldes“ über Exkurse zur Musikpflege in Oberösterreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zur Literatur in Oberösterreich während der Jahrhundertwende (19./20. Jahrhundert) und die Verknüpfung romantischer Mundartverklärung mit dem Nationalismus hin zu konkret sich mit Franz Stelzhamer und schließlich den maßgeblich musikalisch tätigen Persönlichkeiten der Familie von Hans Schnopfhagen beschäftigenden Beiträgen. So kommt es, dass die Hälfte des Bandes dem Kontext gewidmet ist, während die andere Hälfte sich mit Leben und Wirken der Schnopfhagens – Hans Schnopfhagen senior (1845–1908), Hans Schnopfhagen junior (1870–1937) und Franz Schnopfhagen (1888–1967) – beschäftigt.

Im Rahmen der Kontextualisierungen gelingt es Magdalena Puchberger in ihrem einleitenden Text, die politisch-gesellschaftlichen Grundlagen für die Heimatseligkeit Hans Schnopfhagens und seines Förderers und Inspirators Hans Zötl (Gründer auch des Stelzhamer-Bundes im Jahr 1882 zusammen mit Anton Matosch und Hans Commenda, S. 14) deutlich zu machen. Beide agieren konservativ, sind deutschnational. Hans Zötl ist es, der die Ideen Stelzhamers mit denen des so genannten Turnvaters Jahn verschmilzt und damit auch in Hans Schnopfhagen einen eifrigen Verfechter und Mitstreiter findet. Es entsteht ein seltsames Gemisch aus Antisemitismus, Slawenfeindlichkeit und Deutschnationalismus, das sich durch das Wirken aller Protagonisten dieser „oberösterreichischen Heimatbewegung“ zieht (S. 15). Dabei ist es Zötl, der mit der Herausgabe des dichterischen Mundart-Werks von Franz Stelzhamer und weiterer sog. Dialekt-Dichter über die oberösterreichischen Landesgrenzen hinaus zu wirken versucht, während Schnopfhagen der „Dorfschulmeister von St. Veit am Hansberg“ bleibt, dessen Charisma legendär wird, indem er als Vertreter authentischer regionaler Musik, Mundart und Gebräuche volksbildend durch die Region zieht und Volks- und Heimatfeste veranstaltet (S. 10, 12). Der „volksbildnerische Ansatz“ im Wirken Schnopfhagens ist eine späte Errungenschaft aus Revolution und Bauernbefreiung, wird jedoch ganz im Sinne völkisch-nationaler Vorstellungen verstanden (S. 18f) und dient in der Verpackung „Hoamat und Hoamatssprach“ der Verbreitung deutschnationaler Ideologie.

Andreas Lindner bietet in seinem Beitrag zur Musikipflege in Oberösterreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine namens- und datenreiche Überblicksdarstellung des damals Existierenden. Es ist eine Präsentation des „Bestandes“, die das Thema Schnopfhagen/Stelzhamer nur indirekt berührt. Klaus Landa hingegen skizziert die „Literatur in Oberösterreich an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“ und zeigt zudem die Rolle Stelzhamers als Vorbild für die Mundartdichtung in Oberösterreich, wobei er – dessen Wichtigkeit hervorhebend – auf die Aufnahme Stelzhamers in das sogenannte Kronprinzenwerkes verweist (S. 31).

Stefan Gaisbauer greift in seinem Beitrag zu Dialekt und Mundart ein wenig zu weit aus, fast macht es den Anschein, der Beitrag sei für einen anderen Band bestimmt. Die Diskussion Dialekt/Mundart ist wohl eine wichtige, hätte aber durchaus problemorientiert im Blick auf Stelzhamer gelöst werden können. Hier hätte man sich spätestens von den Herausgebern eine genauere Redaktion der einzelnen Texte gewünscht, auch um Redundanzen und Wiederholungen (etwa zum Stelzhamerbund) zu vermeiden. Gaisbauer leistet wichtige Hinweise und Verweise zu Sprachnationalismus am Beispiel Hans Zötl's (S. 50), scheut aber die genaue Analyse des Vorgefundenen, was in Folge jedoch Christian Neuhuber in seinem Artikel zur Stelzhamer-Rezeption durch Schnopfhagen und seine Zeit leistet. Hier wird deutlich, wie sehr Stelzhamer und sein (Mundart)Werk durch gezielte Propaganda zur Heimatdichtung hin konstruiert und mythifiziert wurden. Neuhuber benennt auch die hybride Dichterbiographie: der Dichter von Novellen und hochsprachlichen Gedichtzyklen ist Franz Stelzhamer. „Franzl von Piesenham“ heißt er, wenn der Mundartdichter gemeint ist (S. 54f).

Klaus Petermayer schließlich widmet sich Leben und Wirken des Hans Schnopfhagen sen. und verweist auf die fehlenden Forschungen. Er skizziert jedoch das Herkommen, die Ausbildung und das Leben des künftigen Lehrers und Komponisten Schnopfhagen, der „erst relativ spät“ (S. 74) begonnen hatte zu komponieren; das erste datierbare Werk entsteht im Jänner 1881, ein Marsch. Es folgen vor allem Liedkompositionen, so eben auch im Dezember 1884 das Lied „Hoamátland“ nach dem Text von Franz Stelzhamer. Die Melodie war ursprünglich für ein anderes Gedicht Stelzhamers mit dem Titel „Då gehat Schuasta“ gedacht, das das Motiv des „wandernden Juden“ behandelte. Ein Thema, das im 19. Jahrhundert – und darauf geht leider niemand ein – eines der besonders beliebten, meist judenfeindlich gemeinten Themata in Kunst und Literatur war. Der „wandernde Jude“ wurde im Nationalsozialismus schließlich zum „Ewigen Juden“ (vgl. der noch heute auf dem Index stehende Propagandafilm von 1940).

Ein Werkverzeichnis (gegliedert in „Lieder“, „Volksliedbearbeitungen“, „Größere Vokalwerke“, „Kirchenmusik“, „Instrumentalmusik“ und „Un-

zuordbare Werke, Fragmente“) mit den wichtigsten Angaben zu Melodie, Entstehen und Quellen rundet die knappe Darstellung des Komponisten (wenn man ihn denn tatsächlich als solchen zu bezeichnen vermag) ab. Es sind lediglich 79 Werke, von denen man weiß. Die Autographen befinden sich zumeist in familiärem Privatbesitz. Als Quelle für eine weitere Schnopfhagenforschung sind die Werkverzeichnisse mit Angabe der vorhandenen Literatur ausgesprochen hilfreich, was zudem der Beitrag von Erich Wolfgang Partsch über die Handschriftliche Sammlung der Schnopfhagenschen Lieder deutlich macht, in der die Werke von Hans Schnopfhagen sen., jun., und Franz Schnopfhagen von ihnen selbst zusammengetragen worden sind. Der Inhalt der Sammlung ist zudem in einem Anhang mit allen Titeln und deren Datierung sowie der Reproduktion zweier Lieder beigegeben.

Ins Auge sticht der volkskundlichen Kulturwissenschaftlerin besonders das Mithereinnehmen der autobiographischen Erinnerung an Hans Schnopfhagen und dessen (jüngsten) Sohn Franz durch dessen Tochter Ilse Greutter-Schnopfhagen. Das Erinnern an den Vater, das ohne Kommentare und Erklärungen abgedruckt wurde, zeigt, auch in der Positionierung im Sammelband, die andere, die private und wohl auch deshalb so enthistorisierte und entpolitisierte Sicht auf den Nationalsozialisten Franz Schnopfhagen, dessen Verstrickungen zuvor Regina Thumser auf drei konzentrierten Seiten unter dem Titelzusatz „eine steinige Biographie“ nachgeht. Sie hält sich offenbar genau an die (auf-)gefundenen historischen Archivquellen und zeichnet eine offizielle Biographie, die nicht losgelöst von der Vaterprägung gelesen werden kann. Franz Schnopfhagen hat in der Welt des Nationalsozialismus offenbar die Wunschwelt seines Vaters, der sich nach Heimatverbundenheit und nationaler Gesetztheit sehnte und diese beiden als Allheilmittel für „das Volk“ sah, zum Greifen nahe gespürt und entsprechend gehandelt. Die Auszeichnungen und Würdigungen, die er für seine musikalische Tätigkeit erhielt, stehen in keinem Verhältnis zu der tatsächlich musikalischen Leistung. Bereits 1931 in die NSDAP eingetreten (S. 117), reüssiert Franz Schnopfhagen zunächst als Arzt, konzentriert sich dann immer mehr auf die Musik und erhält 1944 schließlich (da er bereits im Beirat für Musikpflege und Konzertwesen und als Leiter der Fachschaft für Komponisten in der Reichsmusikkammer in Linz tätig ist) den zum ersten Mal vergebenen Musikpreis der Stadt Linz (S. 119.)

Die Verbindung Hans Schnopfhagens jun. zum oberösterreichischen Volksliedwerk zeichnet in einem ergänzenden und abschließenden Beitrag Klaus Petermayr auf.

Verdienstvoll ist die Dokumentation zu „Umfeld – Leben – Wirken“ dieses Schullehrers, heimatbesessenen und -verbundenen Menschen Schnopfhagen und seiner ihm nachfolgenden Söhne (vor allem Hans und

Franz) allemal. Sie zeigt einmal mehr, wie sehr Musik, Dichtung und das Musikalische in Gegenden, die nicht zu den Musikzentren Österreichs zählen, entstanden, verbreitet und gelebt wurden. Immer sind es begeisterte Einzelkämpfer, die sich mit anderen Begeisterten zusammenschließen und der Laienmusik zu Popularität und Wirkung verhelfen. Da diese Musik häufig eben auch nur in der Region wahrgenommen wurde, wurde sie von Seiten der „professionellen“ Musik und auch der Musikwissenschaft kaum rezipiert. Und so – und das macht die Veröffentlichung zu jener Populärmusik des 19. und frühen 20. Jahrhundert auch deutlich – entwickelte sie in ihrer Isoliertheit in der Wahrnehmung der dortigen Menschen so etwas wie Einzigartigkeit. Zötl, Schnopfhagen und deren Mitstreiter im Stelzhamerbund hoben einen Literaten auf den Schild, der als „österreichischer“ Schriftsteller der Hochsprache gescheitert, zum nationalen Retter der Heimat aufgrund seiner Mundartdichtungen wurde. Jenseits der Region kennt kaum jemand Stelzhamer (sehr wohl aber Peter Rosegger) und Schnopfhagen schon gar nicht.

Desideratum in diesem Band bleibt die Auseinandersetzung mit der oberösterreichischen Landeshymne, deren Text in den heutigen Ohren und ohne das Wissen um die politisch-gesellschaftliche Lage in der Entstehungszeit seltsam harmlos, und fast peinlich naiv klingt („Hoamatland, Hoamatland! I hân di so gern, wiar a Kinderl sei Muada, a Hinderl sein Herrn ...“). Dass ein völkischer Deutsch-Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts dahintersteht, vor dessen Hintergrund, die „Hoamat“ das einzig Wahre und Bewahrenswerte darstellte, und alles „Andere“ ausgrenzte, wird vorsichtig zwischen den Zeilen angedeutet, aber niemals ausformuliert. Auch fehlt der genaue Text, sowie der Abdruck der vollständigen Melodie, deren schöne Eingängigkeit – so nehme ich an – auch ein Gutteil dafür verantwortlich ist, dass Schnopfhagen im Gedächtnis der Oberösterreicher blieb.

Michaela Haibl

Erratum

In der Rezension von Andreas Schmidt zu BINDER, Susanne und Gebhard FARTACEK (Hg.): *Der Musikantenstadl. Alpine Populärkultur im fremden Blick*. Wien 2006, erschienen in Heft 2/2008, wurde André Gingrich, ordentlicher Professor für Ethnologie/Sozialanthropologie an der Universität Wien fälschlicherweise als Soziologe bezeichnet. Wir bitten, diesen Fehler zu entschuldigen.

Eingelangte Literatur: Sommer 2008

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Aggermann, Lorenz, Eduard Freudmann u. Can Gülcü: Beograd Gazela. Reiseführer in eine Elendssiedlung. – Klagenfurt/Celovec: Drava, 2008. – 223 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 210–212. ISBN 978-3-85435-533-5

Ahlbäck, Tore u. Björn Dahla [Hg.]: Western esotericism. Based on papers read at the symposium on western esotericism held at Åbo, Finland, on 15–17 August 2007. – Åbo: The Donner Inst. for Research in Religious and Cult. History, 2008. – 297 S.: Ill. – (Scripta Instituti Donneriani Aboensis; 20). Literaturangaben. ISBN 978-952-12-2082-1 – ISSN 0582-3226

Alge, Barbara: The Pauliteros de Miranda: from local symbol to intangible cultural heritage? In: Etnográfica. – 11 (2007): H. 2. S. [353]–369: Ill. Literaturangaben

Anna, Susanne [Hg.]: Joseph Beuys, Düsseldorf. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum der Landeshauptstadt Düsseldorf in Kooperation mit dem Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, vom 29. September bis 30. Dezember 2007. Mit Beiträgen von Jochen Chiout u.v.a. Ostfildern: Cantz, 2008. – 232 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe Stadtmuseum). Literaturverz. S. [209]–220. ISBN 978-3-7757-1992-6

Atze, Marcel [Hg.]: „Schreib. Nein, schreib nicht.“. Marlene Dietrich/Friedrich Torberg; Briefwechsel 1946–1979. – Wien: Synema, 2008. – 271 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 260–264. ISBN 978-3-901644-28-3

Bauer, Martina und Horst Ebner [Red.]: Jagdfieber und fieberhaft sammeln. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Schloß Reichenau an der Rax, 18. Mai–2. November 2008. Hg. von der Marktgemeinde Reichenau an der Rax. – Reichenau a.d. Rax: Marktgemeinde, 2008. – 231 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-200-01219-6

Bayerische Blätter für Volkskunde. NF 8/9 (2006/07). Christoph Daxelmüller zum 60. Geburtstag. (Inhalt: Klaus Guth, Stufen des Alterns im Märchen. Die Erzählung „Die Lebenszeit“ in der Sammlung der Brüder Grimm. 9–17; Elisabeth Singer, „Die Geschichte vom Fischer und seinem Sohn.“ Zur Kulturgeschichte eines populären jüdischen Erzählstoffes. 18–40; Rainer Wehse, Wie verändern Internet und Email die Bürofolklore? 41–55; Manfred Seifert, Im Schnittpunkt von Biografieforschung, Alltagsgeschichte und Bewusstseinsanalyse. Zum volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Design lebensgeschichtlichen Forschens. 56–67; Jörg Fuchs u.a., Würzburg in der Nachkriegszeit (1945–1954) – Zeitzeugenprojekt. Ein Werkstattbericht. 68–79; Jörg Fuchs, „Es hat alles gegeben.“ Würzburger Schwarzmarkt 1945–1948. 80–87; Judith Kestler, Opas Erzählungen? Kriegsgeschichten aus zweiter Hand. 88–97; Helmut Groschwitz, „Getruckt zu Regensburg 1530.“ Anmerkungen zu einem frühen Einblattkalender aus Regensburg. 98–107; Walter Pötzl: Existenzgefährdung durch Hexenrasur. 108–115; Dagmar Stonus, Jochen Ramming, „Wer dieses hat geläsen, ist auch schon da gewesen.“ Zur Deutung historischer Gefängnisgraffiti am Beispiel der Arrestzelle im Rathausurm von Marktstett. 116–135; Eike Lossin, Zum Beispiel „Koniginnedag“. Die Feier des niederländischen Nationalfeiertags 1943 im KZ Dachau. 136–145; Herbert May, Die zweite Heimat? Ehemalige Fremdarbeiter im ländlichen Franken nach der Befreiung vom Nationalsozialismus. 146–163; Susan Gamper, 32 Tage Kampf fürs „Freie Wort“. Formen des Protests im Streik um eine Tageszeitung. 163–171; Sebastian Joosten, „Mir lehre uns z' wehre.“ Historizität und Historisierung auf Protestplakaten. 172–183; Michael Prosser, Kraftwerk popular. Die Selbstausstattung mit Elektrizität in einer Landgemeinde 1900–1952. 184–199; Guido Fackler, „Für die Schiffahrt verbunden“ oder „Wahn mit Vorgeschichte“? Aushandlung und Durchsetzung der Kanalverbindungen zwischen Main und Donau. 200–219; Burkhart Lauterbach, „Gelöst aus ihrem heimischen Sozialzusammenhang ...“ Touristen als Akteure der Freizeitkultur und der Freizeitkulturforschung. 220–232; Matthias Wagner, Märchenstunde – Ein Plädoyer für „Corporate Cultural Responsibility“. 233–239; Brigitte Heck, Krippenstapels Leidenschaft. Bemerkungen zum Sammeln. 240–246; Klaus Reder, Verwaltungsschriftgut des 19. Jahrhunderts als Quelle für die Sachkulturforschung. Eine Annäherung am Beispiel Unterfrankens. 247–259; Wolfram Metzger, Musikautomaten im Schwarzwald. Ursprung und Ende. 260–265; Krischan Brandl, 80 Jahre A-Cappella-Faszination. Die Comedian Harmonists und ihre Erben. 266–276; Erich Wimmer, „Darf man hier rauchen?“ Von Tabak, Rauchen und Rauchverboten in Würzburger Quellen. 277–283; Eugen Roth, Die Torte. 284)

Blaha-Peillex, Nathalie: Mütter und Anti-Mütter in den Märchen der Brüder Grimm. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.,

2008. – 266 S.: Ill. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts; 106). Literaturverz. S. [251]–266. – Zugl.: Tübingen, Univ., Diss. 2005. ISBN 978-3-932512-50-6

Bloderer, Joan Marie: Zitherspiel in Wien, 1800–1850. – Tutzing: Schneider, 2008. – 464, VIII S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Notenbeisp. Literaturverz. S. 363–429. – Zugl.: Innsbruck, Univ., Diss., 2006 u.d.T.: Bloderer, Joan Marie: Zitherspiel in Wien 1800–1850. ISBN 978-3-7952-1226-1

Braun, Tina u. Elke Liermann: Feinde, Freunde, Zechkumpane. Freiburger Studentenkultur in der Frühen Neuzeit. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2007. – 243 S.: Ill. – (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäische Ethnologie; 12). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. [213]–230. – Zugl.: Münster, Univ., Magisterarbeit. ISBN 978-3-8309-1714-4 – ISSN 1435-0556

Brückner, Wolfgang u.a. [Hg.]: Arbeitskreis Bild Druck Papier. Tagungsband Amsterdam 2007. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2008. – 223 S.: zahlr. Ill. – (Arbeitskreis Bild Druck Papier; 12). Literaturangaben. – Bibliogr. S. [203]–212. ISBN 978-3-8309-2010-6 – ISSN 1437-9406

Brückner, Wolfgang: Rhöner Schnitzfiguren aus dem 19. Jahrhundert. – Petersberg: Imhof, 2008. – 240 S.: zahlr. Ill. – (Land und Leute). Literaturverz. S. 240. ISBN 978-3-86568-277-2

Brünenberg, Kerstin u. Günter Bernhardt [Red.]: Festliche Reise um die Welt. Das Schützenfest und andere Rituale. Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung des LWL-Museumsamtes für Westfalen, Münster. – Münster: Landschaftsverband Westfalen-Lippe [u.a.] 2007. – 151 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-3-9272204-66-9

Bryner, Ellen [Hg.]: Familien. Alles bleibt, wie es nie war. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 16. Mai–14. September 2008. – Zürich: Schweizerisches Landesmuseum, 2008. – 158 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. Literaturverz. S. 154–155. – Text dt., franz., ital., engl. ISBN 978-3-908025-95-5

Buchhart, Dieter u. Gerard W. van Bussel [Hg.]: Go west. Von Cowboys und Indianern. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 6. April bis 7. September 2008 in der Kunsthalle Krems. – 1. Aufl. – Nürnberg: Verlag für moderne Kunst, 2008. – 96 S.: überw. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-940748-15-7

Cuisenier, Jean: Das Gedächtnis der Karpaten. Rumänien und sein kulturelles Erbe: Innen- und Außenansichten. Mit Beiträgen von Klaus Freckmann, Bärbel Kerkhoff-Hader, Martin Rill und Burghart Schmidt. – Marburg: Jonas, 2008. – 400 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Schriftenreihe zur Dendrochronologie und Bauforschung; 6). Literaturangaben. ISBN 978-3-89445-394-7

Damm, Alfred: Das Armenspital zu Weitersfeld. Herrschaftliche Armenversorgung in Niederösterreich 1669–1887. – Frankfurt am Main [u.a.]: Lang, 2008. – 330 S.: Ill., Kt. Literaturverz. S. 323–330. ISBN 978-3-631-54521-8

Deimel, Claus [Hg.]: Vergessene Inseln. Reisen und Forschen im Talaud-Archipel. Ausstellung des Museums für Völkerkunde Dresden, Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen. Begleitheft zur gleichnamigen Fotoausstellung im Japanischen Palais vom 23.7.–5.10.2008. – Dresden: Museum für Völkerkunde Dresden, 2008. – 60 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. 34. ISBN 978-3-910031-38-5

Doppler, Elke, Christian Rapp u. Sándor Békési [Hg.]: Am Puls der Stadt. 2000 Jahre Karlsplatz. Katalog zur Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz, 29. Mai–26. Oktober 2008. – Wien: Czernin Verl., 2008. – 526 S.: zahlr. Ill., Pläne, Kt. – (Sonderausstellung des Wien Museums; 348). Literaturangaben. ISBN 978-3-7076-0279-1

Eppel, Peter u.a. [Hg.]: Wo die Wuchtel fliegt. Legendäre Orte des Wiener Fußballs. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz, vom 24. April–3. August 2008. – Wien: Löcker [u.a.], 2008. – 160 S.: zahlr. Ill. – (Sonderausstellung des Wien Museums; 347). Literaturangaben. ISBN 978-3-385409-493-7

Eser, Thomas u. Anja Grebe [Bearb.]: Heilige und Hasen. Bücherschätze der Dürerzeit. Eine Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, 10. Juli–12. Oktober 2008. – Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2008. – 183 S.: zahlr. Ill. – (Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums). Literaturverz. S. 170–183. ISBN 978-3-936688-35-1

Felsch, Philipp: Laborlandschaften. Physiologische Alpenreisen im 19. Jahrhundert. – Göttingen: Wallstein Verlag, 2007. – 252 S.: Ill., graf. Darst. – (Wissenschaftsgeschichte). Literaturverz. S. 215–245. ISBN 978-3-8353-0159-7

Fieder, Matthias: Von Kasperletheater bis Bolschewistische Volkskunde. Die Zeitschrift Deutsche Volkskunde (1939–1944). – Göttingen: Schmerse, 2008. – 205 S.: Ill. – (Göttinger kulturwissenschaftliche Studien; 1). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 187–205. ISBN 978-3-926920-41-6 – ISSN 1866-4903

Flühler-Kreis, Dione u. Peter Wyer: Die Holzskulpturen des Mittelalters. Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich. 2 Bände. Mit Fotografien von Donat Stuppan. – Zürich: Schweizer Landesmuseum, 2007. – 334 u. 411 S.: zahlr. Ill. – Literaturangaben. ISBN 978-3-908025-69-6

Frýs-Pietraszkowej, Ewy u. Anny Spiss [Red.]: Etnografowie i ludoznawcy polscy. Sylwetki, szkice biograficzne; tom II. – Wrocław: Polskie

Towarzystwo Ludoznawcze, 2007. – XV, 392 S.: Ill. – (Archiwum etnograficzne; 44). ISBN 978-83-87266-96-7

Glaser, Franz u. Markus Mairitsch [Hg.]: Strahlen von St. Egid. Festschrift der Stadthauptpfarre in Klagenfurt. Mit Beiträgen von Gerhard Baumann u.a. – Spittal an der Drau: 2008. – 272 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Hartmann, Andreas, Silke Meyer u. Ruth-E. Mohrmann [Hg.]: Historizität. Vom Umgang mit Geschichte; Hochschultagung „Historizität als Aufgabe und Perspektive“ der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 21. – 23. September 2006 in Münster. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2007. – 200 S.: Ill. – (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäische Ethnologie; 13). Literaturangaben. ISBN 978-3-8309-1860-8 – ISSN 1435-0556

Hebert, Bernhard, Gerhard Kienast u. Franz Mandl: Königreichalm, Dachsteingebirge. 3500 Jahre Almwirtschaft zwischen Gröbming und Hallstadt. – Haus i.E.: ANISA, 2007. – 144 S.: zahlr. Ill, graf. Darst., Kt. – (Forschungsberichte der ANISA; 1). Literaturangaben. ISBN 978-3-901071-19-9

Heesen, Anke te, Bernhard Tschofen und Karlheinz Wiegmann [Hg.]: Wortschatz. Vom Sammeln und Finden der Wörter. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum Tübingen, 12. April–6. Juli 2008. – Tübingen: Universitätsstadt Tübingen, Kulturamt, Stadtmuseum, 2008. – 168 S.: zahlr. Ill. – (Tübinger Kataloge; 81). Literaturangaben. ISBN 978-3-910090-85-9

Hessenberger, Edith [Hg.]: Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen. Aspekte einer Grenze am Beispiel Montafon-Prättigau. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2008. – 239 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Montafoner Schriftenreihe: Sonderband; 5). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 214–225. ISBN 978-3-902225-31-3

Hewson, Elisabeth u. Heinz Jankowsky: Praterg'schicht'n. Von Verliebten, Verrückten, Verbrechern und Vergnügten. – Wien [u.a.]: Pichler, 2008. – 204 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 203. ISBN 978-3-85431-458-5

Johler, Reinhard u. Bernhard Tschofen [Hg.]: Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Der Reader des Ludwig-Uhland-Instituts. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2008. – 707 S.: Ill. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts; 100). Literaturangaben. ISBN 978-3-932512-47-6

John, Michael: Fußball. Geschichten & Geschichte. Begleitheft zur Ausstellung im Schlossmuseum Linz vom 19. Mai bis 20. Juli 2008. – Linz: Oberösterreich. Landesmuseen, [2008]. – 42 S.: zahlr. Ill.

Jüdisches Museum Wien u. Jüdisches Museums Berlin [Hg.]: Typisch! Klischees von Juden und Anderen. Begleitbuch zur Ausstellung des

Jüdischen Museums Berlin und des Jüdischen Museums Wien, 20. März bis 3. August 2008 (Berlin), 7. Februar bis 21. Juni 2009 (Wien). – Berlin: Nicolai, 2008. – 119 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-89479-479-8

Kästner, Klaus-Peter: Zoé. Materielle Kultur, Brauchtum und kulturgeschichtliche Stellung eines Tupí-Stammes im Norden Brasiliens. – Berlin: VWB-Verlag, 2007. – 235, [116] S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Abhandlungen und Berichte der Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen; 53). Literaturverz. S. 229–235. ISBN 978-3-86135-781-0 – ISSN 1865-4355

Krammer, Sewi u. Elke Margetich: Kapelle Kager. 12 Tanzmusikstücke für Steirische Harmonika in Notenschrift (G-C-F-B). – 1. Aufl. – Graz: Steirisches Volksliedwerk, 2007. – 29 S.: Ill., überw. Notenbeisp. – (Notenreihe promonica; 1b). ISBN 3-902516-08-9

Krammer, Sewi: Edler Trio, erster u. zweiter Band. Je 12 Tanzmusikstücke für dreireihige Steirische Harmonika (oder Akkordeon) in Notenschrift (G-C-F). – verb. Neuaufl. – Graz: Steirisches Volksliedwerk, 2008. – 29 u. 31 S.: Ill., überw. Notenbeisp. – (Notenreihe promonica; 2b u. 3b). ISBN 3-902516-16-X/ISBN 3-902516-14-3

Krankenhagen, Gernot [Red.]: Bürgerschaftliches Engagement im Museum. Kassel [u.a.]: Deutscher Museumsbund e. V., 2008. – 36 S. Literaturverz. S. 32–34. – Literaturangaben. ISBN 978-3-9811983-1-7

Leder, Christoph Maria: Die Grenzgänge des Marcus Herz. Beruf, Haltung und Identität eines jüdischen Arztes gegen Ende des 18. Jahrhunderts. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2007. – 333 S. – (Münchner Beiträge zur Volkskunde; 35). Literaturverz. S. 307–332. – Zugl.: München, Univ., Diss., 2006. ISBN 3-8309-1857-8 – ISSN 0177-3429

Lehiste, Ilse u.a.: Livonian prosody. – Helsinki: Société Finno-Ougrienne, 2008. – 165 S.: graf. Darst., Kt. – (Suomalais-ugrilaisen seuran toimintuksia; 255) (Mémoires de la Société finno-ougrienne; 255). Literaturverz. S. [97]–99. ISBN 978-952-5667-01-1 – ISSN 0355-0230

Maderthaler, Wolfgang, Alfred Pfoser, Roman Horak [Hg.]: Die Eleganz des runden Leders. Wiener Fußball 1920–1965. – Göttingen [u.a.]: Verlag die Werkstatt GmbH, 2008. – 223 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-89533-614-0

Natter, Tobias G. [Hg.]: Angelika Kauffmann. Ein Weib von ungeheurem Talent. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum, Bregenz und im Angelika-Kauffmann-Museum, Schwarzenberg, vom 14. Juni bis 5. November 2007. Hg. im Auftrag des Vorarlberger Landesmuseum [Bregenz]. – Ostfildern: Hatje Cantz, 2007. – 286 S.: überw. Ill. Literaturverz. S. 286. ISBN 978-3-7757-1983-4

Natter, Tobias G. [Hg.]: Geschenk. 150 Jahre Schenkungen, Vorarlberger Landesmuseum. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen

gen semipermanenten Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum, ab 31. März 2007. – Bregenz: Vorarlberger Landesmuseum, 2007. – 128 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 124 – [127]. ISBN 3-901802-27-4

Petermayr, Klaus [Hg.]: Schnopfhagen. Umfeld – Leben – Wirken. – Linz: OÖ Volksliedwerk, 2008. – 144 S.: Ill., zahlr. Notenbeisp. – (Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik; 6). Literaturangaben. ISBN 978-3-9501624-6-2

Ponstingl, Michael: Wien im Bild: Fotobildbände des 20. Jahrhunderts. – 1. Aufl. – Wien: Brandstätter [u.a.], 2008. – 202 S.: zahlr. Ill. – (Beiträge zur Geschichte der Fotografie in Österreich; Bd. 5). Literaturverz. S. 190–201. ISBN 978-3-902510-94-5

Pusback, Birte und Jan Skuratowicz [Hg.]: Landgüter in den Regionen des gemeinsamen Kulturerbes von Deutschen und Polen. Entstehung, Verfall und Bewahrung. Beiträge der 12. Tagung des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger in Bedlewo, 30. September–4. Oktober 2004 = Majątki ziemskie na obszarze wspólnego dziedzictwa polsko-niemieckiego. – Warszawa: Inst. Sztuki Polskiej Akad. Nauk, 2007. – 404, [206] S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Das gemeinsame Kulturerbe – Wspólne Dziedzictwo; 4). Literaturangaben. – Beitr. teilw. dt., teilw. engl., Zsfassungen poln. ISBN 978-83-89101-70-9

Sandgruber, Roman [Hg.]: Salzkammergut. OÖ Landesausstellung 2008. Laakirchen, Ohlsdorf, Gmunden, Altmünster, Traunkirchen, Ebensee, St. Wolfgang, Strobl, St. Gilgen, Bad Ischl, Bad Goisern, Gosau, Hallstatt, Obertraun. Katalog zur Oberösterreichischen Landesausstellung 2008. – Linz: Trauner, 2008. – 446 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-3-85499-399-5

Sauer, Birgit u. Sabine Strasser [Hg.]: Zwangsfreiheiten. Multikulturalität und Feminismus. – Wien: Promedia [u.a.], 2008. – 260 S. – (Beiträge zur Historischen Sozialkunde: Internationale Entwicklung; 27) (Journal für Entwicklungspolitik: Ergänzungsband; 19). Literaturangaben. ISBN 978-3-85371-283-2

Schell, Csilla u. Michael Prosser [Hg.]: Fest, Brauch, Identität – Ünnepe, szokás, identitás. Ungarisch-deutsche Kontaktfelder. Beiträge zur Tagung des Johannes-Künzig-Instituts, 8.–10. Juni 2005. – Freiburg im Breisgau: Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde, 2008. – XII, 288 S.: Ill., graf. Darst. – (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde; 9). Literaturangaben. ISBN 3-931905-47-0

Schriefer, Andreas: Deutsche, Slowaken und Magyaren im Spiegel deutschsprachiger historischer Zeitungen und Zeitschriften in der Slowakei. – 1. Aufl. – Komárom: Fórum institute, 2007. – 263 S. – (Interethnica; 9). Literaturverz. S. 255–259. – Inhaltsverz. in slowak. und ungar. Sprache. – Zugl.: Passau, Univ., Diss. ISBN 978-80-89249-11-4

Schroubek, Georg R.: Studien zur böhmischen Volkskunde. Herausgegeben und eingeleitet von Petr Lozoviuk. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2008. – 237 S. – (Münchner Beiträge zur Volkskunde; 36). Literaturangaben. ISBN 3-8309-1879-0

Schwaner, Birgit: Die Wittgensteins. Kunst und Kalkül. – Wien: Metroverlag, 2008. – 159 S.: Ill. Literaturverz. S. 158–159. ISBN 978-3-902517-65-4

Schweiger, Tobias u. Jens Wietschorke [Hg.]: Standortbestimmungen. Beiträge zur Fachdebatte in der Europäischen Ethnologie. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2008. – 111 S. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; 30). Literaturangaben. ISBN 978-3-902029-15-7

Senn, Matthias [Red.]: Die Sammlung. Geschenke, Erwerbungen, Konservierungen, 2004/2005. Herausgegeben vom Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. – Zürich: Schweizerisches Landesmuseum, 2008. – 128 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Text dt., franz., ital. ISSN 1660-7309

Siivonen, Katriina: Saari-identiteetti merkkien virtoina. Varsinaissuomalainen arki ja aluekehitystyö globalisaation murroksessa = Skärgårdsidentiteter som strömmar av tecken = Archipelago identities as streams of signs. – Helsinki: Suomen Muinaismuistoyhdistys, 2008. – 408 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Kansatieteellinen arkisto; 51). Quellen- und Literaturverz. S. 360–390. – Zsfassung in schwed. u. engl. Sprache. ISBN 978-951-9057-70-5 – ISSN 0355-1830

Wagner, Otto: Baukunst unserer Zeit. Hg. von Eva Winkler. – Neuaufl. – Wien: Metroverlag, 2008. – 187 S.: Ill. ISBN 978-3-902517-77-7

Wernhart, Karl R. u. Helmut Wagner [Hg.]: Kulturen des Benehmens. Aufsatzsammlung. – Wien: Feldmann VerlagsgesmbH, 2008. – 340 S.: graf. Darst. Literaturangaben. ISBN 978-3-9500702-4-8

Wielebski, Anke u. Verena Burhenne [Red.]: „Heut’ laden wir uns Gäste ein“. Kulturgeschichte der privaten Feiern nach 1945. Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung des LWL-Museumsamtes für Westfalen, Münster. – Münster: Landschaftsverband Westfalen-Lippe [u.a.] 2007. – 144 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 133–139. ISBN 978-3-9272204-67-6

Zeichen zeigen. Glauben in der Innerschweiz. Eine Ausstellung des Kooperationsprojekts Zentralschweiz „Glaubens-Kultur“ im Rahmen des Programms „echos-Volkskultur für morgen“ der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia im Salzmagazin, Stans, 24. Juni–30. September 2007. Hg. vom Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel und dem Nidwaldner Museum in Stans. Textbeiträge von Werner Bellwald, Walter Leimgruber u.v.a. – Stans [u.a.]: Nidwaldner Museum [u.a.], 2007. – 255 S.: Ill.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dr. Hans Bayr
Etrichstraße 37
5020 Salzburg
Österreich

Mag. Matthias Beitzl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Ao. Univ.-Prof. Dr. Helmut Eberhart
Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie
der Universität Graz
Attemsgasse 25/I
8010 Graz
Österreich

Dr. Michaela Fenske
Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie
der Universität Göttingen
Friedländer Weg 2
37085 Göttingen
Deutschland

Dr. Michaela Haibl M.A.
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Mag. Birgit Johler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Dipl. Sozialpäd. (Fh.) Mag. des. Martin Jonas
Schleifmühlgasse 18/7
1040 Wien
Österreich

Mag. Herbert Justnik
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Dir. Dr. Erich Marx
Salzburg Museum
Postfach 10
Mozartplatz 1
5010 Salzburg
Österreich

Dr. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Univ.-Prof. Mag. DDr. Bernd Rieken
Webergasse 25/21
1200 Wien
Österreich

HR Dir. Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Stephanie Stübler
Conrad v. Hötzendorfstraße 55/13
8010 Graz
Österreich

Dr. Elisabeth Timm M. A.
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Dr. Ralph Winkle
Sonderforschungsbereich 437: Kriegserfahrungen.
Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit
Brunnenstraße 30
72074 Tübingen
Deutschland

Sonderbeilage Wiener Zeitung

Prag 1968 – Fotografien von Heinz Hosch

Prag '68, als eines der Schlüsselereignisse des 20. Jahrhunderts, ist durch die Verankerung im kollektiven Gedächtnis bis heute präsent. Die mediale Distribution des Ereignisses in Foto, Film und Fernsehen hat Geschichte geschrieben, der kulturwissenschaftlichen Textproduktion dient der „Prager Frühling“ und insbesondere die Chiffre „'68“ als unerschöpfliche Quelle – nicht nur, aber vor allem in Jubiläums-Jahren.

Die Sonderbeilage der Wiener Zeitung enthält bisher unveröffentlichte Fotografien des Pressefotografen Heinz Hosch (1927–1981) und Interviews mit Jiří Gruša und Pawel Kohout, sowie Texten von Paul Divjak, Anton Holzer, Kurt Kaindl, Siegfried Mattl, Anton Pelinka, Michael Stavaric und Alena Wagnerová.

Die Beilage ist im Vorfeld zur Ausstellung „Prag 1968 – Fotografien von Heinz Hosch“ im Österreichischen Museum für Volkskunde (7.11.2008–7.12.2008) erschienen.

28 Seiten, s/w Abb.

€ 2,- (exkl. Versand), € 1,- an der Museumskassa

Bestellungen:

Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für
Volkskunde

Laudongasse 15–19, A-1080 Wien

Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42

E-mail: office@volkskundemuseum.at

Aus dem Fundus

Skizzen zur Objektanalyse im Museum

Der Umgang mit Gegenständen ist im Museum wie in anderen Alltags- und Arbeitszusammenhängen zumeist durch gezieltes Auswählen und Zusammenstellen bestimmt. Für die entgegengesetzte Strategie stehen die vorliegenden Texte, die auf eine Lehrveranstaltung des Instituts für Europäische Ethnologie und des Österreichischen Museums für Volkskunde zurückgehen. Die Autorinnen und der Autor losten die jeweils von ihnen bearbeiteten Objekte: vom Adventkalender, über die Haribo-Glücksbox Europa bis zu Miniatur-Prangstangen; ihnen war keine spezifische Themen- und Fragestellung vorgegeben. Im Gegenteil: Ihre Aufgabe war es, entlang der Spuren, wie sie das jeweilige Objekt, dessen Material, Form, Funktion, vorgab, Ansätze zur Analyse von Bedeutungsebenen und Aneignungsweisen der Objekte – in Alltagen wie im Museum – zu entwickeln.

Leseanleitung

Klara Löffler, Margot Schindler

Das „semantische Klima“¹, in dem Objekte verhandelt werden, ist nicht selten von Misstrauen bestimmt. Dieser Befund von Roland Barthes trifft auch auf die Gegenwart zu. So konstatiert Hans Peter Hahn in seiner Einführung in die „Materielle Kultur“ die Prominenz dieser Perspektive in der wissenschaftlichen wie auch in der künstlerischen Auseinandersetzung mit Dingen.² Anthologien und Ausstellungen unter dem Titel „Tücke des Objekts“ verweisen ebenfalls auf den Eigensinn der Dinge und auf die Probleme im Umgang mit den Dingen.³ Auch wir hatten unsere Lehrveranstaltung, eine Kooperation zwischen dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität

1 Barthes, Roland: Semantik des Objekts. [1963] In: Ders.: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 187–198, hier S. 189.

2 Hahn, Hans Peter: Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin: Reimer 2005, S. 46–49.

3 Vgl. u.a. Ferus, Katharina, Gerit Herlyn, Dietmar Rübel (Hg.): Die Tücke des Objekts. Vom Umgang mit den Dingen. Berlin: Reimer 2008.

Wien und dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien, im Wintersemester 2007/2008, unter diesem Titel angekündigt.

Diese Perspektive auf die Dinge, auf den Kleinkrieg mit den Dingen, dem Friedrich Theodor Vischers in seinem Roman „Auch einer“ ein Denkmal gesetzt und in der Redewendung von der Tücke des Objekts pointiert hat⁴, ist uns nicht unsympathisch. Wir verstehen mit Barthes Objekte zum einen als „eine Sache, die unmenschlich ist und eigensinnig“, zum anderen aber und zuvorderst als „das Hergestellte“: „Das Objekt dient dem Menschen dazu, auf die Welt einzuwirken, die Welt zu modifizieren, auf aktive Weise in der Welt zu sein; das Objekt ist eine Art Vermittler zwischen der Handlung und dem Menschen.“⁵ Der Begriff Objekt, dieser Begriff vom Objekt schien uns als Arbeitskonstruktion in der Beschäftigung mit Dingen, Sachen, Objekten aus dem Inventar des Museums am tragfähigsten.⁶ Die von Barthes angesprochene Dimension der Vermittlung ist es ja auch, die das Prinzip Museum heute prägt, dessen Intention im und mit dem Objekt verstärkt wird.

Allerdings stand nicht eine Ausstellung, sondern allein die konzentrierte Diskussion und Arbeit mit konkreten Museumsobjekten im Vordergrund des Seminars, zu dem wir Studierende wie auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Museums eingeladen hatten – eine, wie wir alle aus dem Museumsalltag wissen, durchaus luxuriöse Situation. Ungewöhnlich war auch der Modus der Auswahl an Objekten. Statt auf den Prozess des Sichtens und Auswählens aus den Beständen des Museums, mit den damit verknüpften Prämissen und Präferenzen, setzten wir auf den Zufall. Aus einer gut gemischten Auswahl von ca. 60 Objekten aus den unterschiedlichsten Bereichen materieller Kultur, die in den Jahren 2001 bis 2007 im Museum inventarisiert worden waren, sollten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer Lose ziehen. Die Grenzen des Zufalls liegen, dies muss kaum betont werden, in den spezifischen Sammlungsschwerpunkten des Museums.

4 Vgl. Stichwort „Tücke des Objekts“. In: DUDEN. Zitate und Aussprüche. Bearb. v. Scholze-Stubenrecht, Werner. Mannheim, Leipzig, Wien: DUDEN Verlag 1993, (= DUDEN, 12), S. 430.

5 Barthes 1988 (wie Anm. 1), S. 189.

6 Zur Diskussion der Begriffe vgl. Korff, Gottfried: Sieben Fragen zu den Alltagsdingen. In: König, Gudrun (Hg.): Alltagsdinge. Erkundungen zur materiellen Kultur. Tübingen: Tübinger Vereinigung f. Volkskunde e.V. 2005 (= Studien & Materialien, 27), S. 29–42, hier S. 35–37 und Hahn 2005 (wie Anm. 2), S. 18–20.

Wenn es in den folgenden Texten um sieben Objekte gehen wird, so lassen sich diese nicht mit den „13 Dingen“ vergleichen, jenem Klassiker der Sachkulturforschung, der – auch daran lässt sich der Status eines Buches ablesen – in der Institutsbibliothek permanent im Regal fehlt. Weder die Auswahl der 13 Dinge noch deren Reihenfolge, Anordnung und Verknüpfung in einer Ausstellung waren zufällig: Wesentliche Kriterien hinter dieser „Ding-Kollektion“ waren deren Alltagsbezug, die Einbettung in den Strukturen von Religion, Arbeit und Politik wie auch deren unterschiedlich gelagerte Symbolgeschichte.⁷ In unserem Fall gibt es keinen derartigen systematischen Zusammenhang zwischen den Dingen, wohl aber einen systematischen Hintergrund in der Arbeit mit den einzelnen Objekten. Die Art und Weise, wie in den „13 Dingen“ Perspektiven auf die Dinge entwickelt und textualisiert werden, war uns in diesem Prozess immer Vorbild und Anregung.

Entlang einer Auswahl und Diskussion von Ansätzen der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Sachkulturforschung⁸ im Besonderen und der Erforschung der materiellen Kultur⁹ im Allgemeinen wurde in der Gruppe ein Aufgabenkatalog entwickelt, der von den Einzelnen in Hinblick auf das gelöste Objekt und die jeweilige Informationslage zu modifizieren war. Es gab also keine thematische Vorgabe, sondern nur ein Gerüst von Fragestellungen, die auf die spezifischen Wechselbeziehungen zwischen der Bedeutung und der Aneignung von Dingen, Sachen, Objekten zielten. Grundsätzlich war von der Reziprozität zwischen Objekt und Subjekt auszugehen; das implizierte die Reflexion einerseits des eigenen Umgangs mit dem –

7 Korff, Gottfried: Einleitung. Notizen zur Dingbedeutsamkeit. In: Museum für Volkskultur in Württemberg (Hg.): 13 Dinge. Form Funktion Bedeutung. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in Württemberg Waldenbuch Schloß vom 3.10.1992–28.02.1993, Stuttgart: Württembergisches Landesmuseum 1992, S. 8–17, hier S. 9–12.

8 Vgl. hierzu u.a. Gudrun Königs Überblicksdarstellung zum Symposium „Über die Dinge des Alltags“ im Jahr 2002 in Tübingen: König, Gudrun: Dinge zeigen. In: Dies. (Hg.): Alltagsdinge. Erkundungen zur materiellen Kultur. Tübingen: Tübinger Vereinigung f. Volkskunde e.V. 2005 (= Studien & Materialien, 27), S. 9–28 und die Antrittsvorlesung von Hermann Heidrich aus dem Jahr 2006 in Kiel: Heidrich, Hermann: Dinge verstehen. Materielle Kultur aus Sicht der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 103 (2007), S. 223–236.

9 Hierzu bietet Hahn 2005 (wie Anm. 2) mit seiner Einführung einen präzisen und instruktiven Überblick.

nicht immer und nicht sofort geliebten – Objekt, andererseits die Reflexion der Biographie und des Status des Museumsobjekts – als eine Reflexionsebene, die wir zumal im Betrieb eines zeitgenössischen Museums als besonders wichtig erachten.¹⁰ Dreh- und Angelpunkt war der konzentrierte Blick auf das jeweilige Objekt, auf dessen Form, Material und Funktion und dessen „deskriptive Verdeutlichung“¹¹ in einem Text.

In den so entstandenen Objektanalysen, die im Folgenden in den zentralen Ausschnitten und Argumentationslinien dokumentiert sind, ist der Prozess des Herantastens an das Objekt noch spürbar. Entsprechend der „strukturellen Mehrdeutigkeit von Dingen“¹², aber auch der Positionen und Erfahrungen der einzelnen Autorinnen und des Autors variieren die Texte in Zugängen und Schwerpunktsetzungen. Worauf jedoch alle Texte rekurrieren, dies sind Gleichzeitigkeiten und Transformationen, wie sie sich an den Objekten und am Gebrauch der Objekte abbilden, wie sie aber auch durch die Objekte und deren Eigenart bedingt sind und vorangetrieben wurden: der alternative Adventkalender, der in den Mustern christlicher Pädagogik für den Naturschutz wirbt, der Bastelbogen einer Spardose in Form eines Kofferradios, in dem sich traditionelle Erziehungsideale und moderne Konsumkultur treffen, die Haribo-Glücksbox Europa, in der Werbefiguren Nationalstereotype transportieren und zu Sammlerobjekten geworden sind, das handgeschriebene Kochbuch, in dessen Kapitelordnung sich die Standardisierung auch des alltäglichen Kochens abzeichnet, die Miniatur-Prangstangen, die Funktionen des Souvenirs wie auch des Belegstücks erfüllen, das Prozessionskleid, das gleichermaßen die Zeit des Krieges und die neue Zeit, den Wiederaufbau repräsentiert und schließlich die Weihnachtskrippe, die gerade auch als reduzierte Version von der modernen Sehnsucht nach vergangenen Idyllen zeugt.

Die Valenzen dieser Objekte sind, dessen sind wir uns sehr wohl bewusst, bei weitem nicht ausgeschöpft. Wir könnten noch viele

10 Vgl. Projekt „museum inside out“, Arbeit am Gedächtnis, Österreichisches Museum für Volkskunde, 14.06.2007–31.01.2008.

11 Holzkamp, Klaus: Zur Phänographie der Wahrnehmung als Erkenntnis. [1973] In: Pias, Klaus, Josef Vogl, Lorenz Engell u.a. (Hg.): Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard. Stuttgart: DVA 2004, S. 334–347, hier S. 335.

12 Heidrich 2007 (wie Anm. 8), S. 234.

Fragen stellen: zum Beispiel nach der Genealogie der jeweiligen Objekte im konkreten Museum, aber auch im allgemeinen Museumsdiskurs, nach den Nachbarschaften der Objekte im Museum, im Konvolut, im Inventar, nach dem Inventarblatt als einem spezifischen Sub-Text. Wir haben viele Fragen nicht gestellt, obwohl wir einen breit angelegten Fragenkatalog im Kopf hatten. Wir haben uns dafür entschieden, uns in der Arbeit am Objekt auf einen, in unserer Perspektive besonders aufschlussreichen Aspekt zu konzentrieren. Es wäre allerdings ein Missverständnis, würden die bearbeiteten Objekte als „dichte Objekte“¹³ gedeutet; von einer dichten Beschreibung der Objekte in Kultur und Gesellschaft, wie sie Annette Weiner vorführt, sind wir weit entfernt. Vielleicht aber lassen sich *unsere* Objekte, denn dazu wurden sie im Laufe des Arbeitsprozesses, durchaus als „epistemische Dinge“ im Sinne Hans-Jörg Rheinbergers beschreiben, als Objekte, „an denen oder über die wir“, in der Lesart Korffs, „Wissen gewinnen können“.¹⁴

Adventkalender¹

Ulrike Sladek, Inge Stolterfoth

Unser Interesse an gegenwarts- und problemorientierter Kulturwissenschaft schien so gar nicht zusammenzupassen mit dem Adventkalender, den wir gelost hatten, einem Museumsobjekt, das vordergründig den traditionellen volkskundlichen Kanon repräsentiert. Auf den zweiten Blick erwies sich dieses Objekt vielschichtiger als erwartet. Gottfried Korff differenziert terminologisch zwischen „Sache“, die den Gebrauchswert anspricht, und „Ding“, das über einen sym-

13 Annette Weiner, zit. und diskutiert bei Hahn 2005 (wie Anm. 2), S. 85.

14 Hans-Jörg Rheinberger, zit. und gelesen von Korff 2005 (wie Anm. 6), S. 41; zu Rheinbergers Begrifflichkeit auch Hahn 2005 (wie Anm. 2), S. 47.

1 Der Adventkalender gelangte 2005 in das Museum; nähere Informationen über den Weg in das Museum wie allgemein zum Objekt, das keine Gebrauchsspuren aufweist, waren dem Inventarblatt nicht zu entnehmen; ÖMV, Inventarnummer 82.535.

bolischen Mehrwert verfügt;² wir entschieden uns, das vorliegende Objekt unter den Dingaspekten, in einem Netzwerk von Bezügen und Bedeutungsebenen zu analysieren und konzentrieren uns auf die markanten Widersprüche, die unser Objekt in sich birgt.

Der Adventkalender wurde 1991 als Benefizaktion zur Erhaltung bestehender und Errichtung weiterer Naturschutzgebiete von der Baumarktkette BauMax und der Neuen Kronenzeitung finanziert. Der Reinerlös sollte, laut umseitiger Information, dem WWF³ und dem Nationalpark-Institut Donau-Auen⁴ zugute kommen. In der Herstellungsweise unterscheidet sich unser Objekt nicht von anderen Adventkalendern, die als Massenprodukte der Papierindustrie alle Jahre wieder unter die Leute gebracht werden.

Der augenfällige Unterschied aber zu diesen Produkten ist die Motivik. Auf die Abbildung von traditionellen Symbolen wird – abgesehen von vier stilisierten Sternen auf der Rückseite – gänzlich verzichtet. Das Motiv auf der Vorderseite zeigt eine Aulandschaft nach dem Bild „Winter in der Au“ von Andrea Kasamas. Gewässer, Schilf und Schwarzpappeln sind in Blau- und Grautönen gehalten und teilweise mit Schnee bedeckt. Farblich deutlich abgesetzt sind die Abbildungen der Tiere, der Tagesmotive. Nur die Logos der beteiligten Sponsoren in der linken unteren Ecke werben noch farbenkräftiger als die Tierbilder um Aufmerksamkeit.

Tiere in Schnee und Eis – der Graureiher fliegt am eisgrauen Himmel, die Schnecke sitzt auf dem verschneiten Schilfrohr, ein in Winterstarre verfallenes Knäuel von Schlangen wird vom dichten Geflecht des Aubodens beschützt – vermitteln ein Bild von der Verletzlichkeit einer der Witterung ausgesetzten Fauna, aber auch von der Unberührtheit einer sich selbst genügenden „Naturlandschaft“.

2 Korff, Gottfried: Sieben Fragen zu den Alltagsdingen. In: König, Gudrun (Hg.): Alltagsdinge. Erkundungen zur materiellen Kultur. (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts d. Universität Tübingen, 27). Tübingen: Tübinger Vereinigung f. Volkskunde e.V. 2005, S. 29–42, hier S. 33f.

3 <http://www.de/der-wwf/geschichte>, Zugriff am 30.01.2008.

4 Das Nationalparkinstitut Donau-Auen wurde 1986 vom Leiter der Ökologiekommision Univ. Prof. Bernd Lötsch „als wissenschaftlicher Verein zum Schutz der Donau-Auen“ gegründet. Bardenhofer, Thomas M.: Der Nationalpark Donau-Auen. Eine biologiedidaktische Herausforderung zur Vermittlung ökologischer und botanischer Grundeinsichten für Kinder im Alter von 8–12 Jahren. Wien, Dipl. 2002, S. 34.

Ins Bild gesetzt ist eine Idylle, die die Ursprünglichkeit der Natur in den Vordergrund rückt, und damit einen idealen Raum zeichnet.

Was auf der Vorderseite vor allem visualisiert ist, wird auf der Rückseite in einer Kombination von visuellen und textuellen Elementen präsentiert. Hier wurde die Nachahmung von ungebleichtem Packpapier als Hintergrund für einen Informationstext gewählt, der von einer wie von Hand gezogenen Linie umrahmt wird. Mit dem Zitieren einer spezifischen Materialität – von Recyclingpapier – sollen ökologisches Denken, Schlichtheit, Naturbelassenheit suggeriert werden.

In einem Rahmen aus Einleitung – hier wird über die Verwendung der Spendengelder informiert – und aus Danksagung und guten Wünschen zu Fest und Jahreswechsel ist die Hauptsache, ein Text über die Lebensgewohnheiten der abgebildeten Tiere, eingespannt: „Was lebt denn da alles in der Au.“ Das Überleben der Tiere – die Bandbreite reicht von Vögeln über Fische, Schlangen und Mäuse, für den 24. Dezember steht bezeichnenderweise ein Karpfen⁵ – wird an das Überleben der Auen geknüpft. Als VerfasserInnen werden MitarbeiterInnen des Naturhistorischen Museums in Wien und des Nationalpark-Instituts Donau-Auen angegeben und damit der Text wissenschaftlich autorisiert. Diese Informationen haben, so soll deutlich werden, im Gegensatz zum eigentlichen Kalender kein Ablaufdatum. Das pädagogische Moment der Vorderseite wird auf der Rückseite durch die Anhäufung von moralischen Implikationen verstärkt: „Danke, dass Sie mit dem Kauf dieses Adventkalenders mithelfen Natur zu retten.“

Während das Prinzip des Sponsoring auf der Homepage des WWF prosaisch als partnerschaftliche Transaktion mit beiderseitigen, auch ökonomischen Vorteilen beschrieben wird,⁶ ist mit dem Adventkalender das Spenden als moralisches Tun in den Vordergrund gerückt. Das Angebot, „Natur“ freizukaufen, erscheint als Ausprägung eines spätmodernen Ablasshandels, der im Tausch für die Hingabe materieller Güter immaterielle Leistungen offeriert.⁷ „Geld“, so Elfie Miklautz, „läßt sich als gemeinsame Sprache, mit Hilfe derer wir unsere

5 In Ostösterreich sowie in Teilen Tschechiens und der Slowakei ist der gebackene Karpfen ein traditionelles Weihnachtessen.

6 <http://www.wwf.at/de/menu295/artikel270>, Zugriff am 29.01.2008.

7 Krause, Gerhard, Gerhard Müller: „Spende“. In: Dieselben (Hg.): Theologische Realenzyklopädie. Band I, A-AG. Berlin, New York: de Gruyter 1977, Sp. 2149, S. 330.

Tauschbeziehungen regeln, ansehen. Da es universell, omnipräsent und allmächtig ist und in seinem Zeichen alles zur Einheit gelangt, vermag es das Göttliche zu substituieren und in einer entsakralisierten Welt Funktionen zu erfüllen, die ehemals durch Religion sichergestellt wurden“.⁸ Das in unterschiedlichsten Diskursen und Alltagen ausformulierte dichotome Setting „Natur versus Kultur“ kann in einer säkulären Gesellschaft zu einer Projektionsfläche für transzendente Bedürfnisse werden.

Der Adventkalender greift in seiner konkreten Materialität auf eine Formgebung zurück, die dem christlich-religiösen Jahresbrauch entnommen ist, ohne dessen Inhalte abzubilden. Die pädagogische Komponente der zeitlichen Strukturierung, die zu öffnenden Fenster, wird aufgenommen, um das inhaltliche Anliegen – Naturschutz und Konsumkritik – zu vermitteln. Der WWF-Adventkalender verfährt im Muster traditioneller Wertevermittlung. Ingeborg Weber-Kellermann weist schon 1978 darauf hin, welche Bedeutung der Kritik am Weihnachtsfest (als einer Manifestation des Konsumterrors) als einem sozialen Ausschlussprogramm zukommt.⁹ Die Vermischung von kirchlich und gesellschaftlich motivierter Adventspädagogik ist in unserem Objekt fortgeführt. Das christliche Ideal des Spendens kehrt abgewandelt, in einem der Konsumwelt angepassten System, als ökologisches Erziehungsprogramm wieder.

Adventkalender gab und gibt es in vielschichtiger Ausführung.¹⁰ Adventkalender sind Zeichen ihrer Zeit und Indikatoren kultureller Prozesse. Ereignisse und Moden sind an ihnen abzulesen. Doch ist die Lesart von Zugangsweise, Informationslage und Kontexten abhängig. Wir haben das Ding Adventkalender umgedreht: Wir sind von den Unterschieden im Vergleich zu klassischen Adventkalendern ausgegangen und stellten dabei fest, wie deren pädagogisches und gesellschaftliches Prinzip auch das Werbe- und Erziehungsmittel Adventkalender im Zusammenhang mit Ökologie- und Naturschutzgedanken prägt. Welche anderen Sinn- und Sachzusammenhänge

8 Miklautz, Elfie: Die Produktwelt als symbolische Form. In: König 2005 (wie Anm. 2), S. 43–61, hier S. 52.

9 Weber-Kellermann, Ingeborg: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. Luzern, Frankfurt am Main: Bucher 1978, S. 86.

10 Vgl. dazu Euler, Andrea: Advent, Advent, Advent. 100 Jahre Adventkalender. (= Katalog des OÖ. Landesmuseums, Neue Folge Nr.188). Linz: Land Oberösterreich, Oberösterreichische Landesmuseen 2002, S. 7.

aber hätten wir entwickelt, hätten wir innerhalb eines Konvoluts von Adventkalendern, also innerhalb einer Serie, unser Objekt betrachtet?

Bastelbogen¹

Marlene Schütze

Das Konvolut, von dem ich zunächst ausging, umfasst 112 Objekte aus allen erdenklichen Bereichen der materiellen Kultur: Prototypen für Bastelvorlagen, wie sie für die Kinderzeitschrift „Wunderwelt“ dem Österreichischen Museum für Volkskunde als Schenkung gewidmet worden waren.

Die österreichische Zeitschrift „Wunderwelt“ erschien in den Jahren zwischen 1948 und 1986; den Höhepunkt ihrer Popularität erreichte sie in den 1960er Jahren. Zum Inhalt zählten Romane, Fortsetzungsgeschichten, Comic-Serien, Rätsel, Bastelarbeiten, Gedichte. Seit der ersten Ausgabe waren die Bastelvorlagen jede zweite Woche fester Bestandteil der „Wunderwelt“. Der Pädagoge „Hans Weinhapfel“ war bis 1966 [...] der Zeichner der meisten, oftmals recht aufwändig gestalteten Ausschneidebögen. [...] Neben den Comicserien und den Bildgeschichten waren die Ausschneide- und Bastelseiten unzweifelhaft das dritte wichtige Standbein der *Wunderwelt*“.²

Das Angebot an Bastelbögen in der „Wunderwelt“ war – dies wird schon an dem vorhandenen Konvolut deutlich – äußerst variantenreich: Traditionelles (wie Bauernhäuser) war ebenso vertreten wie Modernstes (Transportmittel). In einer ersten Durchsicht fiel mir jedoch auf, dass immerhin fünf Vorlagen für Spardosen – in Form eines Koffers, eines Bienenstocks, einer Tisch-Uhr, eines Sparbuches und eines Kofferradios – im Konvolut vorhanden waren. Auf dieses Kofferradio möchte ich im Folgenden näher eingehen, da dieses, anders als etwa der Bienenstock, aus der gewohnten Ikonographie des Sparens gänzlich herauszufallen scheint.

Bestehend aus einem Korpus in den Abmessungen von 10x8x3cm ist das Objekt mit einem beweglichen Drehregler für die Sender-

1 ÖMV, Inventarnummern 82.617–82.729.

2 <http://wunderwelt.atSPACE.com/Wunderwelt.htm>, Zugriff am 07.01.2008. Hervorhebung im Originaltext.

einstellung und einem Trageriemen versehen. Es stellt einen detailgetreuen, kolorierten Nachbau eines Kofferradios im Stil der späten 1950er Jahre dar; mit Hilfe des Initiators der Wunderwelt-Website, Werner Grieshofer, konnte ermittelt werden, dass der Bogen 1961 der Zeitschrift beigelegt worden war.³

Das Objekt repräsentiert zwei Funktionen – als Bastelvorlage und als Spardose –, die beide die Erziehungsideale der Zeit stützen. Bilder- und Bastelbögen, die im 18. und 19. Jahrhundert auch für Kinder und Jugendliche verstärkt entwickelt wurden und deren Produktion gegen Ende des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, sollten gleichzeitig belehren, beschäftigen und unterhalten.⁴ Während neue Bildmedien gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Bilderbögen ablösten, finden sich Bastelbögen bis in die 1960er Jahre. Burkhard Spinnen erinnert sich an die Ausschneidebögen seiner Kindheit: „Die Modellbaubogen gab es für Burgen und Schlösser, Autos, Flugzeuge und Schiffe, und es gab sie für wenig Geld. [...] Meine Modelle waren zu nichts zu gebrauchen; die Flugzeuge flogen nicht, die Schiffe lösten sich im Wasser auf, die Autos rollten nicht einmal [...]. Allerdings waren die Bogen sorgfältig vielfarbig bedruckt; und wenn man sauber arbeitete, sah das Fertige wunderbar echt aus.“⁵ „Saubere“ und konzentriert an etwas zu arbeiten, dies gehörte zum pädagogischen Programm der Bastelbögen. Stundenlang waren viele Kinder in der Nachkriegszeit mit exaktem Ausschneiden und Kleben beschäftigt.

Ergänzt wird dieses pädagogische Konzept durch die Auswahl an Themen und Formen, beispielsweise von Spardosen. Die moralische Aufforderung zur Sparsamkeit wurde neben Ordnung, Fleiß und Reinlichkeit bereits im Rahmen der frühneuzeitlichen Hauswirtschaft propagiert.⁶ Von der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft als Verhaltensleitbild übernommen, wurde die Sparideologie von Elternhaus und Schule, Kirche und Staat vermittelt. Im Nationalsozialismus wurde die Sparideologie im Wertekodex forciert und galt als „natio-

3 Vgl. E-Mail-Korrespondenz Werner Grieshofer und Marlene Schütze vom 14.02.2008.

4 Vgl. Witzmann, Reingard (Bearb.): Papierspiel & Bilderbogen aus Tokio und Wien 1780–1880. 233. Sonderausstellung, Historisches Museum der Stadt Wien, 4. Dezember 1997–15. Februar 1998. Wien: Eigenverlag der Museen der Stadt Wien 1997, S. 51–63.

5 Spinnen, Burkhard: Modellbaubogen. In: DU 782, Januar 2008, S. 56–57.

6 Vgl. Münch, Paul (Hg.): Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der „bürgerlichen Tugenden“. München: dtv 1984, S. 1.

nale Pflicht', als Mitwirkung am nationalsozialistischen Aufbau zum Wohle des ganzen Volkes".⁷

In der darauffolgenden Phase des sogenannten Wirtschaftswunders zeichnete sich zwar ein Mentalitätswandel ab – weg vom Sparsamkeitsgebot hin zum Konsumdenken. Doch war dies ein Wandel in unterschiedlichen Geschwindigkeiten: „Die Großeltern- und Eltern-generation, deren Erfahrungshorizont von längeren Phasen der Entbehrung geprägt war, musste von den Kindern vom Glück des Konsumierens überzeugt werden.“⁸ Für die Älteren war Sparsamkeit auch zu Beginn der 1960er Jahre ein wichtiges Erziehungsziel. Dieses Vorausschauen und Vorsorgetreffen lässt sich den Kindern am besten spielerisch vermitteln: mit einer Spardose, mit der Belohnung durch Geld, mit einem Sparziel – etwa einem transportablen Radio.

Das Kofferradio erlebte in den Nachkriegsjahren einen ersten Boom: Verbesserte Technologien ermöglichten eine stete Verkleinerung der Geräte. Vor allem in der damaligen Jugendkultur fand das Kofferradio, als Teil einer neuen Mobilität, besonderen Anklang. Viele Jugendliche kauften sich damals von ihrem ersten ersparten Geld ein Kofferradio, das zu jedem Treffpunkt mitgenommen werden konnte und erstmals die Möglichkeit bot, ohne Bevormundung jene Welle einzustellen, auf der die bevorzugte Musik zu hören war.⁹ „Die importierte Kommerzkultur stieß deshalb bei vielen Jugendlichen auf eine so große Aufnahmebereitschaft, weil sie von ihnen u.a. als Hilfsmittel gesehen wurde, den durch Technisierung und Industrialisierung initiierten Wandel auch für eigene jugend- und klassenspezifische Emanzipationsbestrebungen zu nutzen.“¹⁰

7 Thurn, Hans Peter, Sabine Baumgärtner: Spardosen aus zweitausend Jahren. Kulturgeschichte des Sparens. Stuttgart: Kohlhammer 1983, S. 163.

8 Andersen, Arne: Mentalitätenwechsel und ökologische Konsequenzen des Konsumismus. Die Durchsetzung der Konsumgesellschaft in den fünfziger Jahren. In: Siegrist, Hannes, Hartmut Kaelble (Hg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert). Frankfurt am Main: Campus 1997, S. 763–791, hier S. 779.

9 Vgl. Bockhorn, Olaf: Das Kofferradio. In: Verein Alltagskultur seit 1945 (Hg.): Dinge des Alltags. Objekte zu Kultur und Lebensweise in Österreich seit 1945. (= Katalog der Oberösterreichischen Landesmuseen, Neue Serie 17). Weitra: Bibliothek der Provinz 2004, S. 16.

10 Luger, Kurt: Die konsumierte Rebellion. Geschichte der Jugendkultur 1945–1990. Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag 1991, S. 112.

Diese, dem Objekt impliziten Bedeutungsebenen können zumal in ihrer Gleichzeitigkeit als repräsentativ für den in den fünfziger Jahren stattgefundenen sozialen und wirtschaftlichen Wandel angesehen werden. In der Beigabe (quasi dem Geschenk) zum Medium und Konsumgut Kinderzeitschrift sind traditionelle Erziehungskonzepte mit einem Symbol einer, sich seit der Nachkriegszeit formierenden Jugend- und Freizeitkultur verknüpft. Doch ist diese Aussage im genaueren Wortsinne zu relativieren: im Kontext der anderen Prototypen wie insgesamt mit dem Profil der Kinderzeitschrift „Wunderwelt“.

Haribo-Glücksbox¹

Evelyn Wascher

Ein spezifisches Sammelinteresse stand hinter der Anfrage Franz Grieshofers, des ehemaligen Direktors des Österreichischen Museums für Volkskunde, bei der Firma Haribo. Die „Haribo-Glücksbox-Europa“ wurde in Zusammenhang mit der Ausstellung „15+10 Europäische Identitäten“ im Jahr 2004 als Schenkung inventarisiert, jedoch nicht ausgestellt. Auf dem zugehörigen Inventarblatt findet sich unter den Eintragungen zum Erwerb der Querverweis: „Europaa-erweiterung und Stereotype“. Dieser Kontext war es auch zunächst, der meine Perspektive auf das Objekt bestimmte. Erst im Verlauf meiner Recherchen erweiterte sich dieser Blick.

Um mir ein umfassenderes Bild machen zu können, recherchierte ich im Internet. Die Firma Haribo präsentiert sich mit einer Homepage², über die auf mehreren Ebenen die Produkte der Firma beworben werden. Über eine Länderauswahl – die durch die jeweilige Nationalfahne gekennzeichnet ist – gelangt man auf jene Seiten, auf denen die Produkte der Firma angeboten werden. Daneben sind ein sog. Haribo-Spielplatz zu finden sowie ein Haribo-Museum. Erwachsenen- und Kinderkultur treffen sich hier. Unter der Rubrik „Für Sammlerherzen“ werden neben der „Glücksbox-Europa“ noch zwei

¹ ÖMV, Inventarnummer 82.064.

² <http://www.haribo.com>, Zugriff am 31.10.2007.

weitere Varianten zum Kauf angeboten: die „Glücksbox-Zirkus“ und die „Glücksbox-Abenteuer“. Der Erlös dient karitativen Zwecken. Während über die Firma die Boxen komplett mit Figuren verkauft werden, gibt es im Internet auch Online-Sammlerbörsen, über die einzelne Figuren erworben werden können.

Das Format der Box entspricht ungefähr dem Format von Spielesammlungen und Brettspielen. Die „Haribo-Glücksbox-Europa“ besteht aus einer hellblauen Kartonschachtel. Auf deren Deckel sind die beiden zentralen Werbefiguren der Marke „Haribo“ abgebildet: der Junge und der gelbe Glücksbär, dazwischen die Abbildung der Erdkugel. Ober- und unterhalb dieser Darstellung steht der Schriftzug: „Haribo-Glücksbox Europa“ – der einzige schriftliche Vermerk auf der Box. Auf den Seitenrändern sind umlaufend 16 Nationalfahnen europäischer Länder abgebildet. Anders als bei Verpackungen etwa von Schokoladen, wo die Herstellerhinweise bisweilen durch komplette Kulturgeschichten ergänzt werden, ist dieser Karton mit keinerlei zusätzlichem Text versehen, ist die Gestaltung auf das Wesentliche reduziert.

Die Innenseite des Deckels ist wie ein Pop-up-Kinderbuch gestaltet und zeigt eine Europa-Karte, wobei die einzelnen Länder im Muster touristischer Überblickskarten durch kanonisierte Sehenswürdigkeiten und Bauwerke repräsentiert sind: für Österreich steht da der Stephansdom in Wien, für Italien der Schiefe Turm von Pisa oder der Petersdom in Rom. Auf den Pop-up-Seitenteilen und teilweise auf der Deckelinnenseite sind wie auf der Außenseite der Schachtel die Werbefiguren abgebildet: Glücksbär und Junge bzw. Mädchen. Die insgesamt 16 Figuren variieren in Kleidung und Accessoires. Die meisten Merkmale – der Junge mit Pizza und Kochhaube, das Mädchen im Flamenco-Kleid – sind eindeutig Nationen zuordenbar. Andere aber, die wir grundsätzlich als eindeutige Stereotypen kennen – das Dirndl und die Lederhose – sind mehrfach vergeben; der weibliche Deutschland-Bär wie der weibliche Niederlande-Bär sind mit Dirndl ausgestattet, der männliche Österreich-Bär wie der männliche Slowakei-Bär mit Lederhose. Deren Eindeutigkeit wird freilich durch Text und Nationalfahne wieder hergestellt – die Typisierung wird also über mehrere Bild- und Textebenen gestützt.

Und sie wiederholt sich in den beigegefügt Figuren. Der Karton ist wie ein Setzkasten in kleine Fächer unterteilt, in die Plastikfiguren eingeordnet sind. Sie entsprechen in ihrer Ausführung den abgebilde-

ten Figuren. Nicht zuletzt an diesen Figuren wird deutlich, dass die Glücksbox vor allem anderen für (erwachsene) Sammler und nicht für Kinder und als Spielzeug gedacht ist – was durchaus für die Zielgruppenbreite der eigentlichen Produktpalette der Firma Haribo steht. Anders als Spielfiguren im vergleichbaren Format, beispielsweise Playmobilfiguren, die als möglichst neutrale Figuren konzipiert sind, „als vom Betrachter zu füllende Leerstelle“³, sind die Haribo-Figuren über ihre Form in der Funktion festgelegt. Es sind Figuren, die wie andere Werbefiguren⁴ figürlich und medial und darum letztlich auch funktional ein Eigenleben entwickelt haben: Sie sind, das wird ja auch als Bedeutungsebene über die Firmenhomepage forciert, Sammlerfiguren. In Sammlerbörsen spielen Werbefiguren mittlerweile eine wichtige Rolle, neben Haribo auch etwa Sparefroh oder Lurchi für Salamander. Entsprechend der Ordnung des Setzkastenprinzips geht es mit der „Haribo-Glücksbox“ um Vollständigkeit, hier in der Logik einer politischen Einheit und nationaler Stereotypen.

Grundsätzlich treffen sich private und museale Praktiken des Sammelns. Während jedoch viele private Sammler eine möglichst komplette Sammlung anstreben, steht im Museum eher die Idee des Typischen und Exemplarischen im Vordergrund. Die Glücksbox, besorgt als Belegstück für Stereotype in modernen Konsumalltagen, könnte also auch als ein Belegstück für die Sammel- und Ausstellungspraxis des Museums gelesen werden. Vielleicht wäre das ja einmal eine Ausstellung über die ausgesonderten Dinge wert.

3 Vgl. dazu Haug, Carsten: Playmobil³. Technik, Projektionsfläche, Gesellschaftsattrappe. In: sinn-haft. Zeitschrift zwischen Kulturwissenschaften, 17 (2004), S. 65–72, hier S. 67.

4 Dazu Graßkamp, Walter: Konsumanimateure. Über Werbefiguren. In: Ders.: Konsumglück. Die Ware Erlösung. München: Beck 2000, S. 106–113.

Kochbuch¹

Katharina Schmid, Konstantin Wertenbroch

Auf dem abgegriffenen, in Leder gebundenen Buchdeckel ist in einem Zierrahmen im Rokokostil das Wort „Kochbuch“ in lateinischer Schrift eingeprägt, was sich jedoch kaum mehr lesen lässt, denn von der goldenen Farbe dieser Prägung finden sich nur noch Reste. Doch ist der Band im Lexikonformat mit 218 Seiten kein gedrucktes Kochbuch, sondern ein Blankobuch, das nach eigenem Bedarf mit Rezepten beschrieben werden konnte. Auf der Innenseite des hinteren Buchdeckels ist der Name „Therese Schweda“ in Handschrift geschrieben. Zudem ist auf der ansonsten leeren Schmutztitelseite mit Bleistift die Notiz vermerkt: „angefangen am 19. Juli 1854“. Dieses handgeschriebene Kochbuch ist, nach den Angaben des Inventarblatts, eine Schenkung aus dem Jahr 1955; weitere Informationen über Person und Umstände der Schenkung gehen aus dem Inventar nicht hervor.

Nicht nur der Einband des Kochbuches zeigt Spuren des Gebrauchs, sondern auch die Seiten: Fett- und Rußflecken, Fingerabdrücke, auch Abdrücke von auf den Seiten abgestellten feuchten Gläsern; zwischen einigen Seiten lagen sogar noch verbrannte Bröselreste. Dieses Kochbuch war Gebrauchsgegenstand im mehrfachen Sinne und für mehrere Personen. Denn anhand des Vergleichs von Handschriften und Schreibweisen lässt sich zwischen fünf Schreiberrinnen differenzieren, die am Kochbuch beteiligt gewesen waren. Von diesen ist indessen nur die erste namentlich bekannt; Nachforschungen, die erste Schreiberin zu identifizieren, blieben ergebnislos. Die einzelnen Rezepte wurden von unterschiedlichen Schreiberinnen mit Ergänzungen, Kommentaren, Sonderzeichen versehen. Dies spricht dafür, dass die Schreiberinnen auch als Köchinnen das Buch nutzten. Produktion und Aneignung des Objektes sind daher kaum voneinander zu trennen.

Therese Schweda, die erste Schreiberin, hatte die Rezeptsammlung angelegt und damit eine bestimmte Ordnung vorgegeben. Das Kochbuch weist eine Ordnung in Kapitel auf, ohne dass diese Unterteilung durch Überschriften gekennzeichnet wäre. Die Einteilung ergibt sich

1 ÖMV, Inventarnummer 83.400.

aus den zwischen einzelnen Rezeptgruppen freigelassenen Seiten. Die erste Schreiberin begann mit (Weihnachts-)Gebäck, ließ 46 Seiten frei und fuhr mit zwei Rezepten für Nusstorten fort. Danach folgten 47 leere Seiten und darauf drei Seiten mit Rezepten für Torten. Warum hier zwei verschiedene Kategorien von Torten gebildet wurden, ließ sich nicht ermitteln, diese Trennung konnte – wie sich im genaueren Blick auf die Rezepte erwies – nicht durch unterschiedliche Herstellungsweisen oder Zutaten motiviert sein. Ihren letzten Beitrag leistete die erste Schreiberin nach weiteren 57 leeren Seiten mit einem Rezept für eine *Creme française*.

Mit dem Prinzip der leeren Seiten gab Therese Schweda nicht nur ein formales Ordnungskriterium vor, sondern legte auch die Grundlage einer inhaltlichen Ordnung. Diese dürfte sowohl an den Bedürfnissen der Benutzerinnen als auch am bereits damals etablierten Format Kochbuch orientiert gewesen sein. Seit dem späten 18. Jahrhundert erschienen nämlich mehr und mehr Kochbücher aus den und für die mittleren Gesellschaftsschichten. Diese waren zunächst noch stark an die Kochbücher der Oberschicht angelehnt, so dass sie weniger die alltägliche Ernährungssituation, als vielmehr ideale Vorstellungen widerspiegeln. Zentrale Werke mit großem Einfluss stammten von F. G. Zenker („Nicht mehr als sechs Schüsseln! Ein Kochbuch für die mittleren Stände“, 1820), von Anna Dorn („Neuestes Universal- oder Großes Wiener-Kochbuch“, 1827) und von Katharina Prato („Die süddeutsche Küche. Für Anfängerinnen und praktische Köchinnen“, 1858).²

Die Mehrheit der Rezepte lässt sich auf den ersten Blick den Süßspeisen und dem Nachtsch zuordnen. Es finden sich nur sehr wenige Fleischgerichte und diese nur gegen Ende des Kochbuches. Der große Anteil der Rezepte für Süßspeisen in Kochbüchern und Rezeptsammlungen ist dadurch erklärbar, dass sich nicht zuletzt dank der rigorosen Fastengebote der katholischen Kirche die süße Mehlspeise als Nachspeise in Österreich ab 1800 zunehmend durchsetzte.³

2 Vgl. dazu Haslinger, Ingrid: Entwicklungsstationen einiger typischer Gerichte der Wiener Küche. In: Danielczyk, Julia, Isabella Wasner-Peter (Hg.): „Heut muß der Tisch sich völlig biege'n.“ Wiener Küche und ihre Kochbücher. Wien: Mandelbaum 2007, S. 11–48.

3 Vgl. dazu Maier-Bruck, Franz: Klassische österreichische Küche. Weyarn: Seehamer 2003, S. 486 u. Haslinger, Ingrid: Die Wiener Mehlspeisküche. In: Danielczyk, Wasner-Peter 2007 (wie Anm. 2), S. 49–57.

Mehlspeisen wurden überdies gerne bei der Bewirtung von Gästen aufgetischt, was der bürgerlichen Geselligkeitskultur entsprach.⁴

Die anderen vier Schreiberinnen folgten den Vorgaben Therese Schwedas, ergänzten sie und differenzierten die Ordnung aus, was vor allem auf die zweite Schreiberin zurückzuführen ist. An den Stellen, an denen bereits Rezepte der ersten Schreiberin vorhanden waren, schloss diese ihre an oder begann zwischen den leeren Seiten neue Rezeptkategorien. Diese Schreiberin verfasste mit Abstand die meisten Rezepte. Die wenigen Rezepte der beiden folgenden Schreiberinnen fügen sich in die vorgegebene Ordnung ein. Aus der Art, wie sich die Rezepte der drei Schreiberinnen ineinander fügen, kann darüber hinaus geschlossen werden, dass sie im gleichen zeitlichen Rahmen entstanden.

Die letzte Schreiberin notierte, wie ihre Vorgängerinnen, ihre Rezepte an den Stellen ein, an denen noch Platz vorhanden war, nämlich meist im Anschluss an die Rezepte der zweiten Schreiberin. Einige Rezepte aber wurden von ihr durchgestrichen oder mit einem senkrechten Strich markiert, andere wurden mit „fad!“ kommentiert. Zudem weisen eine Reihe von Rezepten Ergänzungen oder Änderungen auf. Zu vielen Rezepten wurden von ihr Namen notiert, was sowohl bedeuten kann, dass die Rezepte von den betreffenden Personen stammten, als auch dass die Speisen von diesen gerne gegessen wurden. Anders als die übrigen Ergänzungen wurden die Namen nicht mit Bleistift, sondern durchgängig mit Tinte geschrieben. Vor allem diese Eintragungen lassen erahnen, wie wichtig Kochen und Essen in ihren sozialen Funktionen sind.

Diese Schreiberin war es auch, die nicht mehr wie ihre Vorgängerinnen das alte, nicht normierte Maßsystem mit Wiener Pfund und Lot, sondern das metrische System verwendete, das im Jahr 1876 in Österreich verbindlich eingeführt worden war. Neben vielen Rezepten, die nicht von ihr selbst stammen, hat sie mit Bleistift Umrechnungen der Maße ergänzt. Wann allerdings die letzte der fünf Schreiberinnen diese Eintragungen gemacht hat, dies lässt sich nicht sagen; die Umrechnung der alten Maße in das neue System bereitete lange

4 Vgl. Mettele, Gisela: Der private Raum als öffentlicher Ort. Geselligkeit im bürgerlichen Haus. In: Hein, Dieter, Andreas Schulz (Hg.): Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt. München: Beck 1996, S. 155–169, hier S. 155.

Zeit den Kochbuchautorinnen des 19. Jahrhunderts Probleme.⁵ Dies lässt sich als Beispiel dafür sehen, wie sich Aspekte von Modernisierung und Standardisierung im alltäglichen privaten Schreiben, aber auch beim Zubereiten von tradierten Speisen niederschlagen.

Wie bis zum Zeitpunkt der Schenkung im Jahr 1955 mit dem Kochbuch umgegangen worden ist, ob die Rezeptsammlung weiterhin in Benutzung war, oder ob das Kochbuch mittlerweile etwa in der Familie als handgeschriebener Text eine neue Bewertung erfuhr und als Erinnerungsstück weitergegeben wurde, darüber lässt sich hier nur spekulieren. Immerhin wurde für einige Jahrzehnte mit diesem Kochbuch gearbeitet; es ist Zeugnis für eine praktische Ordnung, die immer wieder modifiziert und ergänzt wurde. Allerdings stellt sich die Frage, ob die gesammelten Rezepte für die alltägliche Praxis des Kochens stehen können, denn es sind nicht unbedingt Speisen und Rezepte für den (bürgerlichen) Alltag, auch nicht eines bürgerlichen Haushaltes, die hier zusammengetragen wurden. Spätestens mit der Schenkung an das Museum aber hat dieser Gebrauchsgegenstand den Status eines außeralltäglichen Objektes erlangt.

Prangstangen¹

Bettina Kletzer, Daniela Schadauer

Der Verweis auf das Original fehlt nie, auch wenn, wie in unserem Fall, im Inventarblatt Objekte als „Souvenir: Prangstangen“ definiert sind: „Die Prangstange wurde an einem Stand in der Kirche von Zederhaus zum Verkauf angeboten. Sie war das letzte erhältliche Stück. Sie zeigt die traditionelle Form der Prangstangen von Zederhaus mit der typischen Blumenbindung, IHS und Spitze. Die Originale standen ebenfalls in der Kirche.“²

Die Originale und das Brauchgeschehen waren Ziel einer volkskundlichen Exkursion zu den Salzburger Gemeinden Zederhaus und

5 Vgl. Maier-Bruck 2003 (wie Anm. 3), S. 55f.

1 ÖMV, Inventarnummer 81.400.

2 Ebd.

Muhr, in denen an den Festtagen ihrer Kirchenpatrone, am 24. und 29. Juni, sogenannte Prangstangen durch den Ort getragen und schließlich für einige Wochen in der Kirche aufgestellt werden. Diese bis zu acht Meter langen Prangstangen werden in der Forschungsliteratur³ und von Franz Grieshofer als besonders prachtvolle, kunstvoll angefertigte Gegenstände beschrieben: „... das wird dann geflochten, ganz kunstvoll, in verschiedenen Mustern, Rauten, Spiralen. Das sind [...] spezielle Personen, die das noch können.“⁴

Franz Grieshofer, der damalige Direktor des Museums, und einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hatten an der Exkursion teilgenommen. Franz Grieshofer war es auch, der die beiden Miniatur-Prangstangen für das Museum angekauft hatte. Dreh- und Angelpunkt der folgenden Überlegungen zu den beiden Objekten ist diese Ankaufssituation. Mit dem Blick darauf eröffnen sich Fragen nach der Bedeutung von Souvenirs, aber auch danach, welche Transformationen und neue Bedeutungsebenen sich mit einem museologischen Interesse ergeben.

Die beiden Objekte sind 50 und 55 Zentimeter hoch, aus Holz gefertigt und auf einer zum einen quadratischen, zum anderen runden Standfläche mit einem Durchmesser von etwa zehn Zentimetern befestigt; der eine Ständer ist mit dem Schriftzug „Grüße aus Zederhaus“ versehen. Die beiden Miniatur-Prangstangen sind mit Wollfäden umwickelt, welche die Blumengirlanden der Prangstangen symbolisieren und durch die Technik der Umwicklung Rautenmuster bilden. Die Spitze der Modelle bildet in einem Fall ein Büschel Zweige, im anderen Fall ist der „Wipfel“⁵ aus grünem Papier geformt. Das Objekt aus Muhr wurde, so Franz Grieshofer, im Rahmen einer Benefizaktion für den lokalen Kindergarten von Müttern gebastelt und an einem Stand zum Verkauf angeboten, das Objekt aus Zederhaus an einem Stand in der Kirche.

Im miniaturisierten Format verweisen die beiden Objekte auf jenes Detail des Brauchgeschehens, das schon in historischen Darstellungen als besonders bemerkenswert hervorgehoben wurde: „In den

3 Vgl. Hoffmann, Rosi: Die Zederhauser Prangstangen. In: Salzburger Volkskultur, Jg. 24, H. 1, 2001, S. 83–85, hier S. 85.

4 Aus dem Interview mit Franz Grieshofer, geführt von Bettina Kletzer und Daniela Schadauer, 08.01.2008.

5 Vgl. Acker, Rotraut: Salzburger Prangstangen. In: Salzburger Volkskultur, Jg. 4, H. 2, 1980, S. 123–139, hier S. 125.

westlichen Seitentälern Lungaus findet man einen Brauch, der ebenso schön wie originell ist, nämlich das Tragen der Prangstangen. Es sind dies lange, dicht mit Blumen umwundene Stangen, welche an Prangtagen bei der Prozession getragen werden.“⁶

Als touristisches Souvenir hergestellt und in größerer Zahl am Ort des Geschehens an Besucher der Prozession verkauft, fungieren die Miniatur-Prangstangen zum einen als Dinge, an die – je nach Käufer – ganz individuelle Erinnerungen geknüpft werden können. Zum anderen können sie auch als gemeinsame Erinnerung an das Ritual des Tragens der Prangstangen und des Umgangs fungieren. Als Andenken verkauft, stellen sie „kulturelle wie kommerzielle Vorgaben dinggebundener Erinnerung“⁷ dar.

Mit dem Ankauf, mit den Intentionen hinter dem Ankauf, scheint sich der Status der Objekte grundlegend zu verändern. Als Museumsdinge, verknüpft mit einem spezifischen Fachinteresse, werden sie zu Sachbelegen für ein bestimmtes Brauchgeschehen. Wie Franz Grieshofer betont, wurden die Miniaturen in Zederhaus und Muhr zwar als Souvenirs hergestellt und verkauft, für ihn hatten sie jedoch von vornherein eine andere Funktion: „Für mich war es dann natürlich ein Dokument für diesen Brauch [...]. Ich hab sie für das Museum gekauft, als Dokumentation.“⁸

Es zeichnen sich Parallelitäten ab, zwischen Souvenir und Museumsobjekt, zwischen dem touristischen Muster, Souvenirs zu kaufen und der Ankaufspraxis von Museen, schließlich auch zwischen dem Reisen von Touristen und dem von Ethnographen bzw. Museologen. Für Volker Fischer ist diese Parallelität charakterisiert durch das jeweilige Zentrieren auf Erinnerung, Sammlung, Bewahren, Ausstellung und Vermittlung.⁹ Was bemerkens- und erinnerenswert ist, dies ist jeweils abhängig von Personen und Kontexten.

6 Dengg, Michael: Lungauer Volksleben. Schilderungen und Volksbräuche, Geschichten und Sagen aus dem Lungau. Tamsweg: Salesy 1913, S. 111.

7 Vgl. Oesterle, Günter: Souvenir und Andenken. In: Gablowski, Birgit (Red.): Der Souvenir. Erinnerung in Dingen von der Reliquie zum Andenken. Anlässlich der Ausstellung „Der Souvenir“ im Museum für Angewandte Kunst Frankfurt am Main vom 29.06.–29.10.2006. Frankfurt am Main: Wienand 2006, S. 16–45, hier S. 23.

8 Interview mit Franz Grieshofer, 08.01.2008.

9 Fischer, Volker: Altäre des Banalen. Surrogate des Intimen – Sollbruchstellen des Authentischen. Zur Phänomenologie zeitgenössischer Erinnerungskultur in Souvenirs. In: Gablowski 2006 (wie Anm. 7), S. 298–347, hier S. 307.

Auch in der ihnen zugewiesenen Funktion als Museumsobjekte dienen die Miniatur-Prangstangen im Volkskundemuseum als dingliche Erinnerung an vergangene Erlebnisse oder Vorgänge. Den Brauch in dem Sinn können die Miniaturen, laut Grieshofer, nicht vermitteln. „Sie sind nur ein Symbol davon, ein Symbol von diesem Brauch.“¹⁰ Je nach Kontext, etwa im Zusammenhang eines Ausstellungskonzeptes, sind es jeweils andere Aspekte, wofür die Miniatur-Prangstangen stehen können: für ein Brauchgeschehen im religiösen und touristischen Zusammenhang ebenso wie für die lokale Praxis von Benefizaktionen oder für wissenschaftshistorische Fragen.

Prozessionskleid¹

Nadine Obermüller, Isabella Scheller

Ein Wort aus dem Text des Inventarblattes sticht besonders ins Auge: „Fallschirmseide“. Anders als Bezeichnungen wie Kunstseide oder Chemiefaser ist mit diesem Begriff nicht nur auf das Material des Objekts hingewiesen, sondern auch bereits auf Aneignungs- und Umgangsweisen, auf die ursprüngliche Verwendung des Webstoffes als Fallschirm, aus dessen Überresten ein Prozessionskleid gearbeitet wurde.

Dieses Kleidchen ist ein biographisches Objekt. Gleich einem Menschen besitzt es aber auch selbst eine Biographie. Unsere Arbeit am Objekt ist nur Zwischenstation. Die Perspektiven und Fragen, die wir im Folgenden entwickeln, resultieren aus der Wechselwirkung zwischen Objekt und Subjekt: „the substance of the ‚signifier‘ is always material (sounds, objects, images), whereas the ‚signified‘ is not ‚a thing‘ but a mental representation of ‚the thing‘.“²

Das Einzelstück ist handgefertigt. Im Inventarblatt ist die Verwendung als Prozessionskleid angegeben, aber schon der knisternde Griff

10 Interview mit Franz Grieshofer, 08.01.2008.

1 ÖMV, Inventarnummer 82.971.

2 Lidchi, Henrietta: The Poetics and Politics of Exhibiting other Cultures. In: Hall, Stuart (Hg.): Representation. Cultural Representation and Signifying Practices. London: Sage 2000, S. 164.

und seidige Glanz des leicht durchsichtigen³ Stoffes sowie die aufwendige Verzierung mit Spitzen und Zierperlen zeigen, dass es sich hierbei um ein nicht-alltägliches Kleidungsstück handelt, um ein Festkleid für ein junges Mädchen, in diesem speziellen Fall aus dem oberösterreichischen Salzkammergut der Nachkriegszeit.

Das Kleid wurde für eine Prozession hergestellt, die in ländlicher Gegend mit prunkvollen Schaubräuchen eines der höchsten Feste des Jahres darstellte: Fronleichnam, das Hochfest des Leibes und Blutes Christi, mit üppigem Blumenschmuck und festlicher Kleidung. Die Bootsprozessionen in den Seengebieten sind auch in der Gegenwart Anziehungspunkt für zahlreiche Schaulustige. Das demonstrative Element steht bei einer Prozession im Mittelpunkt, dementsprechend wichtig sind die äußerlichen Zeichen, die den Wohlstand, aber auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe zeigen.

Das Prozessionskleid als bedeutungskomplexes Zeichen ist Teil eines Sachuniversums von weißen Kleidern, die zum einen im Zusammenhang mit religiösen Ritualen stehen. Die mittelalterlichen Vorstellungen von Reinheit und Unschuld, für die die Farbe Weiß steht, wirken bis heute, so Heide Nixdorff, „in der Festkleidung für Taufe, Erstkommunion, Firmung, Hochzeit und Tod (Totenhemd) nach.“⁴ Zum anderen kann, wie Ingeborg Weber-Kellermann herausarbeitet, die Farbe Weiß bei Mädchenkleidern für die bürgerliche Idealvorstellung von Kindheit und mädchenhaftem Erscheinungsbild stehen.⁵

Das Kleid ist Produkt und Zeugnis der Nachkriegszeit. Es steht für beides: Mangel und Knappheit wie auch Veränderung, für ein Umdenken. Die Zeit des ökonomischen Mangels nach dem Zweiten

3 Für Kinderkleider wurden in den 50er Jahren auch andere, durchscheinende Stoffe verwendet, wie „Organdy, ein [...] aus Baumwolle oder Kunstseide bestehendes Gewebe, das [...] mit Natronlauge behandelt und dadurch durchsichtig wird.“ Steinert, Andrea: Kunstseidene Welten. Die Erfahrung textiler Materialität im Kontext der 20er und 50er Jahre. Dortmund 2001, S. 216.

4 Nixdorff, Heide: Weiß. In: Dies., Heidi Müller: Weiße Westen – Rote Roben. Von den Farbordnungen des Mittelalters zum individuellen Farbgeschmack. (= Katalog zur Sonderausstellung 10.12.1983 bis 11.3.1984). Berlin: Verlag Staatl. Museen Preuß. Kulturbesitz 1983, S. 90–108, hier S. 92/93.

5 Weber-Kellermann, Ingeborg: Kindheit als Kontext. In: Köstlin, Konrad (Hg.): Kinderkultur. 25. Deutscher Volkskundekongress in Bremen vom 7. bis 12. Oktober 1985. (= Hefte des Focke-Museums, Nr. 73). Bremen: Verlag Bremer Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte 1987, S. 41–44, hier S. 43.

Weltkrieg wirkte bis in die 1950er Jahre hinein nach; seit Mitte der 1950er Jahre aber setzte ein lang anhaltender Wirtschaftsaufschwung ein, „der auch in Österreich – begleitet von steigenden Reallöhnen und Haushaltsbudgets – zu einer breiten Durchsetzung der Konsumgesellschaft führte“.⁶ Auch wenn sich der materielle Wohlstand in der Zeit des Wiederaufbaues in Grenzen hielt, war es das Bestreben vieler „nach langen Jahren der Entbehrung und Beschränkung auf das Praktische und Notwendige endlich wieder einmal hauptsächlich nur schön sein zu wollen“.⁷ Die Erinnerungen der Zeitzeugin Helga Mohrmann an ihre Kindheit im April 1952 sind charakteristisch: „... man wollte Bedürftigkeit nicht zeigen. [...] Seit der Währungsreform herrschten Wettbewerb und Konsum. Die Wohlstandsgesellschaft war groß im Kommen.“⁸ Das Ausstaffieren der Kinder zu Festanlässen spielte da eine gewichtige Rolle.

Gleichzeitig steht das Kleidchen für den Versuch einer Rekonstruktion des Alltags in Zeiten von Unsicherheit und Umschwung, welcher sich durch Improvisation und das, durchaus nicht leicht verfügbare Material Fallschirmseide realisieren ließ. Textilrecycling, ob für Alltags- oder Festtagskleidung, war in der Kriegs- und Nachkriegszeit nichts Außergewöhnliches: Bettwäsche und Inlette wurden zu Kinderkleidern umgearbeitet, aus den Schnüren von Zuckersäcken wurden Socken gestrickt – kurz, jedes Stück Stoff oder Garn wurde zu Kleidung verarbeitet. Insbesondere amerikanische Fallschirmseide war begehrt. Seit dem Krieg mit Japan (und dem damit verbundenen Mangel an Rohseide) wurde von den amerikanischen Streitkräften für die Herstellung von Fallschirmen Nylon genutzt, ein neues Polyamid, das 1938 auf den Markt kam. In Zeiten der Textilrationierung und des Mangels an Kleidung in Deutschland und Österreich wurden systematisch Armeebestände, auch der US-Streitkräfte gesammelt, verwertet und verkauft, auch geplündert. Frauenzeitschriften veröffentlichten Nähanleitungen für das neue Material.⁹

6 Eigner, Peter: (Detail) Handel und Konsum in Österreich im 20. Jahrhundert. Die Geschichte einer Wechselbeziehung. In: Breuss, Susanne, Franz X. Eder (Hg.): Konsumieren in Österreich im 19. und 20. Jahrhundert. (= Querschnitte, 21). Innsbruck, Wien, Bozen: Studien-Verlag 2006, S. 42–70, hier S. 54.

7 Steinert 2001 (wie Anm. 3), S. 195.

8 Thiele, Johannes: Schwer war es, doch auch schön. Erinnerungen an Erlebnisse in Kriegs- und Nachkriegszeit. Augsburg: Weltbild 2006, S. 412.

9 Vgl. dazu Tschimmel, Udo: Aus der Retorte in den Krieg. Entwicklung und Nutzung von Nylon und Perlon vor 1945. In: Künstliche Versuchung. Nylon –

Das Prozessionskleid, dessen Material und die damit verbundenen Bedeutungsebenen sind charakteristisch für die Nachkriegszeit, für die damaligen „Spannungsverhältnisse zwischen Kontinuitätslinien und neuen Elementen einer zuvor noch ungekannten Modernität“.¹⁰ Einerseits kann das Prozessionskleid als Beispiel für die Einhaltung, vielleicht auch für die Erneuerung von Konventionen und Traditionen – in Hinblick auf Religion wie auf Kleidung – gelesen werden. Andererseits kann die Verwendung von (amerikanischer) Fallschirmseide, von Synthetiks also, auch für eine neue Zeit, für (amerikanischen) Fortschritt stehen.¹¹

Die Biographie *unseres* Objekts ist noch nicht abgeschlossen, es befindet sich in einer Übergangsphase – inventarisiert, von uns bearbeitet, aber (noch) nicht ausgestellt. Ein Charakteristikum aller Stationen dieses Objekts könnte sein, dass immer mit Sorgsamkeit mit diesem Objekt umgegangen worden ist: während der Zeit des Tragens (vgl. den Zustand heute), des Aufbewahrens im Privaten, der Schenkung und der Magazinierung im Museum.

Weihnachtskrippe¹

Katrin Lorber

Sie ist ein Geschenk und sie trägt einen Namen: Johann Wurm-Zöchbauer übergab dem Österreichischen Museum für Volkskunde seine selbst geschnittene Weihnachtskrippe anlässlich einer Weihnachts-

Perlon – Dederon. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bonn, 23.04.–22.08.1999. Bonn: Wienand Verlag 1999, S. 16–29 und Stirken, Angela: Trümmer, Träume, Nylons. Impressionen aus der Besatzungszeit. In: Künstliche Versuchung. Nylon – Perlon – Dederon. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bonn, 23.04.–22.08.1999. Bonn: Wienand 1999, S. 42–55.

10 Schildt, Axel: Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der fünfziger Jahre. In: Faulstich, Werner (Hg.): Die Kultur der 50er Jahre. München: Fink 2002, S. 11.

11 Vgl. Steinert 2001 (wie Anm. 3), S. 202.

ausstellung, bei der Neuerwerbungen gezeigt wurden. Die Krippe gelangte also dank eines bestimmten Impulses und durch die aktive Geste des Schenkens in den Bestand des Museums. Im Gegensatz zu anderen Krippen in den Beständen des Museums, über deren Herstellung oft wenig bekannt ist, ist der Produzent dieser Krippe namhaft gemacht. Diese Information geht nicht bloß aus dem Inventarblatt hervor, denn Wurm-Zöchbauer hat seine Krippe signiert. Durch den Namen bekommt die Krippe eine persönliche Geschichte, einen Ursprung. Die Verbindung mit einem Menschen und dessen Namen provoziert Vorstellungen wie Authentizität, Einzigartigkeit und Individualität der Krippe.

Wir haben unterschiedliche Bilder von Weihnachtskrippen im Kopf. Eine ideale Weihnachtskrippe umfasst eine üppige Landschaft unterschiedlichster, vielfigüriger Szenarien. Ein Stall, Maria und Josef, Christus in der Wiege, Ochs und Esel, Hirten, der Stern über dem Stall und Engel sind nur Teile der Assoziationskette, die für viele entsteht, wenn das Wort Weihnachtskrippe fällt. In besonders opulenten und aufwendigen Krippenbauten wird versucht, sämtliche Abschnitte der Weihnachtsgeschichte in einer Krippe unterzubringen. Bei anderen Krippen werden im Laufe der Adventszeit sukzessive Requisiten und Szenen ergänzt oder ausgetauscht. Im Salzkammergut etwa werden während der Adventszeit große Hauskrippen aufgestellt, die auch Alltagsszenen aus dem Leben der Bewohner aufgreifen. Auch touristisch beworbene Krippenwege, wie sie etwa in Franken, in der Gegend um Bamberg zu finden sind, prägen heute unsere Vorstellungen; über die Wegführung werden hier Krippenlandschaften zu einem vielfältigen Bild und Panorama montiert.

Beim Zöchbauerschen Objekt hingegen handelt es sich um die reduzierte Form einer Krippe: Die aus Holz geschnitzte Krippe besteht aus den Figuren der Hl. Maria und dem Kind, dem Hl. Joseph, einem Hirten mit Lamm auf dem Arm und einem stehenden Lamm. Die Grundordnung des Krippenbaus findet sich auch in dieser reduzierten Version einer Krippe: Maria links, Josef rechts.² Der Ochse und die Eselin, die den beiden gewöhnlich zugeordnet werden, fehlen jedoch. Die einzelnen Figuren lassen sich nicht bewegen. Dominiert wird die Komposition von einem Tannenbaum vor einer Felswand,

2 Vgl. Bogner, Gerhard: Das neue Krippenlexikon. Wissen, Symbol, Glaube. Ein Handbuch für den Krippenfreund. Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink u.a. 2003, S. 91.

der die Figurengruppe überdacht. Eine Erweiterung oder Veränderung des Ensembles ist nicht möglich, das theatralische Moment der klassischen Krippe fehlt also.³

Auf der nur grob bearbeiteten Rückseite sind Monogramm und Jahreszahl der Entstehung der Krippe angebracht. Der Hersteller tritt damit in den Hintergrund. Entscheidend aber ist eine spezifische Anmutung des Objekts als handgemacht. Das Holz der Krippe ist zum größten Teil naturbelassen. Kein roter Mantel, kein grüner Baum, keine weißen Schafe. Allein die Felsnische wird durch die graue Schattierung abgesetzt. Sie nimmt das Thema des Geburtsortes auf. Der Fels rahmt das Geschehen, verweist auf den Geburtsort Christi, auf Christus als den Eckstein und auf Petrus, den Felsen der Kirche.⁴

Die Zöchbauersche Krippe ist komplett aus einem Stück Holz gearbeitet, die Spuren der Bearbeitung mit Werkzeugen sind erkennbar, die Oberflächen sind kaum geschliffen. Handgeschnitzt, und mit dem Monogramm als Unikat bezeichnet, entspricht das Objekt zeitgenössischen Idealvorstellungen, die dem Material Holz, insbesondere dem Lindenholz⁵ zugeschrieben werden. „Im Holz“, so Gottfried Korff, „wird eine natürliche Nähe zur handwerklichen Tätigkeit gesehen: Der Artenvielfalt des Baumes als Holzlieferant entspricht die regionale Vielfalt des Handwerks und auch der Volkskunst.“⁶ Holz wird mit dem Handwerk verbunden, anders als Werkstoffe wie Metall oder Glas, die vorrangig mit der Industrie konnotiert werden. Heute wie schon um 1900 galt Holz als „Werkstoff, der sich *entfremdungs-fremd* und ganzheitlich, [...] zur Imitation und Degeneration darbot. Holz, so war die These, hatte einen hohen Rang wegen seiner Affinität zur handwerklichen Geschicklichkeit“.⁷ Volkskundliche Museen hatten an dieser Zuschreibung einen nicht geringen Anteil: So erbat sich Michael Haberlandt in einem Aufruf aus dem Jahr 1896 Auskünfte

3 Vgl. dazu Grieshofer, Franz: Einführung in Werden und Wesen der Krippe. In: Ders. (Hg.): Krippen. Geschichte. Museen. Krippenfreunde. Innsbruck, Frankfurt am Main: Pinguin Verlag/Umschau-Verlag 1987, S. 9–14.

4 Bogner (wie Anm. 2), S. 276.

5 Ebd., S. 346.

6 Korff, Gottfried: Holz und Hand. Überlegungen zu einer „deutschen“ Wertstoffkunde der Zwischenkriegszeit. In: Wagner, Monika, Dietmar Rübel (Hg.): Material in Kunst und Alltag. Berlin: Akademie Verlag 2002, S. 163–183, hier S. 172.

7 Ebd., S. 171.

vor allem zu „älteren Krippen mit holzgeschnitzten Figuren“⁸, die zeitgenössische Massenproduktion von Krippenfiguren interessierte nicht.

Ob im nach-feierabendlichen Schnitzen, von Laien also, oder in der künstlerischen oder kunsthandwerklichen Praxis – über den Werkstoff Holz wird jede Arbeitsform ästhetisch, aber auch emotional und moralisch aufgewertet. Die Zuschreibungen verdichten sich zumal in der Advents- und Weihnachtszeit, in Bildern vom prasselnden Holzfeuer im Kamin, das Gemütlichkeit⁹ schafft, von Ruhe oder Wärme auch im übertragenen Sinne. In dieser Zeit werden Traditionen und Werte besonders hoch geschätzt.

Holz wird, so gibt Gottfried Korff zu bedenken, „als Material im Gegensinn – im Gegensinn der Moderne oder historisch präziser: zu wirtschafts-, sozial- und kulturhistorischen Modernisierungsvorgängen“¹⁰ wahrgenommen. Die serielle (Massen-)Produktion wird in dieser Wahrnehmung gerade auch im Kontext des boomenden Wirtschaftszweiges der Weihnachtsmärkte ausgeklammert. Die Buden und Holzhütten vermitteln das Bild eines anderen Marktes, einer Alternative; wie die angebotenen Waren, so zitiert auch die Verkaufsform eine andere, vergangene Zeit.¹¹

Ob im miniaturisierten Format einer Nano-Krippe¹² und in der reduzierten Version der Zöchbauerschen Krippe, ob in der monumentalen Ausgabe der Krippenfiguren von Meinrad Mayrhofer, mit einem über fünfeinhalb Meter hohen Josef, der aus dem Stamm einer einzigen Tanne gefertigt ist, alle diese Krippen sind Ausstellungsobjekte – einmal mehr im privaten, einmal mehr im öffentlichen Zusammenhang. Und die Aufstellung einer Krippe ist zumeist temporär. Sie ist ästhetisches Requisit – im modernen Haushalt wohl eher eine reduzierte Version – in einem jahreszeitlichen Ritual, das noch immer stark durch christliche Symbole geprägt ist.

8 Michael Haberlandt, zit. nach Grieshofer 1987 (wie Anm. 2), S. 10.

9 Zu Bilder und Situationen von Gemütlichkeit vgl. Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt am Main: Campus 2003.

10 Korff 2002 (wie Anm. 5), S. 170.

11 Vgl. dazu Bernard, Andreas: Das Prinzip Weihnachtsmärkte. In: Ders., Tobias Kniebe: Das Prinzip. 100 Phänomene der Gegenwart, durchleuchtet vom Süddeutsche Zeitung Magazin. Süddeutsche Zeitung Edition 2007.

12 Vgl. dazu Nano-Krippe. In: Süddeutsche Zeitung vom 22./23.12.2007, Nr. 295, S. 49.

Die Praxis des Präsentierens im Ensemble anderer, nicht zuletzt auch dekorativer Elemente von Advent- und Weihnachtsbrauchtum ist derjenigen im Museum nicht unähnlich. Dass für Johann Wurm-Zöchbauer eine Krippenausstellung den Anstoß gab, (s)eine Krippe dem Museum zu übereignen, verweist darauf, dass private und öffentliche Praxis in einer Wechselbeziehung, in einem Netz von Bedeutungszuschreibungen und Bewertungen zu verstehen sind, einer Wechselbeziehung, die zumal in Hinblick auf Krippenbau und Krippenstile eine lange Geschichte¹³ hat.

Klara Löffler, Margot Schindler: From the Collection. Outlines on Object Analysis at the Museum

Both at the museum and in an everyday and work context, the method for handling objects is generally one of selection and compilation. The following texts, which were taken from a semester project for a class taught jointly by the Institute of European Ethnology and the Austrian Museum of Folk Life and Folk Art, propose the opposite strategy. The students drew lots to determine who would research which objects: from the Advent calendar to the Haribo "Glücksbox" Europe to miniature flower-decorated poles called "Prangstangen". There was no specific theme nor were there set questions to answer. On the contrary: the students' task was to research the object based on the clues it provided: material, form, function, and to develop approaches for analyzing the levels of meaning and ways the objects has become a part of everyday life or the museum collection.

13 Vgl. dazu Grieshofer 1987 (wie Anm. 2), S. 9.

Verdächtige Minderheit

Roma im Fernsehkrimi *Tatort*

Bernhard Fuchs

Die realitätsbetonte Fernsehkrimiserie *Tatort* wird aus Perspektive der Minderheitenforschung betrachtet. Sozialkritisches Image und integrationspolitisches Potential des *Tatorts* werden kritisch beleuchtet und teilweise revidiert. In diesem fiktionalen Medium werden soziale Bedrohungsszenarien und Ängste dargestellt. Proteste von Minderheiten gegen einzelne Folgen wurden durch stereotype und diskriminierende Darstellung ausgelöst. *Political correctness* wird als ein Element des Diskurses sichtbar. Der Krimi muss ethischen und ästhetischen Ansprüchen genügen.

Im Krimi werden Weltbilder und gesellschaftliche Ordnungen als medial aufbereitete Imaginationen sichtbar. Tatszenarien veranschaulichen die vorherrschenden Ängste und zeichnen Bedrohungsbilder einer verletzbaren Gesellschaft. Gleichzeitig stiftet dieses Genre Sicherheitsgefühl, das Vertrauen, dass der gewohnte Kosmos wiederhergestellt werden kann, und letztlich die Moral siegt. Im (post)modernen Krimi dürfen jedoch Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Ordnung aufkommen. Gegenüber dem klassischen Krimi, wo die rationalistische Detektion einem naturwissenschaftlichen Paradigma folgt, können hier sogar Ungewissheit und Zufälle überwiegen.¹

Der *Tatort* erregte erst vor kurzem meine Aufmerksamkeit – und zwar aus musikethnologischer Perspektive: Zufällig wurde ich darauf aufmerksam, dass die bekannte österreichische Roma-Musikerfamilie Nikolic-Lakatos im Fokus eines *Tatorts* stand. Die Sängerin Ruzsa

1 Viehoff, Reinhold: Vom *Tatort* und dem Ort der Tat. Oder: cogito, ergo – Krimi? Überlegungen zur neuen Subjektivierung im Fernsehkrimi. In: von Gottberg, Joachim, Lothar Mikos, Dieter Wiedermann (Hg.): *Mattscheibe oder Bildschirm. Ästhetik des Fernsehens*. Berlin 1999, S. 253–263, http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/viehoff_tatort/viehoff_tatort.pdf, aufgerufen am 18.11.2008 (auch alle im Folgenden zitierten Internetquellen wurden am selben Datum noch einmal vom Autor geprüft).

Nikolic-Lakatos bezeichnet sich selbst gern als „die Botschafterin der Roma“.² Dieser Film *Die schlafende Schöne* (ORF 2005, Dieter Berner³) war mein Ausgangspunkt.⁴ In der Folge entdeckte ich noch zwei Folgen, die Roma-Repräsentationen ins Zentrum stellen: *Armer Nanosh* (NDR 1989, Stanislav Barabas) und jüngst *Brandmal* (WDR 2008, Maris Pfeiffer). Der Vergleich dieser zeitlich weit gestreuten Krimis vermittelt auch einen Eindruck vom Wandel des Genres im Kontext gesellschaftlicher Entwicklung. Die Filme könnten nicht gegensätzlicher sein, auch die Einbindung der Roma-Minderheit und deren Reaktionen unterscheiden sich.

In der Auseinandersetzung mit der Fernsehkrimiserie *Tatort* konzentriere ich mich auf Minderheiten- und im Besonderen auf Roma-Darstellungen. Aufgrund meiner Forschungsschwerpunkte Medien, Migration und Minderheiten fasziniert mich diese Thematik, nicht weil ich vielleicht das Genre so sehr lieben würde. Krimis bieten ein reiches Forschungsfeld für die Stereotypenforschung und die Untersuchung nationaler Mentalitäten.⁵

2 Hemetek, Ursula: Mosaik der Klänge. Musik der ethnischen und religiösen Minderheiten in Österreich. (= Schriften zur Volksmusik, 20) Wien u.a.: Böhlau 2001, S. 293–317. Weiters: Hemetek, Ursula: Amare gila – Unsere Lieder. Ruža Nikolić-Lakatos. CD und Beiheft. Wien o.J. (= Tondokumente zur Volksmusik in Österreich, 4). Bei Hemetek lautet die Schreibweise Ruža Nikolic-Lakatos. Ich orientiere mich an den eigenproduzierten CDs der Familie. Homepage: <http://catbull.com/ruzsashej/> (enthält auch Soundfiles). Siehe auch: <http://ling.kfunigraz.ac.at/~rombase/cgi-bin/art.cgi?src=data/pers/ruza.de.xml>. Nikolić, Mišo: „... und dann zogen wir weiter.“ Lebenslinien einer Romafamilie. Mit einem Vorwort von Mariella Mehr. Klagenfurt/Celovec: Drava 1997. Ders., Landfahrer. Auf den Wegen eines Rom. Klagenfurt/Celovec: Drava 2000.

3 <http://www.dieterberner.de/schlafendeschoene.html>.

4 Im Rahmen des 5. Meetings der ICTM-Study Group Music and Minorities in Prag hielt ich am 29.5.2008 den Vortrag „Roma Musicians, Sex & Crime. Political Correctness and Minority Representation on Austrian TV“. Eigentlich ergab sich für mich schon viel früher ein fachlicher Berührungspunkt: Olaf Bockhorn machte mich auf einen im „Kolporteurs-Milieu“ angesiedelten *Tatort* aufmerksam: *Kolportage* (ORF 1996, Hans Noever). Bis heute kam ich jedoch nicht dazu, diesen Film zu sehen. Aber in Ergänzung dieses Roma-Schwerpunkts würde mich die Rückkehr zum Diplomarbeitsthema reizen.

5 Eine interessante Auseinandersetzung mit der österreichischen Gesellschaft im Lichte der Krimiserie *Kommissar Rex* bieten: Jagodzinski, Jan, Brigitte Hipfl: Kommissar Rex: The Guarantor of the Law. In: *European Journal of Cultural Studies* Vol. 5 (1) 2002, pp. 69–89. Zur Gender-Analyse des *Tatorts*: Jürgmeier: „Tatort“ privat. Über die Gefahren beim Überschreiten der Geschlechtergrenzen.

Politische Korrektheit

Die mediale Repräsentation von Minoritäten im Krimi-Genre und damit im Zusammenhang stehende soziale Konflikte lassen die Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit transparent werden. Das zwar hoch bewertete, bei weitem aber nicht allgemein akzeptierte oder gar verinnerlichte Prinzip der *political correctness* trägt zu einer Transformation des Krimis bei. Es lassen sich Bemühungen beobachten, dieses moralische Prinzip zu integrieren, wobei unterschiedliche Lösungsansätze gewählt werden. Ob man nun auch in populären Medien eine Krise der Repräsentation diagnostizieren könnte, hängt nicht zuletzt von den ästhetischen und politischen Qualitäten der Produkte ab.

In klaren und hierarchischen Gesellschaftsverhältnissen verursacht die (im Unterhaltungsmedium stattfindende) Suche nach der Täterin oder dem Täter keinen moralischen Konflikt. Gegenwärtig richtet sich die Aufmerksamkeit zunehmend auf den *Skandal der Verdächtigung*. Die Narration des *Tatorts* zielt häufig auf die Entlastung der Beschuldigten. Die Überführung des wahren Täters oder der Täterin ereignet sich eher beiläufig, mitunter fast zufällig. Die verbrecherische Person selbst erfährt nur wenig Beachtung.

Migranten und Migrantinnen als Täter und Täterinnen zu zeigen, ist ein gesellschaftliches Tabu. Dem deutsch-türkischen Regisseur Züli Aladağ wurde Xenophobie vorgeworfen, weil er in seinem Fernsehkrimi *Wut* (WDR 2006) die Gewalttätigkeit türkischer Jugendlicher thematisiert. Der Film erzählt die Geschichte eines links-liberalen deutschen Philosophieprofessors, der auf provozierende

Männlichkeits-Dekonstruktionen und -Rekonstruktionen in der Fernsehkrimi-Reihe „Tatort“, http://diplom.zhdk.ch/res/down/juerg_meier_TATORTPrivat.pdf. Zur Migrationsthematik siehe: Ortner, Christine: Migranten im *tatort*. Marburg 2007. Dies.: Krimi-Serie „Tatort“. Von der Nebenrolle zur Hauptfigur. In: EKA (Hg.): *terra cognita – Die Medien (= Schweizerische Zeitschrift zu Integration und Migration*, 11/2007). Bern-Wabern, S. 28–31, <http://www.terra-cognita.ch/11/ortner.pdf>. Dies.: *Tatort: Migration. Das Thema Einwanderung in der Krimireihe Tatort*. In: Hans-Bredow-Institut (Hg.): *Medien & Kommunikationswissenschaft*. 2007/1 Baden-Baden 2007, S. 5–23, online: http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/ortner_tatort/ortner_tatort.pdf. Krimi als Forschungsgegenstand generell siehe: Brück, Ingrid, Andrea Guder, Reinhold Viehoff u.a.: *Der deutsche Fernsehkrimi. Eine Programm- und Produktionsgeschichte von den Anfängen bis heute*. Stuttgart–Weimar 2003: Metzler, S. 9–14, S. 158f.

Gewalt türkischer Jungendlicher erst tolerant und politisch korrekt reagieren möchte, am Ende aber selbst nicht mehr weiß, wie er damit umgehen soll, und schließlich mit brutaler Gewalt antwortet.

Wut wurde wegen des umstrittenen Themas und der schockierenden Gewaltdarstellung auf eine späte Sendezeit verschoben sowie durch eine Diskussionsrunde über Integrationsprobleme und Jugendgewalt ergänzt. In einem Interview rechtfertigte sich Züli Aladağ: „Eine Tätergeschichte aus dem Migrantenmilieu zu erzählen, kann ein Schritt zur Normalisierung sein. Denn die Grundelemente der Menschen sind gleich, es gibt Opfer und Täter in allen Ethnien, auch unter Türken. Man muss das erzählen dürfen, ohne sofort die Erklärung für die Sozialisierung einer Figur mitzuliefern.“⁶

Aladağ wünscht sich eine Normalisierung des gesellschaftlichen Diskurses über Kriminalität:

„In Gesprächen mit Linksliberalen habe ich bemerkt, dass es eine Befangenheit im Umgang mit dem Thema Migrantenkriminalität gibt. Dass man sich eine Toleranzschwelle auferlegt hat, die Worte fünfmal wendet, bevor man sie ausspricht, weil man bloß nicht als intolerant gelten will. Viele sind frustriert darüber, dass von manchen Einwanderern bestimmte Werte gebrochen werden – ob das Ehrenmord ist oder eine Verhörung an Hauptschulen. Es gibt ein Unbehagen, das man aussprechen möchte, ohne dem Vorwurf des Rassismus ausgesetzt zu sein. Die Dinge beim Namen nennen zu können und den Unmut über bestimmte Zustände zu formulieren hat für eine bestimmte Schicht der Deutschen etwas sehr Befreiendes. Es gibt das Bedürfnis nach mehr Selbstverständlichkeit.“⁷

Der sozialkritische Fernsehkrimi

Die Krimiserie *Tatort* steht im Ruf, gelegentlich postmoderne Beiträge zu produzieren, wo das Gesetz auch einmal als unmoralisch betrachtet werden kann, und der Täter laufen gelassen wird.⁸ Im

6 Aladağ, Züli: Wie tolerant bist du? Regisseur Züli Aladağ über seinen provozierenden Fernsehfilm. In: Kölner Stadtanzeiger 26.09.2006, <http://www.ksta.de/html/artikel/1157542205925.shtml>.

7 Ebda.

8 Dies war 1970 der Fall beim ersten *Tatort*, wodurch das Bild der Serie nachhaltig bestimmt wurde. Am stärksten prägte Götz George als Kommissar Schimanski das rebellische und klassenkämpferische Image der Serie.

Gegensatz zu einer konservativen Fernsehkrimi-Serie wie *Derrick*, der Umberto Eco ein kleinbürgerliches Ethos, die „Leidenschaft für das Mittelmaß“ vorgeworfen hat,⁹ gilt *Tatort* als der deutsche sozialkritische Krimi. Entstanden in der Aufbruchssituation der 1970er Jahre brachte er revolutionäres Ethos und kritischen Geist in das sonntägliche Hauptabendprogramm. Erstaussstrahlungen erreichen auch heute ein Publikum von über sieben Millionen Zuschauern.¹⁰

Zusammen mit dem wechselnden Lokalkolorit – die Serie kommt durch eine Kooperation von Sendeanstalten in Deutschland, der Schweiz und Österreich zustande – beruht die Attraktivität des *Tatorts* auf der Darstellung sozialer Milieus. Ohne Dokumentarcharakter zu beanspruchen, ist man um die Aktualität und den Realitätsbezug der Kriminalfälle bemüht.¹¹ Dabei werden Migrantinnen, Migranten und andere Minoritäten oft als Opfer, aber auch als Tatverdächtige in den Mittelpunkt gerückt. Für gewöhnlich werden diese Verdächtigen schließlich entlastet. Damit wird der politischen Korrektheit genüge getan. Die Debatte über nicht-diskriminierende Repräsentation wird in die Narration integriert. Sie ist ein reflektiertes Element des medialen Diskurses, weshalb es im Film stets problematisiert wird, wenn Minderheiten verdächtigt werden. Überdies treten vereinzelt Minderheitenangehörige als Ermittler auf. Auf einen solchen Kollegen kann dann auch der kriminalpolizeiliche Verdacht fallen. Die Verbindung von Anschuldigungen, die hartnäckige Vorurteile wiederholen, und einer abschließenden korrekten und korrigierenden Rehabilitierung der unschuldig Verdächtigten, wird als emanzipatorisch verstanden. Ich halte sie für problematisch.

In ihrer Untersuchung der Darstellung von Migration im *Tatort* gelangt Christina Ortner zum Schluss: „Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Krimireihe *Tatort* einen wichtigen Beitrag zur Diskussion von Einwanderung in den Medien leistet. Dennoch scheint das inhaltliche Angebot der Reihe nur bedingt geeignet,

9 Eco, Umberto: *Derrick oder die Leidenschaft für das Mittelmaß*. In: Umberto Eco: *Derrick oder die Leidenschaft für das Mittelmaß*. Neue Streichholzbriefe. Ausgewählt, eingerichtet und aus dem Italienischen übersetzt von Burkhard Kroeber. München: dtv 2002, S. 97–100.

10 Bode, Britta: „*Tatort*“ ist die beste deutsche Märchenstunde. Welt online, 25. Mai 2008, http://www.welt.de/wams_print/artikcle2030899/Tatort_ist_die_beste_deutsche_Maerchenstunde.html.

11 Brück u.a. (wie Anm. 5), S. 161.

stereotype Vorstellungen zu durchbrechen, Vorurteilen entgegenzuwirken oder die Wahrnehmung von Migranten als Teil der Gesellschaft zu fördern.“¹²

Die üblichen Proteste

Die charakteristischen Merkmale der Serie *Tatort* sind ihr Realismusanspruch, die Regionalität und die Individualität jeder einzelnen Story. Ermöglicht wird die Einmaligkeit einzelner Folgen durch die Spielfilmlänge von 90 Minuten. Die Heterogenität wird durch die differenten Persönlichkeiten der Ermittler der jeweiligen Sendeanstalten verstärkt. Das medienwissenschaftliche Autorenteam Brück/Guder/Viehoff/Wehn beschreibt den *Tatort* als den ältesten und beliebtesten Fernsehkrimi im deutschsprachigen Raum; die Kritik an der Serie wird folgendermaßen zusammengefasst: „Neben den fast schon üblichen Protesten von Interessenverbänden und Zuschauern gegen einzelne Aspekte der Darstellung wurden dem *Tatort* auch mangelnder Seriencharakter und Nichteinhalten immer wiederkehrender Grundmuster vorgeworfen.“¹³ Aus Sicht der Film- und Medienwissenschaft scheinen besonders die formalen und ästhetischen Aspekte zu interessieren. Das Paradoxon wird ausführlich diskutiert, dass *Tatort* zwar gegen die Normen einer Fernsehserie verstößt, sich aber dennoch – vielleicht gerade wegen der größeren Abwechslung – als *der* deutschsprachige Krimi-Dauerbrenner erweist.

Der sozialkritische Anspruch der Serie wird in dieser Publikation betont und im gesellschaftlichen Kontext verortet. Der *Tatort* zeichne sich durch „kritische Sicht auf hierarchische Gesellschaftsstrukturen aus“, mit dieser Serie wurde der Krimi „dem antiautoritären und pluralistischen Weltbild der 70er Jahre angepasst.“¹⁴ Die Gesellschaftskritik äußert sich als eine Verweigerung einfacher Orientierungen, immer wieder überwiegt eine skeptische Grundhaltung. Konventionelle Krimiszenarien wurden durch alternative Delikte wie Umwelt- und Wirtschaftskriminalität, Ausländerfeindlichkeit, Schlepperwesen und Menschenhandel ergänzt: „Hier [...] waren die Täter keine Existenzen, die am Rande der Gesellschaft lebten, son-

12 Ortner, *Tatort: Migration* (wie Anm. 5), S. 22.

13 Brück u.a. (wie Anm. 5), S. 162.

14 Ebda., S. 164.

dern unter Umständen gesellschaftlich hoch angesehene Personen: Konzernmanager, Ärzte, Politiker, Lobbyisten, also die Elite.“¹⁵

Aus meiner – keineswegs vollständigen – Kenntnis dieser mittlerweile über 700 Folgen umfassenden Serie, hege ich den Verdacht, dass in den Milieu-Skizzen die letztlich schuldigen Eliten etwas zu kurz kommen. Viel eher werden soziographische Exkursionen in leichter zugängliche Milieus als die der Oberschichten gewagt. Die „Seitenblicke“-Gesellschaft ist zwar ohnehin medial überrepräsentiert, verfügt aber auch über die Macht, ihre Repräsentation selbst mitzubestimmen. Man sollte nicht einfach nur den Schluss eines Krimis ins Zentrum rücken, der dann die überführten Täterinnen und Täter zeigt, sondern – dem Genre folgend – den Kreis der üblichen Verdächtigen näher betrachten. Werden hier nicht doch periphere Randgruppen oder vielleicht auch „Normalbürger“ häufiger als Oberschichten portraitiert? Hier folgen die Medien einem Muster, das aus der Ethnographie bekannt ist: Ein *Studying down* ist leichter zu bewerkstelligen als ein *Studying up*, bei dem meist auch die unbequemen Fragen der ethnographischen Repräsentation unausweichlich werden.¹⁶ Aus ethnologischer Perspektive vermissem ich in dem 370 Seiten umfassenden Buch „Der deutsche Fernsehkrimi“¹⁷ vor allem eine eingehende Betrachtung der gesellschaftlichen Kritik am *Tatort*, die Auseinandersetzung mit den „fast schon üblichen Protesten von Interessenverbänden und Zuschauern gegen einzelne Aspekte der Darstellung“¹⁸. Wie lautet die konkrete Kritik? Welche „Interessenverbände“ sind für die „üblichen Proteste“ gegen den *Tatort* ver-

15 Ebda., S. 165.

16 Umberto Eco vergleicht in seinem Essay über *Derrick* (siehe Anm. 9) die deutsche Serie mit der amerikanischen Krimiserie *Columbo*. Im Gegensatz zum deutschen Kommissar, der im Mittelstand ermittelt und dabei über den Verfall gesellschaftlicher Moral philosophiert, sieht sich Inspektor *Columbo* gewöhnlich mit einem großen Standesunterschied konfrontiert. Als italienischem Einwanderer gelingt es ihm regelmäßig, Angehörige der kalifornischen High Society zu überführen, wobei diesen meist ihre Arroganz gegenüber dem einfachen Polizisten zum Verhängnis wird. Dabei bietet diese Serie anders als im konventionellen Krimi kein Rätsel. Täter und Tat werden eingangs gezeigt. Interessant ist also nur, wie es *Columbo* gelingt, den Schuldigen bloßzustellen. Hier handelt es sich um ein *Studying Up*, bei dem der soziokulturelle Kontext des Einwanderers vernachlässigt bleibt.

17 Brück u.a. (wie Anm. 5).

18 Ebda.

antwortlich? Handelt es sich nicht vielleicht auch um deprivierte Gruppen, die heutzutage durchaus über Selbstbewusstsein und Einfluss verfügen, und die sich permanent zu Wort melden, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen? Das Bild vom sozialkritischen *Tatort* müsste stärker hinterfragt werden – ansonsten wird diese Auffassung zum medienwissenschaftlichen Topos.

Die Publikation „Der deutsche Fernsehkrimi“ behandelt im Kapitel „Der Spagat um Persönlichkeitsrechte“ das Problem realistischer Krimiserien mit realen Tätern wie dem Kaufhauserpresser Dagobert. Es werden Schwierigkeiten mit Rechtsbrechern, die den Schutz ihrer Persönlichkeitsrechte einklagen, diskutiert.¹⁹ In diesem Zusammenhang wird nebenbei ein Zwischenfall angeführt, der Einwandererminderheiten betrifft:

„Wie sensibel Zuschauer auf zu große Ähnlichkeiten zwischen fiktionaler Fernsehdarstellung und Vorfällen in der Wirklichkeit reagieren können, zeigte die Wiederholung des *Tatorts* ‚Voll auf Haß‘ im Frühjahr 1993 im Südwestfunk. Dieser *Tatort* behandelte rechtsradikale Übergriffe auf Türken. Wenige Tage zuvor hatten Neonazis eine Türkenfamilie in Solingen ermordet. Nur wenige Minuten nach Beginn des *Tatorts* beschwerten sich zahlreiche wütende Zuschauer beim Sender, der Südwestfunk brach daraufhin die Ausstrahlung des *Tatorts* ab.“²⁰

Doch ist das nicht eine ganz andere Situation, als wenn ein gerichtlich Verurteilter sich gegen einen von seiner Tat inspirierten Fernsehkrimi wehrt? Hier wünscht man sich eine detaillierte Ereignisanalyse: Wer rief an? Doch nicht die Neonazis, die ihre Persönlichkeitsrechte verletzt sahen? Es mag als pietätlos empfunden worden sein, aus aktuellem tragischen Anlass die Wiederholung einer sechs Jahre alten Folge anzusetzen. Vielleicht irritierte das Türkenbild des Films das Publikum, da hier Einwandererunternehmertum mit Mafia-Aktivitäten verknüpft wird. Vielleicht handelt es sich um Proteste der „üblichen Verdächtigen“?

Ganz anders gelagert, doch in diesem Zusammenhang bemerkenswert, sind rassistische Publikumsreaktionen auf die Einsetzung eines dunkelhäutigen Assistenten in der Serie *Der Alte* im Jahr 1986. Kritiker forderten die Entfernung des „Negers“: Eine deutsche Kri-

¹⁹ Ebda., S. 304–307.

²⁰ Ebda., S. 307.

miserie sollte auch „deutsch aussehen“.²¹ Unterschiedlichste gesellschaftliche Gruppierungen versuchen mediale Repräsentationen zu beeinflussen. Eine tatsächliche Einflussnahme gelingt nur in den seltensten Fällen.

Gegen den Fernsehspielfilm *Shirins Hochzeit* (WDR 1976, Helma Sanders-Brahm) demonstrierten in Deutschland türkische Faschisten, die *Grauen Wölfe*, und das türkische Parlament befasste sich mit dieser deutschen Produktion. Die Regisseurin meinte in einem Interview, die Deutschen hätten gar nicht begriffen, wieso Türken gegen diesen „Gastarbeiter-Film“ protestierten: „Überhaupt war dem deutschen Publikum nicht recht klar, warum denn die Türken sich so über den Film erregten, der doch so liebevoll mit den Türken umging und eher wenig gute Haare an den Deutschen ließ.“²² Politische Reife bedeutet auch, sich mit Protesten kritisch und differenziert auseinanderzusetzen, und nicht einfach Gleichgültigkeit oder Verständnislosigkeit zu signalisieren.

*Politisch emanzipatorische Stereotypen-De-Konstruktion?*²³

In den Jahren 2007/2008 mehrte sich Aufsehen erregender Widerstand gegen *Tatort*-Folgen, die Minderheiten thematisierten, so dass dieser Aspekt heute schwerlich übergangen werden kann.²⁴ Die Proteste beeinflussen den medialen Diskurs nachhaltig, und nicht zuletzt die *Tatort*-Produktionen. Derartige Konflikte entstanden früher ebenso. Auch gegen den *Roma-Tatort* des Jahres 1989 wurde heftig protestiert. Sehe ich mir die Plots der *Tatorte* an, stelle ich mit Verwunderung fest, dass es kaum ein Klischee gibt, das hier nicht aufgegriffen wurde. Von allen erdenklichen Formen der „Ausländermafia“ oder Chinesen, die sich durch ihre Verwechselbarkeit den Behörden entziehen, von Schleppern über türkische Ehrenmorde bis zum Verdacht eines jüdischen Ritualmords ist alles zu finden. Eine

21 Ebda., S. 185f.

22 Sanders-Brahms, Helma: *Shirins Hochzeit*. Zu ihrem Film, http://www.deutsches-filmhaus.de/filme_einzeln/s_einzeln/sanders_helma/shirins_hochzeit.htm.

23 Abkürzung: PESTDEK

24 Die Publikation „Der deutsche Fernsehkrimi“ erschien 2003, heute würde dieser Aspekt wahrscheinlich stärker berücksichtigt werden.

systematische Erfassung der im *Tatort* strapazierten Stereotypen wäre spannend.

Dabei ist man immer um Aktualität bemüht. Im August 2008 wurden die Dreharbeiten von *Baum der Erlösung* abgeschlossen. Diesen *Tatort* siedelt der Drehbuchautor Felix Mitterer in der Tiroler Gemeinde Telfs an, die jüngst durch den Streit um die Errichtung eines Minaretts in die Schlagzeilen geriet.²⁵ Der Film handelt von türkischen Jugendlichen, die sich einer Zwangsverheiratung durch Suizid entziehen, indem sie sich am „Baum der Erlösung“ erhängen. Werden hier Stereotypen artikuliert, um sie anschließend zu dekonstruieren?

Der Schauspieler Harald Krassnitzer zeigt sich begeistert von der Thematik des neuen Projekts: Dieser *Tatort* ist „der schönste, spannendste, politischste und vom Thema her interessanteste, den ich bisher gemacht habe – weil wir Geschichten von Menschen erzählen und ihre Ängste zeigen. Es gibt natürlich Ängste, die man nicht leugnen kann. Und sicher werden wir mit diesem Film die Welt nicht von heute auf morgen verändern, aber wir liefern einen Beitrag dazu.“²⁶

Ich sehe diesem Film mit Spannung entgegen. Wahrscheinlich wird daraus ein Medienereignis. Am sozialen Engagement der Darsteller von *Tatort*-Kommissaren besteht jedoch kein Zweifel. Besonders positiv profilierten sich die Schauspieler Harald Krassnitzer, Klaus J. Behrendt und Dietmar Bär. Behrendt und Bär gründeten im Zusammenhang mit der Folge *Manila* (WDR 1998, Nikolaus Stein von Kamiński), die philippinische Straßenkinder und Kindesmisshandlung zum Thema hatte, den Verein *Tatort – Straßen der Welt e.V.*, als ein Zeichen, dass die angesprochenen Probleme wirklich ernst genommen werden.

Bei meinen Recherchen stieß ich auf aktuelle und bereits lange zurückliegende Proteste von Minderheiten bzw. deren Interessenverbänden gegen diskriminierende Darstellung im *Tatort*. Ebenfalls ist festzustellen, dass umgekehrt sogar versucht wird, die Krimiserie zu einem Instrument ethnischer Selbstdarstellung zu machen.

25 Bei der Nationalratswahl 2008 fiel auch der klare Erfolg rechtspopulistischer Parteien in dieser Gemeinde auf.

26 <http://www.tatort-fundus.de/web/index.php?id=7596>.

Worst Case: Wem Ehre gebührt (NDR 2007, Angelina Maccarone)

Hier verursachte *Tatort* eine minderheitenpolitische Katastrophe: Die Regisseurin Angelina Maccarone, Tochter italienischer Arbeitsmigranten, wollte in ihrem *Tatort* das Milieu der türkischen religiösen Minderheit der Aleviten in Deutschland behandeln, wobei ihr durch schlechte Recherchen und vielleicht sogar durch orthodox-sunnitische „Berater“ ein unverzeihlicher Fehler unterlief. Ihr Film verbreitete alte Feindbilder über diese heterodoxen Muslime.²⁷ Aleviten werden seit Jahrhunderten in Anatolien verfolgt. Weil in ihren religiösen Ritualen Männer und Frauen zusammen beten, tanzen und manchmal auch Alkohol trinken, behaupteten Sunniten, diese Menschen feierten Orgien und trieben Blutschande. Erst vor ein paar Jahren wehrten sich Aleviten dagegen, dass in einem türkisch-deutschen Wörterbuch *Kızılbaş*, eine Bezeichnung für Aleviten, mit „Inzest“ übersetzt wurde.²⁸ Diese Minderheit wird nur selten in deutschen Medien erwähnt. Ausgerechnet der *Tatort* über deutsch-türkische Aleviten handelt dann davon, dass ein alevitischer Vater die eine Tochter schwängert und die andere ermordet, weil sie den Inzest anzeigen will. Zu allem Überdross sucht eine der Töchter Zuflucht beim orthodox-sunnitischen Islam, was durch das Tragen eines Kopftuchs signalisiert wird. Die *Alevitische Gemeinde Deutschland* wollte die Ausstrahlung verhindern. Die Berliner Aleviten-Gemeinde erstattete Anzeige wegen Volksverhetzung. 10.000 Aleviten demonstrieren in Köln gegen diesen *Tatort*. Die ARD reagierte bei der Erstausstrahlung am 23. Dezember 2007 lediglich mit dem Hinweis auf die Fiktionalität des Krimis. Die Hamburger Autorenvereinigung erhob den Vorwurf, die Aleviten wollten in Deutschland eine Zensur einrichten. Die österreichische Schriftstellerin Barbara Frischmuth

27 Terkessides, Mark: Wie man Muslime macht. In: Freitag, 11.1.2008, <http://www.freitag.de/2008/02/08021301.php>. Ahlers, Sibylle: Aleviten sehen *Tatort* als Werbung für Orthodoxe. Welt online. 30.10.2007, http://www.welt.de/politik/article1504214/Aleviten_sehen_Tatort_als_Werbung_fuer_Orthodoxe.html. Simon, Anne-Catherine: „Inzest-Tatort“ – Opfer einer Propagandalüge. In: Die Presse, 2.1.2008, http://diepresse.com/home/kultur/news/351296/index.do?v1_backlink=/home/kultur/index.do.

28 Kehl-Bodrogi, Krisztina: Aleviten (nicht nur) in Berlin. „Was du auch suchst, such es in dir selbst!“ Berlin 2002. Terkivatan, Ahmet: Inzestvorwurf an *Kızılbaş* (Aleviten), <http://www.meinespd.net/media/blogmaterial.php?id=1797>.

unterstützte die alevitischen Proteste.²⁹ Nach der Vorlage ihres Romans „Die Schrift des Freundes“, der ausführlich und wohlwollend über Aleviten informiert, entstand ein gleichnamiger Fernsehkrimi. Der Film weicht aber stark vom Buch ab, sodass sogar der Eindruck entstehen könnte, es handle sich um eine gefährliche islamische Sekte.³⁰

Erschreckend ist die Einschätzung einer Journalistin: „Gelegentliche Skandale (wie die schwer beleidigte alevitische Glaubensgemeinschaft in einem ‚Tatort‘-Krimi Ende 2007) sind gern gesehene Beigaben.“³¹

Moderationsversuche: Schatten der Angst (SWR 2008, Martin Eigler)

Dieser *Tatort* spielt in einer deutsch-türkischen Familie in Ludwigs-hafen. Der heftige Widerstand gegen den Aleviten-*Tatort* lag noch nicht lange zurück, so entschloss sich die Sendeanstalt wegen einer Brandkatastrophe in einem von Türken bewohnten Haus in Ludwigs-hafen rasch zur Verschiebung der Erstaussstrahlung. Schließlich wurde der kontroverse Film mit drei Monaten Verspätung am 6. April 2008 gesendet. Der SWR richtete eigens ein moderiertes Diskussionsforum im Internet ein und stellte den Film eine Woche lang online. Film- und Fernsehrezeption wird gegenwärtig zunehmend durch online Medien ergänzt,³² der *Tatort* ist im Internet in verschiedenen Foren präsent.³³ Hier wurde von der Sendeanstalt versucht, die Kritik zu kanalisieren und zu moderieren. Die spektakulären Umstände

29 Frischmuth, Barbara: Im Gespräch. Die Aleviten sind sehr enttäuscht. In: FAZ, 4.1.2008, <http://www.faz.net/s/RubCF3AEB154CE64960822FA5429A182360/Doc~E91815B3EEC0843379CF3BA53A8BF456A~ATpl~Ecommon~Scontent.html>.

30 Frischmuth, Barbara: Die Schrift des Freundes. Roman. Salzburg und Wien: Residenzverlag 1998 (2. Auflage). Die Schrift des Freundes, ORF 2004, Fabian Eder.

31 Bode (wie Anm. 10).

32 Mutzl, Johanna: „Die Macht von Dreien ...“ Medienhexen und moderne Fange-meinschaften. Bedeutungskonstruktionen im Internet (= Cultural Studies, 15). Bielefeld: transcript 2005.

33 Den interessantesten Überblick bietet „Tatort-Fundus. Die private Internetseite zum Krimi-Klassiker“. Inhaber der Seite ist Francois Werner, <http://www.tatort-fundus.de/web/>.

erhöhten die Einschaltquoten.³⁴ Das Motiv für einen Mord war türkische Familienehre, nebenbei wurden auch organisierte Kriminalität und Drogenhandel türkischer Migranten thematisiert. Im Sinne einer „balancierten“ Darstellung kam ein türkischer Ermittler zum Einsatz.

Völkischer Tatort: Armer Nanosh (NDR 1989, Stanislaw Barabas)

Die Autorenschaft von Mitgliedern der Gruppe 47 wird als ein Zeichen der Fortschrittlichkeit der Serie *Tatort* gewertet. Ausgerechnet Martin Walser und Asta Scheib schufen jedoch für *Armer Nanosh* ein Drehbuch, das als rassistisch beanstandet und in der Folge aus dem Buchhandel genommen wurde. Dem Film *Armer Nanosh* wurde aggressiver Antiziganismus vorgeworfen. Der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma versuchte ohne Erfolg dessen Ausstrahlung zu verhindern. Der Fernsehkrimi wurde sogar mehrmals wiederholt – zuletzt im Jahr 2006. Dieser *Tatort* befasste sich mit „der unerträglichen Bürde der Vergangenheit“.

Hier referiere ich – ohne den Film selbst gesehen zu haben – die Argumente von Wilhelm Solms, Marburger Literaturwissenschaftler und seit dem Jahr 2000 Vorsitzender der Gesellschaft für Antiziganismusforschung.³⁵ Solms erhebt schwere Vorwürfe: Er verurteilt das Werk als revisionistisch. Hier werde versucht, das deutsche Volk von der historischen Schuld des Völkermords zu erlösen, indem der Genozid an Roma und Sinti indirekt durch Schuldzuweisungen gegenüber dieser Volksgruppe gerechtfertigt werden sollte. Historischen Rassismus durch die Äußerung rassistischer Vorurteile entschuldigen zu wollen, klingt schlichtweg verrückt. In *Armer Nanosh* handelt es sich tatsächlich um die Denkweise des Täters, der eine ziganophile Künstlerin ermordet (ursprünglich beabsichtigte er, einen Rom zum Mord zu verleiten). Der Mörder will die Tat einem assimilierten Rom zuschreiben, weil sein eigener Vater im 2. Weltkrieg in Polen als Polizist Roma getötet hat. Ein Sohn eines Täters

34 <http://www.swr.de/presseservice/archiv/2008/-/id=3212418/nid=3212418/did=3372332/g2zef6/index.html>.

35 Solms, Wilhelm: „Armer Nanosh“. Martin Walsers „Tatort“-Krimi. In: Kalkuhl, Christina, Wilhelm Solms (Hg.): *Antiziganismus heute*. (= Beiträge zur Antiziganismusforschung, 2) Seeheim 2004, S. 77–80.

begeht also ebenfalls einen Mord, für den er die Ethnie der Opfer verantwortlich machen will, um so indirekt seinen Vater und das ganze deutsche Volk von der Last der Schuld zu befreien. Solms zitiert die Worte, die der Mörder an den Kommissar richtet, aus dem Drehbuch (da im Film manches undeutlich blieb): „Sie wissen nicht was das ist: Schuld. Aufgebürdete. Drauf. Drauf. Auf das Land. Auf das Volk. Damit kann man nicht leben“.³⁶ Solms vermutet, dass der Schauspieler diese Argumentation nicht nachvollziehen konnte, weshalb er Worte verschluckte, dagegen äußere der Kommissar am Ende des Verhörs Verständnis:

„Kommissar Stöwer, der hier das letzte Wort hat und damit die Position des Autorenpaares vertritt, versteht Frohwein [den Mörder] nicht nur, wenn dieser unter der Schuld des Vaters leidet, was sich nachvollziehen lässt, er versteht ihn auch, wenn er die Schuld des Vaters mit der Schuld des deutschen Volks gleichsetzt und einen Roma-Mörder zum Beweis dafür anführt, dass diese Schuld dem deutschen Volk lediglich ‚aufgebürdet‘ worden sei“.³⁷

Solms vertritt die Ansicht, der Regisseur, die Verantwortlichen des NDR und das deutsche Fernsehpublikum hätten sich mit dieser von Martin Walser konstruierten General-Absolution sehr wohl identifizieren können, da „außer dem Zentralrat Deutscher Sinti und Roma fast niemand“ protestiert habe.³⁸

Walser wählte Schuld als Tatmotiv, ein Thema, das er 1998, zehn Jahre später, in seiner Frankfurter Friedenspreisrede in ähnlicher Weise als unerträgliche Belastung darstellt:

„Jeder kennt unsere geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird. Könnte es sein, daß die Intellektuellen, die sie uns vorhalten, dadurch, daß sie uns die Schande vorhalten, eine Sekunde lang der Illusion verfallen, sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für einen Augenblick sogar näher bei den Opfern als bei den Tätern? Eine momentane Milderung der unerbittlichen Entgegengesetztheit von Tätern und Opfern. Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen. Manchmal, wenn ich nirgends mehr hinschauen kann, ohne von einer Beschuldigung attackiert zu werden, muß ich

36 Ebda., S. 80.

37 Ebda.

38 Ebda.

mir zu meiner Entlastung einreden, in den Medien sei auch eine Routine des Beschuldigten entstanden.“³⁹

Wenn ich mich bemühe, diese Aussage vorbehaltlos zu betrachten, so steht sie komplementär zu den von Züli Aladağ benannten Schwierigkeiten, migrantische Tätergeschichten zu erzählen. Macht umgekehrt die Geschichtsschreibung das deutsche Volk zum Täter? Doch haargenau auf einer solchen Gegenüberstellung beruht die revisionistische Aufrechnung von Schuld. „Mehr Selbstverständlichkeit“ wäre auch hier angebracht, keine Scheu, Täter zu benennen. Das würde vielleicht auch die haltlosen Verdächtigungen hintanhalten.

Zum Revisionismus-Vorwurf, der angesichts der späteren Rede plausibel klingt⁴⁰, kommt noch die Kritik am „Zigeuner-Bild“ dieses *Tatorts* hinzu. Der „arme Nanosh“ ist jener Rom, der seine Identität leugnet, der Besitzer eines Kaufhauses. Nicht weil seine ganze Familie mit Ausnahme eines Onkels im KZ ermordet wurde, ist dieser Nanosh bedauernswert, sondern weil er sich weigert, seiner „Natur“ entsprechend zu leben. Arm sind in diesem Film nicht die „romantischen Zigeuner“ im Wohnwagen. Solms konstatiert in diesem *Tatort* eine Dichotomie „zivilisierte“ versus „echte“ Zigeuner“. Gemäß dieser Darstellung leide der assimilierte Rom unter mangelnder Authentizität:

„Ein Sinto ist nur zufrieden, so lautet die Botschaft des Films, wenn er im Elend lebt. Wenn er sich dagegen in die bürgerliche Gesellschaft integriert, ist er für den Rest seines Lebens unglücklich und für uns gar nicht mehr romantisch.“⁴¹

Somit sei Martin Walsers Film ein „Angriff auf die Integrationsbemühungen der Sinti“.⁴² Der ganze Plot klingt jedenfalls rassistisch, wirr und unglaublich. „Solange die ihre absurden Vorwürfe aufrecht erhalten, setze ich mich mit denen nicht an einen Tisch“, lautete die Reaktion Martin Walsers auf die Vorwürfe des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma.⁴³

39 Walser, Martin: Gedanken beim Verfassen einer Sonntagsrede. Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche am 11. Oktober 1998, http://www.dhm.de/lemo/html/dokumente/WegeInDieGegenwart_redeWalserZumFriedenspreis.

40 Solms (wie Anm. 35), S. 77

41 Ebda., S. 79.

42 Ebda.

43 Werner, Francois: Aus gutem Grund?, <http://tatort-fundus.de/web/index.php?id=7562>.

Etwas überzogen empfinde ich die generalisierende Kritik Wilhelm Solms' an Produktion, Sendeanstalt und Publikum. Diese pauschale Unterstellung einer Identifikation mit dem Täter bzw. mit der rassistischen Ideologie eines Drehbuchautors würde ich als Polemik betrachten. Hinter der ideologiekritischen Auffassung von Solms scheint ein überholtes Konzept von einer allmächtigen Kulturindustrie zu stehen, der das Publikum hilflos ausgeliefert wäre. Eine solche Sichtweise führt auch rasch zum Ruf nach Zensur. Schon bei der Inhaltsanalyse sollte auf die Polyvalenz von Medien geachtet werden, und durch Rezeptionsforschung lässt sich die Vielfalt der Aneignung medialer Botschaften empirisch belegen.⁴⁴

*Gebranntes Kind scheut das Feuer: Brandmal (WDR 2008,
Maris Pfeiffer)*

Der Reduktionismus älterer Medienwirkungsforschung verweigert sich der Komplexität der Wirklichkeit. Alleine die heterogenen Stellungnahmen verschiedener Roma-Verbände bereits vor der Ausstrahlung von *Brandmal*, dem jüngsten Roma-*Tatort* veranschaulichen, dass Medien auch bei betroffenen ethnischen Minderheiten selbstverständlich keine koordinierte Reaktion hervorrufen, und dass über mediale Repräsentationen kaum jemals einhellige Meinung herrschen wird. Dieser *Tatort* wurde am 19. Oktober 2008 ausgestrahlt, und die Medien berichteten bereits im Voraus aufgeregt über den Verdacht, der Film könnte diskriminierend sein. Entsprechend groß war das Interesse des Publikums.

In *Brandmal* kommen ebenfalls rechtsradikale Kreise zu Wort, diese fordern die Schließung eines Flüchtlingsheims und beklagen sich über die stehlenden „Zigeunerkinde“. Der Film verweigert aber jede Sympathie für Xenophobie. Ein Flüchtlingskind aus dem Koso-

44 Ayaß, Ruth, Jörg Bergmann (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek bei Hamburg 2006. Weiters: Bechdorf, Ute: Kulturwissenschaftliche Medienforschung: Film und Fernsehen. In: Götsch, Silke, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 251–276. Schilling, Heinz: Medienforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin: Reimer 2001³, S. 563–585.

vo steht im Verdacht der Brandstiftung: Das Mädchen hat einem Ladenbesitzer gedroht, sein Haus anzuzünden, weil er sie als auf frischer Tat erappte Ladendiebin einsperrte. Eine Schwangere starb beim Brand an Rauchgasvergiftung. Schmuck des Roma-Mädchens wurde am Tatort entdeckt. Doch dieses erweist sich selbst als ein „gebranntes Kind“, das im Kosovo mitansehen musste, wie albanische Nationalisten das Elternhaus anzündeten und wie der eigene Vater verbrannte. Ihre Brandnarben und ihre Angst vor Feuer werden dem Publikum unmissverständlich vorgeführt. Der Kommissar zeigt sich verblüfft, dass Roma ein Haus hatten, worauf er belehrt wird, dass die Roma im Kosovo keine Nomaden sondern seit 800 Jahren sesshaft waren.⁴⁵ Dieser Krimi arbeitet stark mit didaktischen Reden und war (vielleicht sogar zu) betont aufklärerisch.

Romani Rose, der Vorsitzende des *Zentralrats Deutscher Sinti und Roma* forderte (ohne Erfolg) die Absetzung dieses *Tatorts*. Er schrieb an die ARD: „Ich halte den Film für gefährlich, weil dort die Stigmata und negativen Klischees über die Roma- und Sinti-Minderheit bestätigt werden, für die es nach dem Holocaust und der Nazi-propaganda – ähnlich wie gegenüber den Juden – immer noch einen besonders fruchtbaren Boden in unserer Gesellschaft gibt.“⁴⁶ Er kritisierte weiters, der Film enthalte eine „ganze Palette an Stereotypen über Roma: Kriminalität, Grausamkeit, Schmutz, Verwahrlosung, Primitivität und Ausnutzung des Wohlfahrtsstaates.“ Doch die Vorsitzende des *Landesverbandes Deutscher Sinti und Roma Berlin-Brandenburg*, Petra Rosenberg, vertrat die Ansicht, der Film könne „so manches Vorurteil ad absurdum führen“. Die *Sinti Allianz Deutschland* wünschte ausdrücklich keine Absetzung, das Publikum könne hinreichend selbst differenzieren.⁴⁷ Die Filmemacher banden frühzeitig Roma-Vereine in das Projekt ein, indem sie Rat und Kritik suchten. Rudolf Sarközi, der Vorsitzende des *Österreichischen Volksgruppenbeirates der Roma* und Obmann des *Kulturvereins österreichischer*

45 In Italien wurde diskutiert, wie Roma aus dem Kosovo Flüchtlinge sein könnten, da es sich doch ohnehin um „Nomaden“ handelt. Sigona, Nando: How Can a „Nomad“ be a „Refugee“?: Kosovo Roma and Labelling Policy in Italy. In: *Sociology* Vol. 37 (1) 2003, pp. 69–79.

46 Zentralrat Deutscher Sinti und Roma: Presseerklärung: Sinti und Roma gegen diskriminierenden ARD-Tatort „Brandmal“. 1. Oktober 2008, <http://zentralrat.sintiundroma.de/content/downloads/presseschau/148.pdf>.

47 Sinti Allianz Deutschland gegen Absetzung. <http://www.tatort-fundus.de/web/index.php?id=7869>.

Roma regte diesen Film sogar persönlich an. Das *Tatort*-Team war mit einem Medienpreis für Integration ausgezeichnet worden. Bei der in Wien stattfindenden Preisverleihung kam es zur ersten Begegnung mit Sarközi. Es war dessen ausdrücklicher Wunsch, dass Probleme der Roma in einem neuen *Tatort* der Öffentlichkeit nahe gebracht werden sollten.⁴⁸

Einer der Kommissare, Mario Klemper, ist selbst ein Rom, doch ein Kollege ermittelt heimlich gegen ihn. Klemper ist ein Rom, der seine Identität anfangs verbergen möchte und sich über die mangelnde Integrationsbereitschaft der Roma und Sinti besonders verärgert zeigt. Am Ende bekennt er sich stolz zu seiner Identität, worauf sein Kollege Ballauf entgegnet: „Soviel ich weiß, heißt ‚Rom‘ Mensch?“ Hier hofft man auf Kritik am Ethnozentrismus, vielleicht gar auf die überraschende Erkenntnis, dass wir alle Roma seien. Obwohl das „Wissen“ des Kommissars nicht unumstritten ist, denn „Rom“ bedeutet genau genommen „Ehemann“.⁴⁹ Der Krimi legt einen Diskurs über Wissen nahe. Doch der Roma-Polizist entgegnet stolz: „Mangelndes Selbstbewusstsein kann man uns nicht vorwerfen.“ Steht am Ende doch die exklusive Ethnizität?

Der Täter war übrigens ein Kickboxer (kein wirklich Böser, er dachte das Haus stünde leer). Er wurde von einem bankrotten Geschäftsinhaber beauftragt, der einen Versicherungsbetrug plante ... In dem für *Tatort* typischen Epilog nach der Klärung des Falls besuchen die Polizisten die Familie des Mädchens und bringen kleine Geschenke mit. Die Roma befinden sich also in der Position der Almosen-Empfänger. Nicht nur das, die vom Verdacht Freigesprochene erhält ihre eigene Halskette feierlich verpackt zurück. Am Ende steht eine ironische Intervention: Der im ganzen Film politisch korrekte Kommissar Ballauf stellt plötzlich peinlich berührt fest, dass er die Geldbörse vermisst. Er wagt es gar nicht, dies laut zu äußern. Voll Ironie meint sein Kollege Schenk, es seien wohl die Kinder gewesen. Doch

48 Henke, Gebhard: Nachhaltige Begegnung, <http://www.tatort-fundus.de/web/index.php?id=7742>.

49 Gronemeyer und Rakelmann bestätigen jedoch die Auffassung, das Ethnonym sei eine Bezeichnung für die Menschheit. (Gronemeyer, Reimer, Georgia A. Rakelmann: *Die Zigeuner. Reisende in Europa: Roma, Sinti, Manouches, Gitanos, Gypsies, Kalderasch, Vlach u.a.*. Köln: DuMont 1988, S. 9). Lt. Wikipedia heißt „Rom“ verheirateter Mann, „Romani“ Frau. Die Bezeichnungen für Kinder lauten: Mädchen „Chey“, Bub: „Chavo“, http://en.wikipedia.org/wiki/Roma_people.

dann löst sich alles in Wohlgefallen auf, weil Schenk schon das bei der Anreise Ballaufs versehentlich aus der Tasche gerutschte Portemonnaie bemerkt und verwahrt hat, um ihm einen kleinen Streich zu spielen.

In diesem Stil wird hier Stereotypen-De-Konstruktion betrieben, stets schwankend zwischen Peinlichkeit, Ironie, Information und Belehrung. Dabei tapen immer wieder auch die Ermittler in Fettöpfchen. Stereotypisierungen sind sogar überzeichnet, nur ist man bemüht, die Vorurteile ironisch zu brechen. Und die gute Absicht ist immer deutlich zu spüren. Ausgerechnet der Epilog verfestigt Hierarchien.⁵⁰

Die Kritik zeigte sich überwiegend von der übermäßigen *political correctness* enttäuscht. Diese ist auch als eine Folge vergangener Proteste zu sehen. Die Filmemacher versuchten, sich unangreifbar zu machen. „Die gleichförmig inszenierten Dialoge strotzen vor Rückversicherungsformeln.“⁵¹ „Verpasste Chance“⁵² „bemühtes Stückwerk, schlicht langweilig“ lautete der Tenor.⁵³ Michael Hanfeld verurteilte in der FAZ die Kritik Romani Roses gar als „maßlos dumm“.⁵⁴ Die schweren Vorwürfe gegen einen wohlmeinenden und übervorsichtigen Krimi konnten der Sache der Sinti und Roma nicht wirklich dienen. Das rechtspopulistische Störtebeker-Netz frohlockte angesichts des „Zigeunerreigens“ um den *Tatort*.⁵⁵ Die Auseinandersetzung über mediale Inhalte wurde ethnisiert.

Der WDR wehrte sich gegen die Vorwürfe des Zentralrats und betonte, sorgfältig recherchiert und behutsam inszeniert zu haben:

50 Hanfeld, Michael: Hier bin ich Rom, hier darf ich's sein. Faz.net. 20.10.2008, <http://www.faz.net/s/Rub475F682E3FC24868A8A5276D4FB916D7/Doc~E13E78465DB2145F0A7DD1E1E18F7ACB6~ATpl~Ecommon~Scontent.html>.

51 Mielke, André: Der „Tatort“ und die Vorurteile über Sinti und Roma. <http://www.welt.de/vermischtes/article2575081/Der-Tatort-und-die-Vorurteile-ueber-Sinti-und-Roma.html>. Dolak, Gregor: „Tatort: Brandmal“ Vorurteil: unschuldig. Mal wieder steht eine Minderheit unter Mordverdacht. Aber politisch korrekt bleiben Sinti und Roma unbescholten. http://www.focus.de/kultur/kino_tv/focus-fernsehclub/tatort-brandmal-vorurteil-unschuldig_aid_341294.html.

52 Kurlmann, Rainer: Die Tatort-Kritik. „Brandmal“ – eine verpasste Chance, <http://www.rp-online.de/public/article/gesellschaft/medien/627985/Brandmal-eine-verpasste-Chance.html>.

53 <http://www.tatort-fundus.de/web/index.php?id=7983>.

54 Siehe Hanfeld (wie Anm. 50).

55 Zigeunerreigen um neuen „Tatort“ (3.10.2008), http://de.altermedia.info/general/zigeunerreigen-um-neuen-tatort-031008_17158.html.

„Wir respektieren die Sorgen des Zentralrats der Deutschen Sinti und Roma, der sich – zu Recht – regelmäßig gegen die mit negativen Klischees behafteten Darstellungen der Roma- und Sinti-Minderheit wendet.“⁵⁶ Hier zeigt sich der *Tatort* selbst als ein gebranntes Kind, das aus Angst vor Kritik, in jeder Szene bestrebt ist, *political correctness* zu demonstrieren.

Eine Woche später wurde ein *Tatort* gesendet, der begeistert als eine Revolution des Genres gefeiert wurde. In *Auf der Sonnenseite* (NDR 2008, Richard Huber) bewegt sich ein deutsch-türkischer verdeckter Ermittler, dessen schlechte Türkischkenntnisse stets betont werden, zwischen verbrecherischen deutschen Bankiers und türkischen Produktfälschern. Hier wird – nicht nur durch den Schauspieler Mehmet Kurtuluş sondern auch ästhetisch – an den modernen deutsch-türkischen Film Fatih Akins angeknüpft. Es finden sich ebenso gelungene ironische Anspielungen auf alte „Gastarbeiter-Filme“. Diese Verweise und der extreme Gegensatz der beiden *Tatort*-Folgen 708 und 709 erinnern an Beschreibungen der Entwicklung des Diaspora-Kinos von einem „*Cinema of Duty to the Pleasures of Hybridity*“ (Sarita Malik), von einer moralinsauren Pflichtübung zu einer Unterhaltung, wobei gerade auch der Spaß gegen Ängste eingesetzt werden kann (Deniz Göktürk).⁵⁷

Music, Sex & Crime: Die schlafende Schöne (ORF 2005, Dieter Berner)

Den in Wien lokalisierten *Roma-Tatort* schätze ich nicht nur wegen seines Unterhaltungswerts, sondern weil mir hier ein persönlicher Blick möglich ist, der zumindest ansatzweise das Potential ethnographischer Zugänge ahnen lässt.

Hier steht Musik im Mittelpunkt. Ich wählte bewusst eine reißerische Zwischenüberschrift, um eine Synthese der krassen Reize des Genres zu geben. Diese brisante Verbindung ist die Essenz eines

56 http://www.digitalfernsehen.de/news/news_605244.html.

57 Göktürk, Deniz: Turkish delight – German fright. Migrant identities in transnational cinema, <http://www.transcomm.ox.ac.uk/working%20papers/mediated.pdf>. Malik, Sarita: Beyond „The Cinema of Duty“? The Pleasures of Hybridity: Black British Film of the 1980s and 1990s. In: Higson, Andrew (ed.): *Dissolving Views: Key Writings on British Cinema*. London et al.: Cassell 1996.

romantischen Zigeuner-Bildes, das die Betroffenen irritiert.⁵⁸ Gleichzeitig möchte ich herausstreichen, dass gegen diesen *Tatort* nicht protestiert wurde. Trotz aller berechtigten Kritik ist hier eine Repräsentation gelungen, die viele Roma akzeptieren konnten, und die gleichzeitig ästhetisch ansprechend ist.⁵⁹

Der Film beginnt mit dem Erfolg des Geigers Mischa Lakatos, der den ersten Preis eines Wettbewerbs gewann. Seine Mentorin, Professorin Karin Landauer, wird als ziganophile Person dargestellt. Junge Musiker stellen mitunter auch Objekte ihres erotischen Verlangens dar. Auf der Party in ihrem Haus wird Romamusik gespielt. Ruzsa Nikolic-Lakatos singt das Liebeslied „Ruzsa Shej“. ⁶⁰ Mischas Bruder Johnny beginnt mit der Professorin zu flirten. Wegen dieser sexuellen Transgression entbrennt ein Streit innerhalb der Roma-Familie. Konflikte über verletzte Ehre werden als ein typisches exotistisches Stereotyp vorgeführt. Nachdem sich alle anderen Gäste verabschiedet haben, verführt Johnny die Professorin. Die Liebesszene im Dunkeln wird durch ein virtuoses Violinsolo von Vivaldi begleitet.

Früh am morgen, Karin Landauer hält sich gerade im Badezimmer auf, wird Johnny im Schlaf erschossen. Die Polizei vermutet einen Ehrenmord oder eine Fehde zwischen verfeindeten Roma-Familien als Tatmotiv. Später wird festgestellt, dass die Stradivari „schlafende Schöne“ aus dem Haus verschwunden ist.

Als Inspektor Moritz Eisner (Harald Krassnitzer) mit dem Fall betraut wird, warnt ihn sein Vorgesetzter Alexander Lohman vor einem politischen Skandal. Da Eisner nicht zu verstehen scheint, erinnert Lohman ihn an „die drei gefährlichen M: Medien, Minderheiten, Mord“. Als weitere Erklärung fügt er hinzu: „Ich sage nur Oberwart.“ Im Februar 1995 wurden vier Roma durch einen rassistischen Bombenanschlag in der burgenländischen Stadt Oberwart ermordet.⁶¹ Im Film wird häufig die Bezeichnung „Zigeuner“ ver-

58 Das Sex & Crime-Rezept wird auch in den anderen Roma-*Tatorten* angewandt. In *Brandmal* hat eine Polizistin einen One-Night-Stand mit dem Täter, und das Opfer war von dem Roma-Polizisten schwanger. Doch in Bezug auf die Darstellung von Sexualität gibt sich der Film prüde. Er ist hier wie auch in der Darstellung sozialer Probleme wortlastig.

59 <http://www.tatort-fundus.de/web/index.php?id=3939>.

60 <http://catbull.com/ruzsashej/index.php?menu=band>. Hier ist auch der Text des Liedes und eine Übersetzung zu finden. Es passt inhaltlich hervorragend zur filmischen Szene.

61 Zur musikalischen Aufarbeitung dieser Tragödie siehe Hemetek (wie Anm. 2).

wendet, oft nicht pejorativ gemeint. Auch Lohman spricht von „Zigeunern“, verbietet aber später seinen Kollegen den Gebrauch dieses Wortes. Ausgerechnet diese Person, die besonders auf politische Korrektheit bedacht ist, wird von Eisner mit dem Vorwurf des Rassismus konfrontiert, weil Lohman nicht davon abzubringen ist, dass es sich nur um eine typische Familienfehde handeln könne. Lohman entgegnet: „Du weißt doch, wie liberal ich bin.“ Darauf Eisner: „Ja, in der Unterhos’n.“

Eisner wird als tolerante Person voll Mitgefühl dargestellt. Seinen Job scheint er als eine schwere Last zu empfinden. Plötzlich tauchen auch noch private Probleme auf: Claudia, ein vierzehnjähriges Mädchen, behauptet, seine Tochter zu sein. Eisner ist im Beruf ein Einzelkämpfer und auch privat ein Single. Claudias Mutter informierte ihn nie über die Folgen einer Urlaubsaffäre. Als ein ruhiger und besonnener Mensch akzeptiert er den Teenager ohne zu zögern als seine Tochter. Claudia erweist sich als wesentlich für diese Geschichte, da sie als ein Bindeglied zwischen Roma und *Gadje* (Nicht-Roma) fungiert.

Ihr unsteter Charakter und ihre Freiheitsliebe sind Elemente des klassischen Zigeuner-Stereotyps. Auch in ihrer Erscheinung zeigt sich eine überraschende Ähnlichkeit mit Zigeuner-Darstellungen des 19. Jahrhunderts.⁶² Die visuelle Stereotypisierung wird hier für eine anti-essentialistische Strategie genutzt. Hier wird eine interessante Strategie verfolgt: Zigeuner-Stereotypen werden mit *Gadje*-Charakteren kombiniert. Treffend lässt sich das auf Englisch benennen: *diffusion of Gypsiness*, eine Diffusion des Stereotyps. Damit sind nicht „objektive“ Eigenschaften der Roma gemeint sondern tatsächlichen Mythen, die auf romantischen Klischees und Vorurteilen aufbauen. Dieses Stereotyp enthält als zentrale Elemente: dunkler Typ, wirres Haar, Musikalität, erotische Ausstrahlung. In diesem *Tatort* sind alle Menschen musikalisch, die Handlung spielt ja auch im Musikermilieu. Selbst der Kommissar versucht im Zuge seiner Ermittlungen mit der Gitarre eine Komposition des verdächtigen Roms, die er heimlich sichergestellt hat, vom Blatt zu spielen – aber das

62 Vgl. z.B. „Zigeuner-Mädchen“, Ölgemälde, Gräfin Berta von Nákó, um 1860 – oder auch eine Abbildung in einem Kinderbuch: Preußler, Otfried: Der kleine Wassermann. Thienemann 2002 (55. Aufl.). Briel, Petra-Gabriele: Lumpenkind und Traumprinzessin. Zur Sozialgestalt der Zigeuner in der Kinder- und Jugendliteratur seit dem 19. Jahrhundert. Gießen 1989.

gelingt nur seiner Tochter. In einer ästhetisch sehr ansprechenden Sequenz entsteht eine musikalische Brücke zwischen Claudia, die das Stück auf der Gitarre interpretiert, und Mischa Lakatos, der später auf der Geige einsetzt. Das seiner Professorin gewidmete Musikstück steht für Mischas künstlerische Sublimierung von Liebe und Hingabe. Dieser magische Moment schafft über die Dächer Wiens hinweg eine symbolische Verbindung zwischen Roma und *Gadje*, die über alle Distanzen durch die Musik vereint sind.⁶³

Erotik ist ein typisches Zigeuner-Stereotyp, wobei das Klischee einer Zügellosigkeit der Zigeuner auf einem Missverständnis beruht, denn Sexualität ist bei den Roma streng kontrolliert und mit zahlreichen Tabus besetzt. Dass sexuelle Transgressionen Konflikte auslösen, wird im Film durchaus richtig gezeigt. Hier wird aber das Zigeuner-Klischee vielmehr auf das Mädchen Claudia übertragen. Oft wird sie inszeniert wie das Zigeuner-Mädchen auf einem romantischen Gemälde. Der Film scheint von Zigeunerikonographie inspiriert zu sein.⁶⁴ Dann kommt es wieder zu durchaus kreativen Brechungen: Sie zieht ihren Sweater aus, und man sieht, dass ihr Top mit dem Schriftzug *Fuck* gemustert ist. Hier aber wird die Sexualisierung eines jungen Mädchens aus väterlicher Perspektive als bedrohlich erlebt. Kommissar Eisner will seine eben erst entdeckte Tochter beschützen. Sie spielt bewusst mit seiner bürgerlichen Angst, indem sie ihn am Telefon erschreckt, sie sei gerade auf einer Orgie.⁶⁵

63 Vielleicht lässt meine Beschreibung auch ahnen, dass meine Spezialisierung nicht im Krimi-Genre liegt, sondern im indischen Bollywood-Kino.

64 Pirsig-Marshall, Tanja: Die Darstellung der Roma und Sinti anhand der „Zigeunerikonographie“ der klassischen Malerei. In: Baumgartner, Gerhard und Tayfun Belgin: Roma & Sinti. „Zigeuner-Darstellungen“ der Moderne. Krems 2007, S. 11–14.

65 Maler bemühten sich, Zigeuner-Fantasien darzustellen, und ließen gegen Bezahlung junge Mädchen oben-ohne Modell stehen. Manche weigerten sich aber hartnäckig, weil das ihrem Schamgefühl widerstrebte. Baumgartner, Gerhard, Éva Kovács: Roma und Sinti im Blickfeld der Aufklärung und der bürgerlichen Gesellschaft. In: Baumgartner, Gerhard, Tayfun Belgin: Roma & Sinti. „Zigeuner-Darstellungen“ der Moderne. Krems 2007, S. 15–23, hier 21f. Weiters hierzu: Hancock, Ian: The ‚Gypsy‘ stereotype and the sexualization of Romani women. Radoc.net 2007, http://www.radoc.net/radoc.php?doc=art_d_identity_sexualisation&lang=en&articles=true. Okely, Judith: Own or Other Culture. London – New York 1996. Duerr beschreibt das Stereotyp der „zügellosen Zigeunerin“. Duerr, Hans Peter: Die Tatsachen des Lebens. In: Der Mythos vom Zivilisationsprozeß, Bd. 5. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 341f.

In *Die schlafende Schöne* werden hingegen junge Roma-Männer zu Objekten erotischer Sehnsüchte. Am Tatort des Mordes stellen die Ermittler lakonisch fest: „Jede Menge Sperma.“ Die Professorin Karin Landauer symbolisiert das Verlangen von *Gadje*-Frauen nach exotischen jungen Männern. Ihr eigener Mann nennt sie voll Ironie eine „Zigeuner-Spezialistin“. Doch auch Leopold Landauer verkörpert das gleiche Klischee: ein Nonkonformist, Bohemien und begabter Musiker, dunkler Typ mit lockigem Haar. Herr Landauer ist selbst ein ehemaliger Student seiner Frau. Er erklärt dem Kommissar, sie sei ein Engel und habe ihren neuen Lieblingsstudenten Mischa Lakatos „aus tiefster Armut“ errettet.

Roma werden als streitsüchtig und abergläubisch dargestellt. Sie leben in einer chaotischen Atmosphäre. Als die Polizei eine Hausdurchsuchung vornimmt, flieht ein junger Mann. Das Stereotyp der Kriminalität wird bestätigt. Sie leben in Armut und jenseits von Recht und Moral; ganz nebenbei erwähnt werden Drogendelikte und Hehlerei.

Mischa hatte zwar die Stradivari aus Professor Landauers Haus genommen, behauptet allerdings, dass er sie vor den betrunkenen Partygästen schützen wollte. Aus Angst vor der Polizei gesteht er am Telefon Herrn Landauer, dass das wertvolle Instrument bei ihm sei. Doch Landauer will die Situation für einen Versicherungsbetrug ausnützen. Mischa soll ihm die Geige in einem Schließfach hinterlegen. Landauer entnimmt erst die Stradivari, um sie außer Landes zu bringen, dann kommt er zusammen mit der Polizei zurück und öffnet das leere Schließfach. Daraufhin wird Mischa Lakatos verhaftet. Auch die Festnahme wird wie ein Biedermeier-Gemälde komponiert, voll Mitgefühl mit dem armen Zigeuner.

Bald wird deutlich, dass die Roma unschuldig sind. Die Struktur des Films besteht aus binären Oppositionen, die geschickt durch Grenzüberschreitungen und Diffusion verbunden werden. Das Werk ist beinahe symmetrisch aufgebaut: Es beginnt mit Mischas Violinsolo, gefolgt von einer Sex-Szene und einem Mord. Die musikalische Brücke stellt eine balancierende Achse her. Gegen Ende gibt es eine weitere Sex-Szene – Herr Landauer hat eine Affäre mit Yasmin, einer jungen Geigerin und Tontechnikerin. Dann ereignet sich ein weiterer Mord, dieses Mal ist Frau Landauer das Opfer. Am Ende stellt sich heraus, dass bereits der erste Anschlag ihr gegolten hätte. Die Täterin ist Yasmin, die Nebenbuhlerin, die die Frau ihres Geliebten beseitigen

wollte. Herrn Landauers Liebe für seine Frau war zwar erkaltet, er wäre aber zu einer solchen Tat nicht fähig gewesen. Seine Untreue zeigt sich gegenüber der Frau und auch dem Beruf: Er hasst das Konzertgeschäft und begeht das Sakrileg eines Betrugversuchs mit einer Stradivari. Im Gegensatz dazu ist der junge Rom Mischa ein leidenschaftlicher Musiker, der sein Leben der Kunst und seiner Professorin ein Musikstück widmet. Am Ende ist die Symmetrie vollkommen, wenn der rehabilitierte Mischa Lakatos im Goldenen Saal des Musikvereins spielt. Kommissar Eisner besucht mit seiner Tochter dieses Konzert. Sie demonstriert deutlich ihre Distanz gegenüber der bürgerlichen Kultur.

In diesem Krimi erklingen Lovara-Musik, Rock-Musik und klassische Musik. Mischas Geschichte kann als der erfolgreiche Aufstieg eines Minderheiten-Musikers verstanden werden, dessen Talent es ihm ermöglicht, in der gehobenen Gesellschaft Fuß zu fassen. Als Kontrast dazu wird ein anderer Rom gesetzt, ein drogenstüchtiger Rock-Musiker, der – wie ausdrücklich betont wird – von seiner Musik nicht leben kann. Integration wird als Verbürgerlichung dargestellt. Diese soziale Botschaft ließe sich aus dem Film extrahieren. Nicht zuletzt der Gedanke an *Armer Nanosh* hält mich davon ab, dies als bürgerliche Ideologie und Assimilationismus negativ zu werten. Hier wird erfolgreiche Integration vorgeführt. Auch in *Brandmal* findet sich ein ähnlicher Diskurs über Integration. Dort entsteht vorübergehend eine Dichotomie zwischen randständiger Authentizität und einer bürgerlichen, gesicherten Existenz. Ähnlich wie „der arme Nanosh“ erscheint der Polizist Mario Klemper anfangs als unvollständiger Mensch, bis er in seinem Bekenntnis zu seiner Roma-Identität das vollkommene Menschsein entdeckt.

Die schlafende Schöne vermittelt den Eindruck, dass Roma es nicht mehr dulden, ungerechtfertigten Verdächtigungen ausgesetzt zu werden. Die aktive Beteiligung der Roma-Community ermöglicht eine Selbstdarstellung. Die Roma nützen die Medien-Präsenz für eine Präsentation ihrer Kultur. Die Roma-Musiker Alexandar Jovanovic und Ruzsa Nikolic-Lakatos führen ihre eigene Musik auf.⁶⁶ Dieser *Tatort* enthält auch zentrale Identitätssymbole wie die Roma-Flagge

66 Ruzsa Nikolic-Lakatos wurde in Österreich berühmt mit ihrem Klagelied für die Opfer des Anschlags von Oberwart. Sie trat bei einer großen Solidaritätskundgebung auf dem Heldenplatz mit Austro-Pop-Stars auf und sang Roma-Lieder im Parlament.

und die Hymne „*Gelem gelem*“. Die Charaktere tragen reale Namen der Musikerfamilie Nikolic-Lakatos (auch wenn die Namen vertauscht und die Verwandtschaftsverhältnisse umstrukturiert wurden).

In einer Szene kommt das Selbstbewusstsein der Roma besonders deutlich zum Ausdruck: Kommissar Eisner spricht von seinem Verdacht, dass der Mörder ein Verwandter des Opfers sein könnte, der die Ehre der Familie schützen wollte. Darauf entgegnet Ruzsa zornig: „Wir leben nicht mehr wie vor hundert Jahren – und auch nicht mehr im Wohnwagen.“ Hier werden Integration und Distanzierung von der Vergangenheit betont. In einem Gespräch⁶⁷ erklärte mir Ruzsa Nikolic-Lakatos, diese Worte wären nicht im Drehbuch gestanden, sie hätte sich in diesem Moment über die klischeehafte Darstellung geärgert.

Interessanterweise unterstrichen alle Mitglieder der Familie Nikolic-Lakatos, dass sie diesen Film nie zur Gänze gesehen hätten. Ihre Distanzierung von diesem Produkt verwunderte mich. Später bekannte Ruzsa, dass es die Sex-Szenen sind, die sie am meisten störten. Sie bekräftigte: „Das ist nicht unsere Kultur.“ Außerdem missfielen ihr die vielen Auseinandersetzungen innerhalb der Familie, der mangelnde Respekt gegenüber einem Schwager und ganz besonders auch das Fehlen von Untertiteln bei Dialogen in Romanes. Ruzsa zeigte sich unzufrieden mit einer Begräbnisszene, bei der die Roma-Hymne angestimmt wurde. Sie hätte sich eine Massenszene gewünscht. Dass ein Roma-Begräbnis nur im engsten Kreis stattfände, sei undenkbar, versuchte sie dem Regisseur zu erklären.

In Bezug auf Trauerkultur werden in diesem Film die Grenzen zwischen Realität und Fiktion überschritten: Ruzsas Sohn Sascha starb während der Dreharbeiten am 25. Dezember 2004 nach langer schwerer Krankheit.⁶⁸ Ruzsa sprach davon, wie ihr Sohn vor ihr lag, unfähig sich zu bewegen und zu sprechen. Doch wenn er sie anblickte, begannen seine Tränen zu fließen. Sie zeigt sich dankbar, für die

67 Am 17.10.2008 war ich zu Gast bei Ruzsa Nikolic-Lakatos. Sie sprach mit mir ausführlich über diesen Film und erzählte sehr intensiv über ihre Lebenserfahrung, über Freud und Leid. Für ihre Gastfreundschaft, Offenheit und menschliche Wärme möchte ich an dieser Stelle Ruzsa Nikolic-Lakatos und ihrer Familie noch einmal herzlichen Dank aussprechen.

68 Takiguchi, Sachiko: Sascha Nikolic 1970–2004. Ein Nachruf von Sachiko Takiguchi. In: Stimme von und für Minderheiten. Nr. 54/Frühjahr 2005, S. 23. Nikolic-Lakatos, Manuela: Sein Leben war Musik. In: Romano Centro, Nr. 48. Jänner 2005, S. 12.

großartige moralische Unterstützung und die Menschlichkeit, die sie durch das Filmteam in dieser schweren Zeit erfahren habe. Harald Krassnitzer hätte auch persönlich dafür gesorgt, dass ihrem Sohn die allerbeste medizinische Versorgung zuteil wurde.

In einer Filmszene identifiziert Ruzsa auf der Pathologie das Mordopfer. Hier wirkt ihre Trauer nicht gespielt, sondern das echte Leid einer Mutter kommt hier zum Ausdruck. Im wirklichen Leben ermöglichte ihr der Film die Finanzierung einer eindrucksvollen Familiengruft.

Schluss

Zusammenfassend können in diesem *Tatort* folgende Hauptstrategien identifiziert werden, die eine Stereotypisierung verhindern: Erstens durch Elemente der Selbstdarstellung der Roma-Schauspieler. Zweitens indem eine Debatte über politische Korrektheit eingebracht, aber auch ironisiert wird. Drittens durch die Diffusion des Stereotyps. Wenn romantische Zigeuner-Eigenschaften in *Gadje*-Charakteren zu erkennen sind, könnte man anfangen nachzudenken, was denn die wirklichen Qualitäten der Roma wären. Auch dieser Film wiederholt einige Zigeuner-Stereotypen. Es finden sich aber immer wieder Momente, wo diesen Klischees widersprochen wird. Vielleicht kann der Krimi ihnen letztlich etwas Positives entgegensetzen durch den Schluss, der eine Rehabilitation des Roma-Musikers bedeutet und seine erfolgreiche Integration zelebriert.

Dabei handelt es sich um eine dominante antiessentialistische Strategie der Serie. Im Gegensatz zu strategischem Essentialismus, der Kommunitarismus zu einer Basis politischen Handelns von Subalternen macht, werden hier Ausgrenzungs-Stereotypen, Feindbilder und auch exotistische Phantasien über Minderheiten dem Publikum als vorübergehende Orientierung angeboten, die jedoch anschließend in einem didaktischen Prozess dekonstruiert wird.

Hier halte ich jedoch Skepsis für angebracht: Empirische Rezeptionsforschung zeigt, dass ein Film nicht geschlossen sondern fragmentarisch rezipiert wird. Die Bedeutung wird nicht aus der abschließenden Botschaft gezogen.⁶⁹ Daraus müsste folgen, dass die Strategie von

69 Banaji, Shakuntala: Reading 'Bollywood': the young audience and Hindi films. Basingstoke et al.: Palgrave Macmillan 2006. Dies.: Young people viewing Hindi films: ideology, pleasure and meaning. In: Merz – medien + erzie-

Verdächtigung und Rehabilitation zum Scheitern verurteilt sein würde. Es stellt sich die Frage, ob vielleicht die spezifische Rezeptionshaltung beim Krimi-Genre besonders stark auf das Finale konzentriert wäre? Schließlich geht es im Krimi um des Rätsels Lösung. Die übliche Konversation über Krimis stellt ja auch die Frage, wer denn nun der Mörder gewesen sei? Für die empirische Untersuchung von Krimi-Rezeption scheint mir angesichts der hier diskutierten Themen ein dringender Bedarf zu bestehen. Dies wäre ein lohnendes Projekt, in dem die Europäische Ethnologie spezifische Zugänge in Medien- und Minderheitenforschung einbringen könnte.⁷⁰

In meinem Zweifel an der reinigenden Kraft des Finales bestärkt mich eine Anekdote: Mischa Nikolic-Lakatos erzählte mir, wie er auf der Strasse angesprochen wurde: „I kenn’ di’! Du bist da Mörda vom Tatort.“ Er wollte dann richtig stellen, er sei nur verdächtigt worden. Doch die Erklärung, wer die wahre Mörderin war, ist in dieser Situation zweitrangig. Allerdings sind es freundschaftliche Gespräche, die so beginnen. Fiktion und Realität werden differenziert. Interessant ist die Begegnung mit einem Schauspieler, nicht mit einem Verbrecher oder Tatverdächtigen.

Wie hartnäckig Stereotypen die Sichtweise bestimmen, lässt sich anhand eines anderen Mediums – eines Genre-Bildes – veranschaulichen. Auch hier geht es um ungerechtfertigte Verdächtigung – und wieder um ein Musikinstrument:

„Wie selbstverständlich diese Gleichsetzung der ‚Zigeuner‘ mit ‚Kriminellen‘ im Lauf der Zeit wird, zeigt sich an der Geschichte des Gemäldes *Vor dem Richter* von Sándor Bihari aus dem Jahre 1886. Das Bild, das eine dörfliche Gerichtsverhandlung darstellt, erlangt allgemeine Bekanntheit, weil es von Kaiser Franz Joseph für seinen Budapester Königspalast erworben wird. Im 20. Jahrhundert wird der vor dem Richter stehende ‚Zigeuner‘ zu einer Ikone der Verfolgung der Roma und Sinti durch die staatlichen Behörden, sodass die UNO 1990 – als Illustration des Artikels 11 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte – das Gemälde sogar als Sujet für eine Sonderbriefmarke auswählt. Aus den Tagebuchaufzeichnungen des Malers geht allerdings klar hervor, dass der zentral im Bild dargestellte ‚Zigeuner‘

hung, Zeitschrift für Medienpädagogik, 50. Jg., Nr. 3 (Manga, Bollywood, Martial Arts), Juni 2006, S. 12–18.

⁷⁰ Ortner (wie Anm. 5), S. 10, bezeichnete ebenfalls Rezeptionsforschung zur Migrationsthematik im *Tatort* als ein Desideratum.

nicht als Angeklagter, sondern als Kläger vor dem Richter erscheint: Seine Geige wurde von den Burschen des Dorfes zerbrochen. Bei eingehender Betrachtung des Werkes wird diese Lesart – in der Regel durch den verfestigten kriminalisierenden Blick, nämlich die automatische Identifizierung des ‚Zigeuners‘ mit dem Kriminellen, verstellt – wieder sichtbar und nachvollziehbar.“⁷¹

Tatort-Narrative stützen sich häufig auf einen solchen verfestigten kriminalisierenden Blick. Immerhin erwarten die routinierten Zuseherinnen und Zuseher von vornherein, dass sie hier ein interessantes Milieu vorgeführt bekommen, die üblichen Verdächtigen aber für gewöhnlich unschuldig aussteigen. Doch ganz so sicher kann man sich nie sein. Langfristig betrachtet ist der Anteil des kritischen Publikums am Zustandekommen medialer Repräsentationen nicht zu unterschätzen. Fernsehkrimis mit Realitätsanspruch müssen sowohl in ästhetischer und intellektueller Hinsicht als auch ethisch und politisch überzeugen können. Der Fernsehkrimi *Tatort* ist auch ein Schauplatz, an dem ein symbolischer Kampf um – oft ethnisch konnotierte – Schuld ausgetragen wird. Eine Pseudo-Modernität der Gesellschaft möchte sich häufig zu Lasten von Minderheiten entfalten, indem deren Toleranz durch Diskriminierung, die sich als Freiheit begreift, auf eine Probe gestellt wird. Proteste werden dann als Beweis für die Rückständigkeit und Intoleranz der Minderheiten gewertet, denen es an Aufgeklärtheit mangelt, weil sie gleich nach Zensur schreien. Umgekehrt gibt es auch militante Minderheitenpolitik, die sich nicht von ihrer Opferrolle lösen kann. Ihr Gegenstück und Partner ist eine Form von politischer Korrektheit, die nicht mehr ist als ein Lippenbekenntnis, eine *Performance*. Diese Prozesse wer-

71 Baumgartner, Kovács (wie Anm. 65), S. 15–23, hier S. 20f.

Artikel 11 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (siehe Seite 432):

1. Jeder, der wegen einer strafbaren Handlung beschuldigt wird, hat das Recht, als unschuldig zu gelten, solange seine Schuld nicht in einem öffentlichen Verfahren, in dem er alle für seine Verteidigung notwendigen Garantien gehabt hat, gemäß dem Gesetz nachgewiesen ist.

2. Niemand darf wegen einer Handlung oder Unterlassung verurteilt werden, die zur Zeit ihrer Begehung nach innerstaatlichem oder internationalem Recht nicht strafbar war. Ebenso darf keine schwerere Strafe als die zum Zeitpunkt der Begehung der strafbaren Handlung angedrohte Strafe verhängt werden.

<http://www.unhchr.ch/udhr/lang/ger.htm>.

den im Medium Fernsehkrimi sichtbar – und vor allem auch in gesellschaftlichen Reaktionen darauf.

Bernhard Fuchs: Suspicious Minority. Roma in the TV Detective Series *Tatort*

The TV detective series *Tatort* (site of crime) is analysed from the perspective of minority studies. The emancipative image and integrative potential of *Tatort* is critically questioned and revised. This fictional medium depicts social scenarios of threats and fears. Discriminatory representations have led to minority groups protesting against particular episodes. Political correctness is made visible as a discursive element. Detective stories must satisfy both moral and aesthetic criteria.

neuerDings

Helmut Seethaler – die Aneignung des öffentlichen Raumes

Der „rebellische“ Zettelpoet von Wien

Es ist der 4. August 2007, ein sonniger Tag. Schauplatz ist die Schwedenbrücke zwischen dem ersten und zweiten Wiener Gemeindebezirk. Das Gelände der gesamten Brücke ist beklebt mit kleinen und größeren Zetteln. Bei näherer Betrachtung stellt man fest, dass es sich um kleine Gedichte und Sprüche wie etwa: „Je mehr Dinge vom Denken ablenken, umso lenkbarer werden wir für die Dingeerzeuger“¹, handelt. Verfasst wurden diese Gedichte von Helmut Seethaler, Wiens „Zettelpoeten“.

Seethaler schreibt seine so genannten Pflückgedichte nun schon seit über 30 Jahren. Er beklebt den öffentlichen Raum mit seinen kleinen Sprüchen, die Denkanstöße für die Menschen sein sollen und erfreut damit immer wieder Passanten, deren Weg von seiner Zettelpoesie gekreuzt wird. Als Träger seiner Gedichte dienen ihm Klebestreifen, die er beispielsweise an Brückengeländern, U-Bahn-Stationen, Bretterverschlagen an Baustellen oder zwischen Bäumen anbringt. Dass diese langjährige Leidenschaft und Lebensaufgabe nicht nur Liebhaber findet, ist unschwer nachvollziehbar und obwohl Seethaler inzwischen sogar eine Methode entwickelt hat, um seine Gedichte wieder rückstandslos von den beklebten Flächen zu entfernen, stößt er auf regen Widerspruch.

Der Verfasser der Pflückgedichte wurde bereits über 3000 Mal angezeigt und mehrmals wegen Verschmutzung, Erregung öffentlichen Ärgernisses, Lärmbelästigung usw. zu Geldstrafen oder ersatzweisen Haftstrafen verurteilt. In über 2500 Fällen hatte der Berufungsrichter jedoch entschieden, dass Seethalers Gedichte und Aktionen als Kunstausübung zu akzeptieren seien. Einer der Berufungsrichter begründete einen Freispruch wie folgt: „Seethaler hat in der Ausübung seiner Kunst agiert. Das Besondere liegt darin, an öffentlichen Orten Gedichte an Klebebänder zu applizieren, wodurch Literatur außerhalb des üblichen Kulturbetriebs einem großen Personenkreis in einem untypischen Umfeld vermittelt wird: Bestrafungen würden diese Form der Kunst unmöglich machen. Es wäre ein unverhältnis-

1 Helmut Seethaler.

mäßiger Eingriff in die grundrechtlich garantierte Freiheit der Kunst.“² Dieser Entscheidung dürfte wohl der Artikel 17a des Staatsgrundgesetzes, der am 12.5.1982 in den Katalog der Grund- und Freiheitsrechte der österreichischen Verfassung aufgenommen wurde, zugrunde liegen: „Das künstlerische Schaffen, die Vermittlung von Kunst, sowie deren Lehren sind frei.“

Trotz dieser richterlichen Zugeständnisse und verfassungsrechtlich festgelegter Freiheit, wird das „öffentliche Ärgernis“ Seethaler mit allen nur erdenklichen Mitteln von den Wiener Linien und teilweise auch von den öffentlichen Verwaltungsorganen der Stadt Wien bekämpft.

An diesem Punkt stellen sich einige Fragen: Wem gehört der öffentliche Raum und wer darf über ihn bestimmen? Warum stellen Seethalers Pflückgedichte so ein kontroverses Thema, fast schon eine Bedrohung dar?

Der öffentliche Raum, als Raum für Kunst und Kultur!?

Kunst im öffentlichen Raum hat laut Kunst im öffentlichen Raum Wien (KÖR), abgesehen vom ästhetischen Aspekt vor allem eine wissens- und bewusstseinsbildende Wirkung. KÖR versteht Kunst im öffentlichen Raum nicht als Dekor, sondern als Angebot zur Auseinandersetzung mit Inhalten und radikalen ästhetischen Setzungen sowie als symbolische Markierung bislang kulturabstinenter Territorien.³ Ein weiteres Anliegen von KÖR ist es, „die Funktion des öffentlichen Raums als Agora – als Ort der gesellschaftspolitischen und kulturellen Debatte – wieder zu beleben“.⁴

Seethalers Art, seine Gedichte zu präsentieren, trifft genau auf diese Sichtweisen zu. Er möchte seine Kunst einem breiteren Publikum zugänglich machen. Der Zettelpoet entlässt seine Kunst aus den engen Kontexten von Büchern, Museen und Galerien. All diese genannten Orte setzen nämlich voraus, dass man sich Kunst leisten oder sie erwerben kann und machen sie somit zu einer Ware. Sobald die Kunst jedoch im öffentlichen Raum passiert, ist sie für jeden Menschen frei zugänglich und bietet jedem die Möglichkeit, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Doch diese künstlerischen Bestrebungen des Gedichteschreibers werden andernorts als Vandalismus aufgefasst. Besonders für die Wiener Linien ist er ein hartnäckiges, ungeliebtes Ärgernis.

Die „Verschmutzung“ der U-Bahn-Stationen wurde schon hundertfach zur Anzeige gebracht. Das „Katz-und-Maus-Spiel“ zwischen Seethaler und

2 <http://www.f13.at/texte/Arm-Reich/Strafwut.html>, ohne Autor, zuletzt aufgerufen am 01.08.2008.

3 <http://www.koer.or.at>, ohne Autor, zuletzt aufgerufen am 23.07.2008.

4 <http://www.koer.or.at>, ohne Autor, zuletzt aufgerufen am 28.07.2008.

Bediensteten der Wiener Linien stand ebenfalls das öfteren auf der Tagesordnung. Während er seine Gedichte an Wände und Geländer klebt, reißen im selben Takt ein oder mehrere Bedienstete der Wiener Linien diese wieder herunter und vernichten sie, damit sie nicht erneut aufgeklebt werden können und das saubere Image der U-Bahn-Stationen gefährden. Denn an wenigen öffentlichen Orten ist man so sehr darauf bedacht, Reinheit und Ordnung zu halten, wie in der U-Bahn. Eine gepflegte, ordentliche Station mit festgelegten Benutzungsregeln, eventuell auch mit beleuchteten Werbekästen, wirkt auf den Benutzer oder Besucher der Station sicherer.

Die Verhaltensregeln sind auf Infopostern, gemeinsam mit den Kontaktdaten der Wiener Linien, abgedruckt. Sie untersagen Handlungen wie das Verunreinigen von Anlagen und Wagen, sowie das Musizieren, Lärmen, Betteln oder das Belästigen von anderen Menschen und noch einiges mehr.

Was ist es aber, das Seethalers Pflückgedichte von den City Lights, die mehrfach in Wiener U-Bahn-Stationen hängen, unterscheidet? Ein wesentlicher Unterschied liegt wohl darin, dass die City Lights bezahlte Werbeflächen sind und somit eine lukrative Einnahmequelle für die Wiener Linien.

Als Benutzer der U-Bahn wird man überall mit Werbeplakaten konfrontiert, die für verschiedenste Dinge werben und dementsprechend Aufmerksamkeit erwecken sollen. Im öffentlichen Raum ist dies ebenso. An Werbungen und Werbeplakaten, egal in welcher Dichte oder an welchen Orten sie auftreten, scheint niemand mehr Anstoß zu nehmen.

Hier spielt die zunehmende Privatisierung, Regulierung und Kontrolle des öffentlichen Raumes eine nicht unwesentliche Rolle.⁵ Seethalers vehemente Rückaneignung eines Raumes, der nicht mehr so öffentlich ist, wie er zu sein scheint, weil er zunehmend normiert, reguliert und privatisiert wird, manifestiert sich durch seine Beklebungen. Der Dichter bricht mit dieser Vormachtstellung der Behörden und auch der Industrie, indem er sich den von ihnen angeeigneten Raum durch seine Aktionen zurückholt.

Bei der Suche im Internet nach Helmut Seethaler und seinen Aktionen stößt man immer wieder auf folgende Frage: Warum ist Wien gegen seine Zettelgedichte, obwohl er von anderen Städten eingeladen wird, dort seine Aktionen durchzuführen? Und warum gab es dort keine Probleme oder etwa Anzeigen? Eine einfache Erklärung dafür könnte sein, dass der Zetelpoet durch seine zeitlich begrenzten Aufenthalte ein mehr oder weniger kalku-

5 Vgl. Wiegandt, Claus C.: Öffentliche Räume – öffentliche Träume. Zur Kontroverse über die Stadt und ihre Gesellschaft. Ein kurzes Vorwort. In: ders.: Öffentliche Räume – öffentliche Träume. Zur Kontroverse über die Stadt und ihre Gesellschaft. Bd. 2, Berlin 2006, S. 7ff.

lier- und kontrollierbarer Faktor im Stadtbild ist. In Wien hingegen „schlägt“ er meist unvorhersehbar zu.

Wie bereits erwähnt, hat Seethaler jedoch nicht nur Widersacher. Seine Gedichte und die damit verbundenen Performances im öffentlichen Raum, finden durchaus Liebhaber und regen Anklang bei vielen Passanten, wie auch die Fotos von Frau Christine Kainz belegen. Sie hat seine Aktion auf der Schwedenbrücke vom 4. August 2007 mit ihrer Kamera begleitet und die Reaktionen der Vorbeikommenden auf drei Kleinbilddfilmen festgehalten. 49 Positivabzüge im Format 10 x 15 cm und ein Großteil der dazugehörenden Negative wurden am 8.11.2007 als Schenkung dem Österreichischen Museum für Volkskunde übergeben.

Hauptsächlich zeigen die Bilder angeregt lesende Menschen unterschiedlichen Alters und Geschlechts. Immer wieder sieht man Hände, die beherzt zugreifen, und eines der Zettelgedichte nehmen, um es anzuschauen oder zu lesen. Viele Vorbeigehende fotografieren kurzerhand die Gedichte mit Digital- oder Handycameras. Zwischenzeitlich vermögen es die Pflückgedichte, dass sogar Radfahrer anhalten und sich einem kurzen Moment des Lesens hingeben, oder dass Mütter ihren neugierigen Kindern Seethalers Texte vorlesen. Einige Passanten „pflücken“ sich ihre Lieblingsgedichte und nehmen sie mit, ganz so, wie es vom Künstler angedacht und gewünscht ist. Natürlich bleibt nicht jeder stehen und gibt sich dem Lesen hin, viele gehen vorbei, nehmen keine Kenntnis von den Gedichten oder regen sich über sie auf.

Christine Kainz zeigt mit ihren Fotos Helmut Seethaler während er parallel zur Beklebung der Schwedenbrücke eine Lesung hält. Als Plattform dafür dient ihm eine Bühne am Donaukanal, auf der kurz zuvor noch Musiker die Hauptakteure waren.

Die Performance scheint prinzipiell ein wichtiger Aspekt von Seethalers Kunst zu sein. Sei es bei einer Beklebung, einer Lesung oder einer Auseinandersetzung mit seinen Widersachern, die sich oft zu einem regelrechten Kräfteressen hochschaukeln. Immer wieder geht der Zetteldichter auf Konfrontationskurs mit seinem Umfeld. Durch die öffentliche Art, mit der er seine Kunst präsentiert, steht er immer in Interaktion zu den Individuen, die sich in positiver oder negativer Weise mit seiner Kunst konfrontiert sehen und sich mit ihr auseinandersetzen.

Wer weiß, ob Helmut Seethaler nicht ohne die unzähligen Auseinandersetzungen der Antrieb für seine Zettelpoesie fehlen würde?

Herbert Justnik, Stephanie Stübler



Aktion vom 4. August 2007, Wien, Schwedenbrücke



Aktion vom 4. August 2007, Wien, Schwedenbrücke

neuerDings

Die Rezepte des Dr. Bohr¹

13 Rezepte kamen im Mai 2008 als Schenkung in das Österreichische Museum für Volkskunde. Ausgestellt zwischen 1927 und 1934, unterscheiden sie sich formal markant von den heutigen Vordrucken unserer Krankenkassen: Ein einfaches Blatt Papier, mal dicker, mal dünner, etwa 5 bis 7 cm breit, 12 bis 15 cm hoch. Am oberen Rand gestempelt der Name des Arztes, von diesem mit Tinte die verschriebene Arznei bzw. die einzelnen Stoffe für die Mixtur, jeweils grammgenau, zwei weitere Stempel (die Apotheke, ein Datum) sowie der mit Bleistift gesetzte Nachname des Einreichers.² Nach Ausfolgung der Arznei durch die Apotheke wurden die Verschreibungen dem Patienten wieder mit nach Hause gegeben – nicht wie heute, wo die Rezepte von der Apotheke für die Einreichung bei der Krankenkasse einbehalten werden.

Wollen wir die Rezepte ordnen und beschreiben, fällt auf, dass etliche von ihnen noch weitere Signaturen aufweisen: Zumeist mit Bleistift, teilweise in Kurrent oder auch schon in lateinischer Schrift, wurde festgehalten, wofür die Medikamente verschrieben wurden, mitunter inklusive Gebrauchsanweisung: „gegen: Ausschläge und Flechten“ oder „Hühneraugen, harte Haut“, gegen „Blutarmut, nervöse Kinder, 3 x tägl. 20 Tropfen in Wasser“, „Medicin für Durchfall“ oder „gegen Rote Hände“ – Schriftfetzen vom Vater des Überbringers. Diese Informationen wurden dupliziert, sie scheinen ein zweites Mal auf, zumeist auf der anderen Seite des Rezepts, mit Tinte und in lateinischer Schrift. Die Mutter des Überbringers hat hier – später – noch einmal eine Beschriftung vorgenommen.

Wollen wir die Objekte kontextualisieren, suchen wir nach Anhaltspunkten, die uns ihre Bedeutung erschließen bzw. die Frage beantworten sollen, weshalb eine Sammlung von Arzneirezepten in einer Familie über zwei Generationen aufbewahrt wurde, bevor sie der Sohn dem Museum übergab. Diese Suche eröffnet eine bestimmte Welt, die Welt des Dr. Bohr.

„Oskar Bohr“ einmal gegoogelt, bringt einen schnellen Hinweis: Praktischer Arzt im 3. Wiener Gemeindebezirk, geboren 1858, gestorben 1935. Nach ihm ist eine Gasse benannt, die Dr.-Bohr-Gasse, ebenfalls 3. Bezirk. Dr. Bohr – der „Helfer der Armen“, der „Edle Wohltäter“ und „Menschen-

1 ÖMV, Inventar-Nr. 83.665/001–013.

2 Die Unterschrift auf den Rezepten ist jene des Vaters des Widmungsgebers.

freund“, wie auf der Gedenktafel in der Barichgasse 5 zu lesen ist. Seiner Arbeit lag ein moralischer Aktionsplan zu Grunde: „Ich bin immer daheim, jeden Sonntag, jeden Feiertag, und stehe auch in der Nacht zur Verfügung“. Und: „Ich verlange für meine Ordination nicht mehr, als die Patienten leicht zu zahlen imstande sind.“³ Dr. Bohrs Honorarsätze waren außerordentlich wohlthätig, oft verzichtete der Allgemeinmediziner, der auch bald einen guten Ruf als Zahnzieher und Diagnostiker genoss, vollständig auf seine Taxe, gab nicht selten Patienten Geld für Medikamente, schickte Kohle zur Beheizung oder zahlte kinderreichen Familien den Mietzins, wenn Delogierung drohte.⁴

Seine Patienten dankten es ihm, einmal ganz besonders. 1927 war Oskar Bohr wegen „Übertretung gegen die körperliche Sicherheit“ zu einer Woche Arrest verurteilt worden, der Arzt hatte Kokain an Süchtige verschrieben. 1929 stand Bohr abermals vor Gericht: Angeblich Süchtigen, die an Abstinenzerscheinung litten, verordnete er Morphinum und verstieß dadurch gegen das eben erst erlassene Giftgesetz. Zumindest einer der Morphinum-Empfänger betrieb mit dem erhaltenen Stoff Schleichhandel. Bohr wurde zu einer Geldstrafe von über 100 Schilling bzw. drei Tagen Arrest verurteilt, auch die „Morphinisten“ wurden mit Gefängnisarrest belegt, einmal zu zehn, einmal zu 14 Tagen. Kaum war das Urteil verkündet, kam es zu Protestversammlungen und Massenkundgebungen, bei denen eine Unterschriftenaktion für den verurteilten „Volksarzt“ ins Leben gerufen wurde. Eine breite Medienkampagne, getragen insbesondere von der Kronenzeitung und der Kleinen Volkszeitung, aktivierte die Massen: Tausende Unterschriften wurden wienweit von Freiwilligen gesammelt, hunderte Briefe und Postkarten seiner Patienten und Patientinnen gingen bei den Redaktionen ein – Unterstützungserklärungen, Treuebekundungen, Berichte über kostenlose Behandlungen, über Heilungserfolge, Gedichte Dr. Bohr zu Ehren.⁵

3 Englisch, Franz: Der Volksarzt Dr. Oskar Bohr. Anlässlich der Dr. Bohr-Ausstellung im Landstraßer Heimatmuseum. Bezirksmuseum Landstraße, Konvolut 118, Dr. Bohr. Herzlichen Dank an Museumsleiter Prof. Karl Hauer für das Zurverfügungstellen der Archivalien.

4 Ebd.

5 Vgl. u.a.

„Für den guten Arzt Dr. O. Bohr!
Wie könnten die armen Kranken leben.
Wenn es nicht Menschen auf Erden gibt,
Die für das Wohl der Menschheit streben,
Und auch die armen Leute liebt. –

Und wer hat den sovieles für die Armen schon getan
Der Herr Dr. Bohr der edle gute Mann!
Darum wollen wir in beistehn jetzt in seiner Not.

Der Österreichische Wirtschaftsband, der „Fünfundzwanziger-Ausschuß aller Pensionisten Österreichs“ und etliche Vereine mehr bekundeten ihre Sympathie oder ernannten Oskar Bohr zum Ehrenmitglied. Bereits nach einer Woche hatten rund 22.000 Personen die Petition unterzeichnet, am Ende konnten über 50.000 Unterschriften dem Justizminister übergeben werden. Die Wiederaufrollung des Verfahrens gegen Dr. Bohr wurde nach einem Jahr bewilligt, der „Morphium-Doktor“, wie einige seiner Berufskollegen ihn boshaft nannten, schlussendlich unter großem Jubel freigesprochen.

Die Bedeutung einer Sache resultiert für die Kulturwissenschaften vordergründig aus Kontexten, aus Situationen, in denen sie verwendet wird bzw. aus den Intentionen der Verwender und weniger aus ihren materiellen Eigenschaften.⁶ Die Familie, auf die Dr. Bohr die Rezepte ausgestellt hatte, betrieb zu jener Zeit ein Lebensmittelgeschäft. Man war eine Großfamilie, sieben Kinder, die Wohnung feucht und dumpf. Dr. Bohr behandelte teilweise unbezahlt. Emotion wird zur Lektüre: Ein affektioniertes Verhältnis der Familie zum allseits sehr beliebten und auch berühmten Hausarzt – schon die Großeltern beider Elternteile waren seine Patienten gewesen – ließ die 13 Rezepte in einem Umschlag mit der Aufschrift „Rezepte von Dr. Bohr“ die Zeit überdauern. Die Vielschichtigkeit der mit diesen Rezepten verbundenen persönlichen Geschichten, und dazu gehört auch jene der zweifachen Beschriftung durch die Eltern, der Aufbewahrung und Weitergabe innerhalb der Familie, ist – abgesehen von dem Wert dieser Dokumente als Quellen für die Medizingeschichte – relevant für die Bedeutung dieser kleinen Sammlung von Arzneirezepten.

Birgit Johler

Wo den guten Mann die Kerkerstrafe droht.

Gewidmet vom christlichen Verein, Mitglied Theresia W., ehem. Postmeisters u. Kaufmannstochter von Hainfeld, N.Oe, jetzt arme Pfründnerin in Wien III“, Konvolut 118, Dr. Bohr, Bezirksmuseum Landstraße.

6 Miller, Daniel: *Material Culture and Mass Consumption*. Oxford 1987, S. 11, hier zit. in: Hahn, Hans Peter: *Dinge des Alltags – Umgang und Bedeutungen. Eine ethnologische Perspektive*, in: König, Gudrun M. (Hg.): *Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur* (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen; 27; Tübinger Kulturwissenschaftliche Gespräche; 1). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. 2005, S. 63–80, hier S. 63.

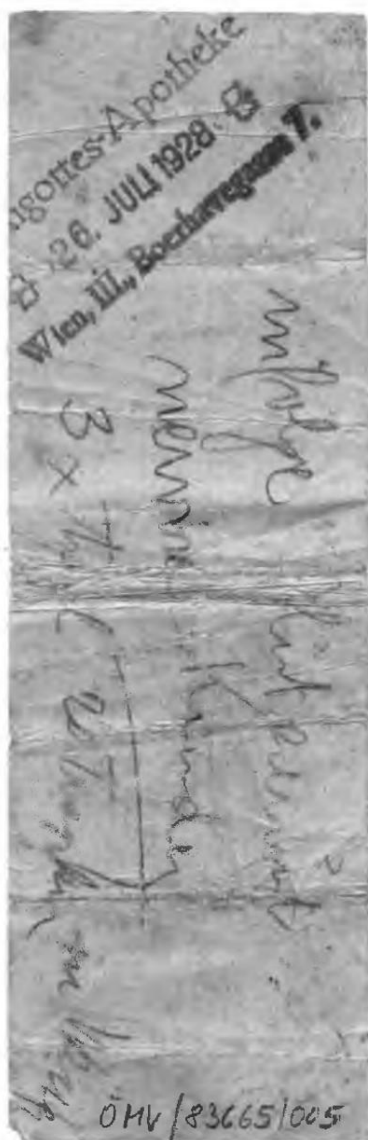


Abb. 1: Rezept, 26.7.1928, mit
Beschriftung des Vaters des
Widmungsgebers (Inv.-Nr. 83.665/005)

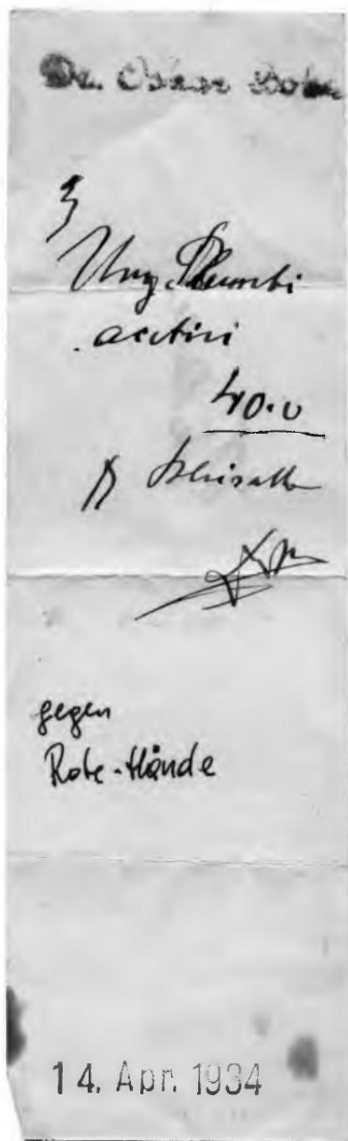


Abb. 2: Rezept, 14.4.1934, mit
nachträglicher Beschriftung durch die
Mutter des Widmungsgebers
(Inv.-Nr. 83.665/003)

Chronik der Volkskunde

25 Jahre Kommission für Frauenforschung (heute: Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung) in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde

Ein Gespräch mit Carola Lipp (Göttingen)

Im September 1983 wurde auf dem Volkskunde-Kongress in Berlin die Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) gegründet. Mit 75 Mitgliedern bildete sie aus dem Stand die größte Kommission der dgv. Die Arbeit konkretisierte sich nicht nur in der Tätigkeit der Kommission (Arbeitstagungen, Publikationen), sondern basierte auf und inspirierte Arbeitsgruppen an mehreren Instituten (u.a. in Basel, Freiburg, Marburg, Tübingen).

Die Kommission hat seit ihrer Gründung elf Tagungsbände publiziert; auf der Konferenz in Basel 2001 wurde sie in „Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung“ umbenannt. Heute sind es – gemessen am Mailverteiler der Kommission – 51 Interessierte (darunter zwei Männer); bei der letzten Arbeitstagung im Februar 2007 kamen (ohne Referentinnen und Kommentatorinnen) rund 70 TeilnehmerInnen nach Wien.

Wir nehmen das 25-jährige Jubiläum der Kommissionsgründung zum Anlass für ein Gespräch mit Carola Lipp, die die Arbeit und Initiative der Kommission von Beginn an aus eigener Beteiligung kennt.

Motivation für dieses Gespräch ist weniger ein inhaltliches Anliegen in Bezug auf Positionen der Frauen- und Geschlechterforschung – und zwar auch darum, weil die Lektüre der Texte aus dem Gründungskontext frapierend aktuelle Fragestellungen und analytische Perspektiven ergibt, genannt seien nur: die Problematisierung der Frauenforschung als Forschung von und über Frauen (Lipp 1984, 8f.), die frühe Erweiterung auf die Kategorie Geschlecht (König 1984, 20), die Aufmerksamkeit für die Schnittstellen der Kategorie Geschlecht mit anderen Strukturierungen (etwa soziale Lage) (Kienitz/Rumpel-Nienstedt 1984, 33). Uns interessiert hingegen mehr zum einen eine Rückschau auf die Kontexte und Perspektiven, die zur Etablierung der Fachkommission geführt hatten. Zum anderen geht es uns um ein Ausloten des Status quo der Frauen- und Geschlechterforschung in der Europäischen Ethnologie und anderen Nachfolgedisziplinen der Volkskunde.

Dabei kann dieses Gespräch weder für die Kontexte der Kommissionsgründung noch für die Frage nach dem heutigen Stand – wissenschaftlich wie institutionell – der Frauen- und Geschlechterforschung im Fach repräsentativ sein. Uns gibt das Jubiläum vielmehr Anlass für das Anliegen, Frauen- und Geschlechterforschung sowie soziale, politische und institutionelle Kontexte, in denen sie in die Diskussion eingebracht wurde und in denen sie heute angewandt werden kann, zu erörtern und zu dokumentieren. Zwischen der Avanciertheit der Fragestellungen heute wie zum Zeitpunkt der Gründung und einer Dokumentation und Diskussion, wie diese Impulse ins Fach kamen und kommen, besteht eine Lücke, die mit der Nicht-Erwähnung der Kommissionsgründung im Band zum Berliner Kongress 1983 begann (Kohlmann 1985). Wir sind nicht interessiert am *ennui* (im doppelten Sinne von Ärger und Langeweile), den eine Haltung des Beklagens und Bejammerns solcher Ignoranzen produzieren würde, sondern interessieren uns für die offensichtliche Produktivität solcher Konstellationen.

1. Zum Entstehungskontext der Kommission

In den vorhandenen Texten zur Gründung der Kommission wird ein konkreter Punkt als Movens für die Kommissionsgründung 1983 genannt: Die Tatsache nämlich, dass Frauenforschung von Studentinnen zwar betrieben, aber – etwa als Abschlussarbeit – als wissenschaftlicher Beitrag abgelehnt wurde. Wie sehen Sie das heute im Rückblick?

Carola Lipp: Diese Erfahrung war damals eine ganz praktische und sie wird zum Teil heute dadurch bestärkt, dass zum Beispiel das Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft lieber Hermann Bausinger, Utz Jeggle etc. als Inspiratoren nennt, als die damals am Institut auch Frauen-Themen unterrichtenden weiblichen Lehrbeauftragten wie etwa Jutta Dornheim und andere Frauen. Traditionsbildung funktioniert also immer noch über die Männer.

Welche Motive waren für Sie persönlich ausschlaggebend, sich für die Einrichtung der Kommission zu engagieren?

Carola Lipp: Wenn Frauenforschung keine Nischenexistenz führen sollte, brauchte sie die Anerkennung als kulturwissenschaftliches Forschungsfeld und dies war nur über die Institutionalisierung zu erreichen. Durch sie war es auch möglich, die Isolation der frauenforschenden Frauen an den einzelnen Instituten aufzubrechen.

Welche Lektüren oder Gruppen würden Sie als damals zentral, als besonders inspirierend und anregend bezeichnen? Gab es für Sie Schlüsseltexte (sowohl für die Politisierung als auch für die Erweiterung des wissenschaftlichen Horizonts durch die Frauenforschung)?

Carola Lipp: Karin Hausen über Geschlechtscharaktere im Conze-Band¹ und Sherry B. Ortner und Harriet Whitehead mit ihrem Sammelband „Sexual Meanings“,² auch Shirley Ardener mit „Perceiving Women“.³ Viel gelernt haben wir alle von den Organisationsbemühungen und den Tagungen der Historikerinnen.

In den vorhandenen publizierten Informationen zur Kommissionsgründung wird auf den sozialen und politischen Kontext des Kampfes für die Frauenforschung im Fach kaum eingegangen. Wie positionierte sich die Kommission zu den sozialen und politischen Interessen der Frauenbewegung? Welche Strategien wurden hinsichtlich der Positionierung im wissenschaftlichen Feld diskutiert?

Carola Lipp: Da die Frauenbewegung damals sehr einseitige methodologische Positionen in der Frauenforschung bezog (Parteilichkeit, Betroffenheit etc.), bestand die Tendenz, sich von manchen der – vor allem auch esoterischen – Seiten (etwa Heide Göttner-Abendroth und ihrer Matriarchatsforschung, die damals modisch war) zu distanzieren. Diese Distanzierung passierte durch solide Empirie und fachwissenschaftliche Forschung.

Gab es dazu – also auf sozio-politischer wie auf sozusagen innerwissenschaftlicher Ebene – unterschiedliche Positionen oder Auseinandersetzung unter den beteiligten Frauen?

Carola Lipp: Ja, weil die emotionale Dynamik natürlich aus den Positionen der Frauenbewegung kam und es deshalb ein doppelter Prozess der Identifikation und Distinktion war.

1 Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart 1976, S. 363–393.

2 Whitehead, Harriet; Ortner, Sherry B. (Hg.): Sexual Meanings. The Cultural Construction of Gender and Sexuality. New York 1981.

3 Ardener, Shirley (Hg.): Perceiving Women. London 1975.

Welche Reaktionen kamen von Seiten der Männer im Fach? Können Sie sich an konkrete Aussagen, Stellungnahmen oder an die Stimmung erinnern?

Carola Lipp: Am Anfang wurde mit Lächerlichmachen, Unverständnis und später mit *laissez-faire* reagiert. Viel Spott gab es auf der Mitgliederversammlung der dgv, als die Kommission gegründet wurde.

Wie waren die Reaktionen von nicht an der Initiative beteiligten Frauen oder von Frauen, die die Initiative nicht unterstützten?

Carola Lipp: Wir haben uns stark bemüht, die etablierten Frauen einzubinden, zum Beispiel durch Anschreiben und Erbitten von Unterstützung bei der Kommissionsgründung. Wir hatten ein Interesse, die zwischen Instituten und Fachrichtungen bestehenden Differenzen aufzuheben. Ich habe über Frauenforschung überhaupt erst Kolleginnen von anderen Instituten kennen und schätzen gelernt. Es gab viel Toleranz und Solidarität, wenn auch nicht immer gepaart mit inhaltlichem Verständnis.

2. Zur Geschichte der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung

Die Geschlechterforschung wurde seit der Gründung der Kommission im Fach etabliert und institutionalisiert – etwa in Studienplänen, in Projekten, in der Forschungsarbeit von AbsolventInnen und von Lehrenden. Wie sehen Sie diese Entwicklung? – Welche Erfolge würden Sie benennen? Welche Desiderata sind geblieben?

Carola Lipp: Ich sehe diese Entwicklung positiv, noch mehr, dass sich die Geschlechterforschung im Fach häufig auf interdisziplinären Feldern bewegt und in Kooperation mit anderen Fächern erfolgt und sich zum Beispiel im gemeinsamen Betreiben eines Gender-Studiengangs niederschlägt.

Welche Desiderata sind geblieben?

Carola Lipp: Die Männerseite scheint mir im Fach zu kurz gekommen zu sein. Hier sind andere Fächer weiter.

Sie arbeiten nicht ausschließlich im Fach, sondern auch inter- und transdisziplinär. Im Vergleich zu anderen Disziplinen: Was sagen Sie zur Institu-

tionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung in der Europäischen Ethnologie/der Empirischen Kulturwissenschaft etc.?

Carola Lipp: Positiv ist sicher, dass in fast allen Lehrplänen Geschlechterfragen behandelt werden. Das Fachgebiet ist heute methodisch enorm ausdifferenziert und wenn, dann gibt es entlang methodischer Grenzen gewisse (auch qualitative) Unterschiede. Die naive positivistische Position, die meint, Frauen sichtbar zu machen, sei schon viel, ist zum Glück verschwunden.

Gab oder gibt es spezifische Impulse für die Geschlechterforschung aus der Europäischen Ethnologie?

Carola Lipp: Ja, zum Beispiel das Umdenken über die politische Rolle der Frauen in der Revolution 1848 (weg vom Diskurs der Rechtsstellung hin zu symbolischen Aktionen und Repräsentationen) ist stark von Projektarbeiten aus dem Fach beeinflusst worden, auch wenn dies in den Zitationen heute nicht unbedingt mehr sichtbar wird. Auch in den Museumsbereich sind neuere Gender-Ansätze hauptsächlich über unser Fach hineingetragen worden, dies gilt insgesamt für die Sachkultur. Auf anderen Forschungsfeldern herrscht eher ein produktives Nebeneinander. Die Fachgrenzen sind ja nicht mehr so geradlinig geschnitten wie früher.

Beobachten Sie Kontinuitäten in der Frauen- und Geschlechterforschung als Forschungsfeld bzw. als analytische Perspektive – sowohl irritierende, problematische, als auch positive, konstruktive?

Carola Lipp: Geschlechterforschung passt sich ebenso wie andere Felder methodischen Trends an. Bemerkenswert ist sicher, dass die Männer nie die Männerforschung so richtig entdecken wollten.

3. Zur Situation der Frauen- und Geschlechterforschung heute

Unsere Beobachtung ist, dass die Reaktionen der Studierenden auf das Thema Geschlechterforschung sehr unterschiedlich sind: Sie reichen von Desinteresse über Abwehr bis zu engagierten Beiträgen, die offensichtlich mit einem politischen und sozialen Engagement (in feministischen oder queeren Gruppen) verbunden sind. Wie nehmen Sie die Lehre diesbezüglich wahr? Hat sich das in den Jahren, in denen Sie unterrichtet haben, verändert? Wenn ja, in welcher Hinsicht?

Carola Lipp: Dort wo Geschlechterforschung unter dem Vorzeichen der *political correctness* daher kommt und disziplinierend auf das Denken einwirken will, gab es glücklicherweise immer schon Widerstand von Studierenden. Wie jedes Gebiet, muss sich das Forschungsfeld daran messen lassen, was es zu den (die Studierenden interessierenden) Problemen der Zeit zu sagen hat. Heute ist deshalb auch in der Frauenforschung bei uns im Fach Migrations- und Transnationalitätsforschung *en vogue*, Fragen der Globalisierung und ähnliches. Fragestellungen und Fachgebiete entwickeln sich weiter. Wir wollen keine konservatorische Geschlechterforschung.

Wie sehen Sie das rezente Verhältnis von Theorie und sozialer/politischer Praxis? – Was nehmen Sie diesbezüglich wahr? Woher kommen heute die Impulse, Frauen- und Geschlechterforschung zu betreiben? Was speist die Neugier am Thema?

Carola Lipp: Eine große Rolle spielt immer noch die Erfahrung mit Blindstellen, Diskriminierung, durch die Schule usw. Das Sexualitätsdispositiv scheint mir auch immer noch eine Rolle zu spielen, wenn ich mit Michel Foucault argumentieren darf.

Sind aktuelle politische Kontexte für Ihre eigene Arbeit relevant? Rezipieren Sie beispielsweise nicht im engeren Sinn wissenschaftliche Diskussionen in feministischen oder queeren Zeitschriften, Foren, Mailinglisten? Wir fragen das auch, weil wir sehen, dass sich das Interesse von Studierenden oft aus solchen Kontexten heraus speist.

Carola Lipp: Meine Arbeit konzentriert sich derzeit auf das gute alte 19. Jahrhundert. Ich verfolge aber Publikationen der queer Press und Gender-Publikationen regelmäßig und interessiere mich derzeit stark auch für Männlichkeitsforschung, weil ich es in meiner Forschung viel mit Männern zu tun habe.

Nikola Langreiter, Elisabeth Timm

Literatur

Arbeitsgruppe volkskundliche Frauenforschung Freiburg (Anita Chmielewski-Hagius, Silvia Dürmeier, Hanna Eimermacher, Felizitas Fuchs, Helga Fürst, Karin Haist, Christine Klaiber, Gisela Lixfeld, Martina Schilling, Susi Schmid) (Hg.): Frauenalltag – Frauenforschung. Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg, 22.–25. Mai 1986. Frankfurt am Main u.a. 1988.

Bechdorf, Ute, Sabine Kienitz: Visionen und Re-Visionen: Wohin führt der Blick zurück? Replik auf die „Überlegungen zur volkskundlichen Frauenforschung“ von Anne Blohm und Sabine Gieske. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 91 (1995), S. 83–84.

Blohm, Anne, Sabine Gieske: Überlegungen zur volkskundlichen Frauenforschung – Etappen und Entwicklungen. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 90 (1994), S. 169–182.

Kienitz, Sabine, Sabine Rumpel-Nienstedt: Zwischen Straßentumult und Festakt – Württembergische Frauen in der Revolution 1848. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* 26 (Nov. 1984), S. 32–35.

König, Gudrun: Überlegungen zur musealen Präsentation von Frauengeschichte. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* 26 (Nov. 1984), S. 17–21.

Gestaltungsspielräume. Frauen im Museum und Kulturforschung. 4. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Tübingen 1992 (= Studien & Materialien, 10).

Kohlmann, Theodor (Hg.): Großstadt: Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskunde-Kongreß in Berlin vom 26. bis 30. September 1983 (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, 13). Berlin 1985.

Lipp, Carola: Frauen in der Volkskunde. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* 26 (Nov. 1984), S. 1–16.

Dies. (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Bühl/Moos 1986.

Dies.: Geschlechterforschung – Frauenforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. Dritte, überarb. u. erw. Aufl. Berlin 2001, S. 329–361.

Dies.: Überlegungen zur Methodendiskussion. Kulturanthropologische, sozialwissenschaftliche und historische Ansätze zur Erforschung der Geschlechterbeziehung. In: *Frauenalltag – Frauenforschung*. 2. Tagung der Kommission Frauenforschung. Frankfurt am Main u.a. 1988, S. 29–46.

41. Internationales Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Dresden, 21.9.–27.9.2008

Das diesjährige fünftägige Symposium wurde von Thomas Westphalen, Leiter des Landesamts für Archäologie in Sachsen, im Japanischen Palais, dem ältesten Museumsbau des Freistaates, eröffnet. In Sachsen hegt auch die Geburtsstätte des europäischen Porzellans, das vor 300 Jahren von Johann Friedrich Böttger erfunden wurde und untrennbar mit August dem Starken, Regent und Sammler, verbunden ist. Hans-Georg Stephan erinnerte im Namen des Vorstands des Arbeitskreises daran, dass das diesjährige Symposium erst das zweite im ehemaligen Osten sei und die Tagung 2009 im nahe gelegenen Görlitz stattfinden werde. In einer Gedenkminute gedachte die Gruppe des Altbürgermeisters Rudolf Hammel, der das Symposium 2007 in Obernzell ausgerichtet hatte und am 11. April 2008 verstorben war. Der Name des Symposiums wurde mittels Abstimmung geändert in „Internationales Symposium Keramikforschung“.

Zwei volle Tage und ein halber waren Vorträgen gewidmet, deren Schwerpunkt auf der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in Sachsen lag. Stefan Krabath vom Sächsischen Landesamt für Archäologie berichtete in seinem Überblicksreferat von den Beständen in Sachsen, die Aufschluss über lokale und importierte Ware, über Irdenware und Steinzeug vom 12. bis in das 20. Jahrhundert geben. Die zunehmende Bautätigkeit auf den Altbrachen von Dresden werde derzeit von intensiven Grabungen begleitet, die Töpferöfen und Töpfereiabwurfgruben zutage bringen. Darüber erzählte Christiane Hemker, Stadtarchäologin in Dresden. Jens Schenker und Dirk Scheidemantel stellten Funde aus Dorfgrabungen in der Niederlausitz vor: in Klein Görigk wurde im 12. und 13. Jahrhundert ausschließlich Irdenware verwendet, Steinzeug war teuer und damit bestimmten gesellschaftlichen Schichten vorbehalten. Im Angerdorf Horno verfügte jedes Gehöft seit dem späten 15. Jahrhundert über einen einfachen Napfkachelofen, der mit glasierten und verzierten Einzelkacheln dekoriert war. Gunter Oettel, Archäologe und Verlagsinhaber in Görlitz, berichtete, dass die Töpferöfen von Leipzig und von Zittau außerhalb der Stadtmauern situiert waren. Funde belegen, dass die Produktion von Steinzeuggefäßen im 14. Jahrhundert einsetzte. Typisch für die frühe Steinzeugproduktion ist eine braunrote Bemalung, später erfolgte die Verzierung mittels Rollstempel. Laut Andreas Christl, Archäologe im Landkreis Meißen, sind drei Töpfereistandorte für Meißen belegt, die ihre Lage durch die Jahrhunderte nicht änderten. Jens Beutmann gab einen Überblick über die formale und

technologische Entwicklung der spätmittelalterlichen Gebrauchskeramik in Dresden, Chemnitz, Leipzig und Zwickau. Im 15. Jahrhundert wurden die Gefäße verstärkt glasiert, was mit einem neuen Formenspektrum einherging. Eine handwerkliche Besonderheit stellte Yves Hoffmann vor: Unter den Gewölberippen im spätgotischen Chor der Wehrkirche zu Dörnthal im Erzgebirge befinden sich modelgefertigte Kopfkonsolen aus Keramik.

Ein weiterer Schwerpunkt der Vorträge betraf die aktuelle Auswertung von mittelalterlichen Fundkomplexen. Wolfgang Schwabenicky zeigte in seinem Vortrag die breite Palette an Scherbenfunden (u.a. Rauchrohre und grün glasierte Napfkacheln), die beim Neubau des Schlosses Sachsenburg bei Frankenberg vermutlich im Jahre 1483 als Füllmaterial für Gewölbeteile Verwendung fanden. Martina Bundszus berichtete von einem umfangreichen Renaissancefund aus der Zeit vor 1569 aus Grabungen, die zwischen 1937 und 1939 auf der Schlossinsel Rodewisch in der Wasserburg Göltzsch im Vogtland stattgefunden hatten. Nadine Holesch bearbeitete die Funde im Lutherhaus in Wittenberg (ehemaliges Augustiner-Eremiten Kloster). Der Anteil von Steinzeuggefäßen sächsischer Produktionsstätten liegt ihren Ausführungen zufolge bei 9%, auffallend groß ist dabei die Anzahl von Feldflaschen in unterschiedlichen Größen. Roman Grabolle stellte einen Keramikkomplex aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts aus dem Kollegienhaus der Universität von Jena vor. Die Funde geben einen Einblick in das Leben der Studenten in nach-reformatorischer Zeit (z.B. Wärmeschalen) und sind diesbezüglich vergleichbar mit Funden aus der Alten Universität in Wien. Drei Grabungssaisonen gab es seit dem Jahr 2005 in Bolesławiec (Polen) auf der Suche nach älteren Belegen für die so genannte Bunzlauer Keramik, wie Robert Swed berichtete. Martin Volf bearbeitete die Geschichte der mittelalterlichen Töpfereiproduktion in Böhmen. Die ersten Töpferöfen tauchen im 13. Jahrhundert auf, was bei der Tagung zur Diskussion führte, ob dies mit dem Einfluss der deutschen Siedler zusammenhänge. Wie wir auch aus Stoob im Burgenland kennen, so gibt es auch in Böhmen Öfen, deren Gewölbe aus Gefäßen zusammengebaut sind. Aus einer Verfüllung des so genannten Amtskellers der Burg- und Klosteranlage Oybin im Zittauer Gebirge wurden grün glasierte Ofenkacheln mit unterschiedlichen figuralen Darstellungen geborgen, die Joanna Wojnicz in das 2. Viertel des 16. Jahrhunderts datierte. Ludwig Döry berichtete über das Ergebnis seiner Suche nach Konterfeis für sächsische Ofenkachelmotive. Im Kupferstichkabinett in Dresden fand er schließlich einen Stich als Vorlage für das Motiv des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I., aus dem Jahre 1635.

Von besonders volkskundlichem Interesse war der Vortrag von Sonja König über Wasserbrunnen, Wasserblasen und Wasserkästen. Ausgehend von zahlreichen Funden im Lutherhaus in Wittenberg stellte sie eine Zeit-

und Formentafel zusammen. Es lässt sich eine Verbreitungskonzentration zwischen der Schweiz und Sachsen erkennen, die bei der Tagung Anlass zu Diskussionen gab. Bis in das 15. Jahrhundert verwendete man transportable Aquamanile, im 16. Jahrhundert erhielten die Wandbrunnen einen festen Platz im Mobiliar der Stube, es dominierte die Kastenform. Seltener erhalten als das Lavabo ist die dazugehörige Auffangschale.

Die Auswertung schriftlicher Quellen war Inhalt mehrerer Referate. Antje Rottländer bearbeitete die Archivalien zur Geschichte des Töpferhandwerks in der schwarzburgischen Untergrafschaft Frankenhausen. Sie erzählte vom Existenzkampf der Töpfer, die sich durch die Gründung einer Innung im Jahre 1686 gesicherte Absatzmärkte und verbesserte Arbeitsbedingungen erhofften. Mit archivalischen Quellen arbeitete auch Konrad Schneider bei seinen Forschungen über die „Häfner“ in Frankfurt am Main. Bei Nachlassregelungen wurden Inventare angelegt, aus denen der Besitzstand der Häfner hervorgeht. Schriftliche Quellen in Form von Glasurrezepturen für Irdenware-Bleiglasuren und Fayenceglasuren analysierte Wolf Matthes. Johann Kitzberger aus Wels (1735–1780) hatte diese „Gläser“ (Rezepte) für seine Nachfolger aufgeschrieben. Rohstoffe von heute würden nicht zu denselben Resultaten führen.

Etliche Vorträge beschäftigten sich mit den Arbeitsmethoden in der Keramikforschung. Mit welchem Programm er die digitale Inventarisierung von Keramikmassenfunden vornimmt, beschrieb Ralf Kluttig-Altman vom Landesdenkmalamt Halle. Die elektronische Erfassung mittelalterlicher und neuzeitlicher Keramikfunde ist eine Gratwanderung zwischen Schnelligkeit und Genauigkeit. Bernd Ullrich, Professor für Keramik an der TU Bergakademie Freiberg, berichtete von den Ergebnissen der (raster-)elektronenmikroskopischen Untersuchungen an historischen Böttgersteinzeugen. Der Erfindung des Porzellans durch J. F. Böttger ging im Jahre 1707 die Erzeugung von rotem Böttgersteinzeug voraus. Was in China als fertiger Rohstoff zur Verfügung stand, musste in Europa aus verschiedenen Komponenten zusammengesetzt werden. Der Geologe arbeitet laufend an einer Referenzliste, die zu Vergleichszwecken bei Herkunftsfragen dienen wird. Die Systematisierung der Formen Westerwälder Gebrauchsgeschirrs aus der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1960er Jahre hat ein Projekt, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, zum Ziel, das Adelheid Müller mit ihren Kolleginnen vorstellte. Ausgehend von den Beständen des Germanischen Nationalmuseums und den Warenverzeichnissen der Händler konnten Formtypen und ihre Wandlungen festgestellt werden (laut Katalog der Vereinigten Steinzeugfabriken des Westerwaldes hatte die für den Export produzierte „österreichische Kanne“ die Form einer bauchigen Schnauzenkanne).

Einzelne Unternehmen waren Gegenstand weiterer Beiträge: Marion Roemer, Leiterin des Ostfriesischen Teemuseums Norden, ging der Geschichte der Porzellanmalerfamilie Graef, die aus Thüringen stammte und nach Ostfriesland eingewandert war, nach. Durch drei Generationen hindurch wurde Porzellan in einem typischen Stil in Heimarbeit bemalt. Inschriften, Namen, Dekore (Blumen durch Abziehbilder) und Datumsangaben gaben die Kunden vor. Über den Ofenfabrikanten Richard Blumenfeld berichtete Monika Dittmar vom Ofenmuseum Velten bei Berlin. Das Unternehmen des jüdischen Fabrikanten entwickelte sich in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts zur größten Ofenfabrik in der Stadt. Noch heute finden wir Produkte dieses Unternehmens in den großen Metropolen wie beispielsweise die Wandplatten der Berliner U-Bahn-Stationen. Die Medizinstudentin Kiana Moise aus Sibiu berichtete über die Berufskrankheiten der Töpfer in Horezu, Rumänien. Die strengen Vorschriften der EU haben die Bleiglasuren in Westeuropa verdrängt, auf der traditionellen Zierkeramik von Rumänien finden wir sie jedoch noch heute. Fachärzte nahmen Untersuchungen an Mitgliedern der Töpferfamilien vor. Der Bleigehalt im Blut war erschreckend hoch und die Betroffenen klagten über ernst zu nehmende gesundheitliche Schäden. Blei gelangt über die Atemwege in den Körper, allein Absaugvorrichtungen und Mundschutz würden entsprechenden Schutz bieten.

Eine Gruppe von Referaten gewährte Einblicke in neuzeitliche Sammlungen bzw. Museumsbestände. Horst Klusch berichtete über ein Projekt am Emil Sigerus Museum in Sibiu (Rumänien), wo die Keramikstudien Carla Rosca einen Bestandskatalog für Keramik vorbereitet. Der Referent zeigte eine Auswahl an Zunft- und Nachbarschaftskannen, die als Geschenke zu bestimmten Anlässen angefertigt worden waren und daher auf besondere Weise verziert sind. Claudia Peschel-Wacha präsentierte den Bestand an so genannten Zittauer Fayencen im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien in Form eines Posters. Dieser Fayencetypus trat in den Museumsbeständen von Zittau gehäuft auf, was zur Namensgebung führte. Bislang ist die Rolle von Zittau als Produktionsstätte jedoch nicht durch Bodenfunde belegt. Jens Schulze-Forster berichtete über den Keramikbestand in der Sammlung des Textilfabrikanten Richard Zschille (1847–1903) in Großhain. Der Kunstsammler präsentierte seine Objekte als historisierende Interieurs und fuhr damit 1893 nach Chicago zur Weltausstellung. Ein Teil der Sammlung Zschille gelangte in das Grassi-Museum Leipzig, ein anderer wurde 1901 versteigert.

Der erste Ausflug im Rahmen der Tagung führte in das Kunstgewerbemuseum von Pillnitz und begann dort mit einem Vortrag des Kurators Rainer Richter. Richter stellte falsche Zuweisungen klar und betonte, dass es keine

Steinzeugproduktion in den sächsischen Städten Annaberg und Freiberg gegeben hatte. Dank einer Signatur konnte die Provenienz eines Steinzeugkrugs mit Braunsteingobe und Salzglasur eindeutig der Kreisstadt Dippoldiswalde im Landkreis Sächsische Schweiz-Osterzgebirge zugewiesen werden. Am vierten Tagungstag stand eine Exkursion nach Meißen auf dem Programm, wo das Porzellanmuseum, die Schaumanufaktur und das Werk besichtigt wurden. Auf dem Rundgang durch die Stadt wies der Stadtarchäologe Andreas Christl u.a. auf die baulichen Überreste der Ofen- und Fliesenfabrik Teichert aus dem 19. und 20. Jahrhundert hin. Der fünfte und letzte Tag beinhaltete eine Besichtigung des im Jahre 2007 im Grassi-Museum wieder eröffneten Museums für Angewandte Kunst und des Städtischen Museums in Leipzig. Von besonderem Interesse für die ExpertInnen bildeten dabei Einblicke in die Keramikdepots. Mit einem Besuch im mittelalterlichen Rathaus und im Stadtgeschichtlichen Museum von Grimma – ein Ort am Fluss Mulde, der vom Hochwasser 2002 ganz besonders arg betroffen war – ging eine intensive und aufschlussreiche Tagung zu Ende.

Claudia Peschel-Wacha

Károly Gaál 1922–2007¹

Am 19. Mai 2007 ist Károly Gaál im Alter von 85 Jahren verstorben. Seine Geburtsurkunde nennt den 23. April 1922. In der ihm eigenen Art hat er über seinen Lebenslauf wissen lassen: „Meine Mutter, die ohne Zweifel bei meiner Geburt dabei gewesen ist, hat bis zu ihrem Tode darauf bestanden, dass sie mich nicht am 23., sondern am 24. April zur Welt gebracht hätte.“ Der 24. war nämlich ein Sonntag gewesen und die Mutter wollte ihrem Kind die Verheißung des Sonntagskindes mit auf den Weg geben. In „Kire marad a Kisködmön – Wer erbt das Jankerl?“, dem Text, der 1985 in Szombathely erschienen war, schreibt Gaál in feiner Ironie von seinen „formellen Lebenslauf-Varianten“.

Wohl stand Budapest als Ort der Geburt im Pass, doch die Suche nach seinem Geburtshaus riet Gaál aufzugeben. Im Zug sei es gewesen, zwischen Keszthely und Budapest, wo er zur Welt gekommen. Freilich habe man versäumt, eine Gedenkplakette am Eisenbahnwagen anzubringen. Interpretiert man die Eisenbahn als Symbol der Bewegung, dann wird sie als Geburtsort zur Metapher. Erzwungene und freiwillige Mobilität – Gaál war ein Reisender, der sich nie ganz einordnen oder vereinnahmen ließ. Er ist daher vielleicht auch nicht überall angekommen, angenommen, nie ganz heimisch geworden, in Österreich und eben auch nicht in Ungarn. Das bestimmte (so autobiographisch) schon die Kindheit, in der er den Kameraden zu wenig ungarisch, dann später manch Hiesigem zu ungarisch war.

Zur Biographie weiter: Nach der Matura im Piaristengymnasium Kecs-kemét nimmt Gaál ein Studium der Ethnographie, Kulturgeographie, Geschichte und Literaturgeschichte an der Universität Budapest auf, arbeitet als Praktikant im Székler-Nationalmuseum, wird 1944 verhaftet und in ein Lager verschleppt. 1945 wird er Assistent am Institut für Ethnographie der Universität Budapest. Seine Promotion schließt er 1946 mit einer Dissertation über den Wallfahrtsort Máriapócs ab. Er wird Museumsdirektor, zuletzt im Balaton-Museum in Keszthely. 1956 ist er Gründungsmitglied des west-ungarischen Nationalrates, er flieht nach Österreich. Es folgen ein Stipendium an der Universität Lund (Schweden) und diverse Forschungsaufträge im Burgenland. Das Jahr 1964 sieht ihn mit einem Lehrauftrag über „Traditionelle Kultur des Karpatenraumes“ am Institut für Volkskunde der Universität Wien. Die Habilitation erfolgt 1969. 1975 wird er zum Ordina-

1 Für seine bereitwillige, kollegiale Hilfe bei der nicht einfachen Ermittlung von Daten danke ich Olaf Bockhorn. Biographische Hinweise zur Kriegs- und Nachkriegszeit entstammen auch dem „Who-is-Who in Österreich“ (1997).

rius für Volkskunde ernannt, ein Amt, das er bis zu seiner Emeritierung 1992 innehat.

Mit der Goldenen Medaille der Stadt Wien ist er ebenso ausgezeichnet worden wie mit dem Ehrenzeichen des Burgenlandes und dem Großen Silbernen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich. Er war Ehrenmitglied der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft, Ehrendoktor und Ehrenprofessor der Universität Budapest und ausgezeichnet mit dem Silbernen Kreuz des Ordens für Verdienste um die Republik Ungarn.

Gaál ist nirgendwo ganz heimisch geworden; er wollte das vielleicht auch nicht und sich so jene Distanz erhalten, die für seine wissenschaftliche Arbeit hilfreich, wenn nicht sogar notwendig war. Der hohe Preis, den solche Unabhängigkeit kostet, verhinderte die Behäbigkeit, sich mit dem Vorhandenen zufriedenzugeben oder gar allzu sehr anzufreunden. Die Erfahrung des prinzipiellen Fremdseins eines Zugereisten, die Unbehautheit des Menschen in unserer Welt hat er als einen Normalzustand helllichtig erkannt und als notwendig akzeptiert.

Bei all dem Schmerzhafte, das mit solchen Erfahrungen verbunden ist: Es waren keine schlechten Voraussetzungen für eine kritische und distanzierte Beobachtung der Volkskultur. Denn als Gaál nach Österreich kam, war Volkskultur von einer Weihestimmung umgeben, die bereits im austrofaschistischen Ständestaat zur Strategie der Verösterreicherung gehörte. Das Fach galt als eine oft heimattümelnde und nicht selten immer noch bräunliche Wissenschaft – ohne dass man das eigens notierte, weil es so selbstverständlich war. Einige Fachvertreter waren nach dem II. Weltkrieg nur kurzfristig behelligt und danach lange und weitgehend unkritisiert geblieben. Sie hatten sich kaum zu rechtfertigen, der einmal eingeschlagene Weg war in unglaublicher Keckheit, ja in oft erschreckender Unverfrorenheit weitergegangen worden.

Vor diesem Hintergrund bleibt der Vorsatz des eben Angekommenen, eine „Volkskunde jenseits der Ideologien“ – so hatte es Gerhard Heilfurth 1961 formuliert – zu wagen, bemerkenswert. Die Volkskunde, der Gaál sich verschrieb, hatte Denkmöglichkeiten eröffnet, die notwendig waren, um eine unsentimentale Sicht auf die Volkskultur der Vielen, auch der weniger Privilegierten, zu ermöglichen. Es waren die Knechte auf den Gutshöfen, bei denen sich Gaál aufhielt, es waren die Frauen in den mehrsprachigen Dörfern des Burgenlandes, von denen er sich erzählen ließ. Da spielten dann die Gattungen und Genres keine so große Rolle mehr. Wichtig war die kommunikative Rolle der Erzählstoffe. Ungewohnte Töne und lange unbeachtet gebliebene Menschen und Regionen kamen da zu Wort und Text, rückten auf einmal ins Blickfeld. Es kam eine Kultur zum Vorschein, die einen alten Kulturraum regulierter und austarierter Mehrsprachigkeit verschiedener Kulturen im lokalen Milieu sichtbar machte.

Wo es um das neue Sehen ging, hat Gaál ernst gemacht. Mit Volkskultur, die er als Alltagskultur verstand, sollten die Lebenswelten der Menschen ernst genommen werden. Volkskultur wird von ihm als ein Fundus an Wissen, an Verhaltensweisen, Geschichten und Gerätschaften *sine ira, sed cum studio* beschrieben. Er warnt davor, dass sich der Forscher aufgrund des Vorhandenseins oder des Fehlens einer Erscheinung „gleich zu Aussagen oder gar Werturteilen über die Kultur der dort lebenden Menschen hinreißen läßt“. Gaál mag die Menschen, die er beschreibt und über die er schreibt. Er bewundert wohl auch ihre Ordnungen, die ihnen Halt und Haltung geben, und nennt das immer wieder „die innere Lebensform“, die trotz aller äußeren Veränderungen als geistige Haltung immer wieder durchschimmert.

Das Terrain, das Gaál kritisch (im Sinne von „unterscheiden“) beackerte, verlangte genaues Hinsehen und stellte die Frage nach den Herrschafts- und Machtverhältnissen. Mir scheint das eine der Voraussetzungen für jene kritischen Studien gewesen zu sein, wie sie dann Helmut Paul Fielhauer etwa über die slowakischen Landarbeiter im Marchfeld oder in seinen klaren Brauchdarstellungen angefertigt hat. Das kritische Hinsehen und der Aufweis der Ideologieverhaftung älterer Bilder, das waren neue Ansätze. Mit dem neuen Blick auf eine eben nicht pittoreske Alltagskultur schuf er die Plattform auch für jene, die ihn später bekämpft haben. Das gehört zu den Widersprüchen und vielleicht auch zur Tragik seiner späten Jahre im Wiener Institut.

Gaál hat das Fach „in seiner ganzen Breite“ verstanden. Er hat eine sachliche Bestandsaufnahme traditionaler Lebenswelten, die sich im Umbruch und Aufbruch zur Moderne befanden, geleistet. Wer den frühen Text über „Das Klagelied in Stinatz“ liest, findet dafür Belege, die einem Vertrautwerden in einem sechswöchigen Mitleben mit den Menschen entstammen. Dabei ist es sicher kein Zufall, dass sich Gaál einer so genannten Minderheitensituation annimmt und einer Liedgattung nachgeht, die dem Deutschen in Österreich fremd ist. Das Klagelied ist ein Abschiedslied. Obwohl alle Frauen sagen, dass sie es ganz frei und nach ihrem Gefühl singen, hat es doch eine Struktur, folgt einer Tradition. Gaál teilt mit, dass bereits alle siebenjährigen Mädchen wüssten, wie das Klagelied geht. Das Lied markiert auch den Abschied der Lebenden vom bisherigen Leben. Die Witwe lebt von da an nur noch in der Frauengemeinschaft. Sie darf in kein Gasthaus mehr, darf nicht einmal mehr bei einer Hochzeit tanzen. Gaál beschreibt einfach, und man sieht, er kann genau beobachten und fragen. Da gibt es keine ideologische Einordnung, sondern einfach einen Kontext, der behutsam skizziert wird, damit die Lebenswelt der Frauen verständlich werden kann. Und auch das verdient Bewunderung: Es handelt sich um Frauen, deren Vertrauen er erwirbt, auch wenn er „mit verstecktem Apparat“

arbeitet. Aus dieser Zeit rühren die frühen Kontakte zum Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, das seine Aufzeichnungen bewahrt. Gaál hat damit auch der Volksmusikforschung in Österreich wichtige Impulse gegeben.

Gaál hat Feldforschung mit einer Intensität betrieben, die wir uns so heute mühsam wieder anzueignen versuchen. Die Studien der Gemeinden Wolfau, Tadten, Nestelberg und Sallingberg, die er mit Kolleginnen, Kollegen und älteren Studierenden unternommen hat und die in umfangreichen Publikationen vorliegen, sind in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Über seine ortsmonographischen Verfahren hat Gaál auf dem Braunschweiger Kongress der DGV 1977 berichten können.

Die „gelbe Gefahr“, wie er seine 1969 erschienene Habilitationsschrift „Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. und 20. Jahrhundert“ auch nannte, sei erwähnt. Sie hat die Einheit des untersuchten Raumes unabhängig von sprachlichen Unterschieden dokumentiert und damit auch jene Resultate bestätigt, die seine Studien zur lokalen Kommunikation mit dem Nachweis einer übergreifenden „Dorfsprache“ erbracht hatten. „Die Gegenstände haben keine Muttersprache.“ Der sicher nicht bedeutungslosen Sprache war jener Akzent genommen, den das national-philologische 19. Jahrhundert als allein ausschlaggebend angesehen hatte. Anfang der 1970er Jahre – wir waren von Kiel aus auf einer Exkursion unterwegs – brachte Gaál mich mit einem seiner Gewährsleute zusammen. Der sagte, alles, was in dem gelben Buch stünde, sei von ihm; eigentlich hätte er Professor werden müssen. Was listig und lustig klingt, ist ein Lob, wie es für eine Dokumentation größer nicht ausgesprochen werden kann.

Von Dachbodenfunden war in der Habilschrift die Rede. 1966 beginnt ein Text über „Die bemalte Truhe im Burgenland“ mit der Bemerkung, dass die „Dachböden als Abstellraum für Gegenstände, die aus der Lebensform und damit auch aus dem Haus gedrängt wurden und nach kürzerer oder längerer Wanderung durch die verschiedenen Räume des Hauses hier landeten, eine Bedeutung“ für ihn bekommen hätten. Es folgen dann Notizen über den Dachboden, die Aufbewahrung von Mehl. Weitere Bemerkungen betreffen die Stube und ihre Einrichtungsgegenstände, die innere Grenze und die Ordnung, in der kein Möbelstück höher war als das Fensterbord. Dann heißt es: „Der (neue) Schubladkasten zerstörte dieses innere Gleichgewicht, weil er höher als das Fensterbord war. Die Truhe wurde dann an eine Seitenwand gestellt ...“ Da wird ein „inneres Gleichgewicht“ gesehen, da werden dann auch kurzfristige Moden spürbar, wird zwischen Volkskunst und Handwerkskunst geschieden. Hier wird der Bestand beschrieben, zwischen gedübelten und gezinkten Stücken unterschieden – Autopsie. Aus den archivalischen Belegen wird dann deutlich, dass die Truhe bei den battyanischen

Untertanen – und nicht nur bei ihnen, wie wir wissen – eine Maßeinheit für die Aussteuer der Frau darstellte. Gaál ordnet dann die Truhe dem in die zu jener Zeit noch üblichen Form des Erbrechts ein. Das Wort Brauch taucht – völlig zurecht – in diesem Zusammenhang überhaupt nicht auf. Und auch dies: Die Blumen auf diesen Truhen haben für ihre Besitzer keine Symbolik. Erst als einige der Bauern, Mitglieder der Gemeinschaften, die grundiert gekauften Truhen selber bemalen, „öffnet sich ein Weg zum Sinnbild“.

Als Gaál 1970 im schwedischen Lund auf einer Tagung „Soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge in der Änderung der Kochausrüstung“ behandelt, skizziert er – später auf 14 Spalten der renommierten Zeitschrift *Ethnologia Scandinavica* publiziert – in knapper und präziser Form die Grundzüge einer Kultur- und Sozialgeschichte der Kontaktlandschaft Burgenland. Diese Grundlinien sind die Voraussetzung für eine einstmals durch scharfe soziale Trennlinien gegliederte Gesellschaft, in der neue soziale Verhältnisse dazu führen, dass einst reiche, vermittelnde und Innovationen zugewandte Bauern konservativ werden und wirtschaftlich zurückfallen, was sich schließlich auch in einem Speisekonservatismus äußert. Vom Zwangskonservatismus spricht er an anderer Stelle. Tamás Hofer hat einmal die gleiche Zeit im ungarischen Dorf Átány als „notgedrungen bewahrte bäuerliche Ordnung“ charakterisiert.

Mit der *Ethnografia Pannonica* und ihren Forschungsprojekten und Symposien hat Gaál für „seine“ Region, in der sich slawisch, ungarisch und deutsch ausgedrückte Lebensformen trafen, eine grenzüberschreitende Perspektive eröffnet, die für das Institut wichtig war und die heute so selbstverständlich scheint. Für ihn ist dieser Raum zu einer europäischen Musterregion geworden. In einer Studie, die Gaál 1982/83 mit Studierenden durchgeführt und die erst 1991 veröffentlicht werden konnte (Heimat Salzingberg), hat er noch einmal sein Credo formuliert. Gleich eingangs betont er, dass „in diesem Buch weder die Verromantisierung der traditionellen Volkskultur, noch das Nachweinen einer verklungenen Kultur dargelegt“ werde.

Volkskunde wird heute als „Vielnamenfach“ bezeichnet. Auch Gaál hat immer wieder Begriffe für *seine* Volkskunde gesucht, nannte seine Forschungen – weit vor der Zeit – „kulturökologisch“, dann, in den 1980ern, „sozioethnologisch“ im Sinne einer „christlichen Demokratie“. In den späteren Jahren gewinnt der Zweifel an der Moderne Raum; es finden sich Sätze, die resignierend klingen und eine Abkehr auch von früheren Positionen erkennen lassen. „Die Familie ist für uns eine von Gott gegebene Institution, die aber nur dann richtig funktioniert, wenn im Mittelpunkt die Frau, die ewige Mutter steht.“ Deutlich wird, was ihn fasziniert: die eingehaltene Ordnung, die von Menschen geschaffen wird und, als göttliche

Ordnung gedeutet, den Menschen Halt gibt. Der Sozialethnologe, als der er sich nun versteht, gewinnt die Oberhand und schätzt eine Zeit, in der – jedenfalls für Österreich und Ungarn – sich eine monarchistische k.u.k.-Sicht einmischt, in der er die Ordnung des geregelt-befriedeten Zusammenlebens in Verschiedenheit verwirklicht sieht.

Wichtig bleibt seine Grundposition: Károly Gaál hat sich nicht so sehr um eine österreichische Volkskunde bemüht, dafür aber um die wissenschaftliche Volkskunde in Österreich verdient gemacht, die er immer als eine europäische verstanden hat.

Konrad Köstlin

Nachruf für PhDr. Josef Vařeka, DrSc.

Im Sommer dieses Jahres hat uns die traurige Nachricht erreicht, dass PhDr. Josef Vařeka, DrSc., eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der tschechischen Volkskunde und der vergleichenden mitteleuropäischen Hausforschung, am 14. Juni nach langer, schwerer Krankheit in Prag verstorben ist. Es war eine trotz seines hohen Alters überraschende Nachricht, denn er gehörte zu jenen so zielstrebigem und unermüdlichen Menschen, von denen man glaubt, sie würden ewig leben. Bereits zu Lebzeiten war er für viele zu einer „Legende des Faches“ geworden.¹

Josef Vařeka wurde am 5. Juli 1927 in Valašské Meziříčí (Mähren) geboren. Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs begann er sein Studium an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag (1946) – er inskribierte tschechische und englische Sprache sowie Philosophie. Ab dem Wintersemester 1947/1948 besuchte er Vorlesungen der Volkskunde. Zu seinen Lehrern gehörten die großen Persönlichkeiten der tschechischen Volkskunde ihrer Zeit, wie z.B. Karel Chotek und der von ihm sehr geschätzte Privatdozent Vilém Pražák. Nach dem Studienabschluss im Jahr 1951 wurde Josef Vařeka – der in dieser politisch schwierigen Zeit nicht Parteimitglied war – als Lehrer nach Nordböhmen beordert. Aber auch als Lehrer war er wissenschaftlich tätig, führte diverse volkskundliche Forschungen durch und engagierte sich für die Denkmalpflege. Bereits im Jahr 1952 stellte er seine Dissertation aus Ethnologie und slawischer Philologie zum Thema „Alte und gegenwärtige landwirtschaftliche Techniken in den Karpaten“ bei Karel Chotek fertig. Im Jahr 1963 kam er an das Institut für Ethnographie und Folkloristik der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, im Jahr darauf wurde er mit der Arbeit „Windmühlen in Mähren und Schlesien“ zum Kandidaten der Wissenschaften (CSc.). Josef Vařeka arbeitete zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter, von 1974 bis 1992 leitete er die Abteilung „Ethnographie der nationalen Wiedergeburt“. Diese Abteilung für historische Volkskunde setzte sich vor allem mit der städtischen und ländlichen Volkskultur Ende des 18. und 19. Jahrhunderts in Böhmen, Mähren und Schlesien auseinander. Im Jahr 1989 erwarb er mit seiner Habilitation zum Thema „Bautraditionen und Wohnen der ländlichen Bevölkerung seit dem Beginn der tschechischen nationalen Wiedergeburt bis zur Entstehung der sozialistischen Gesellschaft“ den Titel Doktor der historischen Wissenschaften (DrSc.). Zwischen 1995 und 1998 war Vařeka

1 Bahenská, M., J. Woitsch (Eds.): Josef Vařeka české etnologii (Výbor studií vydaných k 80. narozeninám). Praha 2007.

stellvertretender Direktor und bis 2002 als wissenschaftlicher Sekretär des Instituts tätig. Bis zu seinem Ableben blieb er mit dem Institut eng verbunden und beteiligte sich an diversen Projekten.

Josef Vařeka hat mehr als 50 Jahre (davon 40 Jahre am Institut für Ethnologie) die tschechische, slowakische und mitteleuropäische volkskundliche Forschung stark geprägt. Er ist Autor und Koautor von ca. 700 Veröffentlichungen, darunter mehrere Buchmonographien und einige hundert Studien und Beiträge. Seine wichtigsten Arbeiten sind der volkskundlichen Hausforschung, bäuerlichen Architektur, ländlichen Siedlungen und Wohnformen in Böhmen und Mähren gewidmet. Er beschäftigte sich aber auch intensiv mit der Ethnokartographie, der Bau- und Wohnkultur der Arbeiterschaft, mit den Lebens- und Wohnformen der Tschechen im Ausland, mit Theorie, Methodik und Geschichte des Faches.

Die Annäherung an sein Werk ist hier nicht umfassend, sondern aus der Sicht einer Hausforscherin dargestellt. Die Hausforschung war Vařekas größte Leidenschaft.

Präzise Feldforschungsarbeit, genaue Analyse historischer Quellen und fundierte Auseinandersetzung mit den historisch-kulturellen Zusammenhängen zeichnen seine Arbeiten in diesem Bereich aus. Josef Vařeka hat stets versucht, die Phänomene der Bau- und Wohnkultur im mitteleuropäischen Kontext zu analysieren, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen einzelnen Kulturlandschaften und ethnischen Regionen auszuarbeiten. Dabei legte er großen Wert auf die Erklärung entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhänge – jedes Haus und jedes Baumaterial hat seine Geschichte und wurde in diesem Kontext analysiert. Große Aufmerksamkeit widmete er auch dem ländlichen mittelalterlichen Haus.

Es gibt kaum eine Region in der tschechischen Republik, deren Haus- und Wohnformen bzw. Baumaterialien und Bautechnik er nicht analysiert hätte.² Neben kleineren monographischen Arbeiten, wie z.B. zur Geschichte des Bauernhauses in Slánsko „Lidové stavitelství Slánska“ aus dem Jahr 1976 – eine Arbeit, die mich damals besonders begeisterte – existiert eine ganze Reihe an sehr umfassenden und repräsentativen Werken. Eine bedeutende Veröffentlichung zur volkstümlichen Architektur Ostböhmens, „Klíč od domova“ [Schlüssel zur Heimat], verfasste Vařeka im Jahr 1991 gemeinsam mit Luděk Štěpán und Josef V. Scheybal, der für dieses Werk eine hervorragende wissenschaftliche Zeichnungsdokumentation lieferte. Die Siedlungs-

2 Ausgewählte Bibliographie seiner Werke siehe u.a. in Jeřábek, R. (Red.): Biografická část. In.: Brouček, S., R. Jeřábek (Red.): Lidová kultura. Národopisná encyklopedie Čech, Moravy a Slezska. 1. svazek. Praha. und Bahenská & Woitsch 2007.

und Baustrukturen werden ausführlich dokumentiert, landwirtschaftliche Bauten, Arbeiterhäuser, technische Bauten, öffentliche Gebäude wie Schulen, Gerichtshäuser, Pfarren und Hirtenhütten sowie sakrale Bauten werden inklusive ihrem Interieur im Detail analysiert. Im Jahr 1999 folgte eine Veröffentlichung zur Volksarchitektur in Nordböhmen „Lidová architektura v severních Čechách“, die in Zusammenarbeit mit B. Vojtíšek verfasst wurde.

Alle seine Publikationen bezeugen, dass Josef Vařeka über ausgeprägten Teamgeist verfügte und seine Mitarbeiter und Kollegen stets zu motivieren wusste. Für die im Jahr 1983 erschienene Enzyklopädie der Volksarchitektur, „Encyklopedie. Lidová architektura“, hätte sich ein weiterer bedeutender tschechischer Volkskundler und Hausforscher – Václav Frolec – keinen besseren Koautoren als Josef Vařeka wünschen können. In seiner Erinnerung an Václav Frolec (in *Ethnologia Europae Centralis* 2, 1994) schildert Vařeka mit seinem sehr typischen trockenen Humor, „wie sich Václav Frolec immer gefürchtet hat, wenn er ganz dicke Kuverts aus Prag in Empfang nehmen musste“, denn meist beinhalteten diese Kuverts eine Reihe neuer Schlagwortvorschläge, was viel zusätzliche Arbeit bedeutete. Josef Vařeka gab aber auch zu, dass er sich aus dem gleichen Grund vor Briefen aus Brünn gefürchtet hatte. Die Enzyklopädie enthält nicht nur Schlagworte mit Haus- und Technikdetails, sondern auch Biografien bedeutender Hausforscher aus dem Bereich Volkskunde und Architekturgeschichte und ist mit zahlreichen Zeichnungen und Fotos ausgestattet, die in vielen Fällen bereits abgerissene Beispiele der regionalen Architektur dokumentieren. Für mich, eine junge Hausforscherin, war diese Veröffentlichung beinahe wie eine Bibel, die stets griffbereit auf meinem Arbeitstisch lag.

Im Jahr 2007 erschien, nach 24 Jahren, eine überarbeitete und revidierte Neuauflage dieses Werks mit ca. 1900 Schlagworten, insgesamt 400 Seiten und zahlreichen Abbildungen. Václav Frolec konnte sich leider an der Neuauflage nicht mehr persönlich beteiligen, er war bereits im Jahr 1994 verstorben.

Weitere bedeutende Veröffentlichungen, wie z.B. „Česko-německý a německo-český slovník vybraného názvosloví lidového domu a bydlení [Tschechisch-deutsches und deutsch-tschechisches Wörterbuch der ausgewählten Fachbegriffe für das Bauernhaus und Wohnen]“ (1977) weisen auf Vařekas philologische Wurzeln hin. Im Jahr 2003 brachte er mit „Anglicko-česká a česko-anglická terminologie lidové architektury [Englisch-tschechische und tschechisch-englische Terminologie der Volksarchitektur]“ eine gewiss besonders schwierige Veröffentlichung heraus, wenn man bedenkt, dass viele Phänomene ländlicher Architektur in Böhmen, Mähren und Schlesien verglichen mit England sehr unterschiedlich ausgeprägt sind oder gar nicht vorkommen, und umgekehrt.

Josef Vařeka ist weiters Autor und Koautor von mehreren bedeutenden ethnokartographischen Arbeiten. Er war z.B. wesentlich beteiligt an der Entstehung des Ethnographischen Atlas Böhmens, Mährens und Schlesiens. Gemeinsam mit Richard Jeřábek, Eduard Maur und Jaroslav Štika verfasste er den 4. Band dieses Werks – „Etnografický a etnický obraz Čech, Moravy a Slezska (1500- 1900). Národopisné oblasti, kulturní areály, etnické a etnografické skupiny“ [Ethnographisches und ethnisches Bild Böhmens, Mährens und Schlesiens (1500-1900). Volkskundliche Regionen, kulturelle Landschaften, ethnische und ethnographische Gruppen] (Praha 2004) –, für den er den Beitrag „Národopisné oblasti v Čechách“ [Volkskundliche Regionen in Böhmen] (gem. mit E. Maur) lieferte. Vařeka ist auch Ko-Redakteur sowie Autor und Ko-Autor vieler Schlagworte des beeindruckenden Werkes „Lidová kultura. Národopisná encyklopedie Čech, Moravy a Slezska“ [Volkskultur. Volkskundliche Enzyklopädie Böhmens, Mährens und Schlesiens] (Praha 2007).

Josef Vařeka hat sich für das Fach sehr engagiert. In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts hat er sich intensiv an der Neugestaltung des Ethnologischen Instituts der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, deren Mitarbeiter er seit 1963 war, beteiligt. Er war Redaktionsmitglied in diversen volkskundlichen Zeitschriften, u.a. *Český lid*, *Demos*, *Národopisné aktuality*, *Ethnologia Europae Centralis*. Als Mitglied des wissenschaftlichen Beirats in mehreren Freilichtmuseen in Tschechien – u.a. Rožnov pod Radhoštěm, Roztoky u Prahy, Strážnice – hat er die Entwicklung der Freilichtmuseen in Tschechien wesentlich mitgeprägt. Vařeka war aber auch ein sehr fleißiger Rezensent; der aufmerksame Beobachter der europäischen hauskundlichen Forschungslandschaft berichtete regelmäßig u.a. in *Český lid* über neue Bucherscheinungen aus dem deutschsprachigen Raum, was in der Zeit der Isolation für die Kollegen sehr wertvoll war.

Er war Mitglied und zwischen 1967 und 1990 wissenschaftlicher Sekretär bei der Tschechischen Volkskundlichen Gesellschaft, Mitglied diverser internationaler Organisationen wie dem Arbeitskreis für Hausforschung (AHF), International European Ethnographic Working Group (IEEWG), International Society for Ethnology and Folklore (ISEF) und ein korrespondierendes Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien. Mit seiner Frau Dr. Alena Plessingerová pflegte er stets Kontakte zum ÖMV, vor allem zum damaligen Direktor Klaus Beitzl. In bester Erinnerung ist etwa die Vereinsexkursion nach Třešť/Südmähren, bei der zur Zeit um Weihnachten unter der Führung von Josef Vařeka und Alena Plessingerová die schönen Papierkrippen in verschiedenen Wohnhäusern besichtigt wurden. Einen Gegenbesuch in Österreich konnte das Ehepaar Vařeka bei der Exkursion zu Weihnachtskrippen im oberösterreichischen Ebensee unter der Führung von Franz Grieshofer machen.

Es ist mir ein Bedürfnis, über seine wissenschaftliche Tätigkeit hinaus vor allem auch den Menschen Josef Vařeka zu würdigen. Er war mein erster Chef, als ich nach meinem Hochschulabschluss das Glück hatte, eine Halbtagsstelle am Institut für Ethnographie und Folkloristik in Prag in seiner Abteilung zu bekommen. Damals arbeitete ich an einer Dokumentation der sakralen Holzarchitektur in Böhmen, Mähren und Schlesien. Für die Enzyklopädie von Frolec und Vařeka durfte ich ein Jahr lang diverse Fachzeitschriften exzerpieren. Die gefundenen hauskundlichen Begriffe habe ich mit einer Schreibmaschine in eine klassische Holzkästchen-Kartei übertragen. Das war für mich eine gute Annäherung an die Problematik der Hausforschung. Als die Enzyklopädie herauskam, lebte ich allerdings schon in Österreich.

An Josef Vařeka schätzte ich seinen liebevollen Umgang mit den Kollegen, seine humorvolle Art, den alltäglichen bürokratischen Hürden diverser (Zeit)genossen einen feinen Widerstand zu leisten. Er hatte einen Humor in der Art des braven Soldaten Švejk, aber noch wesentlich verfeinert. Es war sein beeindruckendes Fachwissen, das mich faszinierte und motivierte. Während der Arbeit an der Enzyklopädie lernte ich auch Václav Frolec kennen. Diese zwei hervorragenden Persönlichkeiten haben meinen wissenschaftlichen Werdegang wesentlich geprägt und ich bin dankbar, ihnen begegnet zu sein. Leider weilt auch der dritte von mir sehr geschätzte Lehrer – Richard Jeřábek – nicht mehr unter uns.

Der Ehefrau und Gefährtin Josef Vařekas, Frau Dr. Alena Plessingerová, gilt unser Mitgefühl. Alena Plessingerová war langjährige Direktorin des Volkskundemuseums in Prag und Koautorin vieler Veröffentlichungen mit Josef Vařeka. Sie hat ihn sowohl privat als auch beruflich beinahe 50 Jahre begleitet. Wie es im Leben ist, war dieser Weg nicht immer einfach – gewiss aber für beide ein gut gelebtes und erfülltes Leben. Josef Vařeka hinterlässt eine menschliche und fachliche Lücke, die nicht zu schließen sein wird.

Vera Kapeller

Literatur der Volkskunde

BAUSINGER, Hermann: *Volkskultur in der technischen Welt*, Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag (Campus Bibliothek), erweiterte Neuausgabe, 2005, VIII und 218 Seiten.

„Ein Buch, das mit dem Zitat eines gehässigen Brecht-Wortes beginnt, könnte man an sich ungelesen wieder weglegen: Wozu lesen, Volkskunde hat mit Brecht nichts zu tun.“¹

„Als ‚epochemachend‘ im eigentlichen und unverbrauchten Sinne wird man dieses kleine Buch später empfinden, wenn sein Gebiet und seine Methode in der sich erneuernden Volkskunde Schule machen, was zu hoffen ist.“²

Unterschiedlicher als die beiden bedeutenden Fachvertreter Leopold Schmidt und Richard Weiss dies vor bald einem halben Jahrhundert getan haben, kann man ein Buch wohl nicht einschätzen. Schmidt unterzog sich der Rezension daher nur „wohl oder übel“³, während Weiss noch nachsetzte: „Sicher werden volkskundliche Leser dieses Buches fragen: ist das noch Volkskunde? Und manche werden sagen: Nein, worauf man nur antworten kann: Umso schlimmer für Eure Volkskunde.“⁴

Was war denn nun – je nach Standpunkt – so schlimm oder so innovativ an Bausingers „Volkskultur in der technischen Welt“, als der Band 1961 erstmals erschien?

Das Buch „geht der Frage nach, wie das Konstrukt einer quasi natürlichen, von allen technischen Einflüssen freien Volkskultur entstand und wie es in allen sozialen und kulturellen Umbrüchen aufrechterhalten wurde“ (S. II). Soweit Bausingers knappe Selbstbeschreibung seines Klassikers, 44 Jahre nach dessen Erstausgabe. Doch m.E. macht dieser Umstand nicht allein die herausragende Bedeutung des schmalen Bandes aus. Diese begründet sich vielmehr darin, dass es Bausinger 1961 gelang, einerseits Technik als selbstverständlichen Teil in der vermeintlich starren Welt der

1 Schmidt, Leopold: Hermann Bausinger. *Volkskultur in der technischen Welt*. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 64 (1961), S. 293.

2 Weiss, Richard: Hermann Bausinger. *Volkskultur in der technischen Welt*. In: Schweizer Archiv für Volkskunde 57 (1961), S. 191.

3 Schmidt (wie Anm. 1), S. 293.

4 Weiss (wie Anm. 2), S. 191.

Volkskultur sichtbar werden zu lassen, andererseits an der Eindringlichkeit, mit der es dem Autor gelang, die einst als relativ homogen konstruierten Horizonte und deren sukzessiven Zerfall nachzuzeichnen. Besonders bedeutsam scheint mir aber in diesem Zusammenhang die Analyse der diesen Zerfall unweigerlich begleitenden Gegenwelten, die als Kulissen errichtet werden, um die Krisen abzuschwächen bzw. ihre Auswirkungen erträglich zu machen.

Nichts bestätigt die Behauptung, Bausingers „Volkskultur ...“ gehört zu den großen Klassikern im Fach, so sehr, wie die Neuauflage 44 Jahre nach der Erstveröffentlichung. Und doch sollten wir vorsichtig sein, ein Buch einfach in diese Schublade zu stecken, allzu groß ist die Gefahr, es dabei bewenden zu lassen und nicht mehr nach der aktuellen Gültigkeit zu fragen.

1961 erregte das Buch Aufsehen und galt bald als Streitschrift, an der sich manche Debatte entzündete und die wohl auch als Auslöser eines Aufbruchs im Fach fungierte, der um 1970 zum Paradigmenwechsel führte. Hermann Bausinger und seine Schüler waren es, die in dieser Zeit als führende Protagonisten eines neuen Fachverständnisses auftraten.

Die Rezension eines Buches, dessen Veröffentlichung so weit zurückliegt, würde zu kurz greifen, wollte man sie auf den Inhalt reduzieren. Gerade die Positionierung als Klassiker macht eine wissenschaftshistorische Kontextualisierung notwendig. Daher denke ich, es ist auch heute noch wichtig daran zu erinnern, dass zwei der damals wichtigsten Vertreter der Volkskunde den schmalen Band völlig gegensätzlich einschätzten.

Die eingangs zitierten Bewertungen verdeutlichen die Polarisierung, die das Fach in den folgenden beiden Jahrzehnten (und z.T. darüber hinaus) prägen sollte. Speziell aus der Sichtweise Leopold Schmidts schien damit der Volkskunde „als Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“ der Boden entzogen. Aus heutiger Sicht ist klar, wer recht behalten hat: Längst sind die Inhalte des Buches selbstverständlich geworden – vielleicht sogar zu selbstverständlich. (Dann erspart man sich nämlich auch die Lektüre ...)

Bereits 25 Jahre nach dem erstmaligen Erscheinen des Buches kam es zu einer Neuauflage (1986). Hermann Bausinger erzählte mir noch während der Vorbereitungen dazu, dass er kurzfristig sogar daran gedacht hatte, der Neuauflage nicht zuzustimmen, zu sehr irritierte ihn damals die „Literatur- bzw. Germanistiklastigkeit“ der vielen Beispiele, die er 1961 gewählt hatte, um seine Hypothese vom Zerfall der Horizonte zu stützen. Ich denke, es war damals gut, dass das Buch wieder erschien, ebenso bezeichne ich die Neuauflage 2005 als wichtig. Noch in den 1980er Jahren erschienen übrigens auch Ausgaben in Französisch und Englisch, die damals ein Desiderat darstellten, konnte man die „Volkskultur ...“ doch schon als deutsche Aus-

gabe auf den Leselisten einschlägiger Studienrichtungen an amerikanischen Universitäten finden!

Aus wissenschaftshistorischer Sicht bedaure ich es übrigens, dass in die Ausgabe von 2005, Vorbemerkung und Nachwort („Volkskultur in Gemen-gelage“) von 1986 nicht neuerlich aufgenommen worden sind. Der große zeitliche Abstand, der zwischen den einzelnen Ausgaben hegt, macht nämlich auch den jeweiligen Blick des Autors spannend und lässt die Reflexion auf das eigene Werk selbst als Stück Wissenschaftsgeschichte erscheinen. 1961 galt es, den festgefahrenen Blick des Faches aufzubrechen und die im alltäglichen Lebensvollzug bereits selbstverständlich gewordene Technik in den Köpfen der VolkskundlerInnen zu verankern. Unserer Gesellschaft wohnte damals eine Technikgläubigkeit inne, die mit einem hohen Maß an Kritiklosigkeit einherging. 25 Jahre später hatte sich die Situation völlig verändert. Technik war nicht nur selbstverständlich geworden, sondern hatte längst begonnen, unser Leben auch negativ zu beeinflussen. Technikkritik war allerorten zu hören und zu spüren. Ein zusätzlicher Aspekt war in die Beziehung Mensch – Technik getreten und hatte begonnen, dieses Verhältnis völlig neu zu ordnen. Bausinger verweist 1986 deutlich auf diese Veränderung und hält in der Vorbemerkung fest, was für den ursprünglichen Text galt: „ausgeblendet blieb weithin die Konfrontation mit der entfesselten Technik“ (S. 3).

2005 steht das Buch wieder in einem anderen gesellschaftspolitischen Kontext, der seine Neuauflage fast noch bedeutsamer erscheinen lässt als in den 80er Jahren.

Allerorten ist von einer Renaissance der Volkskultur die Rede: regionale Kost wird wiederentdeckt, zu „Brauchtumsveranstaltungen“ strömen Massen usw. Politiker nutzen diese scheinbare Aufwertung, um sich bei zahllosen einschlägigen Veranstaltungen im Glanz medialer Aufmerksamkeit zu sonnen. Doch Bausinger warnt in seinem „Vorwort zur Neuauflage“ zu Recht vor der „Volkskultur-falle“, (VI) in die man leicht tappen kann, würde man diese Beobachtung als Renaissance interpretieren, die von einer Massenbewegung zur Reformierung unserer kulturellen Befindlichkeit getragen wird. Vielmehr handelt es sich dabei um eine binnenexotische Gegenwelt, in die wir fliehen können, um unserem Leben jene vermeintliche Stabilität und Sicherheit zu geben, die uns im Alltag abhanden gekommen ist.

In diesem Zusammenhang sehe ich noch ein weiteres Problem: Bausingers Buch operiert noch mit dem Begriff „Volkskultur“, dem vor 44 Jahren neue Aspekte hinzugefügt wurden. Heute müssen wir jedoch zugeben, dass die Volkskunde die Definitionsmacht für den Begriff „Volkskultur“ längst hat aus der Hand geben müssen. Der Begriff taugt heute kaum mehr, um

unseren Alltag zu beschreiben. Längst hat der mediale und politische Diskurs „Volkskultur“ entdeckt und ihn für eine bestimmte Form institutionalisierter Kultur adaptiert, die uns heute ständig als mehr oder weniger publikumswirksames Event begegnet – also als Erscheinungsform genau jener Konstruktion, die der Autor bereits 1961 als solche erkannt hatte.

Und genau das verleiht dem Buch noch heute große Aktualität!

Die Beliebtheit dieser Ausdrucksform von Volkskultur beschreibt Bausinger im Zusammenhang mit Beispielen im urbanen Raum einmal als „kompensative Versuche“ (S. 108) und brachte damit einen Begriff ins Spiel, dem m.E. in der Debatte um die Wiederentdeckung der Volkskultur zu wenig Beachtung geschenkt wird. Es mag ein Zufall sein, dass der deutsche Philosoph Joachim Ritter genau 1961 in Münster einen bemerkenswerten Vortrag hielt⁵, in dem er sich mit den Aufgaben der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft befasste und damit jene als Kompensationswissenschaften festschrieb. Noch ein weiteres Mal trifft Hermann Bausingers Buch zeitlich auf die Kompensationsdebatte: Als 1986 die zweite Auflage erschien, war Kompensation als Aufgabe der Geisteswissenschaften gerade Teil der öffentlichen Debatte in der damaligen Bundesrepublik. Obwohl Martin Scharfe diese Debatte 1990 in das Fach einbrachte⁶ und vereinzelt auch andere Kollegen darauf Bezug nahmen, bin ich überzeugt, dass unser Fach der Kompensation im Kontext jener Volkskultur, die der öffentliche Diskurs heute meint, nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ich denke, die dritte Auflage der „Volkskultur ...“ könnte man gerade heute wiederum mit diesem Begriff in Zusammenhang bringen. Dabei ist weniger an Volkskunde als Kompensationswissenschaft zu denken als an jene Konstruktion „Volkskultur“, die heute über weite Strecken unter kompensatorischen Ansätzen zu deuten wäre.

In jedem Fall gehört dieses Buch zu jenen, die im Fach tiefe Spuren hinterlassen haben. Spuren, die vielleicht heute teilweise zugewachsen und daher gar nicht mehr so sichtbar sind, zu selbstverständlich sind seine Inhalte geworden. Doch bin ich überzeugt davon, es wäre ein fataler Fehler, diesen Band quasi als Aufputz unserer Bibliotheken ungelesen ins Regal der Klassiker zu stellen. Seine Inhalte sind auch und gerade heute für unser Fach wichtig und daher (wieder und noch immer) lesens- und diskutierenswert.

Helmut Eberhart

5 Veröffentlicht erstmals 1963, wiederabgedruckt in: Ritter, Joachim: Subjektivität. Sechs Aufsätze. Frankfurt am Main 1974, S. 105–140.

6 Vgl. Scharfe, Martin: Aufhellung und Eintrübung. Zu einem Paradigmen- und Funktionswandel im Museum 1970 bis 1990. In: Abel, Susanne (Hg.): Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum (Mitteilungen aus dem Roemer-Museum N.F. 3). Hildesheim 1992, S. 53–65.

SCHARFE, Martin: *Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2007, 382 Seiten, zahlr. s/w-Abb.

Das Konkurrenzprinzip ist im Kleinen wie im Großen Teil gegenwärtiger Bergsteigerkultur und findet sich, wie Martin Scharfe eingangs feststellt, schon in der zum Gipfel strebenden bürgerlichen Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts.

Während kein Bergreisender der Zeit um 1800 versäumen wollte, den Barometerstand abzulesen und ihn später mit Vergleichsmessungen zu veröffentlichen, so lesen wir heute gerade eben oben angekommen, die verbrauchte Zeit ab und haben mindestens ein Gipfelfoto, ein Video mit der Helmkamera oder dem Fotoapparat oder eben eine professionelle Dokumentation aus dem Bereich der Formel 1 des Bergsteigens einer mehr oder minder großen Öffentlichkeit anzupreisen.

Hinter der gegenwärtigen Nutzung der Berge mit all ihren Sport- und Freizeitvarianten steht eine Geschichte der bürgerlichen Eroberung der Bergwelt, die in der Aufklärung ihren Anfang nahm. Scharfe stellt hier die christliche Religion ins Zentrum seiner Betrachtung. War einerseits christliche Religionspraxis eine Grundbedingung des Überlebens im alpinen Raum, so brachte die Aufklärung neben Anderem eine Tendenz mit sich, die für eine kritische Berggeschichte von essenzieller Bedeutung ist und bisher kaum rezipiert wurde: der Religionszweifel des späten 18. Jahrhunderts. Denn, so die These des Autors, die Aufstellung von Gipfelkreuzen als ein modernes Phänomen sei nicht Ausdruck eines christlichen Glaubens sondern dessen Zerfalls. Im Vorwort des Buches findet sich die Bildbeschreibung der Darstellung einer festlichen Einweihung eines Bergkreuzes im Jahre 1823, die sich, kurz gefasst, als Kruzifix mit Blitzableiter in diesem Kontext selbst erklärt.

Die Inspiration durch ein Objekt verweist auch auf Martin Scharfes publizistische Aktivitäten für den Österreichischen Alpenverein. Während seiner Gastprofessur am Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Innsbruck von 2002 bis 2006 und auch nach wie vor veröffentlicht er regelmäßig alpine Miscellen im Magazin „Bergauf“.¹ Dabei greift er auf den Sammlungsbestand des Alpenvereinmuseums zurück und gibt so historische und gleichermaßen sinnliche Weitblicke auf das Reservoir alpinistischer Kultur frei. Bei den Vorbereitungen der zum Ende des Jahres 2007 vom Alpenverein in Innsbruck eröffneten Ausstellung: „Berge,

1 Österreichischer Alpenverein (Hg.): *Bergauf. Das Magazin des Österreichischen Alpenvereins seit 1875*. Hier: Ausgabe 01/2008, Jänner–März, Jg. 63 (133), S. 9.

eine unverständliche Leidenschaft“ war er außerdem Mitglied des Steuerungsteams.

Zwei Kulturen treffen zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Alpen zusammen – die der gebildeten Bergreisenden und die der Bergler². Sie müssen am Berg kooperieren. Die einen weil sie hinauf wollen, die anderen, weil sich recht schnell ein aussichtsvoller Markt für ihre Fähigkeiten und Dienste etabliert. Die einen erfanden die Idee des Alpinismus, die anderen fanden die Gipfel. Diese kulturelle Symbiose war wenigstens bis zum Ende des 19. Jahrhunderts notwendig, erst dann konnten sich die bürgerlichen Alpinisten mit der Idee und Praxis des führerlosen Steigens von den Bergbewohnern emanzipieren.

Der Autor bedauert bei seiner Annäherung an das Forschungsfeld die notwendige Beschränkung auf einzelne Aspekte der Kultur und Lebensweise der alpinen Bevölkerung und konzentriert sich auf eine Analyse des Beitrags der Bergler in der Geschichte des Alpinismus. Unter anderem greift er die Figur des Gemsjägers heraus. Diese vom hinaufstrebenden Bürgertum bewunderten Experten alpinen Fortkommens waren das Alter Ego des Bergreisenden, der Spiegel, in den der Reisende blickte, um sich selber zu sehen. Insofern spielen auch die Gemsjäger-Mythen eine wichtige Rolle bei der Seelenschau des Bergreisenden. Die Rolle der im alpinen Raum lebenden Frauen am Beginn des 19. Jahrhunderts bleibt hingegen unterbelichtet – die historische Quellen- und Interessenslage gibt wenig Anlass zu hoffen, dass sich das ändern könnte. Der Autor verweist aber auf Dokumente der religiösen Volkskultur, wo immer wieder in Motivbildern, Mirakelberichten und anderen Promulgationen von erlittenen Bergnöten berichtet wird – und hier bemerkt man, dass Frauen immer wieder in verschiedene Bergaktionen involviert waren. Wallfahrt, Arbeit, Kindstaußen ließen sie über die höchsten Pässe gehen. In seltenen Fällen sind ihre Namen zu erfahren, wie der einer Frau mit „Berg-Sucht“: Sidonia Schmiedl aus der Nähe von Heiligenblut, die – so die Erzählung – im Jahr 1857 den Großglockner alleine in Männerhosen besteigen wollte, und es auch schaffte. Erstaunlich muss für die Bergreisenden damals die selbstverständliche Einbindung von Kindern in die alpinen Tätigkeiten gewesen sein. Sie finden als alpine Protagonisten mit beeindruckender Resistenz öfters Eingang in die Berichterstattung der Reisenden. Und stets findet sich der Leser/die Leserin im analytischen Dialog zwischen den Entdeckten und den Entdeckern. Die Äpler gewinnen an Ansehen als die bürgerliche Kultur neue Ideale in der alpinen Kultur

2 Scharfe erläutert die Verwendung des Begriffs „Bergler“ und „Äpler“ näher. Sie finden sich auch in einem umfangreichen Sachregister, das zusammen mit einem Personen- sowie einem Orts- und Bergnamenregister eine wichtige Handreichung darstellt.

entdeckt. Doch nach wie vor äußern sich die Bergfahrer in ihren Berichten despektierlich über die einfachen Lebensverhältnisse im Gebirge. Während der Bergsteiger die Zeit am Gipfel für Messungen und Dokumentationen nützt, langweilt sich der Führer, nicht selten schläft er ein. Immer wieder scheint in Bild- und Szenenbeschreibungen die Distanz der Älpler zu den grundlegenden Zielen der Bergreisenden durch. Kulturelle Differenzen werden bei Themen wie Kälte, Frömmigkeit und in der Gegenläufigkeit alpiner Vorhaben mit dem bauerlichen Lebensrhythmus angesprochen.

„Zwei Zeitalter“ (S. 77) stehen sich gegenüber. Im erweiterten zeitlichen Fokus ist festzustellen, dass die „auftretende Kulturtenenz des Bergreisens und Bergsteigens“ zum Ende des 18. Jahrhunderts eines der wichtigsten Experimentierfelder der Moderne ist. Fortschritt trifft auf Wertvorstellungen eines Zeitalters, das von anderen Prinzipien geprägt ist: dem Hörensagen, Mündlichkeit, langer Erfahrung, mythischer Gebundenheit, etc. Das Neuartige am Begehren der nunmehr am Berg Interessierten lässt sich erst begreifen – so der Autor – wenn man den Kontrast dieser unterschiedlichen kulturellen Handlungen auf die Welt der Natur und der Berge überträgt. Noch beherrschen Gestalten, Figuren und Mächte die Berge – Martin Scharfe verwendet den Begriff des Numinosen. Sie bilden die Aura der bisherigen Tabuisierung der Besteigung der Berge und sind noch im 20. Jahrhundert anzutreffen. Die Feststellung, dass gegenwärtig in den Basislagern des Himalaya den Gipfelstürmern ein buddhistischer Segen von Seiten der Sherpas zuteil wird, sei hier nur kurz eingeworfen. Für die Frühzeit des Bergsteigens kann Scharfe diesbezüglich aus vielen Beispielen wählen. Und wenn die aufgeklärten Bergsteiger glaubten, das Gebirge entzaubert zu haben, so standen sie nur vor einer neuen Projektion – der Stimmung.

„Aneignung“ titelt das dritte Kapitel des Buches. 1828 wird verlautbart, dass alle Gletscherberge bestiegen werden können. Die Sprache wird martialischer, die Berge können besiegt werden, das Bergsteigen wird in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend eine Männlichkeitsübung. Literatur und Kunst mindern den Schrecken der Alpen durch ihre Veröffentlichungen. Die mediale Abschaffung der Geheimnisse der alten Kultur ist für Scharfe einer der bedeutsamsten Aspekte der Aneignung der Alpen, und die oben am Gipfel durchgeführte wissenschaftliche Arbeit überlagerte die Beunruhigung der Messenden während die lokalen Führer für eine wohlbehaltene Rückkehr beteten und Wallfahrten gelobten. Die sukzessive seelische Inbesitznahme der Berge beginnt mit der Gewöhnung an das Furchtbare der Natur aus einer sicheren Position heraus, führt weiter über die kulturelle Loslösung von alten Gefühlsbindungen hin zu den Zeichen der Unterwerfung: Das sind zunächst nur Fußspuren im Schnee, später Wegnetze und schließlich fixierte Eisenhaken und -ringe: Schon 1843 be-

richtet Friedrich Simony vom fast zweihundert Meter langen, an Eisenringen fixierten Seil auf die Spitze des Dachsteins. Brücken verbessern die Zugänglichkeit und Initiativen zum Bau von Hütten dienen der Ausdehnung der bewohnbaren Welt. Namen werden vergeben, um die Flächen, die über denen vom Vieh benützten und von den Berglern benannten hegen, greifbar und erzählbar zu machen.

Doch welche Gefühle trugen die Bergaktivisten in sich? Scharfe schlägt vor, eine *innere* Geschichte des Alpinismus voranzutreiben und dabei die Psyche der Heroen zu durchleuchten. Denn vor allem Literatur und Kunst spiegeln das damalige Bedürfnis, das eigene Innere in allen Umständen des Lebens zu enthüllen. Dass der christliche Glaube stets Begleiter der Bergerfahrung war (und ist?), weiß der Autor nicht nur am Motiv des Leidensmannes, das sich im Alpinismus stets finden lässt, zu zeigen, er verdeutlicht anhand von vier „Indizien“ (Schweigen, Wein und Blut, Depo-nate, Steine), dass Frömmigkeitsübungen und Bergsteigerbrauch nicht zu übersehende Parallelen haben. Doch der aufgeklärte Bergreisende gewinnt an Kaltblütigkeit, verliert seine Gewissensbisse vor dem Göttlichen beim Erklimmen der als rein gedachten Höhen. Ein ganzes Kapitel widmet Scharfe der Leiberfahrung – nein, nicht der Körpererfahrung –, denn wie beim Lesen der Berichte der Bergreisenden zu erfahren ist, sind die Empfindungen, die zunächst der Psyche zuzuordnen sind, durch eigenleibliches Spüren zum Ausdruck gebracht. Der Leib geht über die Grenzen des Körpers hinaus, er vermittelt zwischen Umwelt und Körper, er inkludiert die Sinne und das Geschehen um ihn. Hier werden einzelne Aspekte in bewährter Form mit vielschichtigem Quellenmaterial herausgearbeitet. Nicht nur um Anstrengung, gegenseitige Unterstützung und Gleichheit im nächtlichen Biwak geht es. Letztendlich plagt mitunter jeden, egal ob Fürstbischof, Generalvikar oder Gelehrter, umgeben von Bauern, Trägern und Dienern, die veränderte Verdauung und der Durchfall in der Höhe. Dort oben glaubten die Bergreisenden zu schweben oder sie waren von Schwindelanfällen betroffen. Darstellungen stürzender Bergsteiger und deren Rettung, die aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts datieren, verweisen auf die Kooperation innerhalb der Expeditionen. Älpler oder Führer halten in letzter Sekunde ihre Auftraggeber vor dem Sturz ins Leere. Scharfe spürt diesem Material mit all seinen Nuancen in vier kurzen Kapiteln nach. Doch sukzessive hält der Tod Einzug in die alpine Eroberungsgeschichte. Bildliche Darstellungen erzählen von Katastrophen, erste Notizen über den Tod durch Absturz erscheinen zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Der zweite Teil des Buches titelt „Szenen und Zeichen“. Wir werden in die Berge geführt. Berg, Tal und Gletscher werden einer kurzen etymologischen Betrachtung unterzogen, im Vordergrund stehen aber deren topogra-

phische Wahrnehmungen und der zunehmende Erkenntnisgewinn. Scharfe verweist auf einen neu hinzukommenden Gedanken: die Nützlichkeit und die Schönheit des Gebirges. Ein Gedanke der sogenannten Physikotheologie, die um das Jahr 1700 Einzug in europäische Denkweisen hielt und eine von Gott geschaffene nützliche Welt proklamierte. Doch die Verbindung von Glaube und Vernunft löste sich in Wissenschaftsprogrammen auf, die teilweise penibel konzipiert waren und die uns vom Autor in einer Auswahl detailreich geschildert werden.

Wir erfahren von jahrelangen Vorbereitungen Saussures für die ersten Besteigungen des Mont-Blanc-Massivs, von der von Erzherzog Johann von Österreich geplanten und finanzierten Expedition zur Ersteigung des Ortlers, die schließlich im September 1804 gelang. Die Berge wurden mit Hilfe von Karawanen belauert und bezwungen. Bei der Orientierung halfen bald exaktere Karten, Kompass und Barometer. Martin Scharfe führt weiter: Sicherung der Steige, Verirren und Versteigen, Proviant und Improvisation, Durst und Alkohol, zu Beginn des 19. Jahrhunderts das probate Mittel schlechthin, um auf Bergfahrten zu bestehen. Schließlich bekommt die Leserin/der Leser noch eine brauchbare und historisch versierte Einführung in den damaligen Gebrauch alpiner Hilfsmittel wie Bergstock und Steigeisen.

Stets waren die Bergsteiger von Schmerzen begleitet. Ob Höhenkrankheit, die zur Mitte des 19. Jahrhunderts trotz gesichertem Wissensstand von vielen Zweiflern geleugnet wurde, oder geschundene Körper: Bergsteigen war gewissermaßen auch eine Bußleistung. In der wissenschaftlichen Mission riskierten die Protagonisten Gesundheit und Leben.

Und endlich gelangen wir auf den Gipfel. Der Autor mahnt eingangs zu einer kritischen Blickanalyse, sei doch zu bedenken, dass sich der Blick im 19. Jahrhundert über die Informationsverarbeitung von Reizen hinaus durch Ahnung, Emotion, Erregung und Erschütterung von Geist, Seele und Leib konstituierte. Karten werden gezeichnet, Bergketten finden sich erst etwa ab dem Jahr 1800 mit Hilfe von Schraffen dargestellt, erst später kommen Höhenschichtlinien zum Einsatz. Gerne brachte man etwas vom Gipfel mit: z.B. Steine als Zeichen des „Obengewesenseins“ (S. 248). Wichtiger noch waren die Messdaten. Puls, Luft, Schnee, Siedepunkt, Magnetismus, Elektrizität usw. wurden gemessen und zum Vergleich notiert.

Oder man ließ dort etwas zurück. Einer der immer wieder kehrenden Akteure in Scharfes Recherchen, der Priester Valentin Stanig, der unter anderem an der Großglockner-Erstbesteigungsaktion teilgenommen hatte, hinterlegte als Alleingänger auf der Watzmann-Hauptspitze die Hölzer seines Vermessungsgerätes. Damit sollte gekennzeichnet sein, dass schon einmal jemand dagewesen war. Von der Speckschwarte bis zum Stemmeisen

lassen sich allerhand Zeugnisse der Ankunft eines Menschen am Gipfel finden. Dieses Spurenlegen war (und ist) so wichtig, dass in einigen Fällen die Gegenstände durch die der Nachkommenden ausgetauscht wurden, wie einige alpine Sagen berichten. Auch der aufgeschichtete Steinmann ist so eine Spur. Der Autor sieht in ihm ein Bindeglied zwischen der alten Kultur der Bergler und einem neuen Zeitalter. Wir erfahren, dass die Fahne im 19. Jahrhundert das am häufigsten aufgestellte Gipfelzeichen war. Andere Promulgationen der Einnahme des Gipfels werden beschrieben: das Feuer, Inschriften, Notizen (oder Wahrzettel) in leeren Weinflaschen, das Gipfelbuch und schließlich das Gipfelkreuz, dessen Verbreitungsgeschichte primär im 20. Jahrhundert verankert ist. Der Autor setzt diese Tatsache der Vorstellung vieler entgegen, dass das Kreuz das natürliche und selbstverständliche Zeichen auf der Bergspitze sei und verweist auf eine „kulturelle Verführung“ durch kirchliche Propaganda, Literatur und Film. Scharfe datiert die kulturelle Innovation des Gipfelkreuzes in das Jahr 1799, als auf dem Kleinglockner ein Eisenkreuz errichtet wurde. Das Kreuz wird zum Symbol der Eroberung und Unterwerfung des Berges, die christliche, heilbringende Symbolik tritt aber in den Hintergrund. Geschützt werden diese neuen Kreuze durch Blitzableiter – für Scharfe ein Zeichen des Zweifels an der göttlichen Gewalt. Gemeinsam mit den anderen Gipfelspuren und -zeichen birgt das Kreuz Archaisches und Revolutionäres in sich, eine Spannung die – so schließt der Autor – den gesamten frühen Alpinismus antreibt und kennzeichnet.

Martin Scharfe legt eine umfassende Betrachtung des historischen Alpinismus zwischen Glaube und Vernunft vor. Unzählige Quellen wurden aufgetan, gesichtet und analysiert. Nicht zuletzt dekurviert er damit den Habitus des gegenwärtigen Alpinismus, dessen Heldengeschichten und Vermessungen laufend medial präsent sind. Seinem nahezu vierhundert Seiten starken Buch mit zahlreichen Abbildungen ist eine Einführung für – wie er schreibt – flotte Rezensenten vorangestellt. Die umfassende Arbeit ist viel zu spannend, um es beim Lesen dieser Einführung zu belassen.

Matthias Beitzl

HÄGELE, Ulrich: *Foto-Ethnographie. Die visuelle Methode in der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Mit einer Bibliographie zur visuellen Ethnographie 1839–2007*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2007, 420 Seiten, 352 meist s/w Abb.

420 Seiten, etwa 2 kg schwer, 49 Seiten Bibliographie: So tritt dem Rezensenten Ulrich Hägeles Werk zur „Foto-Ethnographie“ entgegen; herausgegeben von der Tübinger Vereinigung für Volkskunde als eine Publikation, die aus dem Fach der Volkskunde kommt, aber auf ein breiteres Rezipientenfeld abzielt. Dass dieses Werk dort angekommen ist, zeigen bisher erschienene Rezensionen und der erst kürzlich verliehene „Fotobuchpreis 2009“ des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels.

Im ersten Moment stellt sich Ehrfurcht vor dem weiten Lauf ein, der in diesem Buch präsentiert wird. Seit Jahren ist Hägele einer der maßgeblichen volkskundlichen Forscher, die sich mit Fotografien beschäftigen, und der einzige der sich in dieser Breite und Dichte dem Phänomen Fotografie widmet. In einem schieren Marathon arbeitet er sich durch mehr als hundert Jahre Fotografie und Volkskunde bzw. Kulturwissenschaft sowie deren Kontexte.

In einem weit angelegten historischen Rückblick zeigt er in den verschiedensten Feldern die historische Entwicklung dessen auf, was er als „Foto-Ethnographie“ bezeichnet. Dabei unterteilt er in der wissenschaftsgeschichtlichen Rezeption der volkskundlichen Fotografie diese in drei Abschnitte, die er mit „Sinnstiftung“, „Ideologisierung“ und „Professionalisierung“ überschreibt, die wie sich zeigt, zahlreiche Überschneidungsfelder aufweisen.

Der Abschnitt der Sinnstiftung „wurde geprägt von weitgehend unsystematischem Fotografieren, Sammeln und dem Aspekt des visuellen Bewahrens der Volkskultur“ (S. 19), einhergehend mit der Popularisierung volkskundlicher Themen und mit Tendenzen zur Identifikation innerhalb nationaler Abgrenzungsstrategien und regionaler Sinnstiftungen. Das gezeigte und untersuchte Bildmaterial stammt hauptsächlich aus den Konvoluten einer beginnenden volkskundlichen Fotografie, das bis in die 1930er Jahre hineinreicht. Hägele agiert interdisziplinär und nimmt auch Kunstfotografie und Heimatschutz, die Museen und Archive in seine Untersuchung. Aby Warburg und sein Mnemosyne-Atlas stellen für ihn neben anderen einen wesentlichen methodischen Bezugspunkt dar, ebenso blickt er auf das Richtungsweisende der anthropologischen Fotografie zum Beispiel eines Bronisław Malinowskis, aber auch die Kamera-Folklore vor allem während des Ersten Weltkrieges wird bearbeitet. Allein dieses Kapitel zeigt bereits die unglaubliche Breite und Komplexität seines Ansatzes. Gegliedert ist jeder Abschnitt in kompakte thematische Kapitel, die sich glücklicherweise

nicht in einer strengen chronologischen Gliederung versuchen, sondern immer wieder zeitlich vor- und zurückgreifen.

Ab dem ersten Weltkrieg registriert er – für den zweiten Abschnitt seiner Foto-Ethnographie – eine Ideologisierung der volkskundlich-dokumentarischen Fotografie.

Besonders wohltuend im Kapitel „ästhetisierte Armut“ ist, dass er sich unter dem Aspekt der Ideologisierung von einer qualitativen Beurteilung fernhält, die lange Zeit im Umgang mit Fotografien vor allem durch die Kunstgeschichte prägend war und in vielen Institutionen immer noch ist: so werden historische Arbeiten aus Gebrauchskontexten völlig unkritisch in Ausstellungen ästhetisiert und abgefeiert. Der Autor unterzieht diese Bilder hingegen einer reflektierenden Kritik. Über das Bild des „Neuen Menschen“ – hier ist nicht das neue Körperbild der Zwischenkriegszeit gemeint sondern das Auftauchen von Zeitung lesenden Bauern oder Kindern, wie sie vor 1914 nicht möglich gewesen wären – untersucht er diese Ideologisierung in Bildbänden vor allem der NS-Zeit. Er setzt sich aber genauso auseinander mit den Einflüssen der „Rassen“-Fotografie, der typisierenden Fotografie und mit dem „nackten Volkskörper“, „Bildstrategien der Ausgrenzung“, dem SS-Ahnenerbe oder mit dem regen Austausch zwischen den französischen Ethnologen und den Surrealisten beziehungsweise anderen Künstlergruppen. Auch Eugène Atget und Bronisław Malinowski werden in diesem Zusammenhang besprochen. Als Abschluss des großen Abschnitts der „Ideologisierung“ geht er auf Margaret Mead und Gregory Bateson ein, die den ausschlaggebenden Schritt zur Professionalisierung der „Foto-Ethnographie“ vollzogen haben.

Ab den 1950er Jahren beobachtet Hägele subsumiert unter dem Begriff „Professionalisierung“ zwei methodische Formen: die ethnographisch-anthropologische und die ethnographisch-sozialhistorische Variante. Ersteres der Einsatz der Fotografie als Forschungsinstrument im Feld, zweiteres die ethnographische Reflexion historischen Fotomaterials. Auch in diesem Kapitel befasst er sich in der schon zuvor verwendeten Breite der Felder mit den unterschiedlichsten Herangehensweisen und schlüsselt methodische Zugänge wie auch deren Scheitern auf, zum Teil am Beispiel der großen Forschungsprojekte ab den 1950er Jahren. Wie zuvor schon zeigt Hägele auch internationale Verbindungslinien auf, zum Beispiel zwischen Frankreich und Österreich – am Beispiel von Klaus Beitzl und seiner Beeinflussung durch Studienaufenthalte in Frankreich. Hägeles internationale Vergleiche reichen darüber hinaus; Russland, Nordamerika und andere werden in Beispielen immer wieder erwähnt. Interessant wäre hier ein Ausblick gewesen, der die Situation der Forschungspraxis in Gebieten außerhalb des europäisch-nordamerikanischen Bereichs skizzierte – diese kommen zum Teil nur als Forschungsobjekte zur Sprache.

In den letzten beiden Kapiteln des Abschnitts „Professionalisierung“ präsentiert er dann einen Überblick zu den gegenwärtigen methodischen Möglichkeiten einer Feldforschung mit Fotografien und verortet die Foto-Ethnographie in der visuellen Kulturwissenschaft.

Ulrich Hägele erfüllt mit diesem Buch ein Desideratum. Bis jetzt gab es in der deutschsprachigen Volkskunde keine derartige zusammenfassende Überblicksdarstellung. Hier wird auch gegenüber der angloamerikanischen Anthropologie und ihrer Auseinandersetzung mit der Fotografie Ausstehendes nachgeholt. Dort erschienen Überblicksdarstellungen zum Thema – in Form der Anthologie – schon in den 1990er Jahren.

Eine der Schwierigkeiten, dieses Buch zu rezensieren, ist zugleich eine der großen Stärken: seine Komplexität. Hägele skizziert das weite Feld der Fotografie, das er in mehreren Schichten untersucht. Er beschränkt sich nicht auf die theoretischen Texte zur Methodik visueller Feldforschung, sondern bezieht auch deren – zum Teil institutionellen – Entstehungskontext mit ein und beleuchtet die konkreten Forschungspraxen kritisch. Zugleich arbeitet er interdisziplinär, indem er die breit gefächerte Literatur anderer Disziplinen zum Bildbegriff und zum Umgang mit visuellem Material mitbedenkt, und zudem nicht in der Analyse des verschriftlichten akademischen Diskurses verharret. Er beforscht einschlägige Institutionen (etwa das Museum Europäischer Kulturen in Berlin, das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien und das Museum der Kulturen, Abteilung „Schweizerisches Museum für Volkskunde“ in Basel) und bearbeitet das dort gesammelte fotografische Material ebenso wie das Aktenmaterial. Konkrete Bildanalysen werden in die vergleichende Analyse anderer Bildmedien wie der Malerei erweitert.

„Genretechnisch“ lässt Hägele kaum einen Bereich aus, in dem Fotografien einen wie auch immer „dokumentarischen“ Zugriff auf die Wirklichkeit versuchen: Volkskundliche und ethnologische Untersuchungen, Presse, Dokumentar fotografie. Besonders schön ist hier die Miteinbeziehung früher, aber auch rezenter künstlerischer Zugriffe, die gleichwertig mit der wissenschaftlichen Praxis abgehandelt werden.

In dieser faszinierenden Dichte liegt aber auch die Mühen in der Rezeption des Buches. Das Feld, das er bearbeitet, ist so heterogen, dass der Verknüpfung, die Ulrich Hägele vornimmt, manchmal schwer zu folgen ist. Es lässt sich keine wirklich fassbare Grundthese ausmachen. Das Buch hat somit einen Nachschlagewerkcharakter, der aber dafür auch kaum Wünsche offen lässt – was sich allein schon in der „Bibliographie der volkskundlichen Fotografie und visuellen Ethnographie“ von 1839 bis 2007 ausdrückt.

Herbert Justnik

BRÜCKNER, Wolfgang: *Lutherische Bekenntnisgemälde des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die illustrierte Confessio Augustana* (= *Adiaphora. Schriften zur Kunst und Kultur im Protestantismus*, Bd. 6), Regensburg: Schnell & Steiner, 2007, 292 Seiten, 180 Abb.

Protestanten seien bilderfeindlich, und das mache einen Unterschied zum Bilderkatholizismus aus, so lautet die allzu plausible Faustformel, zu deren Verbreitung Protestanten selber nicht am wenigsten beigetragen haben. Bilderstürmer seien sie gewesen, bleibt als Urteil aus jener Zeit, in der die Bekenntnisgemälde ihren Platz haben. Schon Martin Scharfes Dissertation über evangelischen Andachtsbilder hatte Gläubige und Ungläubige über die Brüchigkeit dieses Bildertopos wenn nicht eines Besseren belehrt, so doch wenigstens aufmerken lassen.

Bilder sind immer Zeichen. Sie sind – im öffentlichen Raum aus- und aufgestellt – Zeichen, die auf Besonderheiten hinweisen und diese manifest machen sollen. Auf die Unterschiede kommt es an, und die lassen sich auch auf Bildern darstellen. Wolfgang Brückner hat „Bekenntnisgemälde“ des 16. bis 18. Jahrhunderts zusammengestellt und interpretiert. Es handelt sich um 40 Bilder, die hier zu einer Gattung zusammengefasst sind. Unter dem Begriff „Konfessionsbilder“ lassen sie sich einer Epoche zuordnen, die als „Konfessionalismus“ im Kontext einer expressiven Phase konfessioneller Ausdrucksformen in den deutschen Territorialherrschaften des cuius regio eius religio stehen. Zeitlich gehen die Bilder über die scharfen Grenzen hinaus, wie sie Historiker (etwa Maximilian Lanzinner) mit 1555–1618 für das „konfessionelle Zeitalter“ ansetzen.

Damit ist eine neue Bildpraxis geboren, in ihr wird das Bild mit Texten angereichert, wie es in Österreich und Mähren an den so genannten Sgraffitohäusern in Horn, Retz, Slavonice und anderswo abzulesen ist. Es sind in didaktischer und bekennnerhafter Absicht mit Informationen angefüllte Darstellungen. Diese Bezüge werden – derzeit aus gegebenem Anlass der Luther-Jubiläen – auch in Österreich, hier in Horn, der gewesenen „Hochburg des Protestantismus“ (Reingrabner) thematisiert: Als „Überreichung der Augsburgerischen Confession 1530. Bild aus dem 17. Jahrhundert“ ist das linke Gemälde des Eisenacher Diptychons von 1618 (Tafel 25 bei Brückner) etwa im eben erschienen Katalog „Adelige Macht und Religionsfreiheit“ abgebildet.¹

Mit der *Confessio Augustana* auf der einen und dem Tridentinischen Konzil (1545–1563) auf der anderen Seite sind die Ausdrucksmittel als Marksteine eines Gegensatzes skizziert, der eine neue, auf plakative Unter-

1 *Adelige Macht und Religionsfreiheit. 1608 – Der Horner Bund*. Museen der Stadt Horn 2008/2009, S. 102.

schiede gegründete Trennung der Konfessionen ausmacht. Noch heute wirkt dieser Gegensatz hinein bis in das „gefühlte Christentum ohne Kirche“ (Reinhart Staats), in der „Konfession als unsichtbare Ordnungsmacht“ (Winfried Müller) spürbar ist.

Die behandelten Bilder stellen dar, was den Unterschied ausmacht: die Reichung des Abendmahls in beiderlei Gestalt; sie betonen, was zum Glaubenszentrum wird: die Formen des Gottesdienstes und des Kirchenlebens, die zentrale Rolle der heiligen Schrift, die nun allen zugänglich ist, und die Rolle der Schriftlichkeit, ja der Texte überhaupt. Sie thematisieren – im Gestus der Stifterbilder – die weltlichen Autoritäten und bringen diese ins Bild: protestantische Fürsten und städtische Obrigkeiten. Sie umgreifen, wie das Peter Blickle immer wieder zu zeigen versucht hat, die Idee einer Einheit von Obrigkeit und Untertanen und vor allem die aus der konfessionellen Homogenität entspringende Identität von weltlicher und christlicher Gemeinde; eine Übereinstimmung, die auch die Kirche als Ort neu definiert.

Das ist die große Geschichte. Mit ihr verbunden und in sie eingelassen sind freilich auch ihre Auswirkungen in der kirchlichen Praxis. Ob es die Bedeutung des Altars, der Predigt, von Beichte, Taufe und Abendmahl, die Praxis der Stolgebühren, der Typus der Kinderlehre ist oder die Ordnung in der Kirche selbst. Was Brückner hier leistet, ist eine anschauliche Darstellung des kirchlichen Alltags aus den Bildern, die er detailliert interpretiert (und im Detail abbildet). Da gibt es bildgestützte Hinweise darauf, wo sich die Kinder in der Kirche aufhalten, wer in der Kirche schläft – hier ist an eine lange Bildtradition der unaufmerksamen Frauen zu denken. Wir erfahren über die Bilder von der Bedeutung der Orgel und über das protestantische Kirchenverständnis der christlichen Gemeinde als Oikodomesis, als Selbsterstellung von Gemeinde als Kirche. So entsteht, kulturgeschichtlich höchst aufschlussreich und dicht beschrieben, geradezu ein Kompendium über das Selbstverständnis protestantischen Lebens wie es sich in kirchlicher Praxis ausdrücken soll. Denkt man die Predigt, dann wird deutlich, dass zwar am Anfang und im Zentrum das Wort war und sein sollte, das Wort aber eben auch Bild wurde.

Brückner findet diese Spezifik – immer wieder kontrastierend mit dem katholischen Bildverständnis – in der „Erfindung und Ausformung des Typus der Augustana-Bekenntnisbilder“. Er interpretiert diese Bilder am Windsheimer Beispiel dreifach: als Erzählbild vom glaubensgeschichtlichen Ereignis, als Erinnerungsbild an die Glaubensentscheidung und als katechetisches Argumentationsbild. Stränge in die österreichischen Länder fehlen (vorderhand?), sieht man von dem Kärntner Balthasar Christalnig, einem Glaubensflüchtling ab, der im Windsheimer Bild benannt ist. Es darf angemerkt werden, dass sich in Bad Windsheim, dem Ort des so exempla-

risch ausgelegten Bildes und dem Ort des Freilichtmuseums, in dessen Spitalkirche eine Ausstellung zum Thema stattfand, ein Mühlengebäude eines österreichischen Glaubensflüchtlings befindet.

Durch den ständigen Vergleich mit dem katholischen Bildverständnis wird Brückners Text zu einer Einführung, einer Unterweisung, zum Lehrbuch über die Funktionen der christlichen Ikonographie und der Herstellung von neuzeitlichen Erinnerungskonstruktionen. Dazu helfen auch die prinzipiellen Überlegungen zur Ikonographie. Die behandelten Bilder elementarisieren die Lehre, sie wollen sie dokumentieren und festigen, machen sie zum Bekenntnis. So sind die Bilder keine Kultbilder, die nach Verehrung rufen, sondern Erklärungen des Soseins des gläubigen, sündigen und auf die Gnade angewiesenen Menschen. Die Bilder wollen nicht verehrt werden, sondern dienen dem Nachdenken der Festigung der Position des Menschen und seines Glaubens. Sie erhellen auch, wie nahe sich Kunst und Kirche waren und wie sehr sich Kunst und Protestantismus (und nicht nur er) voneinander entfernt haben. Erst im modernen Sinne können sie zu Kultbildern des Protestantismus werden: als Dokumente der Eigenheit. Es zeigt sich, wie sehr auch die katholische Kirche, so wie wir sie heute kennen, in dieser Zeit der Konfessionalisierung ihre Ausprägung gefunden hat: sie ist ebenfalls zur neuzeitlichen Konfessionskirche geworden.

Dass diese Arbeit mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Ausdauer, mit großem Spürsinn und einem weiten Blick über die bildlichen Ausdrucksformen der beiden christlichen Konfessionen ausgestattet ist, versteht sich bei Brückner. Zu rühmen und zu würdigen ist der umfangreiche, den gegenwärtigen Bestand vollständig dokumentierende Tafelteil, einschließlich der in den Text eingelassenen Details aus den Tafeln bei den jeweiligen Themen. Dass daraus ein opulenter Band geworden ist, erscheint nach der Lektüre des Textes seiner Bedeutung angemessen.

Brückners eigenes Œuvre besteht aus umfangreichen Vorarbeiten zu diesem Buch. Auf sie kann er sich stützen und sie unterstreichen zugleich seine stupende Gelehrtheit. Dazu gehört, dass er dabei auch Einiges klarstellt, nein klar stellt, dass er auch kritisch austellt, etwa wenn prinzipielle Bemerkungen zu den Aufgaben des Kulturhistorikers in Rede stehen oder die „optische Überdeutlichkeit“ älterer Forschungen kritisch behandelt wird. Das wird niemanden verwundern. Man könnte auch sagen, und drängt sich im Verlauf der Lektüre dieses Buches auf, dass es sich um ein Lebensthema Wolfgang Brückners handelt, dass nämlich eine große Zahl seiner Arbeiten diesem Thema gewidmet sind, nicht zuletzt sein frühes Nachdenken über „Bildnis und Brauch“.

Ein opus magnum.

Konrad Köstlin

BOHLMAN, Philip V.: *Jüdische Volksmusik. Eine mitteleuropäische Geistesgeschichte* (Schriften zur Volksmusik 21; Veröffentlichungen des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien), Wien u.a.: Böhlau Verlag, 2005, 388 Seiten, s/w Abb., Notenbeispiele.

Der Haupttitel dieses Buches könnte in die Irre führen: Wer eine Gesamtdarstellung oder eine Sammlung „jüdischer Volksmusik“ erwartet, wird schnell enttäuscht werden, denn es handelt sich hierbei um eine umfassende Anthologie von Texten, die – unter anderem – Vorstellungen, was jüdische Volksmusik sei oder sein sollte, thematisieren. Wer sich jemals mit diesem oder einem vergleichbaren Gegenstand auseinandergesetzt und sich in immer wiederkehrenden Diskussionen um Klärung dieser Problematik befunden hat, wird den beträchtlichen Wert dieser Anthologie schnell zu schätzen wissen. Jeder der 30 Quellentexte, die einen Zeitraum von Ende des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts abdecken, durch eine fundierte Einleitung des Autors kommentiert, beleuchtet Phänomene, die in der „Wiedererweckung“ der Volksmusik während dieses Zeitraums, in der Schaffung einer Öffentlichkeit für ein verschwindendes Kulturgut und in der Identitätsstiftung durch und mit Musik eine herausragende Rolle spielten. Insofern ist dieses Buch weniger ein Buch über Musik selbst als über die Bedeutung von Musik für eine Gesellschaft auf der Suche nach Identität.

Dies stellt tatsächlich den bedeutendsten Gewinn dieser Anthologie dar. Wie nur selten wird hier das gesellschaftliche „Wollen“ um eine Volksmusik als konstitutives Element einer Gemeinschaft in dieser Deutlichkeit erkennbar. Definition, Selbstverständnis und Identitätsstiftung sind in ihren Ausprägungen und Wandlungen erst anhand der hier zur Verfügung gestellten Zusammenschau der ausgesuchten Texte möglich und stellen den eigentlichen Gegenstand „Jüdische Volksmusik“ in ein neues Licht. Dies macht auch nachvollziehbar, warum einige Texte von eher marginaler Relevanz oder problematischer Darstellung der Thematik hier mit aufgenommen wurden wie etwa Max Brods feuilletonistischer Text „Jüdische Volkslieder“, der faktisch eine – inhaltlich in vielen Details fragwürdige – Reflexion über Gustav Mahler darstellt, und in seiner Neigung zu beginnender Legendenbildung und Idealisierung vom eigentlichen Gegenstand ebenso fortführt wie etwa der gewählte Ausschnitt aus Paul Nettls „Alte jüdische Spielleute und Musiker in Prag“ (1923), in dem durch die Komposition höchst fragmentarischer historischer Belege ein Geschichtsbild von geringer Tragfähigkeit, aber hohem Potential zu romantischer Fortspinnung gezeichnet wird. Dies führt in der Zusammenschau die Widersprüche vor Augen, eine „jüdische Volksmusik“ mit wenigen Worten oder gar Definitionen zu fas-

sen – ein weiterhin offenes Problem. So sehr bei einigen Texten – angesichts der lediglich auszugsweisen Wiedergabe – das Interesse erweckt wird, vielleicht mehr kennenzulernen, sind dennoch die wohl infolge der Textfülle eher knapp geratene Einleitung und das Nachwort des Autors für das Verständnis des Gegenstandes des Buches, die geistesgeschichtliche Bedeutung der Beschäftigung mit jüdischer Volksmusik und auch die jüdische Volksmusik selbst, am aufschlussreichsten und hätten mehr Raum verdient, denn die Feststellung des Autors gegen Ende seines Nachworts ist richtig und bedeutsam: „Für ein Ereignis der Vergangenheit ist die jüdische Volksmusik sehr aktuell.“ (S. 346)

Ein kleiner Kritikpunkt sei nicht vergessen: Beim Arbeiten mit diesem Buch wirkt es durchaus irritierend, dass Bohlmans einführender Kommentar vom eigentlichen Quellentext nur durch ein leicht zu übersehendes „*“ und eine kleine Einrückung voneinander abgehoben wird. Mit einer an jeder Stelle des Buches auf einen Blick zu erkennenden typographischen Unterscheidung der beiden Textsorten hätte man Lesern und Benutzern des Buches sicherlich eine wertvolle und wichtige Hilfestellung zur Orientierung innerhalb des Buches gegeben.

Erich Tremmel

Eingelangte Literatur: Herbst 2008

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Arb, Giorgio von, Robert Kruker, Hans Stricker u. Peter Zimmermann: Leute am Grabserberg. Zwanzig Jahre danach. – Zürich: Neue Zürcher Zeitung NZZ Libro, 2007. – 487 S.: überw. Ill. Literaturverz. S. 487. ISBN 978-3-03823-303-9

Baresel-Brand, Andrea u. Peter Müller [Hg.]: Sammeln, Stiften, Fördern. Jüdische Mäzene in der deutschen Gesellschaft. – Magdeburg: Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste, 2008. – 321 S.: Ill. – (Veröffentlichungen der Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste; 6). Literaturangaben. – Zsfassung in dt. u. engl. u. hebr. ISBN 978-3-9811367-3-9

Baumgart, Michael: Delbrücker Tracht. Ländlicher Kleidungsstil in Westfalen 1800–1980. Regionale Kultur – soziale Zeichenfunktionen, Analyse von Objekten, Archiv- und Bildquellen/Baumgart, Michael. – 1. Aufl. – Essen: klartext, 2007. – 464, XVI S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde; 25). Literaturverz. S. 375–396. – Zugl.: Münster (Westfalen), Univ., Diss., 2004/2005. ISBN 978-3-89861-606-5 – ISSN 0177-8269

Beier-de Haan, Rosmarie u. Marie-Paule Jungblut [Hg.]: Das Ausstellen und das Immaterielle: Beiträge der 1. Museologischen Studententage Neumünster, Luxemburg 2006. – 1. Aufl. – München [u.a.]: Deutscher Kunstverlag [u.a.], 2007. – 164 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Publications scientifiques du Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg; 12). Zsfassung i. franz. ISBN 978-3-422-06768-4

Bernold, Monika: Das private Sehen. Fernsehfamilie Leitner, mediale Konsumkultur und nationale Identitätskonstruktion in Österreich nach 1955. – Wien [u.a.]: Lit, 2007. – 220 S.: Ill. – (Österreichische Kulturforschung; 6). Literaturverz. S. [190]–219. – Teilw. zugl.: Wien, Univ., Diss.,

1997 u.d.T.: Bernold, Monika: Die österreichische Fernsehfamilie. ISBN 978-3-7000-0592-6

Blume, Eugen, Annemarie Hürlimann, Thomas Schnalke u. Daniel Tyradellis [Hg.]: Schmerz. Kunst + Wissenschaft. Begleitbuch zur Ausstellung „Schmerz“ vom 5. April – 5. August 2007 in der Nationalgalerie im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart, Berlin, und im Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité in Zusammenarbeit mit der Praxis für Ausstellung und Theorie. – [Köln]: DuMont, 2007. – 311 S.: zahlr. Ill., Notenbeisp. Literaturangaben. ISBN 978-3-8321-7766-9

Brednich, Rolf Wilhelm: Tie und Anger. Historische Dorfplätze in Niedersachsen, Thüringen, Hessen und Franken. – Friedland: Bremer, 2008. – 215 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 207–211. ISBN 978-3-9803783-6-9

Burkart, Günter: Handymania. Wie das Mobiltelefon unser Leben verändert hat. – Frankfurt/Main [u.a.]: Campus-Verl., 2007. – 224 S. Literaturverz. S. [211]–224. ISBN 978-3-593-38351-4

Dombrowsky, Kurt: Von einem, der auszog, Marionettentheater zu spielen oder: der schöne, aber mühevollen Versuch, eine alte Tradition am Leben zu erhalten. Hg. von Andreas Martin u. Lars Rebehn. – Dresden: Thelem, 2007. – 201 S.: zahlr. Ill., Kt. + 1 DVD – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; 9). Literaturangaben. – DVD u.d.T.: Traditionelles Marionettentheater Kurt Dombrowsky. ISBN 978-3-939888-29-1

Douglas, Norman: Dear Doug! Letters to Norman Douglas from Eric Wolton, René Mari, Marcel Mercier and Ettore Masciandaro and a selection of letters from Emilio. Hg. von Allan, Michael u. Arthur S. Wensinger. – 500 Ex. – Feldkirch [u.a.]: Neugebauer, 2008. – VIII, 156 S.: Ill. – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 18.2). Literaturangaben. ISBN 978-3-85376-312-4

Douglas, Norman: Respectful ribaldry. A selection of letters from Norman Douglas to Faith Compton Mackenzie. Hg. von Allan, Michael u. Arthur S. Wensinger. – 500 Ex. – Feldkirch [u.a.]: Neugebauer, 2008. – XI, 175 S.: Ill. – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 18.1). Literaturangaben. ISBN 978-3-85376-311-7

Dundes, Alan: „The Kushmaker“ and other essays on folk speech and folk humor. Hg. v. Wolfgang Mieder. – Burlington: The University of Vermont, 2008. – XIV, 206 S. – (Supplement Series of Proverbium; 26). Literaturangaben. – Literaturverz. S. [205]–206. ISBN 0-9770731-9-X

Duscha, Andreas: Places of worship. Interfaith prayer rooms at airports = Interreligiöse Gebetsräume auf Flughäfen. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde vom 17.9. bis 16.11.2008. Red. v. Herbert Justnik. – Wien: Metroverlag, 2008. – 95 S.:

überw. Ill. – (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde; 89). Literaturangaben. – Text i. dt. u. engl. – ISBN 978-3-902517-56-2

Feinig-Giesinger, Lucia, Nikolaus Walter u. Willibald Feinig: Vernähte Zeit. Die Bosna Quilt Werkstatt. Vom Leben im Vorarlberger Flüchtlingsheim Gahna und in der bosnischen Enklave Gorazde und wie Lucia Feinig-Giesinger zusammen mit Flüchtlingsfrauen die Bosna Quilts erfand. – 3. Aufl. – Salzburg: Otto Müller, 2007. – 207 S.: überw. Ill., Kt. Text dt. u. bosn. – Zsfassungen i. franz. u. engl. ISBN 978-3-7013-1139-2

Flügel, Christof, Grietje Suhr u. Wolfgang Stäbler [Red.]: Archäologische Funde im Museum. Erfassen – restaurieren – präsentieren. – München [u.a.]: Deutscher Kunstverl., 2007. – 128 S.: zahlr. Ill. – (Museums-Bausteine; 12). Literaturangaben. ISBN 978-3-422-06747-9

Gärtner, Reinhold: Politiklexikon für junge Leute. Unter Mitarbeit von Sigrid Steininger. – 1. Aufl. – Wien: Junfermann, 2008. – 281 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. ISBN 978-3-7026-5797-0

Gonseth, Marc-Olivier, Yann Laville u. Grégoire Mayor: La marque jeune. Exposition 28.06.2008-01.03.2009. – Neuchâtel: Musée d'ethnographie, 2008. – 266 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-2-88078-032-6

Gottwald, Markus, Matthias Klemm u. Birgit Schulte [Hg.]: Kreis-Läufe. Kapillaren der Weltkultur = CircularFlows. – Berlin [u.a.]: Lit, 2007. – 344 S. – (Diskursive Produktionen; 9). Literaturangaben. – Beitr. teilw. dt., teilw. engl. ISBN 978-3-8258-0633-0

Grabner, Elfriede: Himmlische Sonderheilige für irdische Sonderleidenden. In: Gesundheit und Hygiene im pannonischen Raum vom ausgehenden Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Tagungsband der 23. und 24. Schläiningener Gespräche. (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; 120). – Eisenstadt: Amt d. Burgenländischen Landesreg., Abt. 7 – Landesmuseum, 2007. – S. 195–212: Ill. Literaturangaben

Guerin, Frances u. Roger Hallas [Hg.]: The image and the witness. Trauma, memory and visual culture. – London [u.a.]: Wallflower Press, 2007. – IX, 263 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978-1-905674-19-0

Hasenbein, Heiko: Kunst im Quadrat. Plattencover 1960–2005. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Huelsmann vom 9.2. – 30.9.2007. Hg. von Hildegard Wiewelhove. – Bielefeld: Museum Huelsmann/Angewandte Kunst & Design, 2007. – 64 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 64. ISBN 3-9805831-8-X

Heller, Friedrich C.: Die bunte Welt. Handbuch zum künstlerisch illustrierten Kinderbuch in Wien 1890–1938. – 1. Aufl. – Wien: Brandstätter, 2008. – 471 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 423–429. ISBN 978-3-85033-092-3

Henschel, Beate u. Gisela Staupe [Hg.]: Glück – welches Glück. Dieses Buch erscheint anlässlich der Ausstellung „Glück – Welches Glück“ im

Deutschen Hygienemuseum Dresden, 6. März 2008 – 2. November 2008. – 1. Aufl. – München: Hanser, 2008. – 187 S.: Ill., graf. Darst. Literaturangaben. ISBN 978-3-446-23015-6

Hentschel, Toby Alexandra: Freiwillige Mitarbeit in Museen. Gesellschafts- und museumspolitische Potenziale sowie Praxisempfehlungen anhand einer empirischen Untersuchung in den USA. – Ehestorf: Förderverein des Freilichtmuseums am Kiekeberg e.V., 2008. – 356 S. – (Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg; 58). Literaturverz. S. 321–343. – Zugl.: Berlin, Univ., Diss., 2008. – ISBN 978-3-935096-23-2

Hörandner, Editha u. Stefan Benedik Karner [Hg.]: „Durch die Jahre ist es immer besser geworden“. Alltagsbewältigung in der Steiermark 1945–55. – Wien [u.a.]: Lit, 2007. – 384 S.: zahlr. Ill. – (Volkskunde; 13). Literaturangaben. ISBN 978-3-7000-0684-8

Horvath, Ilonka: „Ich bin eben viele Sachen ...“. Über Selbst-Sicht und Fremd-Blick jenseits von „Schwarz“ und „Weiß“. – Wien [u.a.]: Lit, 2007. – 166 S. – (Österreichische Kulturforschung; 7). Literaturverz. S. 153–164. ISBN 978-3-7000-0672-5

Huwer, Elisabeth: Das Deutsche Apotheken-Museum. Schätze aus zwei Jahrtausenden Kultur- und Pharmaziegeschichte. – 2., durchges. Aufl., Sonderausg. – Regensburg: Schnell + Steiner, 2008. – 304 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 298–300. ISBN 978-3-7954-2062-8

Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien [Hg.]: Begegnungen. Festschrift für Konrad Köstlin zur Emeritierung am 30. September 2008. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2008. – 358 S. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; 32). Literaturangaben. ISBN 978-3-902029-17-1

Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V., Dresden [Hg.]: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2007. Dresden: Thelem, 2007. – 142 S.: zahlr. Ill. – (Spurensuche; 1). Literaturangaben. ISBN 978-3-939888-36-9

Isphording, Eduard: Kräuter und Blumen. Kommentiertes Bestandsverzeichnis der botanischen Bücher bis 1850 in der Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. – Nürnberg: Verl. d. Germanischen Nationalmuseums, 2008. – 327 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 302–327. ISBN 978-3-936688-31-3

Jäger, Georg: Fernerluft und Kaaswasser. Hartes Leben auf den Tiroler Almen. – Innsbruck: Wagner, 2008. – 240 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. [220]–231. ISBN 978-3-7030-0443-8

Johann W. Deininger: Architekt, Denkmalpfleger, Gewerbeschuldirektor. Lebenserinnerungen. Hg. von Harwick W. Arch. – Innsbruck: Univ.-

Buchh. Golf-Verl., 2007. – 322 S.: zahlr. Ill. – (Nearchos; 16). Bibliogr. J. W. Deininger und Literaturverz. S. 299–312. ISBN 3-900773-98-X

Jungblut, Marie-Paule [Hg.]: Ausgeraubt! Aktuelle Fragen zum nationalsozialistischen Kulturgutraub in Europa. Ausstellung und Symposium Ausgeraubt! Neue Fragen zur Geschichte Luxemburgs während des Zweiten Weltkriegs, 11. Mai bis 23. Oktober, verlängert bis 20. November 2005. – 1. Aufl. – München [u.a.]: Deutscher Kunstverlag [u.a.], 2007. – 163 S.: zahlr. Ill. – (Publications scientifiques du Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg; 13). Literaturverz. S. 156. – Literaturangaben. ISBN 978-3-422-06769-1

Kärnten/Landesregierung: Kärntner Museumsschätze: alle Kärntner Museen auf einen Blick. – Klagenfurt: Amt der Kärntner Landesregierung, Abt. 5/Kultur, 2008. – 66 S.: zahlr. Ill.

Karpf, Peter u.a. [Hg.]: Anstoß zum Frieden. Sport und Sportgroßveranstaltungen als Friedensinitiative = „Kick-off“ to Peace. – Klagenfurt: Land Kärnten, 2008. – 199 S.: Ill., graf. Darst. – (Kärnten-Dokumentation: Sonderband; 2). Literaturangaben. – Text dt. u. engl. ISBN 3-901258-12-4

Kiss, Margit u.a.: „Virágzódotok ... anno“. Az Umlingok Kalotaszegen = The Umling family. Makers of fine painted furniture in 18th century Transylvania. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2007. – 119 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. 116–117. ISBN 978-963-09540-35-4

Klanciczay, Gábor u. Éva Pócs [Hg.]: Witchcraft mythologies and persecutions. – Budapest [u.a.]: Central European University Press, 2008. – VIII, 351 S. – (Demons, Spirits, Witches; 3). Literaturangaben. ISBN 978-963-7326-87-5

Kovacic, Nadja: Folklorna skupina Predgrad, 1908-2008. – Kocevje: Pokrajinski muzej, 2008. – 15 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-961-6517-09-6

Krasny, Elke u. Irene Nierhaus [Hg.]: Urbanografien. Stadtforschung in Kunst, Architektur und Theorie. – Berlin: Reimer, 2008. – 208 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-496-01394-5

Kulturpolitische Gesellschaft e.V. [Hg.]: Kultur.Macht.Europa – Europa.Macht.Kultur. Begründungen und Perspektiven europäischer Kulturpolitik; Dokumentation des Vierten Kulturpolitischen Bundeskongresses am 7./8. Juni 2007 in Berlin. – Essen: Klartext-Verl., 2008. – 334 S.: Ill., graph. Darst. – (Edition Umbruch; 23). Literaturangaben. ISBN 978-3-89861-942-4

Kunz, Richard, Joshi Vibha [Hg.]: Naga. Eine vergessene Bergregion neu entdeckt. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum der Kulturen vom 22. August 2008 bis zum 17. Mai 2009. – Basel: Christoph-Merian-Verl. [u.a.], 2008. – 200 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. 196–199. ISBN 978-3-85616-379-2

Kupper, Christine [Red.]: Enthüllungen. Restaurierte Kunstwerke von Riemenschneider bis Kremser Schmidt. Eine Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg, vom 19.10.2008–25.1.2009. Projektleitung durch Frank Matthias Kammel u. Daniel Hess. – Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2008. – 127 S.: zahlr. Ill. – (Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums). Literaturangaben. ISBN 978-3-936688-36-8

Langreiter, Nikola, Elisabeth Timm, Michaela Haibl, Klara Löffler u. Susanne Blumesberger [Hg.]: Wissen und Geschlecht. Beiträge der 11. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Wien. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2008. – 218 S. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; 31). Literaturangaben. – Zsfassungen in engl. Sprache. ISBN 978-3-902029-16-4

Leidinger, Hannes u. Verena Moritz [Hg.]: In russischer Gefangenschaft. Erlebnisse österreichischer Soldaten im Ersten Weltkrieg. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2008. – 292 S. – (= Damit es nicht verloren geht ...; 56). Literaturverz. S. 277–282. ISBN 978-3-205-77283-5

Liebscher, Claudia: Das kulturelle Netz Mitteleuropa(s) – Österreich und seine Nachbarländer. – Frankfurt am Main [u.a.]: Lang, 2008. – 360 S. Literaturverz. S. 357–360. ISBN 978-3-631-57508-6

Lienert, Matthias [Hg.]: Cornelius Gurlitt (1850 bis 1938). Sechs Jahrzehnte Zeit- und Familiengeschichte in Briefen. – Dresden: Thelem, 2008. – 375 S.: Ill. – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; 10). Literaturangaben. ISBN 978-3-939888-37-6

Liepach, Martin, Gabriele Melischek u. Josef Seethaler [Hg.]: Jewish images in the media. – Wien: Verl. der Österreich. Akad. der Wiss., 2007. – 298 S.: Ill., graf. Darst. – (Relation: N.S.; 2). Literaturangaben. – Beitr. teilw. dt., teilw. engl. ISBN 978-3-7001-3878-5

Malcarov, Simona u. Camelia Stefan: Bemalte Möbel aus Siebenbürgen. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 1. August – 25. November 2007 im Nationalen Museumskomplex ASTRA in Sibiu/Hermannstadt. – Sibiu/Hermannstadt: Astra Museum Verlag, 2007. – 68 S.: überw. Ill. Literaturverz. S. 116–117. ISBN 978-973-8993-15-0

Mallinckrodt, Rebekka von [Hg.]: Bewegtes Leben. Körpertechniken in der Frühen Neuzeit. Eine Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, in der Augusteerhalle, im Kabinett, im Globenkabinett und Malerbuchsaal vom 29. Juni bis 16. November 2008. – Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek, 2008. – VIII, 375 S.: zahlr. Ill. – (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek; 89). Literaturangaben

Mentges, Gabriele [Hg.]: Kulturanthropologie des Textilen. Unter Mitarbeit von Nina Schack und Heike Jenß. Heide Nixdorff zum Dank und zur

Erinnerung gewidmet. 1. Aufl. – Berlin: Ed. Ebersbach, 2005. – 482 S.: Ill., graf. Darst., 12 Falttaf. – (Textil – Körper – Mode: Sonderband). Literaturangaben. ISBN 3-938740-06-X

Meriläinen-Hyvärinen, Anneli: Luonnon kanssa käsikkäin: selviytymisen strategiat neljässä pohjoissuomalaisessa yhteisössä eri aikoina 1680-luvulta 1990-luvulle. – Helsinki: Suomen Muinaismuistoyhdistys, 2008. – 469 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Kansatieteellinen arkisto; 52). Quellen- und Literaturverz. S. 436–448. – Zsfassung in engl. Sprache u. d. T.: Hand in hand with nature. Survival strategies in four communities of northern Finland at different times from the 1680's to the 1990's. ISBN 978-951-9057-71-2 – ISSN 0355-1830

Mieder, Wolfgang [Hg.]: Sprichwörter sind Goldes Wert. Parömiologische Studien zu Kultur, Literatur und Medien. Mit Beiträgen von Elizabeth Alnemy u.a. – Burlington: The University of Vermont, 2007. – 301 S.: Ill., graf. Darst., Notenbeisp. – (Supplement Series of Proverbium; 25). Literaturangaben. ISBN 0-9770731-7-3

Milfai, Otto: Das Mühlviertel. Sprache, Brauch und Spruch. 3. Band: Witziges und Spritziges, Sinniges und Inniges in Sprüchen und Redensarten. – Linz: Denkmayr, 2007. – 224 S.: Ill. – Literaturverz. S. 224 – [226], ISBN 978-3-902598-40-0

Moser, Dietz-Rüdiger u. Carolin Raffelsbauer [Hg.]: Geachtet & geächtet. Bayerische Volkshelden in kulturhistorischen Skizzen. – Regensburg: edition buntehunde, 2007. – 175 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-934941-29-8

Motz-Linhart, Reinelde [Hg.]: Psychiatrie ohne Menschlichkeit. Gugging 1938 – 1945. Die Vorträge der Gedenkveranstaltung „Psychiatrie ohne Menschlichkeit – Wir vergessen nicht!“ im Landesklinikum Donauregion Tulln-Gugging, Maria Gugging, 26. Juni 2007. – St. Pölten: Im Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde Wien, 2008. – 144 S.: Ill., graf. Darst. – (Studien und Forschungen aus dem NÖ. Institut für Landeskunde; 47) (NÖ Schriften; 176: Wissenschaft). Literaturangaben. ISBN 978-3-85006-176-6

MUSIS – Verein zur Unterstützung d. Museen u. Sammlungen in der Steiermark [Hg.]: Steirische Museumsschätze 2008. Graz: MUSIS, 2008. – 44 S.: zahlr. Ill.

Näther, Ulrike, Schoole Mostafawy [Red.]: Volles Risiko! Glücksspiel von der Antike bis heute. Diese Publikation erscheint aus Anlass der gleichnamigen Sonderausstellung im Karlsruher Schloss vom 12.4.–17.8.2008. – Karlsruhe [u.a.]: Badisches Landesmuseum [u.a.], 2008. – 287 S.: zahlr. Ill. – (Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe; 9). Literaturverz. S. [277]–283. ISBN 978-3-937345-22-2

Neidhart, Christoph: Die Nudel. Eine Kulturgeschichte mit Biß. – 1. Aufl. – Wien: Deuticke, 2007. – 318 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 305–310. ISBN 978-3-552-06042-5

Oriol, Carme u. Josep M. Pujol: Index of catalan folktales. – Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia, 2008. – 313 S.: Kt. – (FF Communications; 294). Literaturverz. S. [304]–313. ISBN 978-951-41-1015-3 – ISSN 0014-5815

Overdick, Thomas: Sammeln mit Konzept. Ein Leitfaden zur Erstellung von Sammlungskonzepten. Mit dem Sammlungskonzept des Freilichtmuseums am Kiekeberg. – Ehestorf: Förderverein des Freilichtmuseums am Kiekeberg e.V., 2007. – 136 S.: graf. Darst. – (Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg; 56). Literaturverz. S. 31–33. ISBN 978-3-935096-22-5

Pack, Christina: Dinge. Alltagsgegenstände in der Fotografie der Gegenwartskunst. – Berlin: Mann, 2008. – 304 S.: zahlr. Ill. – (Humboldt-Schriften zur Kunst- und Bildgeschichte; 6). Literaturverz. S. 283–302. – Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 2006. ISBN 978-3-7861-2573-0

Petermayr, Klaus und Stephan Gaisbauer [Hg.]: Höllgang. Ergebnisse einer Feldforschung rund um das Höllengebirge. Mit Fotografien von Hans Kumpfmüller und Franz Linschinger. – Linz: OÖ Volksliedwerk, 2008. – 335 S.: zahlr. Ill., Kt., Notenbeisp. + 1 Audio-CD – (Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik; 7). Literaturangaben. ISBN 978-3-9501624-7-9

Ponisch, Gabriele: „... daß wenigstens dies keine Welt von Kalten ist ...“. Wallfahrtsboom und das neue Interesse an Spiritualität und Religiosität. – Wien [u.a.]: Lit, 2008. – 289 S. – (Europäische Ethnologie; 7). Literaturverz. S. 263–289. – Zugl.: Graz, Univ., Diss., 2006. ISBN 978-3-7000-0789-0

Profantová, Zuzana [Hg.]: The small history of great events in Czechoslovakia after 1948, 1968 and 1989. Bratislava: VEDA, 2006. – 466 S.: Ill., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-80-224-0926-1

Raff, Thomas: Die Sprache der Materialien. Anleitung zu einer Ikonologie der Werkstoffe. – 2. Aufl. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2008. – 221 S.: Ill. – (Münchner Beiträge zur Volkskunde; 37). Literaturverz. S. 195–209. – Zugl.: Augsburg, Univ., veränd. Habil.-Schr., 1991. ISBN 978-3-8309-1881-3 – ISSN 0177-3429

Ries, Johannes: Welten-Wanderer. Über die kulturelle Souveränität siebenbürgischer Zigeuner und den Einfluß des Pfingstchristentums. – Würzburg: Ergon-Verl., 2007. – 460 S.: Ill., graf. Darst. – (Religion in der Gesellschaft; 21). Literaturverz. S. [435]–460. – Zugl.: Leipzig, Univ., Diss., 2006. ISBN 978-3-89913-547-3 – ISSN 1432-0304

Rösch, Manfred u. Marion Heumüller: Vom Korn der frühen Jahre: sieben Jahrtausende Ackerbau und Kulturlandschaft. Begleitheft zur Ausstellung des Landesamtes für Denkmalpflege in Zusammenarbeit mit dem Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen. Mit einem Beitrag von Kristi-

ne Schatz. – Esslingen: Ges. für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern, 2008. – 102 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg; 55). Literaturverz. S. 95–100. ISBN 978-3-927714-91-5

Rösch, Paul [Hg.]: Meraner Badegeschichten. Vom Strandbad zum Lido = Merano balneare. – Bozen: Athesia, 2007. – 199 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 196. – Literaturangaben. – Text dt. und ital. ISBN 978-88-8266-449-7

Scharr, Kurt: Die Bukowina. Erkundungen einer Kulturlandschaft. Ein Reiseführer. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – 155, [16] S.: Ill., graf. Darst., Kt. Literaturverz. S. 149–155. ISBN 978-3-205-77576-8

Scheuch, Manfred: Historischer Atlas Deutschland. Vom Frankenreich zur Wiedervereinigung in Karten, Bildern und Texten. – Vollst. überarb., erw. u. akt. Aufl. – Wien: Brandstätter, 2008. – 317 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. Literaturverz. S. 315–316. ISBN 978-3-85033-195-1

Schlimmgen-Ehmke, Katharina [Hg.]: „Vorsicht Objekte!“ Neue Ansätze im Umgang mit originalen Einrichtungen in Freilichtmuseen. Beiträge zur internationalen Arbeitstagung der Vereinigung Europäischer Freilichtmuseen im LWL-Freilichtmuseum Detmold, 19.-21.10.2006 = „Handle with care!“ – Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum, 2007. – 121 S.: Ill., graf. Darst. – (Materialien des LWL-Freilichtmuseums Detmold/Westfälisches Landesmuseum für Volkskunde; 4). Literaturangaben. – Engl. Zsfassungen. ISBN 978-3-926160-43-0 – ISSN 1862-6939

Schmidt, Ulrich: „Sie waren Juden“. Das Haus Uhlmann im LWL-Freilichtmuseum Detmold. – Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum, 2008. – 56 S.: zahlr. Ill. – (Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold/Landesmuseum für Volkskunde; 20). Literaturangaben. ISBN 978-3-926160-44-7 – ISSN 0174-1950

Schmitz, Frank J.: InnenLeben. Haus der Gefühle. Ein Kunstprojekt von Herbert Galle und Gabriele Wilpers im Tagelöhnerhaus aus Vinsebeck im LWL-Freilichtmuseum Detmold. – Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum, 2007. – 35 S.: zahlr. Ill. – (Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold/Landesmuseum für Volkskunde; 19). ISBN 3-926160-36-5 – ISSN 0174-1950

Schürch, Franziska: Landschaft, Senn und Kuh. Die Entdeckung der Appenzeller Volkskunst. – Münster [u.a.]: Waxmann [u.a.], 2008. – 183 S.: Ill. – (Culture; 1). – Literaturverz. S. 171–183. – Zugl.: Basel, Univ., Diss., 2005. ISBN 978-3-8309-2040-3. – ISSN 1662-7067

Seipel, Wilfried [Hg.]: Additionen. Neuerwerbungen des Kunsthistorischen Museums 1990–2008. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien vom 22. Juli bis 2. November 2008. – Milano [u.a.]: Skira, 2008. – 224 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 219–224. ISBN 978-3-85497-140-5

Sinz, Egon: Von Habsburg bis Hitler: 1918–1945. Ein Dorf erlebt den Untergang der Donaumonarchie, die I. Republik, den Christlichsozialen Ständestaat, die Zeit des Nationalsozialismus und den Weg zur II. Republik. Hg. von der Gemeinde Kennelbach. – Hard: Hecht, 2007. – 252 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Notenbeisp. Literaturverz. S. 241–243. – Bibliogr. E. Sinz S. 252. ISBN 978-3-85298-145-1

Springer, Peter: Voyeurismus in der Kunst. – Berlin: Reimer, 2008. – 480 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. [449]–468. ISBN 978-3-496-01390-7

Spycher, Albert: Back es im Öfelin oder in der Tortenpfann. Fladen, Kuchen, Fastenwähen und anderes Gebäck. – Basel: Schwabe, 2008. – 159 S.: zahlr. Ill. – (Neujahrsblatt/Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige; 186). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 151–155. ISBN 978-3-7965-2383-0

Stämpfli, Philipp: Bern im Aufbruch. Das Völlger-Panorama von 1894. Konzipiert und bearbeitet von Martin Mühlethaler. – Bern: Stämpfli, 2007. – 112 S.: Ill. + 1 CD-Rom – (Schriften der Burgerbibliothek Bern). Literaturverz. S. 42–45. ISBN 978-3-7272-1224-6

Tschofen, Bernhard [Hg.]: GrenzRaumSee. Eine ethnographische Reise durch die Bodenseeregion. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2008. – 267 S.: Ill., graf. Darst., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-3-932512-49-0

Uslu-Pauer, Susanne u. Eva Holpfer: Vor dem Volksgericht. Verfahren gegen burgenländische NS-Täter, 1945–1955. – Eisenstadt: Amt d. Burgenl. Landesreg., Abt. 7, 2008. – 200 S.: graf. Darst. – (Burgenländische Forschungen; 96). Literaturangaben. ISBN 978-3-901517-59-4 – ISSN 1608-2559

Válka Miroslav [Hg.]: Agrární kultura. O tradičních formách zemědělského hospodaření a života na vesnici. – Brno: Ústav evropské etnologie, 2007. – 218 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Etnologické studie; 4). Literaturangaben. – Engl. Zsfassungen. ISBN 978-80-254-1172-8

Wejwoda, Marek: Kirche und Landesherrschaft. Das Hochstift Meißen und die Wettiner im 13. Jahrhundert. – Dresden: Thelem, 2007. – 166 S.: Ill. – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; 8). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. [153]–161. – Zugl.: Leipzig, Univ., Magisterarbeit, 2004. ISBN 978-3-939888-30-7

Wirz, Tanja: Gipfelstürmerinnen. Eine Geschlechtergeschichte des Alpinismus in der Schweiz 1840–1940. – Baden: hier+jetzt, 2007. – 445 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 426–440. – Zugl.: Zürich, Univ., Diss., 2005. ISBN 978-3-03919-033-1

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Matthias Beitzl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Ao. Univ.-Prof. Dr. Helmut Eberhart
Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz
Atternsgasse 25/I
8010 Graz
Österreich

Ass.-Prof. Dr. Bernhard Fuchs
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der
Universität Wien
Hanschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Mag. Birgit Johler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Mag. Herbert Justnik
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Dr. Vera Kapeller
Institut für Stadt- und Regionalforschung der
Österreichischen Akademie der Wissenschaften
Postgasse 7/4/2
1010 Wien
Österreich

em. o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

Dr. Nikola Langreiter
L'HOMME-Redaktion
c/o Institut für Geschichte
Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1
1010 Wien
Österreich

ao. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

sowie
Bettina Kletzer
Katrín Lorber
Nadine Obermüller
Daniela Schadauer
Isabella Scheller
Katharina Schmid
Marlene Schütze
Ulrike Sladek
Inge Stolterfoth
Evelyn Wascher
Konstantin Wertenbroch

Dr. Claudia Peschel-Wacha
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

HR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
Österreich

Univ.-Ass. Dr. Elisabeth Timm
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
Österreich

PD Dr. Erich Tremmel M.A.
Spenglergäßchen 16a
86152 Augsburg
Deutschland

Buchanzeige

Franz Grieshofer, Nora Witzmann: Weihnachtskrippen. Spiegelbilder vergangener Lebenswelten. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 30. November 2008 bis 1. Februar 2009

Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 2008
108 Seiten, Farbabb., 22 x 21, brosch.

(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 90)

ISBN 978-3-902381-14-9

€ 24,- (exkl. Versand), € 16,- (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Im Katalog zur gleichnamigen Ausstellung werden die figurenreichen Krippen unter einem neuen Blickwinkel betrachtet und erstmals originale Objekte den in den Krippen dargestellten Miniaturen gegenübergestellt: Geräte in der Küche, die gedeckte Hochzeitstafel, Musikinstrumente, Transportgeräte oder Werkzeuge verschiedener Handwerker. So entsteht ein Vergleich zwischen der imaginären und der realen Welt, die Krippen selbst erscheinen als Spiegelbilder vergangener Lebenswelten.

Unter den zahlreichen Farbfotografien ist auch eine Tiroler Krippe von Augustin Alois Probst aus dem 18. Jahrhundert. Diese Krippe ist eine private Leihgabe von Karl Hohenlohe und wird erstmals öffentlich präsentiert.

Inhalt

Einleitung: Vom Wesen der Krippe, Krippen als Quelle des Volkslebens; **Weihnachtsgeschichte in Szenen:** Sonderform Kastenkrippe, Hohenlohe-Krippe, Weihnachtsgeschichte in Szenen; **Bürgerlicher Lebensgenuss:** Tafelfreuden, Festmusik und Hirteninstrumente, Freizeitvergnügen; **Bäuerliche Lebensbewältigung:** Hirten- und Bauernarbeit, Bäuerliche Arbeitsgeräte, Textilgeräte, Transportgeräte; **Gewerblicher Lebensbereich:** Welt der Bergleute, Handwerk und Gewerbe in der Rinner-Krippe, Handwerksszenen aus dem Steyrer Kripperl, Haus Nazareth, Fastentuch.

Bestellungen

Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde

Laudongasse 15–19, A-1080 Wien

Tel. +432/4068905, Fax +431/408 53 42

E-mail: office@volkskundemuseum.at
